
Ludwig
Renn
DER SPANISCHE KRIEG
Das Neue Berlin

Siebzig Jahre nach dem spanischen Bürgerkrieg erscheint erstmals der ungekürzte, unzensierte Bericht des Kommandeurs des Thälmann-Bataillons und Stabschefs der II. Internationalen Brigade. Ludwig Renns Augenzeugenbericht ist von bestechender Genauigkeit in den Beobachtungen und eine schonungslose Analyse des militärischen Verhaltens an der Front. Als Schriftsteller und Militär hielt er die Ereignisse des Bürgerkrieges fest wie kaum ein anderer der Spanienberichterstatter neben ihm.

9 783360 012876



LUDWIG RENN

eigtl. Arnold Vieth von Golßenau, als Sohn des Prinzenerziehers 1889 in Dresden geboren. Nach dem Abitur Fahnenjunker des 1. Leibgrenadierregiments. Kompanie- und Bataillonsführer im 1. Weltkrieg. 1920 aus dem Militärdienst ausgeschieden. Jurastudium in München. Ab 1923 freischaffender Schriftsteller in Dresden, Wien, Berlin. Fußreisen u.a. nach Italien und Ägypten. 1926/27 Studium der Kunstgeschichte. Ab 1928 Mitglied der KPD und des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller. 1933 zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. 1936 Flucht in die Schweiz, von wo aus er nach Spanien geht. Kommandeur des Thälmannn-Bataillons und Stabschef der 11. Internationalen Brigade. 1939 in Frankreich interniert. Emigration nach Mexiko. Dort Professor für Geschichte und Sprachen und Präsident der Bewegung Freies Deutschland für Lateinamerika. 1947 Rückkehr nach Dresden, Professor für Anthropologie. Übersiedlung nach Berlin. Ehrenpräsident der Akademie der Künste und des PEN. 1979 gestorben.

Ludwig Renns Werke in Einzelausgaben im Verlag Das Neue Berlin:

ADEL IM UNTERGANG

Daß etwas im Staate faul sei, hatte schon Hamlet, Prinz von Dänemark aussprechen müssen. Zum Aussprechen solcher Antworten drängte es auch den früheren Adjutanten im königlich-sächsischen Garderegiment ... In seinen Büchern hat er Erlebnisse gestaltet, deren einprägsame Kraft jeden Leser beglückte.
Arnold Zweig

KRIEG

Aber grandios ist Renn. Und der Grandiosität dieser schweren, apathischen Schilderungen wird man sich nicht entziehen können. Welche Szenen! Sie stehen da, und keine Gewalt der Erde reißt sie aus der Erinnerung ...
Ernst Weiß

NACHKRIEG

Ruhig, sachlich, anständig, ein würdiger Nachfolger von Renns Kriegsbuch, ist dieser „Nachkrieg" eines der ganz wenigen Bücher über die erste Nachkriegszeit, die ich zu Ende lesen konnte ...
Hermann Hesse

Ludwig Renn

Der Spanische Krieg

Dokumentarischer Bericht

Erstveröffentlichung nach
dem ursprünglichen Manuskript



Das Neue Berlin

Inhalt

Die Front war so still, dass ich den einzelnen Schuss hörte

Vorwort von Günther Drommer

In dem spanischen Land
In dem Unterstand
Sitzen unsre Genossen.
An dem Grabenrand
Wo der Posten stand
Ward ein Kamerad erschossen.
Blutig sank er hin
Doch in unserm Sinn
Gab und gibt es nie ein Wanken.
Nach der Freiheit hin
Nach der Freude hin
Ziehen alle die Gedanken.

So kann es gewesen sein: Ludwig Renn hat diese zwölf Zeilen auf dem Kongress zur Verteidigung der Kultur 1937 in Madrid während einer Pause aufgeschrieben. Er reicht Hanns Eisler den Zettel, der vertont die Worte, gibt Text und Melodie an Ernst Busch weiter und übt am Flügel beides mit ihm ein. Und dann singt Busch mit unvergleichlicher Stimme das kleine Lied, eindringlich, voller Wehmut und Zuversicht.

Es wird bleiben für alle Zeiten, und wer es je gehört hat, weiss alles über die Interbrigadisten im Spanischen Krieg, weiss alles über die Gefühle dieser Menschen. Weiss, warum weder die Soldaten des Putschgenerals Franco, noch die Nazi-Legion Condor oder Mussolinis italienische Interventionstruppen dieses Lied überwältigen konnten.

Hat die Spanische Republik, von heute her gesehen, siebzig Jahre nach Francos Revolte, überhaupt eine Chance gehabt?

Einerseits trieb terroristisches Unrecht, dem die unvorstellbar hart arbeitenden Bauern und Industriearbeiter ausgesetzt waren, das Geschehen an, verfehlte die jahrhundertealte, zuletzt in schrecklicher Weise aktualisierte tödliche Grausamkeit der Putschisten, ihrer Hinterleute und Sympathisanten in Staat und Kirche ihre Wirkung nicht.

Auf der anderen Seite staute sich die daraus resultierende Wut, wuchsen die Hoffnung und die überlegene Würde einer festen Solidarität, der die Vision einer gänzlich neuen und besseren Art zu leben entsprang. Die Volksfront aller zur Verteidigung der rechtmässig gewählten Regierung zusammengeschlossenen Parteien, Organisationen und Gruppierungen war brüchig seit Beginn. Ziele, Vorstellungen und Methoden gingen weit

auseinander und entsprachen allesamt nicht den durch die Vergangenheit Spaniens bestimmten Möglichkeiten. Aber wer von den Unverzagten, die damals den Traum von der gerechteren Welt träumten, konnte und wollte wissen, was wirklich möglich war?

Als die Chance noch bestand, wirkungsvoll gegen Franco vorzugehen, war die Republik mangelhaft befähigt, unentschieden und viel zu langsam. Traditionelle Bürokratie hemmte ihre organisatorische Leistungsfähigkeit, und ihre militärische Kraft war eingeschränkt durch eine überlieferte Methodik der Kriegsführung des 19. Jahrhunderts ohne die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs, worüber die Hilfstruppen Francos, Nazi-Deutsche und Italiener, in reichem Masse verfügten.

Mit seinen unterschiedlichen nationalen und internationalen Interessen nimmt das Ausland Einfluss auf das spanische Geschehen: Hitler und Mussolini unterstützen die Putschisten mit brachialer Gewalt, Hitler mit Flugzeugen und modernen Waffen, die einer letzten Übung mit scharfem Schuss vor dem Beginn des längst geplanten Zweiten Weltkriegs unterzogen werden. So lässt zum Beispiel Hermann Göring in Guernica als erster genau jenes System Flächenbombardement an wehrlosen baskischen Zivilisten ausprobieren, das er dann im Kriege perfektioniert, bis Engländer und Amerikaner es schnell gelernt haben und acht Jahre später in Dresden so überaus effektiv beherrschen. Mussolini schickt vor allem Infanterie-Einheiten in gewaltiger Zahl, Franco selbst bedient sich ihm in beträchtlicher Truppenstärke unterstellter und mit äusserster Grausamkeit kämpfender Marokkaner.

Die beiden Völkerbundmächte Grossbritannien und Frankreich nennen Nichteinmischung, was in Wahrheit Unterstützung Hitlers und Mussolinis bedeutet. Die Republik kauft Waffen, Frankreich sperrt die Landgrenze, England und Deutschland blockieren die Seeverbindungen. Katalonien fällt auch deshalb, weil es der Regierung in Valencia unmöglich gemacht wird, Waffen in diesen kleineren Teil der Republik zu bringen.

Die inzwischen ganz und gar unter Stalins despotische Herrschaft geratene Sowjetunion will das ferne Land am anderen Ende Europas nach eigenem Muster umgestalten. So endet zum Beispiel der schwierige Umgang mit den selbstbewussten, sich militärischer Disziplin oft nur widerwillig unterwerfenden Anarchisten nach deren Aufstand von Barcelona in einem erbarmungslosen, massgeblich von der GPU organisierten Kampf, zu dessen Vorgeschichte allerdings auch der ebenso blutige Schaden gehört, den bestimmte anarchistische Kreise der ums Überleben kämpfenden Republik zugefügt hatten.

Abgesehen von jener kleinen Gruppe von Parteibeauftragten und

Geheimpolizei handeln, haben sich Tausende Ausländer in Spanien eingefunden. Sie sind gekommen, um der Republik militärisch beizustehen: aus Idealismus, Gerechtigkeitssinn, Solidaritätsgefühl, mancher auch, um in dem von Wirtschaftskrisen oder Terror geschüttelten Europa einfach zu überleben, kaum einer aus reiner Abenteuersucht.

Vor allem von den in den Schlachten verwundeten und gefallenen Männern, Spaniern und Internationalen, von den fähigen Befehlshabern des spanischen Volksheeres, von Politikern, von Bauern und Arbeitern, Frauen und Männern handelt Ludwig Renns authentischer Bericht über den Verlauf des Spanischen Krieges. Mit der Qualifikation eines erfahrenen deutschen Weltkriegsoffiziers ist er dessen handelnder Zeuge – vom weitgehend unorganisierten Anfang bis zum bitteren Ende.

Als Stabschef der Elften Internationalen Brigade unter dem Kommando von Hans Kahle, zeitweise selbst als Kommandeur, als Chef einer Feldwebelschule, aber auch als Beauftragter der Spanischen Republik in den USA und in Kuba sammelt er Eindrücke und Erfahrungen an vielen Fronten dieses Krieges von den ersten chaotischen Tagen der Verteidigung Madrids im Winter 1936/37 bis zur Ankunft im französischen Internierungslager Saint Cyprien Anfang Februar 1939.

Seine Aufzeichnungen bestechen durch Detailgenauigkeit in den Beobachtungen und schonungslose Analyse des militärischen Verhaltens direkt an der Front. Fast durchgängig berichtet er selbst leidenschaftslos, der Leser wird aber die mitgeteilten Ereignisse nicht ohne innere Anteilnahme zur Kenntnis nehmen. Renn teilt nur das mit, was er ganz genau zu kennen glaubt. Trotzkisten sind damals für ihn Verräter, deshalb nennt er sie verallgemeinernd auch so. Als Soldat zieht er Vertrauen in Vorgesetzte intellektueller Skepsis vor. Anarchisten sind tapfer wie alle anderen Soldaten auch, manchmal behindern manche ihrer Führer den erfolgreichen Abschluss einer immerhin auf Leben oder Tod hinauslaufenden militärischen Auseinandersetzung mit dem Feind. Der Offizier Renn ist im Krieg an ein durch Befehl und Gehorsam reguliertes Leben als Voraussetzung für jedweden militärischen Erfolg gewöhnt. Als Stabschef hat er auf einfache Dinge zu achten: Soldaten werden nicht von Reden satt, sie brauchen vor der Schlacht eine warme Suppe.

Wenn ein grobschlächtiger Kommandeurstyp ohne wirkliche Erfahrung wie der vermutlich im Moskauer GPU-Auftrag handelnde Richard Staimer Feigheit zeigt und den Spaniern gegenüber Arroganz, dann spricht Renn offen und ohne ängstliche Rücksicht darüber. Warum soll er aber gegenüber jenen russischen Beratern, die er im Kampf kennenlernt, Vorbehalte haben, wenn dazu kein Grund besteht? – Allerdings gibt es in Renns Aufzeichnungen eigenartige Löcher: Hans Beimler, den Be-

auftragten der KPD für alle Deutschen in den Internationalen Brigaden, trifft Renn gleich am Anfang in Barcelona. Sie teilen das Zimmer, fahren gemeinsam in die vordersten Linien. Renn verehrt Beimler ob seines Mutes und schätzt dessen Gerechtigkeitsempfinden. Beimler seinerseits achtet die militärischen Kenntnisse, das Organisationstalent, den Ordnungssinn des Weltkriegsoffiziers und schärft Renn ein, sich zum Nutzen der Spanischen Republik nur in einer seinem Können entsprechenden Funktion einsetzen zu lassen.

Am 1. Dezember 1936 fällt Beimler vor Madrid. Die Schilderungen von seinem Tod sind zwiespältig. Renn bleibt in der seinen auffällig zurückhaltend, er erwähnt Beimler danach an keiner Stelle mehr.

Staimer nennt in seinem Bericht Hans Beimler, Louis Schuster (Fritz Vehlow) und sich selbst. Beimler, so berichtet Staimer, wird bei der Rückkehr von den vorderen Linien am frühen Morgen, als sie zu dritt einen kleinen Abhang hinunterrennen, von einer feindlichen MG-Salve tödlich getroffen, «dreht sich einmal wie ein Kreisel um seine eigene Achse» und ruft dreimal «Rot Front». Schuster und Staimer laufen an Beimler vorbei in Deckung, dann gehen beide zu Beimler zurück, rufen einen Sanitäter. Als der kommt, legen sie Beimler auf eine Trage. Jetzt läuft Staimer los, um eine Ambulanz zu holen. Der Sanitäter erhält einen Schuss in den Arm, Schuster wird, wie Beimler, tödlich getroffen.

Im Augenzeugenbericht von Tomas Calvo Cariballos, des Fahrers von Beimler, den Staimer gar nicht erwähnt, findet das Geschehen am Nachmittag statt, und Staimer kommt in ihm überhaupt nicht vor.

Ludwig Renn schreibt nur knapp: «Nach einiger Zeit erfuhr ich Genaueres: Richard [Staimer], der vorläufige Führer des Bataillons Thälmann, war mit den beiden Politkommissaren Beimler und Louis Schuster nahe dem Gehöft Palacete vorgekrochen, als zwei Schüsse fielen. Beimler soll: ‚Rot Front!» gerufen haben und regte sich nicht mehr. Aber auch der gute, milde Louis Schuster war gefallen.»

Wer hat Renn berichtet? Staimer doch offenbar nicht, obwohl Renn zu dieser Zeit als Stabschef der Elften Brigade einer von seinen zwei unmittelbaren Vorgesetzten ist. Sonst könnte doch Renns Mitteilung über diesen bedeutendsten Toten unter den Deutschen in Spanien nicht so lapidar sein. Selbst wenn Renn vermutet, dass Staimers veröffentliche und damit gewissermassen amtliche Schilderung von Beimlers Ende nicht der Wahrheit entspricht, wie soll er das beweisen, zum Zeitpunkt kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs, als er sich mit dem Manuskript beschäftigt und Staimer inzwischen zum Chefinspekteur der Volkspolizei des Landes Brandenburg aufgestiegen ist? Und wenn Staimer tatsächlich im Auftrag des KGB in Spanien war und vielleicht sogar an Beimlers Tod nicht

völlig unschuldig, wer verschafft ihm Gewissheit? Alle, die später die Geschichte vom KGB-Agenten erzählen, der Beimler hinterrücks erschossen haben soll, sind bis heute jeden handfesten Beweis schuldig geblieben. Renn jedenfalls reiht sich in den Kreis dieser «Zeugen» nicht ein, weil auch ihm Beweise fehlen. – Renn schreibt nur auf, wessen er sich sicher ist, das macht ihn unbeliebt bei den einen wie bei den anderen: Für die einen sagt er zu viel, für die anderen zu wenig, der Leser dieses Buches wird es selbst bemerken.

Erwähnt sei in diesem Zusammenhang auch Gustav Regler, Kriegskommissar der Zwölften Brigade, später in gegenseitiger erbitterter Feindschaft mit den deutschen Kommunisten im Exilland Mexiko lebend.

Bei dem Versuch, die Stadt Huesca nördlich von Zaragoza zu nehmen, wird General Lukácz (Maté Zalka) am 17. Juni 1937 in seinem Auto tödlich verwundet. Wenn man Reglers Beschreibung folgt, so geschah das durch eine feindliche Granate, die einschlug, als «wir gerade an den anarchistischen Bataillonen vorbeifuhren. Unser Auto wurde hochgehoben, dann mit einem Ruck wieder hingesetzt.» Als Renn, der schon im Weltkrieg spezielle Erfahrungen mit dem Flug von Granaten gesammelt hatte, das las, wird er gezweifelt haben: Granaten, von einem tiefer gelegenen Standort abgeschossen, treffen stets von oben, entweder schlagen sie in ein Auto ein und zerfetzen es, oder sie explodieren daneben, dann schleudern sie es horizontal davon. Unter einem Auto explodieren und es dadurch hochschleudern können sie nicht.

Eine Bombe oder ein Bündel Handgranaten könnten allerdings aus einer Position direkt neben dem Auto leicht unter das Fahrzeug geworfen oder geschoben werden und die von Regler geschilderte Wirkung auslösen. Übrigens heult in Reglers Bericht die nächste Granate ballistisch korrekt dann über das zerstörte Auto hinweg.

Renn, der mit Lukácz lange militärisch zusammengearbeitet hatte, schildert das folgenreiche Ereignis so: «Bald erfuhren wir genauer, was geschehen war. Lukácz hatte den Auftrag, zusammen mit katalanischen Truppen die Stadt Huesca nördlich Zaragoza einzunehmen. Der Abschnittskommandeur der dortigen Front war der Führer der POUM-Truppen [Kerntruppen der Anarchisten]. Lukácz zeigte ihm die Karte und fragte, wie es mit der Besetzung der Vorberge der Pyrenäen stünde, die sich bis dicht nördlich an Huesca heranzogen.

«Dort stehen keine Faschisten», sagte der POUM-Führer obenhin. «Man kann da einfach durchmarschieren.» Als die Stunde des Vorstosses kam, weigerten sich die trotzkistischen und die anarchistischen Truppen, aus ihren Gräben herauszugehen und anzugreifen. Dadurch lag die ganze

Last des Angriffs auf der Zwölften Brigade. Der General selbst fuhr im Auto eine Strasse entlang, in deren Nähe angeblich keine Faschisten standen. Er bekam plötzlich Feuer [!] und war sofort tot, seine Begleiter ebenfalls zum Teil, zum anderen verwundet. Auch die Truppen erlitten schwere Verluste und mussten sich zurückziehen. Der POUM-Führer hatte den General Lukácz und seine Truppen absichtlich dorthin geschickt, wo sie umkommen mussten.»

Besteht die Möglichkeit, dass Gustav Regler, der später einen durchaus nachvollziehbar antikommunistischen politischen Standpunkt einnimmt, in seiner resümierenden Lebensgeschichte «Das Ohr des Malchus» eine bestimmte Teilschuld von den Anarchisten wegzunehmen bemüht ist, um die Schuld der Kommunisten in deren Verhalten den Anarchisten gegenüber grösser zu machen?

Wie wichtig wäre einst eine sachliche Diskussion der Vorgänge gewesen, aber – von den politischen Bedingungen in der frühen DDR und im Westen abgesehen – wie sollte Renn auf eine süffisante Hören-Sagen-Verleumdung Reglers reagieren, die ihn ausgerechnet bei seiner damals längst bekannten Homosexualität zu treffen sucht. Stabschef Renn sei 1938 von dem «Parteimann» Franz Dahlem (immerhin Nachfolger Beimlers in Spanien) und Staimer bei grosser Hitze nackt mit einem «spanischen Ganymed» in einer irgendwie zweideutigen Situation in seinem Zelt überrascht worden. Diese von Regler veröffentlichte sogenannte «groteske Anekdote» ist ebenso billig wie unwürdig.

Nach seiner Amerika-Reise ist Renn im Sommer 1938, für den Regler seine Geschichte datiert und die mitzuteilen ihn «spanische Freunde gebeten» haben, gar nicht Stabschef, und in Cambrils, wo er in einem Steinhaus wohnt, hat er mit Staimer nicht das geringste zu tun.

Sollte Regler allerdings das Jahr 1937 meinen (ein dritter Sommer käme nicht in Frage), so hat Stabschef Renn tatsächlich in den heissen Tagen von Brunete (als Staimer im sicheren Hinterland seine Magenbeschwerden kurierte) mit kühlem Kopf seine tapferste Schlacht geschlagen. Um ihn herum begannen, ausser dem umsichtigen jungen österreichischen Leutnant Helfeldt mit seinen Soldaten, alle zurückzugehen. Da hat Renn tatsächlich in grosser Hitze mitten im Kampf zwar nicht seine Hose, wohl aber sein Hemd ausgezogen, es vergessen und am Abend nicht wiedergefunden. Für eine Lesung aus Platons «Symposion» in spanischer Sprache wird er wohl kaum Zeit gefunden haben.

In einer dieser stillen Nächte, die damals auf jeden der heissen Tage folgten, wird jener Holländer erschossen, der aus Feigheit fliehen wollte, um dessen Begnadigung alle anwesenden Spanier bitten und der seine Verurteilung selbst akzeptiert. – Man lese die Stelle und bedenke Reglers

bösartiges Urteil auch über Renns angeblichen literarischen «Stilzerfall».

Regler kann in seiner «Anekdote» mit kolportagehafter Leichtigkeit einen Feldstuhl, ein Thermometer, eine Entfernung zwischen den beiden angeblich nackten Männern von genau drei Metern, das Symposion von Platon (auf Spanisch) und einen wutschnaubenden Dahlem hinzuerfinden. Aber waren die «spanischen Freunde» selbst dabei, als Dahlem und der magenkranke Staimer «in das Zelt ihres Opfers» eindrangen?

Renn vermag in einer solchen Art nicht zu erzählen. Hingegen stimmen bei ihm nicht nur die Zeitangaben, er lässt uns auch mit grosser Sachkenntnis militärische Abläufe und vor allem die nicht selten lebensbedrohenden Schwierigkeiten, den Heldenmut und den Alltag der Freiwilligen in jenen Jahren nachempfinden.

Das kann er als Schriftsteller und Militär wie kaum ein anderer der zahlreichen Spanienberichterstatter. – Ohne falsches Pathos und ohne papierenen Hass.

Als Renn im Sommer 1935 nach anderthalbjähriger Haftzeit aus dem Zuchthaus Bautzen entlassen wurde und es den Nazis nicht gelungen war, ihn für ihre Reichsschrifttumskammer anzuwerben, kam er bei einem seiner Anwälte in Caputh in der Nähe von Potsdam unter, ehe ihm die Nazis die Auflage erteilten, sich unter seinem eigentlichen Namen, Arnold Vieth von Golssenau, ausschliesslich im badischen Land, weit entfernt von der Reichshauptstadt, aufzuhalten. Renn lässt sich in Überlingen am Bodensee nieder, von wo aus ihm auf einem Fischerboot die Flucht in die Schweiz gelingt.

In Davos lebte er mit dem an Tuberkulose schwer erkrankten Freund Reinhard Schmidthagen zusammen. Wie auf Thomas Manns «Zauberberg» – so hat es den Anschein. Wie oft in seinem Leben, muss er auch jetzt mit grossen materiellen Schwierigkeiten kämpfen. Er arbeitet an seinem authentischen Roman aus Nazideutschland «Vor grossen Wandlungen», ehe er sich, gleich nach dessen Veröffentlichung bei Opprecht in Zürich, im Oktober 1936 auf den Weg nach Spanien macht.

1947 kehrt Renn aus mexikanischem Exil nach Deutschland zurück. Er geht in die sowjetische Besatzungszone und erhält in seiner Geburtsstadt Dresden eine Professur an der Technischen Hochschule. Dort beginnt er, seine Erinnerungen an den Spanischen Bürgerkrieg aufzuschreiben. Es soll eine Art persönlicher Chronik werden. 1950 wird er, der Schriftsteller, Kunstwissenschaftler und Militärhistoriker, zum Mitglied der Akademie der Künste der DDR berufen. Er siedelt nach Berlin über

und bereitet das Manuskript für den Aufbau-Verlag zum Druck vor. Verlagsleiter ist zu dieser Zeit Walter Janka, Renns Freund aus der Emigrationszeit in Mexiko.

Janka, im Spanischen Krieg ebenfalls Offizier auf republikanischer Seite, hatte zuvor schon Renns Weltbestseller von 1928 «Krieg», das dazugehörige Buch «Nachkrieg» und den in Mexiko geschriebenen Roman «Adel im Untergang» neu herausgebracht.

Nach Abschluss der Lektoratsarbeiten werden Aushänger vom «Spanischen Krieg» gedruckt und auf Renns Wunsch verschiedenen Parteistellen, Behörden und in hohe Parteiämter aufgestiegenen ehemaligen Teilnehmern des Spanischen Bürgerkriegs zur Kenntnis gegeben. – Andere, die ebenfalls dabei gewesen waren, sollen vorab wissen, was Renn über die spanischen Jahre zu sagen hat.

Die unerwartete Kritik ist so heftig, dass die Fertigstellung des für Ludwig Renn überaus wichtigen Buches aufgegeben werden muss. Entwürdigende Belehrungen gegenüber dem loyalen Autor über das, was mitgeteilt werden sollte und was nicht, schliessen sich an.

Der tiefenttäuschte Renn weigert sich heftig, das Buch umzuschreiben. Aber das Thema ist ihm so nahe – es ist ja die beste Zeit seines Lebens, um die es geht –, dass er sich, um sein Buch zu retten, am Ende zu Streichungen und Hinzufügungen bereitfindet.

Als der Bericht 1955 dann endlich in der DDR erscheinen kann, hat er nicht nur einen anderen Titel – er heisst mit der vierten Nachauflage einschränkend «Im Spanischen Krieg» –, Ludwig Renn selbst hat ihn inhaltlich verändert und in seinem Umfang beträchtlich reduziert. Auch fast alle Namen von Personen, die dazumal im öffentlichen Leben der DDR eine Rolle spielten, hat er selbst aus der neuen Druckfassung herausgenommen.

Zur Rekonstruktion des ursprünglichen Manuskriptes, das nun, nach mehr als einem halben Jahrhundert, ungekürzt veröffentlicht werden kann, standen dem Herausgeber ein nicht leicht lesbarer letzter Durchschlag des Originalmanuskriptes, wie es der Autor mit seinen eigenen handschriftlichen Korrekturen einst in den Verlag gegeben hatte, ein Exemplar der erwähnten Aushänger in der ursprünglichen Fassung, ein zweites mit allen Ergänzungen und Streichungen und natürlich das veröffentlichte Buch zur Verfügung. Grundlage dieser Ausgabe ist die von Ludwig Renn ursprünglich zum Druck in den Verlag gegebene Fassung.

Für die Bereitstellung aller Materialien danken Herausgeber und Verlag Herrn Jürgen Pump, dem Alleinerben Ludwig Renns.

Schwere Nachrichten

Es war im Juli des Jahres 1936. Vor einem halben Jahr war ich noch in Deutschland gewesen, nicht mehr eingesperrt, aber auch nicht richtig frei. Da hatte mir die heimliche Leitung der Kommunistischen Partei sagen lassen: «Du bist in Deutschland nicht mehr sicher. Versuche ins Ausland zu kommen!»

Nun war ich in der Schweiz, in einem ihrer schönsten Teile am Luganer See, dicht an der Grenze Italiens. Da hatte ich ein Buch über die ersten Jahre der Hitlerherrschaft geschrieben. Das befand sich nun im Druck, und ich empfand mit Unruhe, dass ich nicht dauernd im schönen Tessin bleiben konnte, sondern irgendwohin musste, wo der Kampf gegen Hitler aktiver geführt wurde.

Wie jeden Tag, so ging ich heute, für den jungen Maler Reinhard Schmidthagen Milch zu holen und kaufte mir dabei eine Zeitung. Es war so warm, dass die Burschen des Dorfes schon am frühen Morgen nur mit Hose und Sandalen herumgingen und ihre braunen Oberkörper von der Luft umspülen liessen.

Ich fand Reinhard in der kleinen Küche am Herde. Auf einen Stuhl hatte er ein angefangenes Bild gestellt.

«Ich möchte es jetzt nicht weiter malen», sagte er. «Ich werde mich gleich wieder hinlegen.»

Er konnte eben erst aufgestanden sein. Seine Augen waren müde und hatten blaue Ringe. Er war knapp über zwanzig. Vorgestern waren wir nachmittags ausgegangen, nur bis in die Mitte des Dorfes. Da es im Café keine Milch für ihn gab, nippte er an einer Tasse Kaffee. Während er vorher lebhaft mit einer Malerin gesprochen hatte, wurde er plötzlich ruhig. Er zog sein Taschentuch heraus, wischte sich den Mund und faltete es rasch zusammen. Aber ich bemerkte doch, dass ein roter Fleck darin war. Schon zweimal hatte er Blutstürze gehabt.

Beim letzten telegrafierte man seinen Eltern nach Deutschland.

Im Bemühen, ihn nicht merken zu lassen, was ich dachte, blickte ich in die Zeitung und erschrak: Gestern, am 18. Juli, hatten sich in Spanien die Generale gegen die republikanische Regierung erhoben.

Ich las das Reinhard vor. «Ach ja», sagte er, «gestern hat mir mein Arzt gesagt, dass die spanische Regierung schwere Fehler macht. In ihrer liberalistischen Blindheit hat sie die faschistischen Offiziere nach Marokko versetzt. Als dann dem Ministerpräsidenten Giral berichtet wurde, dass diese Offiziere dort ganz offen faschistische Propaganda betrieben und sich zum Aufstand vorbereiteten, da bestellte er sich einen der Generale

nach Madrid und soll ihm gesagt haben: ‚Sie bereiten sich doch nicht zum Aufstand vor?’ Natürlich versicherte darauf der General, er täte das nicht. Weiss man nicht aus der Geschichte, wie Generale und Fürsten zu lügen verstehen! – Wenn ich nur verstünde, ob ein Mann wie Giral so saudumm ist oder einfach ein Verräter! Aber wie kann man das Bürgertum überhaupt noch verstehen?»

Reinhard war sehr lebhaft geworden, erregter als ihm guttat. Daher sagte ich: «Leg dich hin! Ich werde das Geschirr abspülen.»

Er ging auch gleich ins Nebenzimmer und lag dann im Bett, ohne sich zu rühren.

Nach dem Abtrocknen des Geschirrs ging ich hinaus in die Wärme des Sommermorgens. Ein Ziel hatte ich nicht, sondern die Unruhe trieb mich. Über Weinberge und Hügel weg sah ich weit unten einen Schimmer. Das war die Fläche des Sees. Im Sonnendunst war sie nur zu ahnen. Die Berge standen in weichen Farben da.

Wie viele Deutsche wären froh, auch nur einmal in ihrem Leben einen solchen südlichen Sonnenglanz zu sehen. Wir aber hier, die Begünstigten, können uns nicht freuen. Reinhard kann es nicht, denn seine Krankheit verbietet ihm, in die Sonne zu gehen, ihm, dem jungen, schönen Menschen. Und er leidet auch noch, so wie ich, darunter, dass drüben in Deutschland Hitler herrscht und alle Menschen, die uns lieb waren oder an deren Zukunft wir glaubten, unter der Drohung des Beils leben!

Am nächsten Tag meldeten die Zeitungen aus Spanien, dass sich das Volk erhoben hatte. Arbeiter stürmten zusammen mit treugebliebenen Soldaten fast ohne Waffen die Kasernen von Madrid und Barcelona. Nun waren die grössten Städte wieder ganz in der Hand der Regierung. Aber was an treuen Truppen übriggeblieben war, hatte fast keine Offiziere, und alles war durcheinandergekommen. Die aufständischen Generale aber erhielten von Mussolini und Hitler Flugzeuge zum Transport der Mauren und Fremdenlegionäre aus Afrika über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien.

Ich ging mit der Zeitung zu Reinhard und setzte mich an sein Bett. Er öffnete kurz die Augen und lag dann wieder still auf dem Rücken.

«Reinhard», sagte ich, «einmal habe ich eine Gelegenheit verpasst. Das war in Wien im Juli 1927. Ich hatte bei Pötzleinsdorf auf einer Wiese gelegen und ein Buch über chinesische Geschichte gelesen. Als ich gegen Mittag nach Hause kam, sagte meine Wirtin aufgeregt: ‚Am Ring sollen sie schiessen!’

Sofort machte ich mich auf den Weg. Dann erlebte ich, wie eine vor Furcht schwitzende Polizei gegen die Arbeiter vorging. Ich stand am

Strassenrand und sah mit meiner Kriegserfahrung, was man gegen diese im Strassenkampf gänzlich unerfahrene Ordnungsgarde tun konnte. Und doch war ich festgebannt. Die Arbeiter hatten meine ganze Sympathie. Aber konnte ich zu ihnen hinübergehen? Sie hätten mich doch für eine verdächtige Person halten müssen. So stand ich auf der Strasse und schämte mich! Weshalb war ich nicht politisch organisiert? Und weshalb konnte ich nun, in der entscheidenden Stunde, nichts tun? Nur wegen diesem bürgerlichen Rest, dem blödsinnigen Individualismus!»

Reinhard öffnete die Augen und sagte leise: «Und jetzt willst du nach Spanien?»

«Wenn ich nur könnte! Wie soll ich ohne Papiere aus der Schweiz heraus?»

Während ich nach einem Weg suchte, Spanien zu erreichen, verstrichen Juli, August und der grösste Teil des September.

In den ersten Tagen des Aufstands verfügte General Franco über 40‘000 Mann organisierte Truppen. Dazu kamen 34‘000 Zivilgardisten und 16‘000 Mauren aus Marokko, zusammen 90‘000 Bewaffnete.

Sie standen aber nicht in einem, sondern in zwei Gebieten. Das grössere lag im Norden, vor allem in Alt-Kastilien. Im Süden besass Franco zuerst nur wenig mehr als die andalusischen Städte Sevilla und Cadiz. Aber dorthin brachten die italienischen und deutschen Flugzeuge Mauren und Fremdenlegionäre.

Viele der Mauren glaubten wohl, die Zeit wäre gekommen, Spanien wiederzuerobern, das sie im Mittelalter beherrscht hatten. Vielleicht teilte man ihnen das auch unter der Hand mit, um sie für den Einsatz ihres Lebens zu gewinnen. Sie wussten wenig von den Finanzgewaltigen in Berlin und Rom, in London, Paris und vor allem New York. Diese kalten Rechner schoben die Mauren für ihre selbstsüchtigen Zwecke hin und her. Wegen dieses heimtückischen Spiels liess man die Mauren dort wüten, wo es den Finanzgewaltigen nicht wehtat, bei den spanischen Armen.

Die Mauren drangen in Andalusien in die Wohnungen ein, aus denen angeblich geschossen worden war, und machten alles tot, Männer, Frauen und Kinder.

Die Parks, auf die Spanien so stolz war, wurden verwüstet, Bäume und Sträucher zum Essenkochen abgehackt, und die faschistischen Offiziere sahen dabei zu. Besonders schlimm hauste man in Triana, einem Stadtteil von Sevilla, in dem sich die Arbeiter gegen die Faschisten verteidigten.

Die Offiziere liessen Triana mit Kanonen zusammenschiessen. Dann drangen ihre Truppen ein und zerstörten alles, Lebendes wie Totes.

In Sevilla setzte sich General Queipo de Llano fest und liess auch dann noch weitermorden, als schon jeder Widerstand aufgehört hatte. Dadurch aber erzeugte er neuen Widerstand, so dass sich die Offiziere fürchteten, nachts allein aus der erleuchteten Stadt zu gehen.

Queipo de Llano pflegte abends betrunken über das Radio von Sevilla zu sprechen. Jede seiner Reden war voller Drohungen, die er in einer witzlosen Soldatensprache hinausschrie.

Sein Chef, General Franco, wurde von deutschen Nazis beraten und glaubte, es würde leicht sein, die Hauptstadt Madrid zu erobern. Anfang August stiess er mit 15‘000 Mann Nordtruppen auf die Sierra de Guadarrama zu, einem Gebirge, das sich nördlich von Madrid in weitem Bogen hinzieht, auf der Karte etwa in der Form einer hochgewölbten Augenbraue über dem Auge Madrid.

Die demokratische Regierung Giral hatte es unterdessen nicht verstanden, ihr Land, drei Viertel von Spanien, in der Verwaltung zusammenzufassen. Das lag an ihrer Inaktivität, und die wieder kam daher, dass man nicht an die Kraft der Volksmassen glaubte. Nicht eine einzige grosse Losung warf die Regierung ins Volk, das so bereit war, jede anzunehmen, wenn sie nur seinem Siegeswillen entgegenkam.

Die Arbeiterparteien und Gewerkschaften forderten Taten. Die Kommunistische Partei erklärte, man müsste eine Armee aufstellen, das Land der Grossgrundbesitzer den armen Bauern geben und gegen die verborgenen Faschisten vorgehen. Da aber Giral nichts von all dem tat, begannen die Parteien überall dort, wo sie Einfluss hatten, selbst die Verwaltung in die Hand zu nehmen und aus ihren Anhängern Milizen zu bilden.

So verlor die Regierung Giral die zentrale Leitung der Verwaltung und der Truppen, und in Barcelona wurden die Anarchisten, in Madrid die Kommunisten Herren der Lage. Es entstanden Partei- und Gewerkschaftstruppen ohne eine wirksame gesamtspanische Leitung. Der Generalstab in Madrid war eine bürgerliche Behörde, in der noch manche Offiziere sassen, die wohl lieber bei Franco gewesen wären.

Als die faschistischen Nordtruppen auf das Guadarrama-Gebirge marschierten, raffte die Kommunistische Partei von Madrid alles zusammen, was sie an aktiven Kämpfern hatte, und schickte sie auf Lastautos nach dem Norden. Mit ihnen kamen als militärische Hauptführer Mangada, Perea und Galan.

Es fehlten aber die Brigade-, Bataillons- und Kompanieführer. Dafür gab es einige Leute mit Initiative, die zwar wussten, worauf es politisch

ankam, aber ohne jede militärische Erfahrung waren. Die Milizen erreichten den Kamm des Guadarrama-Gebirges, bevor die Faschisten da waren. In einer einfachen Linie lagen sie im Gelände und schossen mit dem Gewehr auf das, was vor ihnen erschien. Dadurch wurden sie zu einer Truppe.

Vielleicht hätten diese improvisierten Truppen nichts erreicht, wenn die Faschisten militärisch gut gewesen wären. Aber welche Kriegserfahrung besass schon ein spanischer Offizier? In Afrika hatten sie gegen Eingeborene gekämpft, die ein paar Gewehre besassen, zu wenig Munition und eine Stammesdisziplin, die vielleicht im Alltag hervorragend, aber militärisch nicht zweckmässig war. Die faschistischen Offiziere waren sich ihrer militärischen Untüchtigkeit möglicherweise halb bewusst, aber sie glaubten nicht an die Organisationsfähigkeit der Volksmassen und auch nicht an den Mut der Arbeiter. Sie dachten, einfach draufzugehen und zu siegen.

Aber sie siegten nicht, sondern wurden auf den Kämmen des Guadarrama-Gebirges aufgehalten und gezwungen, gegenüber den Milizionären eine Front zu bilden, die nun von Siguenza bis in die Nähe des Königsschlosses Escorial reichte.

Largo Caballero war der Leiter der grossen sozialistischen Gewerkschaft UGT, ein etwas selbstgefälliger Mann, der von seinen Anhängern als der spanische Lenin bezeichnet wurde. Er zog aus dem Erfolg der Milizen im Guadarrama-Gebirge den Schluss, dass man keine regelrechte Armee brauchte und sich mit den Milizen begnügen könnte. Diese Meinung kam dem Gefühl der Massen des spanischen Volkes entgegen. Es verachtete den Soldatenberuf, vor allem aber die militärische Unterordnung, die es als menschenunwürdig empfand. Largo Caballeros Auffassung traf sich vor allem mit den gefühlsmässigen Haltungen vieler Anarchisten, die gegen jede Disziplin waren.

Die Kommunisten aber erklärten, der russische Bürgerkrieg hätte die Notwendigkeit einer regelrechten Armee gezeigt. Da sie sich mit dem starrköpfigen Largo Caballero nicht verständigen konnten, begründeten sie in Madrid eine zunächst noch kleine Armee als Beispiel dafür, wie man so etwas machen müsste, und nannten sie aus irgendeinem Grunde: Fünftes Regiment. Von nun an wurde dieses Fünfte Regiment immer häufiger in den Zeitungen genannt, ohne dass wir in der Schweiz recht wussten, was das war.

Mich zog es mit allen Fasern nach Spanien, um mitzuhelfen. Aber immer noch musste ich im schönen Lugano untätig sitzen.

Als Francos Vorstoss gegen Madrid von Norden her misslungen war, beschloss er, seine beiden Gebiete zu vereinigen und längs der portugiesi-

schen Grenze von Süden nach Norden vorzustossen. Seine Truppen kamen am 14. August vor Badajoz am Guadiana-Fluss an. Die Stadt wurde von 2‘800 Soldaten und Milizionären verteidigt, die ausser Gewehren nur vier Maschinengewehre besassen, während Franco über Kanonen, Panzer und Flugzeuge verfügte. Trotzdem gelang es den Faschisten erst nach 24 Stunden, die Stadt zu nehmen.

Die republikanischen Soldaten und Milizen zogen sich auf die portugiesische Grenze zurück in der Annahme, dass sie dort nach allgemeinem Kriegsrecht entwaffnet, aber aufgenommen würden. Die portugiesischen Truppen jedoch griffen sie an. So wurden die Milizen eingekreist und niedergemacht.

Nur einigen gelang die Flucht in die Kathedrale. Aber auch dahinein drangen die Faschisten und töteten sie in der Kirche. Einer hatte sich in einem Beichtstuhl versteckt. Ein katholischer Geistlicher mit Namen Juan Galan Bermejo hatte das bemerkt und schoss den Milizionär im Beichtstuhl mit seinem Revolver nieder. Er rühmte sich, dass er diese Pistole stets trüge und mit ihr über hundert «Marxisten» erschossen hätte. Der Bischof war mit ihm einverstanden und zeigte das noch öffentlich dadurch, dass er bei offiziellen Anlässen in Begleitung dieses Priesters erschien. Viele andere Geistliche entsetzten sich darüber. Aber die meisten wagten nicht, etwas dagegen zu sagen, um nicht als Rote verschrien zu werden.

In der andalusischen Stadt Carmona hatte die Falange, die der SA der Nazis entsprach, eine Menge Leute auf der Strasse ermordet und sie da liegengelassen.

Einer der Priester des Ortes ging zum Führer der Falange und protestierte gegen das Gemetzel. «Gott», rief er, «wird für dieses Verbrechen Rechenschaft fordern!»

Die Falangisten versuchten ihn zu überzeugen, dass ihr Vorgehen zur Vermeidung grösseren Übels nötig wäre. Aber der Priester liess sich nicht überreden, sondern sagte hart: «Ihr seid Mörder!» Wenige Tage später lag auch er auf der Strasse bei den Toten, die immer noch nicht beerdigt worden waren.

Nachdem in Badajoz die 2‘800 Soldaten und Milizionäre mit portugiesischer Hilfe niedergemetzelt worden waren, holten die Faschisten alle sogenannten unerwünschten Elemente aus ihren Häusern und trieben sie in die Stierkampfarena. Unter ihnen waren Gewerkschafter, kleine Beamte, die der Republik gedient hatten, wie sie auch jeder anderen Regierung dienen würden, ferner alle Arbeiter, die man erreichen konnte – zusammen 1‘500 Menschen. Sie alle wurden mit Maschinengewehren niedergeschossen.

Mancherlei Grässlichkeiten hatten die Faschisten vertuschen können, aber die Nachricht von dieser Metzelei ging durch die Weltpresse. Gross war die Entrüstung darüber auch in der Schweiz, obwohl man dort eine Politik betrieb, die eher gegen die Republik gerichtet war. So hatte die spanische Regierung vor Ausbruch des Bürgerkrieges moderne Postautos in der Schweiz bestellt. Als die Generale sich erhoben, wurden die schon fertigen Wagen nicht nach dem republikanischen Spanien gesandt, sondern standen nutzlos herum. Unter uns Antifaschisten wurde das viel besprochen, und ein Arzt sagte mir: «Da sehen Sie, es ist kein Zufall, dass die Schweiz viele Jahre lang ihre Aussenpolitik durch den Bundesrat Motta betrieben hat, den man allgemein als Faschisten kannte.»

Nach der so besonders blutigen Einnahme von Badajoz vereinigten sich die faschistischen Süd- und Nordtruppen am 19. August. Nun wandten sie sich von der portugiesischen Grenze weg und marschierten das Tal des Tajo aufwärts nach Osten auf Madrid zu. Die Stadt Toledo lag etwas abseits von diesem Wege. Dort bot sich den Faschisten die Möglichkeit, einen weithin sichtbaren Sieg zu erringen.

Beim Aufstand der Generale im Juli hatten die Arbeiter und Soldaten die Faschisten in der Stadt besiegt. Es war aber dem faschistischen Oberst Moscardo gelungen, sich mit 800 der berüchtigten Zivilgarden nach dem Alcazar zurückzuziehen, der alten Burg hoch über der Stadt. Dieser Alcazar war zwar in seinen Oberbauten zum Teil Ruine, hatte aber sehr starke Mauern und feste Keller.

Mehrere Male versuchten die Milizen, die Burg zu nehmen. Aber sie hatten keine Ahnung vom Festungskampf. Ihre Offiziere besassen nicht viel Ansehen und waren auch nicht sehr energisch. Da war es für Franco bei seiner grossen Überlegenheit an Menschen und Waffen leicht, die schlecht geführten Milizen zu vertreiben und die Belagerung des Alcazar zu beenden.

Auch italienische Truppen Mussolinis hatten mitgesiegt.

Hitler und Mussolini und mit ihnen alle Reaktionäre der Welt boten ihren ganzen Propaganda-Apparat auf, um diesen angeblich so heldischen Sieg zu feiern. Jeden Tag las man in den Zeitungen davon und konnte in den Kinos den Bildern vom befreiten Alcazar nicht entgehen, so dass noch heute viele vom ganzen spanischen Kriege nur diese eine Episode kennen.

Aber der Fall von Toledo zeigte auch der Republik ihre ganze militärische Schwäche. Man erkannte, dass die Untätigkeit des Ministerpräsidenten Giral untragbar geworden war. Selbst Spaniens Präsident Azana sah das endlich ein. Er war ein schwacher Mann, der nie recht an die Mög-

lichkeit eines Sieges der Republik über die Faschisten geglaubt hat. Nach einer heftigen Kabinettskrise ersetzte er Giral durch Largo Caballero, der auch das Kriegsministerium übernahm. Mit ihm kamen einige starke Kräfte ins neue spanische Kabinett, als Aussenminister der Sozialist Alvarez del Vayo, als Landwirtschaftsminister Vicente Uribe und als Unterrichtsminister Jesús Hernandez. Diese beiden waren die ersten kommunistischen Minister Spaniens.

Etwa zur gleichen Zeit erfand der französische Sozialist Léon Blum die Nichteinmischung, gerade als ob er der Festigung der Spanischen Republik etwas entgegenstellen wollte. Diese Nichteinmischung in die spanischen Angelegenheiten war eine Hilfe für die Faschisten. Die Deutschen, Italiener und Portugiesen kümmerten sich nicht darum und hatten die besseren Möglichkeiten, Waffen und Truppen an Franco zu liefern. Auf italienischen und deutschen Schiffen kamen ganze ausländische Truppeneinheiten an und Waffen aller Art. Wenn die Nazis und Faschisten es einmal für nicht ratsam hielten, spanische Häfen direkt anzulaufen, so landeten sie in Portugal, das alle Waffentransporte durchliess. Portugal bildete eine faschistische Halbkolonie Englands, das dem Spiel wohlwollend zusah und im Komitee der Nichteinmischung und im englischen Unterhaus beruhigende Worte sagte.

Im Gegensatz dazu hatte die Republik im Wesentlichen nur einen Weg, auf dem sie Waffen bekommen konnte: die Eisenbahn durch Frankreich. Dort aber liess Léon Blum sie nicht durch.

Die Pasionaria beschloss, mit ihm zu sprechen. Sie, die berühmteste Frau Spaniens, stammte aus einer Bergarbeiterfamilie, und verfügte als Kommunistin über die Gabe, so zu reden, dass es jedem zu Herzen ging. Als sie mit Léon Blum sprach, weinte er und beteuerte seine Unschuld.

Um diese Zeit fuhr von Lugano ein antifaschistischer Journalist, ein Italiener, nach Spanien, um über die Kämpfe zu berichten. Als er zurückkam, war Reinhards Befinden etwas besser, und wir gingen zusammen zu ihm.

Es wurde schon dunkel, und die Tageshitze hatte nachgelassen. Lange sassen Reinhard und ich mit dem Italiener und seiner Frau am offenen Fenster und hörten ihm zu. Er sprach mit der ganzen italienischen Lebendigkeit: «Dort herrscht eine unglaubliche Unordnung!» rief er. «Die Anarchisten haben das Heft völlig in der Hand. Daher müssen auch wir mit ihnen rechnen. Sie wollen sich nicht organisieren lassen und lehnen jede Disziplin ab, politisch wie militärisch. Aber so kann man doch nicht Krieg führen! Wenn die Spanier nicht so herrliche, tapfere Menschen wären, hätten sie schon längst verloren!»

«Und in Madrid? Von dort sind die Nachrichten doch besser.»

«Ich konnte nicht nach Madrid. Die Anarchisten in Barcelona liessen mich nicht hin. Sie sagten, dort sähe es noch schlimmer aus.»

Es war spät, als wir fortgingen. Nicht das leichteste Lüftchen brachte etwas Kühle vom nahen See. Beide sprachen wir nicht, vor Bedrücktheit.

Als ich Reinhard nach Hause gebracht hatte, ging ich hinüber zu meiner Wohnung. Um niemanden zu stören, schlich ich die Stufen hinauf und drehte das Licht erst an, als ich die Tür hinter mir geschlossen hatte. Auf dem Tisch lag ein Brief. Er trug als Absender einen unbekannten Namen. Ich riss ihn auf und las Vorwürfe. Der Fremde hatte erfahren, dass ich im Tessin ein friedliches Leben führte. Aber bei meinen militärischen Erfahrungen wäre wohl für mich der richtigere Platz in Spanien.

Ich dachte verzweifelt: Besser wäre es, wenn der Briefschreiber, statt mich anzuklagen, mir einen Weg zeigte, wie ich ohne Papiere hinkommen kann!

Durch Frankreich nach Barcelona

Anfang Oktober 1936 sass ich endlich im französischen Zug und fuhr nach Cerbères an der spanischen Grenze. Dort sollte ich mein Empfehlungsschreiben vorzeigen, das mir Schweizer Sozialdemokraten mitgegeben hatten.

Als der Zug hielt, stieg ich aus und befand mich auf einer kleinen Station mit wimmelndem Verkehr. Im Schatten eines Hauses stand ein Tisch, und daran sass ein Mann, der mit raschen Bewegungen Papiere ausfertigte. Ich stellte mich dort an.

Als ich drankam, blickte er auf mein Empfehlungsschreiben und sagte: «Ah, Anarchist!»

«Nein, ich bin kein Anarchist!»

Er blickte auf: «Aber jedenfalls haben Sie eine Empfehlung zu den Anarchisten.» Schon schrieb er mir einen Zettel aus.

Verwirrt stieg ich in das Abteil zurück. Dort sass schon wieder der Deutsche, den mir die Schweizer anvertraut hatten, mit einer Verlegenheit, die ich mir bis jetzt nicht deuten konnte. Diese Sozialisten waren sehr nett, ja herzlich gewesen. Aber die Mitgabe dieses undurchsichtigen

Reisebegleiters hatte mich doch etwas kühl gestimmt. Konnte ich ihre Verlegenheit anders verstehen, als dass der Kerl irgendwie übel war?

Und nun stellte sich auch noch heraus, dass sie mich an die Anarchisten empfohlen hatten! Das begriff ich umso weniger, als es in Barcelona, meinem nächsten Reiseziel, eine Vereinigte Sozialistische Partei gab, die PSUC.

Freilich hatte es mich in der Schweiz schon gewundert, dass die Sozialdemokraten dort zu den Anarchisten bessere Beziehungen zu haben schienen als zu ihren eigenen Bruderparteien. Viele hatten sogar behauptet, Sozialisten und Kommunisten gäbe es in Spanien so gut wie nicht.

Der Zug ruckte an. Nach wenigen Minuten trat ein französischer Grenzbeamter ein und sagte: «Ihre Papiere, meine Herrn!»

Der Deutsche mir gegenüber reichte etwas hin. Das war ja ein deutscher Pass! Mir hatte ein wohlmeinender Nazi noch in Deutschland gesagt: «Verlangen Sie nie einen Auslandspass! Sonst verschwinden Sie ins Konzentrationslager oder überhaupt. Wenn Sie über die Grenze gehen wollen, gehen Sie so!» Wie kam dieser Mensch zu einem deutschen Pass?

Der Grenzer blätterte die Seiten um: «Sie haben kein französisches Visum! Wie kommt das?»

Mein Gegenüber zuckte die Achseln.

Da schrie ihn der Franzose an: «Sie müssen eins haben!» Aber er gab ihm den Pass zurück. Dann wandte er sich unfreundlich an mich: «Ihre Papiere!»

Ich dachte: Wie soll das erst mit mir werden? und sagte: «Ich habe keine.»

Sein Gesicht hellte sich auf. Lächelnd grüsste er und ging hinaus. Ich war verblüfft. Aber dann schoss es mir durch den Kopf: Ja, was macht denn eine Behörde mit einem unerwünschten Ausländer? Sie schiebt ihn über die nächste Grenze ab. Da ich aber augenscheinlich freiwillig hinüber wollte, war für den Beamten das Problem gelöst. Der andere, der wenigstens Papiere hatte, war angeschrien worden, und ich, der viel schlimmere Fall, hatte einen freundlichen Abschiedsgruss bekommen. Das erheiterte mich.

Plötzlich wurde es dunkel. Langsam fuhren wir durch einen Tunnel. Das ist die Grenze, dachte ich. Mehr als zwei Monate habe ich mich vergeblich bemüht, nach Spanien zu kommen. Nun bin ich drin.

Es wurde wieder hell, und der Zug hielt. Junge Männer mit roten Binden rannten den Bahnsteig entlang. Man riss unser Abteil auf. Laut und schnell redeten sie auf uns ein und gaben uns Zeichen aus zusteigen, be-

trachteten unsere Übertrittsscheine und führten uns zu einem anderen Zug. Er hatte lange D-Zug-Wagen und war aussen mit Gestalten bemalt. Da sah man Kapitalisten mit Geldsäcken und Zigarre, dicke Bischöfe und Arbeiter mit erhobenen Hämmern.

Welch lebendiger Geist hier! Nichts von der bürgerlichen Gelassenheit der Schweiz, in der ich noch gestern lebte.

Die Nachmittagswärme und dumpfe Luft liessen mich einschlafen. Erst in der Abenddämmerung wachte ich auf, als wir in einen grossen Bahnhof einfuhren: Barcelona.

Wieder stürmten junge Leute mit roten Binden den Wagen.

Ich zeigte mein Schreiben. Sie winkten andere heran und schienen ihnen zu sagen: «Der ist für euch!»

Meinen Reisebegleiter behandelten sie betont geringschätzig, und ich hörte das Wort: «Trotzquista». Da endlich begriff ich den Fall. Plötzlich stutzten meine Gedanken: Ein Trotzkist mit einem Nazipass? Das ist doch erst wirklich verdächtig! Und so jemanden hat man mir anvertraut, um ihn mit nach Spanien zu nehmen!

Ein junger Mann packte mich am Ärmel und winkte mir mitzukommen. Ein anderer ergriff einen meiner kleinen Koffer. Den andern trug ich selbst. Fast rannten wir den Bahnsteig entlang und in einen Raum hinein. Dort betrachtete man mich misstrauisch, schrie herum, telefonierte.

Nur eins war mir klar: Jede Partei empfing ihre Neuankömmlinge getrennt, und das hier waren Anarchisten. Gefährlich sahen sie gerade nicht aus. Aber sie schienen Vernunft durch Aufgeregtheit zu ersetzen.

Nach einiger Zeit kam ein Mensch herein, der gar nicht spanisch aussah und auch nicht aufgeregt war. Er sah sich um, blickte mich an und sagte auf Deutsch: «Bist du es, der aus der Schweiz kommt?»

«Ja.»

«Dann komm mit! Draussen haben wir einen Wagen.»

Die jungen Leute sprangen herum und halfen mir, das Gepäck zu tragen. Wieder ging es im Laufschritt fort und zum Auto. Als ich drinsass, winkten sie mir zu, und wir fuhren mit einem ungestümen Ruck ab. Der Fahrer sauste durch die Strassen, obwohl sie von Menschen wimmelten. Er bog so wild um die Ecken, dass sich jedesmal das Oberteil des Wagens zur Seite bog. Rums! Ich fiel vornüber auf die Vorderlehne. Es war nichts geschehen. Er hatte nur auf seine Weise gehalten.

Irgendeine Aufregung war ausserhalb des Wagens. Ich wurde herausgerissen und durch eine Tür gezerrt. Dann sass ich in einem Raum und wartete, diesmal allein, wie ein Gefangener.

Nach wenigen Minuten drang ein Schwarm lärmender Menschen herein.

«Nein, ich mag nicht!» schrie einer auf Deutsch. Dann wandte er sich an mich: «Wozu bist du nach Spanien gekommen! Euch können wir nicht brauchen! Hier herrscht die FAI!»

Ich wusste nicht, was die FAI ist.

«Unsinn!» entgegnete ein anderer. «Wir gehen jetzt zu Abend essen!» Er wandte sich höflich zu mir: «Bitte, komm mit!»

Die ganze Gruppe sprach deutsch. Wir zogen als Schwarm auf die Strasse, gingen um ein paar Ecken und kamen zu Tischen und Stühlen, die auf dem Gehsteig standen. Da setzten wir uns.

Der Mann von der FAI blickte mich gehässig an. Neben ihm sass eine Frau. Sie wandte sich zu mir und sagte in einer Mischung von Verachtung und guter Erziehung: «Wozu bist du gekommen?»

«Um gegen die Faschisten zu kämpfen.»

«Verstehst du denn was vom Militär?»

«Ein wenig. Ich war zehn Jahre dabei, darunter den ganzen Weltkrieg lang.»

«Da hast du wohl gar einen Rang?»

«Ich war einmal Hauptmann.»

Entrüstet wandte sich der FAI-Mann ab und sagte durch die Zähne: «Da habt ihr's! So ein Lumpenpack kommt hierher. Und ihr ladet ihn noch in unsere Gesellschaft ein! Merke dir eins!» damit wandte er sich wieder zu mir: «Hier gibt es keine Disziplin! Von Strammstehen und so was kann bei uns keine Rede sein!»

Ich nickte belustigt: «Ich weiss, worauf es im Gefecht ankommt. Da wurde selbst im alten kaiserlichen Heer nicht strammgestanden.»

«Jetzt lobst du auch noch das kaiserliche Heer!» Er spuckte aus.

«Aber Mensch!» fuhr ihn der Vernünftige an: «Halte doch mal deinen Mund!»

Während die andern beim Kellner bestellten, fragte er mich leise: «Willst du mit uns, das heisst mit den Anarchisten kämpfen?»

«Ich bin hergekommen, um gegen den Faschismus zu kämpfen. Mit wem? Mit allen, die wirklich kämpfen wollen, also auch mit euch Anarchisten, wenn ihr mich bei euch braucht.»

Er beugte sich zu mir: «Ärgere dich nicht über den da! Mit ihm kommt niemand aus. Wir werden später weitersprechen.»

Auf dem Rückweg blieb er an meiner Seite und erklärte mir, dass ich im anarchistischen Parteihaus gelandet war.

Nun musste ich wieder warten, eine Stunde, zwei, drei. Schliesslich, tief in der Nacht, kam er wieder: «Der Chef möchte dich sprechen.»

Wir stiegen in die oberen Stockwerke und gingen Korridore entlang. Da war es totenstill. Der Anarchist flüsterte nur. Das war ein Benehmen des Geheimnisses und fast der Verschwörung. Aber wozu? Das war wohl eine etwas kindliche Romantik, die sich sagte: Revolution heisst, sich ungewöhnlich benehmen.

Er liess mich in ein Geschäftszimmer.

Hinter einem riesigen Schreibtisch sass, ungleichmässig von einer Tischlampe beschienen, ein Mann in mittlerem Alter. Der sagte auf Deutsch: «Du bist Ludwig Renn? Wir kennen dich natürlich.»

Ich war erstaunt, dass auch er ein Deutscher war. Unter dem Chef hatte ich mir natürlich einen Spanier vorgestellt. Aber er liess mich nicht nachdenken, sondern redete ununterbrochen weiter. Er erzählte, wie der Aufstand hier in Barcelona vor sich gegangen war und wie die Anarchisten als die einflussreichste Partei die städtischen Betriebe in ihre Hand genommen hatten, vor allem die Strassenbahn. «Es gibt die anarchistische Gewerkschaft CNT und die FAI, die so etwas wie eine Partei ist, obwohl es manche von der FAI ableugnen, weil ihnen eine Partei zu sehr im Geruch der Über- und Unterordnung steht. – Als wir nun die Macht in der Hand hatten, standen wir plötzlich vor der Aufgabe, entweder in die Regierung hineinzugehen oder auf unsern Einfluss zu verzichten. Du weisst sicher, dass wir den Staat grundsätzlich ablehnen und daher auch jede Regierung. Aber was half es, wir mussten hinein! Das gab natürlich Auseinandersetzungen, und die Masse unserer Anhänger hätte es wohl nicht verstanden, wenn Mitglieder der Gewerkschaft CNT oder der FAI Minister geworden wären. Wir halfen uns so, dass wir sie nicht Minister, sondern Räte nannten.»

Ich hörte mit wachsendem Erstaunen zu. Weshalb sagte er mir so deutlich, dass seine Partei ihre alten Ideale aufgab? Mehr noch verwunderte es mich, dass er sich vor mir wegen dieses Verrats sozusagen entschuldigte.

Schon über eine Stunde mochte er zu mir gesprochen haben, und ich hatte noch kein Wort gesagt. Da fragte er: «Bist du bereit, der anarchistischen Bewegung beizutreten?»

Vor Überraschung fand ich zunächst kein Wort. Dann sagte ich langsam: «Ich will hier gegen den Faschismus kämpfen, auch mit den Anarchisten. Aber eurer Bewegung werde ich nicht beitreten.»

Ohne eine Spur von Erregung zu zeigen, antwortete er: «Dann hat es keinen Zweck, dich länger hierzubehalten. Wir werden dich zur PSUC hinüberschicken.»

Wieder brachte man mich in das Zimmer unten zu meinen Koffern. Meine Gedanken waren noch bei den Eröffnungen des anarchistischen

Chefs. Wie wenig tüchtige Leute mussten sie haben, dass sie sich solche Mühe gaben, einen erklärten Kommunisten wie mich zu gewinnen! Er hatte das so falsch angefasst wie die Nazis. Auch sie hatten mir bei ihren Bekehrungsversuchen im Gefängnis und später gesagt, dass bei ihnen vieles nicht in Ordnung wäre. Aber so etwas sagt man doch nicht zu einem Menschen, der davon überzeugt ist, dass seine eigene Partei sich auf dem richtigen Wege befindet. Oder wissen sie gar nicht, wie das bei uns ist? Vielleicht sind sie so von Zweifeln zerfressen, dass sie sich Menschen, die ihrer Sache sicher sind, gar nicht mehr vorstellen können.

Jemand kam herein, ergriff eines meiner Köfferchen und winkte mir mitzukommen. Draussen stand ein winziges Auto. Wir fuhren nicht weit und hielten an einem grossen Hotel, vor dem ein Milizionär als Posten stand.

Der weite Platz davor war leer. Ich hörte die Schritte eines Mannes, der nun in den Schein einer Strassenlampe kam. Wer ist das? fragte ich mich etwas verwirrt. Den musste ich doch kennen. Richtig, ich habe mich mit ihm in einem Vorort von Zürich zu einer heimlichen Besprechung getroffen. Es ist der ehemalige Reichstagsabgeordnete Hans Beimler. Damals hatte er mir einiges vom Konzentrationslager Dachau erzählt, und wie er von dort entkommen ist.

Er war herangekommen, streckte mir die Hand entgegen und sagte frisch: «Dich brauche ich gerade!»

«Das ist ein Wort! Bisher habe ich in Barcelona nur Anarchistengeschwätz gehört.»

Bei der PSUC in Barcelona

Das Hotel Colon, in dem ich nun mit Hans Beimler zusammenwohnte, war das Haus der PSUC, der Partei, in der sich die Sozialisten und Kommunisten Kataloniens vereinigt hatten.

Am nächsten Tag führte mich Beimler in ein Zimmer nebenan. Da lagen so viele Akten auf dem Boden, dass wir kaum hineinkamen. Nur ein schmaler Gang war zwischen den Papierstössen gelassen. Auf einem etwas grösseren freien Platz stand, von uns abgewendet, ein untersetzter Mann und diktierte etwas in spanischer Sprache.

Beimler unterbrach ihn: «Das hier ist Ludwig Renn.» Der Mann drehte sich um und blickte mich freundlich aus dunkelblauen, ernsten Augen an:

«Wir können zueinander nicht kommen, der Akten sind viel zu viele». Er deutete auf die Unordnung im Zimmer. «Du siehst uns hier bei einer schmutzigen Arbeit. Diese Papiere stammen aus dem deutschen Generalkonsulat in Barcelona. Die Nazis haben so fest an den Sieg ihrer spanischen Generale geglaubt, dass sie vor dem Aufstand kein einziges Papier verbrannt haben, und wenn es noch so belastend war. Als dann die Arbeiter rasch siegten, ist uns alles in die Hände gefallen. In diesen Akten haben wir den Beweis dafür, dass die deutschen Diplomaten und Konsularbeamten den Aufstand der Generale direkt vorbereitet haben. Dazu hatten sie ein Heer bezahlter Agenten, und deren Listen liegen hier. Diese Papierstösse müssen jetzt durchgearbeitet und für die ausländische Presse vorbereitet werden. Die spanische Regierung möchte diese Unterlagen natürlich recht bald haben.»

«Nehmen die Anarchisten an dieser Arbeit auch teil? Ich habe drüben in ihrem Haus einen ganzen Haufen von Deutschen gefunden.»

«Ach, diese Gesellschaft! Die wollen den Krieg nur mit dem Gefühl und der leeren Phrase gewinnen! Hier muss man aber arbeiten. – Entschuldige, wenn ich für dich jetzt keine Zeit mehr habe.»

Nun brachte mich Beimler in ein anderes Zimmer. Darin sass telefonierend ein dicker, blonder Mann in Majorsuniform. Immer wieder schrillte das Telefon, und dann sprach er auf Spanisch eifrig hinein. Endlich gab es eine Pause, und er streckte erleichtert die Beine von sich: «Waffenbeschaffung ist kein Genuss hier. Du siehst in mir einen Gehilfen unseres militärischen Stabes. Eigentlich bin ich natürlich alles andere als Offizier. Unser grosses Problem ist, die Milizen zu bewaffnen. An Freiwilligen fehlt es nicht, die kommen in Massen. Aber der französische Sozialist Léon Blum – es ist eigentlich eine Beleidigung für jeden ehrlichen Sozialisten, ihn so zu nennen! – schneidet uns mit seiner Nichteinmischung von allen Waffen ab. Schwer haben wir es auch mit den Anarchisten. Hast du diese Bürschchen schon in den Cafés sitzen sehen, mit umgehängtem Gewehr, weil das so kriegerisch aussieht? Kriegerisch sind auch die Namen, die sie ihren Bataillonen geben. Da gibt es eine besondere Rasselbande, die nennt sich Rote Löwen. An der Front siehst du diese Helden nie. Die Gewehre, die wir vorn so nötig brauchen, tragen sie hier in der Stadt herum, und wir können sie ihnen nicht abnehmen, weil das gleich einen schweren Konflikt mit den Schwätzern von der CNT und FAI gibt.»

Wieder schrillte das Telefon. «Ja, ja!» rief er auf Spanisch hinein. «In zehn Minuten bin ich unten.» Dann sagte er nachdenklich: «Glücklicherweise gibt es unter den Anarchisten auch einige vernünftige Leute.

Da ist vor allem Durutti, der in seiner Kolonne, trotz aller Widerstände seiner Genossen, Disziplin einführt. Er steht auf dem Standpunkt, dass Anarchisten ehrlich mit Kommunisten und Sozialisten zusammen kämpfen müssen. Trotzdem ist es hier noch schlimm. In Madrid sieht es ganz anders aus. Dort herrschen die Kommunisten. Da haben wir das Fünfte Regiment. Da ist Ordnung. – Aber ich muss zur Sitzung.» Später am Vormittag kamen Journalisten, um mich zu interviewen.
In den vielen Gesprächen des Tages bekam ich etwas mehr Klarheit darüber, was los war. Wir Deutschen pflegen ja gar nicht zu wissen, dass die Katalanen eine andere Nation sind als die Spanier. Sie wohnen nicht nur entlang eines Teils der Mittelmeerküste bis hinunter nach Alicante, sondern auch jenseits der Grenze in Frankreich. Ihre Sprache ist dem Provençalischen nahe verwandt und wird vom ganzen Volke gesprochen. Darin liegt ein gewisser Protest gegenüber den Spaniern, den Castellanos. Das hat geschichtliche und wirtschaftliche Gründe. Katalonien, seit dem 12. Jahrhundert vereinigt mit Aragon, gehörte zu den blühendsten Ländern Europas. Zu ihm gehörten nach dem Untergang der Hohenstaufen im 13. Jahrhundert auch Sardinien, Sizilien und das Herzogtum Athen in Griechenland. Es bildete zu dieser Zeit die grösste Seemacht des nördlichen Mittelmeers. Durch seine Vereinigung mit Kastilien zum Königreich Spanien um 1500 geriet es aber ins Hintertreffen, besonders weil das Bürgertum ungefähr zur gleichen Zeit durch die Könige seiner demokratischen Vorrechte beraubt und niedergeschlagen wurde. Davon erholte sich Katalonien erst im 19. Jahrhundert. Barcelona wuchs damals rasch zur grössten und reichsten Stadt Spaniens heran, mit anderthalb Millionen Einwohnern. Überall entstanden aus Handwerksbetrieben Industrieunternehmen. Die waren zumeist nicht sehr gross. In ihnen hatte der spanische Anarchismus seinen Ursprung. Die Arbeiter suchten die Besserung ihrer Lage nicht mittels einer grossen, landesweiten Bewegung zu erreichen, standen sie doch vor allem kleinen Unternehmen gegenüber, die sich noch nicht zu Unternehmerverbänden zusammengeschlossen hatten. Es gab Lohnkämpfe, die sich auf wenige Köpfe beschränkten, und es schien zu genügen, wenn die Arbeiter jedes einzelnen Betriebes ihrem Unternehmer das Werk Wegnahmen und es für sich selbst arbeiten liessen.

«Darin besteht die grosse Illusion des Anarchismus», sagte mir ein Deutscher, der schon lange in Barcelona lebte. «Wenn die Anarchisten jetzt noch an diesen alten, individuellen Methoden des Klassenkampfes festhalten, so ist das umso unverzeihlicher, als heute die Industrie zusammengeschlossen ist. Juan March, dem grössten Kapitalismus, gehörte

halb Katalonien. In der reaktionären Regierung Leroux spielte er die Rolle des Drahtziehers hinter den Kulissen. Die Anarchisten, diese zum Aussterben verurteilte, vorsintflutliche Rasse, will auch nicht sehen, dass sich Katalonien allein nicht vom Faschismus befreien kann, sondern nur zusammen mit dem übrigen Spanien. Leider scheint auch Companys, der Präsident Kataloniens, diese Ansicht zu teilen. Diese Leute stehen auf dem Standpunkt: Wenn auch das übrige Spanien zusammenbricht, so werden wir uns hier in Katalonien zu verteidigen wissen. Jetzt, wo in Madrid Hilfe so dringend ist, stehen sie hier ruhig an der Front und führen weiter einen lässigen Bezirkskrieg.»

Gegen Abend trat ein langer Kerl in der Halbuniform der Milizen in mein Zimmer. Er stammte aus Sachsen und war dann in Berlin in der Kommunistischen Jugend gewesen. Daher kannte ich ihn.

«Kommst du mit zum Essen?» fragte er. «Ich weiss ein gutes Lokal in der Nähe des Hafens.»

Wir gingen quer über die weite Plaza de Cataluna und in die Rambla hinein, die belebteste Strasse Barcelonas. Lautsprecher schrien von den Häusern. Jede Partei hatte einen, und die überkrähten sich gegenseitig. Dazu aber unterhielt sich die dichte Menschenmenge, die auf und ab spazierte. Um sich im Lärm der Lautsprecher, beim Hupen der Autos und zwischen den Ausrufen der Verkäufer verständlich zu machen, schrien auch sie sich an. Man wurde angestossen, aber niemand entschuldigte sich. Auch mein Begleiter schrie auf mich ein und erklärte mir das brausende Leben, das ihm gefiel. Ich aber war dankbar, als wir in stillere Stadtviertel kamen und das etwas düstere Lokal betraten.

Von der niedrigen Decke hingen Würste, Fische, Schinken im rötlichen Lichtschein, der aus einer Art Hütte in der weiten Gaststube kam. Das war die Küche. Man hörte allerhand Speisen schmoren und roch das Öl.

«Hier isst man ausgezeichnet. Wir trinken doch eine Flasche Muskateller? Und du überlässt es wohl meinem Geschmack, was ich aussuche!» Er rief einen Kellner und bestellte in katalanischer Sprache.

«Du wirst viel besser bedient und nicht so übers Ohr gehauen, wenn du sie in ihrer Sprache anredest. Ich habe das gelernt, als ich von England herüberkam und nichts zu beissen hatte. Da stand auch ich auf der Rambla und rief meine Schnürsenkel aus. Den andern Strassenhändlern horchte ich bald ab, wie man das hier macht. So lernte ich rasch Katalanisch. Das war noch unter der Regierung Leroux. Damals war es hier in diesem berühmten Fresslokal noch voller als heute. An allen Tischen sas-

sen die Schieber und machten ihre Geschäfte. Das war ein Gezischel ringsum! Und merkwürdig war, dass so viele in Kartoffeln schoben. Der Spanier isst aber wenig Kartoffeln. Weisst du, worin sie in Wirklichkeit geschoben haben? In Waffen! In Madrid sass ein Vertreter der Junkerswerke. Das war ein ehemaliger deutscher Fliegeroffizier und natürlich ein Nazi. Er war die Stelle, wo die Waffen herkamen. Er hatte auch Beziehungen zum spanischen Kriegsministerium. Dort sassen genügend Offiziere, die mithalfen und für die Nazis Propaganda trieben. Auch heute noch soll da nicht alles ganz sauber sein.»

«Ist denn das spanische Volk käuflich?» fragte ich.

«Das spanische Volk?» rief er. «Das ist das prachtvollste Volk! Es ist ehrlich und tapfer! Aber die, von denen ich sprach, das ist eine ganz kleine Gruppe. Freilich standen hinter ihnen sehr mächtige Leute, die adligen Grundbesitzer, die Offiziere und natürlich Kapitalisten, vor allem der Multimillionär Juan March. Dieses Pack darfst du nicht mit dem spanischen Volk verwechseln! Du möchtest ja auch nicht mit einem Schieber vom Kurfürstendamm verwechselt werden.»

Das Essen kam, zuerst eine Suppe mit kleinen scharfen Würstchen, dann gebratener Fisch. Dazu tranken wir den schweren, süssen Muskateller, der den Kopf warm macht.

«Morgen», begann er wieder, «wird die PSUC eine Demonstration machen. Das ist zur Erinnerung an den Aufstand der asturischen Bergarbeiter vor drei Jahren. Er hatte sich gegen die halbfaschistische Regierung Leroux gerichtet, unter der die Grundbesitzer und der Grosskapitalist Juan March tun und lassen konnten, was sie wollten. Der Aufstand dauerte mehrere Monate und wurde dann grausam niedergeschlagen. In Asturien haben die Zivilgarden gehaust wie die Nazis in Deutschland.

Leider haben es die Anarchisten abgelehnt, morgen mit zu demonstrieren. Da wird es eine klägliche Kundgebung werden, denn die PSUC hat zwar in der letzten Zeit an Mitgliedern zugenommen, aber noch nicht entfernt die Massen erreicht wie die Anarchisten.»

Am Morgen des 6. Oktober blickte ich gleich früh aus dem Fenster. Es regnete in Strömen. Ich ging hinunter in den Speisesaal. Alle waren missgestimmt. Ein Katalane sagte auf Deutsch: «Regen, niemand wird kommen. Spanier gehen nicht auf die Strasse, wenn es regnet.»

Wir traten aus dem Hause. Es gehörte wirklich ein Entschluss dazu, bei diesem Wetter auf dem Platz anzutreten.

Wir bildeten eine kurze Kolonne. «Willst du das Spruchband der Deutschen mit tragen?» fragte mich Beimler.

«Natürlich, gern. Wir werden es so hochhalten, dass alle sehen, wo wir sind! Da schliessen sich leichter Leute an.»

Ich hatte das in einer Art Galgenhumor gesagt. Denn schon lief mir der Regen aus den Haaren ins Gesicht. Aber merkwürdig: Wirklich stellten sich Leute hinter unser Grüppchen, und trotz des Gusses kamen immer mehr.

Als wir abmarschierten, war schon das Ende des Zuges nicht mehr zu sehen. Nun liess auch der Regen nach. Wir begannen zu singen.

Auf den Gehsteigen standen dicht gedrängt die Menschen. Der untersetzte Mann, der sonst die Nazi-Akten bearbeitete, rief den Leuten am Strassenrand auf Katalanisch Losungen zu. Die Zuschauer lächelten. Manche hoben auch die Ellbogen zur Seite und drückten sich über dem Kopf die eigenen Hände. Das war der proletarische Gruss und der bedeutete: proletarische Freundschaft.

«Mensch!» sagte einer ganz aus der Brust heraus. «Das ist ja grossartig! Die Anarchisten gehen zwar nicht mit uns, aber sie sind doch auf die Strasse gekommen, gegen den Willen ihrer Führer! Und was für einen Zug wir haben! Das ist ja ein gewaltiger Sieg für uns hier im anarchistischen Barcelona!»

Als ich das Spruchband zwei Stunden lang getragen hatte, nahm es mir ein anderer ab. Immer noch strömten Menschen zu unserem Zuge. Wir wurden müde und hungrig und kauften uns Schokolade, die uns jedoch nicht schmeckte. Sie war körnig, wie aus Sand gepresst.

Erst in der Abenddämmerung kehrten wir in das Parteihaus zurück. Hans Beimler strahlte vor Zufriedenheit: «Jetzt haben wir das Recht, den Anarchisten zu sagen, dass wir Ordnung verlangen und sie uns Zugeständnisse machen müssen. Ihre eigenen Massen geben uns das Recht dazu!»

Zwei Tage später summte am Morgen der Speisesaal von erregten Gesprächen. Mir gegenüber sassen drei Männer in ganz neuen blauen Schlosseranzügen. So gekleidet zu sein, war bei den Revolutionären Mode, und es stand ihnen auch. Die drei überschrien sich gegenseitig, obwohl sie augenscheinlich ganz der gleichen Meinung waren.

Der Mittlere beugte sich zu mir und rief auf Spanisch etwas, wovon ich nur das Wort «Sowjetunion» verstand. Da ich wahrscheinlich ein dummes Gesicht zog, erklärten mir alle drei gleichzeitig, was los war.

Einer sagte eindringlich und langsam: «Gestern Komitee der Nichteinmischung, Vertreter der Sowjetregierung!»

Dann folgte ein mehrstimmiger Wortschwall. Dabei strahlten sie mich an. Ich nickte, obwohl ich nichts begriff. Sie kamen um den Tisch herum

und umarmten mich in der stürmischen spanischen Weise, von der mir jemand gesagt hatte: «Danach muss man zum Arzt gehen, weil einem der neue Freund in seiner Begeisterung das Schulterblatt zerschlagen hat.»

Bei dieser Umarmung gab es dieses Missgeschick nicht, sondern ein anderes: Sie waren wie die meisten Spanier ziemlich klein, und da hatten sie bei der Umarmung ihre Nase an meinem Bauch, und ich blickte oben sozusagen unbeteiligt über sie hinweg. – Manchmal freut man sich nicht, so lang zu sein.

Ich setzte mich wieder, um mein Stück Brot aufzuessen, als plötzlich ein Mann neben mir stand und mich in einem etwas harten Deutsch anredete: «Ich brauche dich, Luwirenn!»

«Wozu?» fragte ich.

«In ein paar Tagen. – Noch Untersuchung.»

Da er nicht deutlicher sagen wollte, worum es sich handelte, fragte ich: «Was ist im Nichteinmischungskomitee geschehen?»

Sein ernstes Gesicht erweichte sich zu grosser Freundlichkeit: «Der Vertreter der Sowjetunion hat erklärt, dass sein Land sich an die Vereinbarungen der Nichteinmischung halten wird, aber nicht anders als andere Staaten. In nichtdiplomatischer Sprache heisst das: Hitler und Mussolini schicken Waffen an Franco, die Sowjetunion schickt an uns. Das ist gut?!» Er lachte mich voll an und wurde rasch wieder ernst: «Du siehst mich in den nächsten Tagen.» Noch fühlte ich seine Hand, da war er schon im Trubel verschwunden, wie ein Zauberer im Märchen.

An einem der nächsten Tage blickte ich mich im Speisesaal um, wo noch ein freier Platz wäre. Da sah ich an einem der Tische einen alten Berliner Bekannten vom Schriftstellerverband sitzen. Er sprang auf, und ich bemerkte etwas belustigt, dass er bereits die stürmische spanische Umarmung an Stelle der kühlen Berliner Begrüssung angenommen hatte. Dann wurde er aber doch berlinisch sachlich: «Ich möchte dich mit Gerda Grepp bekannt machen. Sie ist die Vertreterin der norwegischen Arbeiterpresse.»

Sie war klein und zierlich, und von ihr gingen Einfachheit und Güte aus. Später erzählte mir der Berliner Freund, dass sie aus einer schwindsüchtigen Familie stammte: «Auch ihre Kinder sind schon alle von der Krankheit erfasst.»

«Und sie selbst?»

«Das sagt sie nicht. Aber ich fürchte – du verstehst? – Übrigens müssen wir jetzt zum Präsidenten von Katalonien, Companys, zum Presseempfang.»

«Auch ich soll hin», erwiderte ich, «man scheint mich für einen Journalisten zu halten. Es interessiert mich aber, Companys zu sehen. Er ist ja in der Welt bekannt genug. Weisst du, wie er zu den Anarchisten in seiner Hauptstadt steht?»

«Er scheint da keine klare Linie zu beziehen.»

Ein Auto brachte uns zur Generalidad, dem stattlichen, mittelalterlichen Regierungsgebäude Kataloniens. Vom Hof aus stiegen wir die feierlich gerade Treppe zum ersten Stock hinauf. Nach einigem Warten unter Leuten, die sich in allen möglichen Sprachen unterhielten, kam Companys herein, in schwarzem Anzug, gross und sehr mager. Er setzte sich auf einen Stuhl. Sein langes, unglaublich schmales Gesicht mit den grossen, dunklen Augen sah müde aus. Von der Armlehne hing seine Hand herab, deren lange Finger zerbrechlich dünn erschienen.

Er begann tonlos in einem blechernen Französisch. Was er sagte, war ohne Wärme und Schwung. Sein Volk draussen glaubte an den Sieg. Das fühlte man auf der Strasse und in jedem Gespräch. Und er?

Enttäuscht fuhren wir ins Hotel Colon zurück.

Auf dem Flur traf ich Hans Beimler, und er sagte: «Ich möchte dich zu einer Vernehmung hinzuziehen. Der Deutsche, der uns vorgeführt wird, hat anscheinend nichts Ernstes getan. Die katalanischen Behörden haben uns gebeten, den Fall aufzuklären.»

Er ging voraus und trat in ein Zimmer, in dem ein hellblonder Mann sass, der wohl mit den Vernehmungen zu tun hatte.

Nach kurzer Zeit wurde ein kräftiger junger Mensch hereingeschoben. Er blickte sich um und gab allen mit treuherziger Miene die Hand. Seine Hände waren breit, und man sah ihnen an, dass der Mann mit ihnen arbeitete.

«Setz dich!» sagte Beimler. «Wir wissen von dir, dass du Nazi warst. Aber du behauptest, auf unserer Seite gegen die Nazis gekämpft zu haben. Wie steht das?»

Er begann etwas verlegen: «Ich bin kein richtiger Nazi. Ich war bei reichen Leuten hier in Barcelona als Koch und habe mich wenig um Politik gekümmert. Aber weil mich meine Herrschaft dazu veranlasst hat, bin ich in die Nazipartei eingetreten. Als der Aufstand ausbrach, hatte ich einen Menschen kennengelernt. Mit ihm bin ich auf die Strasse gegangen. Er war gegen die Faschisten. Da habe ich mit ihm mitgemacht.»
Er blickte zu Boden.

«Na und dann?»

«Ja, da habe ich – und das war viel später – in einem Café gesessen. Wie ich so gesprochen habe, bin ich einem verdächtig geworden. Der hat mich angezeigt. Aber ich habe doch nichts Schlechtes gemacht!»

«Deine Aussage stimmt mit dem überein, was wir wissen. Du sollst in dem Café recht angegeben haben und hast einen solchen Kohl zusammengeredet, dass du – wie du selber sagst – verdächtig wurdest. Bei deiner Festnahme wussten die Behörden noch nicht, dass du eingeschriebenes Mitglied der Nazipartei warst. Unterdessen haben wir die Akten des deutschen Generalkonsulats beschlagnahmt und fanden in der Liste der Nazis auch deinen Namen. Du bist also wirklich die Person, die dort angeführt wird?»

«Ja», erwiderte er kleinlaut.

«Damit wäre der Fall klar», sagte Beimler.

«Ich möchte noch etwas geklärt haben», sagte ich.

Der Gefangene hatte bisher nur die beiden andern aus seinen gutmütigen, etwas leichtsinnigen blauen Augen angesehen. Jetzt blickte er mich erschrocken an.

«Ich möchte wissen: Ein Mensch pflegt doch nicht so ohne Weiteres seine politische Richtung zu ändern, auch wenn er nur oberflächlich dabei ist.»

Er war unruhig und sagte: «Sicher. Aber ich hatte eben den Antifaschisten kennengelernt, und das war ...» Er stockte. «Ich sah doch, dass er es ehrlich meinte. Und das hat mir eben gefallen.»

«Mir ist der Fall klar», sagte ich.

«Was wird nun aus mir?» fragte der Gefangene.

«Das haben die spanischen Behörden zu entscheiden», antwortete Beimler sachlich.

Der Mann stand auf, gab allen wieder die Hand und ging hinaus.

«Du hattest ganz recht», sagte mir der Blonde, «deine Frage zu stellen. Der Fall liegt sicher so, dass der Koch mit dem Antifaschisten ein Verhältnis hatte. Da er keinerlei feste Ansichten besitzt, ist er von der Begeisterung mitgerissen worden und hat gegen seine eigene Nazipartei gekämpft. So sieht eben die Gefolgschaft des Herrn Hitler aus.»

«Ich denke», sagte Beimler, «wir schlagen den Spaniern vor, den Mann zu entlassen. Hätte er sich nicht durch seine Grosssprecherei im Café verdächtig gemacht, so wäre er noch heute ein Held der Volksfront – und sogar mit einem gewissen Recht. Etwas Schlechtes hat er auch nicht getan. Aber ich halte es doch nicht für gut, ihn gleich zu entlassen, sondern erst in ein paar Wochen, damit er im Ausland, wohin er wohl abgeschoben wird, nichts Neues über unsere Armee berichten kann. Denn so ein Typ fällt ebenso, wie er aus Versehen zu uns umgefallen ist, auch wieder zu den Faschisten um. Seid ihr einverstanden?»

«Einverstanden», antworteten wir.

Wieder war ganz Barcelona auf den Beinen. Es sollte das sowjetische Frachtschiff «Komsomol» ankommen mit Fleisch, Butter, Trockenmilch und Käse.

Als ich mit Gerda Grepp zum Hafen kam, war der Kai von Menschen versperrt. Über ihren Köpfen wehten rote Fahnen. Aber auch schwarze anarchistische waren zu sehen. Uns wurde erst später klar, dass diese grosse Abordnung nur aus Anarchisten bestand. Sie waren so früh erschienen, um das Sowjetschiff als erste zu begrüssen.

Draussen auf dem Meer sah man ein Schiff. Langsam schwamm es heran und machte am Kai fest. In der Menschenmenge begann man zu rufen. Dann kam gemächlich nach Seemannsart ein Mann herunter, der sowjetische Kapitän. Die Anarchisten drängten sich stürmisch an ihn heran, schüttelten ihm die Hände und riefen begeistert Losungen in die Menge.

Ich fühlte etwas an meinem Ärmel zupfen und blickte mich um. Es war der geheimnisvolle Spanier, der mich neulich im Hotel Colon angeredet hatte. Er zwinkerte mit einem Auge und begann laut zu reden. Ich verstand, dass er mich abseits sprechen wollte.

«Hast du gesehen», sagte er, «die Anarchisten begrüssen die Sowjetunion Sie haben gelernt von der Demonstration der PSUC am 6. Oktober. Jetzt wissen sie, dass ihre Massen nicht so denken, wie ihre doktrinären Theoretiker es wollen. Sie haben gesehen, dass ihre Massen zu uns kommen, weil wir vernünftiger sind. Sie fürchten sich, Einfluss zu verlieren. Deshalb haben sie sich so an das Sowjetschiff gedrängt.»

Wir waren nun weit genug von den andern entfernt. Da änderte er den Ton und wurde leiser: «Du bist mit einem Deutschen nach Barcelona gekommen?»

«Ja, aber ich habe nichts mit ihm zu tun!»

«Das kann ich mir denken. Aber was weisst du von ihm?»

«Erst als wir in Barcelona waren, habe ich verstanden, dass er wohl zu den Trotzkisten gehört.»

«Das ist richtig. Er ist zur POUM gegangen, zu den Trotzkisten. Hat er etwas Wichtiges gesagt? Wie kam er in die Schweiz?»

«Ich weiss nicht. Jedenfalls besitzt er einen deutschen Pass.»

Er hob das Kinn, und seine Augen weiteten sich: «Das ist wichtig!» «Was ist mit ihm?»

«Wir wissen es nicht. Die Sozialisten in der Schweiz, die dich zu den Anarchisten geschickt haben, halfen diesem Menschen, nach Spanien zu kommen. Das sind keine guten Sozialisten. Wenn du den Deutschen wieder siehst, sage nicht, dass er verdächtig ist! Wenn er dir Wichtiges sagt, teile es mir mit! In der Sowjetunion haben die Trotzkisten viel Sabotage

gemacht, von den Nazis bezahlt. Barcelona ist eine Stadt, in der Sabotage leicht ist, wegen der anarchistischen Wirtschaft.»

«Unterstützen denn die Anarchisten die Sabotage?»

«Ein unklarer Kopf kann manchmal gefährlich sein und weiss es selber nicht. Die Massen der Anarchisten sind revolutionär. Aber die Lehre ihrer Führer ist kleinbürgerlich. Alles geht durch das Herz, wenig durch den Kopf.»

* * *

Für die veröffentlichte Fassung seines Spanienberichts hat Renn diesen Anfang gestrichen. Der Leser von damals erfuhr deshalb nichts über Reinhard Schmidthagen, den tuberkulosekranken jungen Freund, nichts von den Umständen, unter denen Renn nach Spanien gelangte, auch die Beschreibung der Situation im überwiegend anarchistischen Barcelona, wie Renn sie gesehen hat, fehlt fast völlig.

Da der später geschriebene neue Buchanfang aber die Zeit im Zuchthaus schildert, wird er hier, kursiv gesetzt, ebenfalls abgedruckt.

* * *

Im Gefängnis

Wie jeden Mittag hörte ich das Aufschliessen der Zellen, bevor der knurrige Hauptwachtmeister mit seinem Schlüssel bei mir im Schlosse klirrte und gleich weiterging. Ich öffnete die Tür und trat, den Essnapf in der Hand, hinaus, um mir die Suppe geben zu lassen. Sofort sah ich, dass in der Zelle rechts von mir ein Neuer eingezogen war. Vor zwei Tagen hatte man darin einen fröhlichen, kleinen Journalisten erhängt aufgefunden. Der Hauptwachtmeister hatte mir das so erzählt. Mir war aber gleich verdächtig vorgekommen, dass dieser unfreundliche Beamte zu einer ungewöhnlichen Zeit zu mir hereinkam und die Sache mit vielen Worten berichtete. Sonst bist du nicht so mitteilsam! dachte ich. Ausserdem war dem heiteren Journalisten ein Selbstmord kaum zuzutrauen. Ich kannte ihn von einem Besuch in Stuttgart, wo er Redakteur einer kommunistischen Zeitung gewesen war. Vielleicht eine Stunde danach gab es ein Geräusch an meiner Tür. Ich sprang von meiner Arbeit, Tüten zu machen, auf und flüsterte durch den Türspalt: «Was ist los?»

Die Stimme eines Flurwärters, eines Kommunisten, flüsterte zurück: «Dein Nachbar hat sich nicht erhängt. Das ganze Gefängnis spricht davon, dass die Gestapo ihn umgebracht hat.»

Wir trauerten um den von der Geheimen Staatspolizei Ermordeten.

Mein neuer Nachbar war gross, hielt sich aber sehr krumm und starrte vor sich hin. Das ist kein Politischer! dachte ich. Sonst würde er aufrecht dastehen und lächeln. Fast drei Viertel von allen Gefangenen unserer Abteilung waren Kommunisten. Wir lagen in Einzelzellen und hatten strenges Sprechverbot.

Zwei Flurwärter kamen mit dem grossen Suppenbottich und gaben einem nach dem anderen seinen Schlag Suppe in den Napf.

Der Neue blickte mich mit aufgerissenen Augen an, berührte mit der linken Hand seine Ohrmuschel und sagte fast tonlos: «Mir haben sie beide Trommelfelle zerschlagen. Ich höre nichts.» Jetzt erkannte ich erst, dass es Emil war, ein Berliner Arbeiter, der gut und lebendig reden konnte. Aber welche Veränderung! Starr und voll Angst blickte er mich mit seinen dunklen Augen an.

Unterdessen bekam ich meine Suppe, trat in die Zelle, und die Tür wurde verschlossen. Während ich löffelte, grübelte ich darüber nach, wie wir Emil helfen könnten. Gut war, dass er sofort versucht hatte, mir etwas mitzuteilen. Denn das schlimmste waren die Gefangenen, die niemand anblickten und nicht merkten, wenn man ihnen Sympathie bezeigte. Das war vor allem bei den sogenannten Sexualverbrechern so.

Einen einzigen Kommunisten hatte ich erlebt, der immer düster vor sich hin starrte. Bald stellte sich auch heraus, dass er umgefallen war. Er sollte nun sogar freigelassen sein und in Verbindung mit den Nazis stehen. Ihm hatten wir sofort angesehen, dass da etwas nicht stimmte. – Emils Fall lag sicher anders. Sein starrer Blick zeigte wohl nur, wie fürchterlich ihn die Nazis misshandelt hatten. Man müsste ihm von allen Seiten Kameradschaft zeigen.

Die Klingel schrillte. Die Mittagspause war zu Ende, und man musste wieder arbeiten. Plötzlich schloss jemand auf. Herein trat rasch ein mir unbekannter Beamter, jung und heiter.

«Sind Sie Vieth von Golssenau?» fragte er.

«Ja.»

«Sie heissen doch mit dem Schriftstellernamen Ludwig Renn?» Auf mein Nicken fuhr er fort: «Ich habe Ihr Buch ‚Krieg' gelesen. Aber eins verstehe ich nicht. Daraus spricht so eine edle Gesinnung! Dazu Ihr Name, und Sie waren Offizier, Hauptmann glaube ich. Wie können Sie da Kommunist sein? Ich bin SA-Mann und noch jung. Ich möchte etwas lernen!»

So ein SA-Mann war mir noch nicht begegnet. Im Allgemeinen waren die Gefangenenwärter die dümmsten Leute, die es gab, meist ehemalige Unteroffiziere.

Der junge SA-Mann redete weiter freundlich auf mich ein: «Die adligen Offiziere pflegen doch eher auf unserer Seite zu sein, ich meine auf der Seite Adolf Hitlers. Weshalb sitzen Sie denn?» Er wurde verlegen und fügte hinzu: «Man sagt wohl nicht ,sitzen' bei einem Herrn wie Ihnen. Ich meine: Weshalb hat man Sie verurteilt?»

Mich belustigte dieser neue Beamte. Er schien ein gutmütiges Schäfchen zu sein.

«Ich bin wegen eines Artikels in der militärpolitischen Zeitschrift ,Aufbruch' verurteilt worden.»

«Wovon handelte denn der Artikel?»

«Von der Form der Soldatenwerbung und der Taktik unter Friedrich dem Grossen.» Ich beobachtete mit etwas wie Schadenfreude die Wirkung dieser Eröffnung auf den SA-Mann.

Er blickte vor Verwirrung zu Boden und erhob dann wieder seine Augen. «Aber das scheint mir doch nicht verbrecherisch zu sein.»

«Ich bin ja auch nicht der Meinung, dass darüber zu schreiben ein Verbrechen war. Aber wenn man mich einsperren wollte, da musste eben ein Vorwand herhalten.»

Der SA-Mann schwieg. Ich hatte ihm nicht die ganze Wahrheit gesagt. Wenn die Nazis jemand einsperren wollten und keinen Grund hatten, so pflegten sie ihn ins Konzentrationslager zu stecken. Das aber war in meinem Falle nicht zweckmässig. Denn sie wollten mich gewinnen. Daher durfte man mich nicht zu übel behandeln. Schon mehrmals war ein Nazirechtsanwalt zu mir gekommen, um mich zu fragen, ob ich mir jetzt die Sache überlegt hätte.

Der SA-Mann hob den Kopf wieder und fragte: «Ist es wahr, dass Sie kriegsgeschichtliche Bücher aus der Bibliothek erbeten haben?»

«Es stimmt. Jeder, der ins Gefängnis kommt, muss einen Fragebogen ausfüllen und angeben, wofür er sich interessiert.»

«Ist das nicht grossartig? Selbst im Gefängnis gibt Ihnen unser neuer Staat die Möglichkeit, sich weiterzubilden!»

Ich musste lächeln. Hier lesen zu können, war ein Rest der etwas menschlicheren Periode der Weimarer Republik. Das wollte ich aber meinem Gegenüber nicht auf die Nase binden.

Die Tür öffnete sich, und der Kalfaktor blickte herein. «Herr Wachtmeister, der Mann nebenan, Emil Rammler, sollte noch nachträglich auf die Liste der Leute geschrieben werden, die morgen zum Arzt gehen. Der Werkmeister, der ihm eine Arbeit zuzuweisen hatte, konnte ihm nur Zeichen geben und sagte: ,Ich habe keine Zeit, für einen Einzelnen Zeichensprache zu lernen. Der Arzt muss ihn erst mal kurieren!'»

«Gut», erwiderte der junge Beamte. «Ich gehe gleich zu Rammler.»

Dann wandte er sich wieder mir zu. «Ich bin überzeugt, Sie werden noch zu uns finden. Alle Beamten, auch der Oberamtmann, sagen das, weil Sie schon wieder Kriegsgeschichte studieren.»

Ich setzte mich wieder, um meine bunten, bedruckten Kaffeetüten zu falzen. Neulich war entdeckt worden, dass jemand mit Blockschrift Losungen hineingeschrieben hatte. Am häufigsten sollten die Worte «Hitler verrecke!» vorgekommen sein. Die Untersuchung darüber ergab nichts. Wir Gefangenen freuten uns nur, und mein Gegenüber, der Alex, flüsterte mir am Abend zu: «Darauf war ich noch gar nicht gekommen. Ich klebe doch auch Tüten.» Dieser Alex war die merkwürdigste Figur unserer Abteilung und wahrscheinlich auch die mit dem sonderbarsten Kriminalfall des ganzen grossen Gefängnisses. Er war ein noch junger Mann von so riesenhaftem Wuchs, dass er beim Stehen in der Zellentür diese ganz ausfüllte. Wir zwei hatten die grössten Füsse der Abteilung. Wenn daher einer von uns beiden seine Schuhe zum Reparieren gegeben hatte, erhielt er die Riesenreserveschuhe, die für Alex gerade reichten, aber für mich viel zu gross waren. Man behauptete, es wäre die Grösse 47. Seiner allgemeinen Grösse entsprachen die starken Hände und der mächtige Kopf. Er stammte vom Dorfe und hatte auch etwas Bäuerliches an sich. Zugleich aber war sein gar nicht hübsches Gesicht stets so angeregt und fröhlich, dass man ihn nicht in irgendeine Bevölkerungsschicht einreihen konnte.

Dieser Mensch wurde von den Berufsdieben unter den Gefangenen als ihr grosses Vorbild geehrt, denn er sollte vor Gericht so raffinierte Einbruchsmethoden gestanden haben, dass man die Öffentlichkeit aus – schloss, als es zur Erörterung dieser Dinge kam. Die Richter befürchteten, dass andere Einbrecher von ihm lernen könnten. Es war also sicher, dass er viel vom Einbrechen verstand. Klar war aber nicht, ob er an dem Einbruch beteiligt war, dessen er sich selbst bezichtigte. Das war ein grosser Waffenraub, weshalb ihn manche auch den Waffenräuber nannten. Vielmehr hatten die Richter den Eindruck, dass er sich deshalb der Sache bezichtigte, damit die wahren Täter, vermutlich Mitglieder der Kommunistischen Partei, nicht herauskämen. Da man ihm das aber nicht nachweisen konnte, musste man ihn verurteilen.

Es ist verständlich, dass er bei dieser Lage der Dinge nicht nur von den Dieben wegen seiner ungewöhnlichen Fähigkeiten in ihrem Fache verehrt, sondern von den Politischen geradezu geliebt wurde. Überdies war er ein Mensch mit künstlerischen Interessen. Er hatte darum gebeten, eine Staffelei in seiner Zelle auf stellen zu dürfen, um abends nach Arbeitsschluss zu malen. Man hatte ihm das zu unserer Verwunderung auch genehmigt, weil angeblich der Oberamtmann dieses Gefängnisflügels Ach-

tung vor dem geraden, anständigen Charakter des Riesen empfand. Ausser dass er malte, fertigte er abends aus dem guten Kaffeetütenpapier allerhand kleine Dinge an, die er seinen Zellennachbarn heimlich zusteckte, um sie zu erfreuen.

Ich sass also bei meiner Arbeit, brach die Tüten um und fuhr mit dem Falzbein über die Falten. Dabei überlegte ich mein Gespräch mit dem neuen SA-Wachtmeister. Es belustigte mich sehr. Diese Beamten denken, ich bereite mich darauf vor, in Hitlers Armee wieder eine Kompanie oder ein Bataillon zu übernehmen. Dass keiner auf den Gedanken kommt, dass ich Kriegswissenschaft treibe, um Hitler zu bekämpfen, irgendwann, irgendwo! Jedenfalls will ich bereit sein.

Gegen Abend rasselte die Glocke. Arbeitsschluss. Gleich darauf wurden die Zellen rasch nacheinander aufgeschlossen. In diesem alten Gefängnis befanden sich in den Zellen keine Abtritte. Daher konnten wir dreimal am Tage hinaus. Die meisten Gefangenen hatten wegen der geringen Bewegung Schwierigkeiten. Ich aber konnte dreimal, wenn es nützlich war. Und wenn ich auch nicht gemusst hätte, wäre ich doch hinausgegangen. Denn das Austreten war unsere Möglichkeit zu sprechen.

Gerade trat mir gegenüber der Alex aus seiner Zelle. Ich beeilte mich, zum Austreten zu kommen, denn mit ihm wollte ich sprechen. Wir traten zu dem Wachtmeister, der sozusagen als Verkehrspolizist stand und immer einen hineinliess, wenn ein anderer herauskam. Vorläufig zwinkerte ich dem Alex nur zu.

Er, stets fröhlich, lächelte mich von seiner Höhe herab aus seinem jungen Gesicht an.

Als wir dann sassen, jeder neben sich zwei Holzwände, sagte ich leise: «Alex, es ist ein Neuer da. Ich kenne ihn.»

«Ist er gut?»

«Ja, gut. Aber sie haben ihm die Trommelfelle eingeschlagen.»

«Wir nehmen uns seiner an. Ich schenke ihm einen Bleistifthalter. Hast du schon gehört, was in Spanien los ist? Ein grosser Aufstand!»

Ich wusste noch nichts davon. Auf dem Wege zur Zelle schlurfte ich in den Gefangenenpantoffeln auf den durchbrochenen Eisenplatten entlang, durch deren Löcher man unter sich den Gang des nächsten Stockwerks sehen und sogar bis ganz nach unten blicken konnte. Links stand zwischen zwei Zellentüren flach an der Wand ein Flurwärter. Als ich an ihm vorüberging, flüsterte er: «Wenn ich nachher die Abendkost bringe, greif mir unter die Schürze und ziehe es heraus! Versteck es aber gleich!»

Ich zwinkerte ihm zu.

Bald darauf kam er vor meine Tür. Er gab mir Tee in den Napf Brot und etwas Margarine auf den Blechteller. Ich griff ihm zwischen Brust und Schürze, zog eine Zeitung heraus, wendete mich rasch ab und hatte sie schon unter die Matratze geschoben, als der Wachtmeister in die Zelle blickte und abschloss. Jetzt durfte ich noch nicht lesen, sondern musste warten, bis alles still war. Fast zwei Jahre war ich nun eingesperrt – es war Oktober 1934 –, und ich wusste, dass die Kontrolle stets später kam.

Nachdem ich in Ruhe mein Abendbrot gegessen und den nach irgendwelchen Kräutern schmeckenden Tee getrunken hatte, holte ich die Zeitung und setzte mich mit dem Rücken zur Tür, so dass man vom Guckloch aus nicht sehen konnte, was ich las.

In Madrid und Barcelona war Generalstreik. Aber auch im Baskenland, in Galicien und Asturien waren die Arbeiter auf die Strasse gegangen. In Barcelona hatte man die Katalanische Republik ausgerufen.

Ich versteckte die Zeitung wieder und holte mein Schreibheft heraus. So ein Heft durften wir besitzen, es musste jedoch jeden Sonnabend dem Lehrer des Gefängnisses eingereicht werden, der die neuen Eintragungen las und unterzeichnete. Dieser Lehrer war ein übles Subjekt. Er sollte die jugendlichen Verbrecher unterrichten, tat das aber so, dass er mit ihnen mehr exerzierte, als sie etwas lehrte. Man hörte sein Schnauzen oft bis in unsere Abteilung. Die meisten der sogenannten jugendlichen Verbrecher waren übrigens keine verlumpten Jungen, sondern ebenfalls Politische, wahrscheinlich kluge und zum Teil sogar recht belesene Burschen.

In mein Heft hatte ich aus Reisebeschreibungen und anderen Büchern Landkarten aller erreichbaren Länder mit vielen Einzelheiten abgezeichnet. Diese Einzelheiten dienten dazu, den Lehrer irrezuführen. Er schien auch wirklich nicht zu begreifen, wozu ich mir die Mühe dieses Kartenzeichnens machte. Auch das diente meiner militärischen Weiterbildung, um einmal gegen Hitler zu kämpfen. Vor allem zeichnete ich die Haupteisenbahnlinien fremder Länder ein, auch die, von denen ich wusste, dass sie im Bau waren. Dazu hielt ich mir überdies die «Berliner Börsenzeitung».

Einer der Wachtmeister fragte mich einmal: «Spekulieren Sie denn an der Börse, dass Sie sich diese Zeitung halten?»

Ich verriet ihm nicht, dass die «Berliner Börsenzeitung» das Blatt des deutschen Generalstabs war und daher gelegentlich aufschlussreiche militärische Artikel enthielt. Ausserdem brachten nur die Vorderseiten die typischen Artikel der Nazipropaganda. Im Börsenteil aber schrieben Fachleute der Wirtschaft Artikel, aus denen ich allerhand über die wirkli-

che Lage in der Welt erfuhr. So las ich dort die genauen Zahlen des zweiten Fünfjahrplans der Sowjetunion. Am Ende des Artikels stand: Wenn das nicht blosse Propaganda der Sowjets ist und sie diese Ziele wirklich erreichen, so wäre Russland dann der grösste Produzent von Buntmetallen in der Welt.

Diese mir wichtigen Dinge schrieb ich natürlich nicht ins Heft, damit der Lehrer nicht merkte, womit ich mich wirklich beschäftigte. An diesem Abend blätterte ich mein Heft durch, ob ich vielleicht eine genauere Karte von Spanien darin hätte. Ich fand aber nichts Brauchbares.

In den nächsten Tagen sprachen die Gefangenen nur über Spanien. Auf dem Abort fragte mich Alex: «In Barcelona und Madrid ist ja die Sache zu Ende, aber in Asturien kämpft so etwas wie eine Rote Armee. Wo liegt denn Asturien?»

«Im Norden von Spanien. Dort gibt es viele Bergwerke und Eisenhütten. Übrigens haben die Nazis da grosse Interessen. In Nordspanien sollen sie heimlich Unterseeboote bauen.»

Alex fragte: «Da kämpfen vielleicht gar Nazis mit gegen die asturischen Arbeiter?»

«Ich habe keine anderen Nachrichten als ihr», entgegnete ich. «Aber mich juckt es in allen Gliedern. Wenn man dort mitkämpfen könnte! Ob gegen die Nazis selbst oder gegen ihre spanischen Verbündeten, ist ja gleich. Und du, Alex?»

Nach kurzem Schweigen antwortete er: «Ich werde bald aus dem Gefängnis entlassen, aber gestern haben sie mir mitgeteilt, dass ich nicht freikomme.»

«Sondern?»

«Ins Konzentrationslager.»

Erschrocken beugte ich mich weit vor und blickte ihm um die Holzwand herum ins Gesicht. Er lachte mich an. Das ist ein mutiger Kerl! Werden sie ihn dort zu Tode quälen? So ein listiger und kühner Mensch ist für die Nazis wirklich eine Gefahr.

Als ob er meine Gedanken erriete, sagte er leise, aber in fröhlichem Tonfall: «Ich bin nicht so leicht umzubringen.» Er erhob sich und streckte seine starken Fäuste gähnend zur Decke. Ich dachte: Gegen dauernden Hunger helfen auch solche Körperkräfte nicht!

Auch ich erhob mich und ging aus dem Raum.

Gerade kam der taube Emil herein, straff aufgerichtet, und lächelte. Wir hatten ihm Zeitungen über die Kämpfe in Spanien in die Zelle schmuggeln wollen, um ihn auf frohere Gedanken zu bringen. Da wir ihm aber nicht sagen konnten, wie er sich verhalten sollte, erschien es uns zu gefährlich. Daher beschränkten wir uns darauf, ihm unsere Freundschaft

zu zeigen. Das wurde allerdings erschwert, als man uns plötzlich verbot, uns am Morgen zuzunicken. Der Wachtmeister war boshaft, und deshalb mussten wir wirklich auf unseren Morgengruss verzichten. Gleich begann eine neue Art der Begrüssung. Wir hatten im Gefängnis wenig zu sehen und waren daher sehr aufmerksam. Als wir nun so steif dastanden, merkten wir sofort, wenn einer nur seinen kleinen Finger bewegte. Dieser Gruss wurde gleich verstanden, ja als etwas noch Netteres empfunden als das herkömmliche Kopfnicken.

Mit lauter solchen kleinen Dingen verständigten wir uns umso besser, je mehr die Gefängnisverwaltung unseren Verkehr zu verhindern suchte. Wir teilten dem tauben Emil so auch mit, wer die Politischen waren, zu denen er Zutrauen haben konnte. Denn die anderen, meist mürrischen Gefangenen gaben sich keine Mühe, nett zu sein. Unter ihnen gab es auch Kerle, die Gelder unterschlagen hatten. Sie waren alle Nazis, die ihre Stellung im Staate ausgenutzt hatten, um sich zu bereichern. Da die Politischen die gute Gesellschaft im Gefängnis ausmachten, versuchten diese Naziverbrecher, sich bei uns anzuschmieren und flüsterten uns dreckige Witze oder Witze über Görings Eitelkeit und Verfressenheit zu. Wir lächelten ohne etwas zu erwidern, und freuten uns, wie diese Dummköpfe nicht merkten, was uns wirklich beschäftigte.

Schon nach drei Tagen hatte Emil alles begriffen und benahm sich genau wie wir. Daran erkannte ich, dass er die seelische Erschütterung durch die Misshandlung bei der Gestapo überwunden hatte. Auch die schlimmen Nachrichten aus Spanien, die nun eintrafen, vermochten nicht, ihn erneut zu erschüttern. Die asturischen Bergarbeiter hatten nach vierzehn Tagen den Kampf aufgeben müssen. Nun schimpften die Nazizeitungen in aufreizender Weise über die Grausamkeiten der aufständischen Asturier.

Auf dem Abort flüsterte mir Alex zu: «Wenn diese Sorte über Grausamkeiten schimpft, will sie damit nur von ihren eigenen Verbrechen ablenken.»

«Ruhe da drin!» schrie der aufsichthabende Wachtmeister. Wir kümmerten uns aber nicht weiter darum, denn das war ein Mann von fünfundsechzig Jahren, der nur darauf wartete, pensioniert zu werden. Er hatte keine Lust, sich noch bei den Gefangenen unbeliebt zu machen. Ausserdem verursachte ihm jede schriftliche Anzeige Mühe. Wir unterhielten uns also weiter, nur etwas leiser.

Es war Monate später. Ich hatte mich zum Arzt gemeldet und wurde zusammen mit dem wieder leidlich hörenden Emil von einem Beamten hin-

untergebracht. Im Vorraum meldeten wir uns bei dem Sanitätswachtmeister. Er schrieb die Ankommenden auf und versuchte gleichzeitig, die Gefangenen am Sprechen zu hindern, jedoch ohne Erfolg. Ich klemmte mich auf eine der Wandbänke, auf denen schon Mann an Mann sass. Viele nickten mir zu, denn es war in dem grossen Gefängnis allgemein bekannt, wer ich war.

Bald wurde ich hineingerufen. Der Arzt war ein fetter Mann, er blickte mich boshaft aus seinen verquollenen Augen an.

«Weshalb kommen Sie?»

«Ich habe 40 Pfund Untergewicht.»

Der Doktor griff nach einem Karteikasten und blätterte darin. 62 Kilo. Grösse: eins 82. Tatsächlich 40 Pfund Untergewicht. Sie müssen zusätzliche Verpflegung bekommen.» Er zwang sein gemeines Gesicht zu einem liebenswürdigen Lächeln.

Ich ging hinaus und musste mich wieder setzen, bis ein Beamter kam, um uns in die Zellen zurückzubringen. Der einzige leere Platz war neben einem Menschen, dem ein Teil der Nase und der Lippen fehlte. Seit ich ihn das letzte Mal hier gesehen hatte, war es mit ihm viel schlimmer geworden. Die Mitgefangenen schienen ihn zu meiden, weil sie die Krankheit wohl für Syphilis und ansteckend hielten. Gern setzte ich mich zu ihm, da ich den Eindruck hatte, dass er ein feiner und dabei gedrückter Mensch war. Wofür er verurteilt war, wusste ich nicht.

«Hast du Hauttuberkulose?» fragte ich.

«Ja.»

«Bekommst du Bestrahlungen?»

«Nein, der Arzt brüllt mich immer nur an, wenn ich komme. Für Verbrecher hätte der neue Staat Gott sei Dank keine zusätzlichen Gelder mehr.»

Ein anderer beugte sich herüber. «Das ist ein gemeiner Hund, der Arzt! – Weshalb bist du hier, Ludwig?»

«Vierzig Pfund Untergewicht. Er hat mir zusätzliche Verpflegung versprochen.»

«Na, die brauchst du! Vierzig Pfund!»

Ich musste lachen. «Ich habe ihm natürlich nicht gesagt, dass mein normales Gewicht etwa 120 Pfund beträgt. Ich bin nun einmal ein so schmaler, schlanker Typ.»

«Trotzdem wundert es mich, dass er dir etwas genehmigt hat.»

Als mich der Beamte oben in unserer Abteilung bei dem Hauptwachtmeister zurückmeldete, stand der von seinem Stuhl auf und sagte in einem für ihn ungewöhnlichen höflichen Ton: «Sie haben Besuch. Ziehen Sie sich gleich Ihre guten Tuchsachen an!»

Das war sehr merkwürdig! Ich durfte nur alle Monate einmal Besuch erhalten, und der Termin war noch nicht da. Sollte das etwa wieder der Nazianwalt sein? Das letzte Mal hatte er mich gefragt: «Würden Sie den Besuch von Rosenberg empfangen?»

Verblüfft fragte ich: «Von Alfred Rosenberg, dem Herausgeber des ‚Völkischen Beobachters'?»

«Ja, dem Minister.»

Mir schoss sofort durch den Kopf: Ein Minister besucht nicht einen Gefangenen, sondern lässt ihn zu sich kommen, sobald der ja sagt. Dann begrüsst er ihn vor Zeugen als neuen Anhänger der Nazis. Was soll ich dann noch tun?

Aber so überrumpeln lasse ich mich nicht!

Ich beugte mich also zu dem Anwalt vor und sagte so harmlos und freundlich, wie ich nur konnte: «Dieses Zusammentreffen würde für Herrn Rosenberg ebenso peinlich sein wie für mich. Wir unterlassen das besser.»

Der Anwalt zog mit dieser Antwort ab. Erst hinterher konnte ich mir überlegen, ob sie richtig war. Hatte ich es nicht zu höhnisch gesagt? Oder war umgekehrt die Ablehnung nicht scharf genug? Meine Antwort liess die Möglichkeit neuer Anfragen offen. Sie war vielleicht zu diplomatisch. – Wollte mir der Anwalt heute wieder ein Angebot machen? Natürlich brauchten die Nazis einen guten Namen für ihre Reichsschrifttumskammer. Herr Blunck und ähnliche in der Welt völlig unbekannte Männer waren schon zu kümmerlich.

Der Beamte, der mich hinunterführte, fragte: «Das ist wohl eine bedeutende Persönlichkeit, die Sie da besucht?»

«Ich weiss nicht, wer da ist», erwiderte ich. Weshalb vermutete denn dieser Wachtmeister eine bedeutende Persönlichkeit?

Es wurde mir sofort klar, als mich der Vizewachtmeister in den Sprechraum liess und sofort verschwand, so dass ich dem Anwalt allein gegenüberstand. Man lässt einen Gefangenen nicht allein mit einem Besucher, ausser wenn es von oben so angeordnet ist, wohl von der Spitze der Nazipartei.

Der Anwalt war, wie stets, vorzüglich gekleidet. Auf dem Rockaufschlag trug er das runde Parteiabzeichen mit dem Hakenkreuz.

Wir setzten uns.

«Wie geht es Ihnen?» fragte er. «Sie sehen etwas blass aus.»

«Das hat nichts auf sich!» erwiderte ich und wartete darauf, dass er mit seinem Auftrag herauskäme.

«Es ist einige Zeit vergangen», sagte er, «seit wir uns das letzte Mal sahen. Seitdem hat sich mancherlei verändert, vielleicht auch bei Ihnen.

Sie könnten eine Sonderamnestie des Führers haben, dazu Rückgabe Ihres Vermögens und einen Auslandspass.»

Dieses Angebot konnte nur von Hitler selbst ausgehen. Was sollte ich aber mit einem Auslandspass anfangen, wenn ich eine Sonderamnestie erhalten hätte? Im Ausland würden mir meine Freunde ins Gesicht spukken: Du Verräter, was willst du bei uns?

Kühl antwortete ich: «Man gibt eine Sonderamnestie nicht ohne Gegenleistung. Was soll die Bedingung sein?»

Fröhlich schien der Anwalt sein Spiel schon für gewonnen zu halten und sagte in frischem Ton: «Nur eine Kleinigkeit. Empfangen Sie die ausländische Presse und sagen Sie, man hat Sie nicht geschlagen.»

Auch diese angebliche Kleinigkeit war zu durchsichtig. Ich antwortete: «Man hat mich nicht geschlagen, und ich werde nie behaupten, dass ich geschlagen worden wäre. Aber alle übrigen politischen Gefangenen in den Gefängnissen, in denen ich war, sind geschlagen worden. Daher würde meine Erklärung ein falsches Bild geben, und jeder müsste annehmen, dass ich Nazi geworden bin. Das kann ich nicht.»

Wir gaben uns höflich die Hand, und der Anwalt ging. An diesem Tage war ich mit mir zufrieden, nicht wie neulich, wo meine Antwort vielleicht doch so gedeutet werden konnte, als würde ich unter Umständen nachgeben. Allerdings war mit meiner Absage der Weg zu weiteren Verhandlungen so gut wie abgeschnitten. Wenn aber die Nazis endgültig einsahen, dass sie mich nicht gewinnen konnten, würden sie mich dann freilassen? Alex war schon als unverbesserlich ins Konzentrationslager gekommen.

Ich überdachte das wieder und immer wieder, während ich meine Tüten falzte. Der Gedanke regte mich aber nicht ernstlich auf. Hätte ich anders handeln können, als das Angebot glatt zurückzuweisen? Gefährlich war es natürlich, aber im Weltkrieg hatte es schlimme Lagen gegeben, in denen ich keine Möglichkeit sah, lebend herauszukommen, und doch lebte ich noch. Also abwarten!

Das Leben ging genauso weiter wie bisher, ja es wurde für mich besser. Eigentlich müsste ich schon seit einiger Zeit in der sogenannten ersten Stufe der Gefangenen sein. Man hatte es wohl absichtlich vergessen, um mir nicht die damit verbundenen Vorteile zu gewähren. Wenn das aber Absicht war, so hätte eine Bitte darum nicht viel Aussicht auf Erfolg. Ich reichte sie trotzdem ein, und zu meinem Erstaunen kam ich in die erste Stufe. Nun konnte ich beim täglichen Spaziergang im Hof mit anderen zusammen gehen und sprechen.

Am ersten Tage meiner Vergünstigung ging ich mit der dazugehörenden weissen Binde auf den Hof zum Spaziergang. Ein Erststufiger streckte

mir die Hand entgegen und nahm mich sofort in Beschlag, während mir andere mit den Augen zuzwinkerten und mir deutlich machten, dass da eine Gefahr bestünde. Der Kerl, den ich noch nie gesehen hatte, war vielleicht ein Spitzel, der mich überwachen sollte. Diesen Tag konnte ich mich von ihm nicht losmachen. Er war Rennfahrer und Nazi. Ich vermutete, dass er wegen eines Eigentumsverbrechens sass.

Während er mich mit seinen Renngeschichten langweilte, sah ich mir die übrigen an, die nach der Vorschrift paarweise auf den geschwungenen Gartenwegen entlanggingen. Ich beobachtete, wer wen anblickte. Auch aus der Art des Blicks konnte ich mir ein Bild machen, wer die Kommunisten waren. Da fiel mir vor allem ein untersetzter Mensch auf, mit einem fest geschlossenen, aber nicht harten Munde und ernsten Augen.

Gerade er war es, der mich am nächsten Tage von dem lästigen Rennfahrer befreite und gleich etwas Vernünftiges redete. «Ludwig, du hast doch Kurse über militärische Dinge abgehalten? Durch den Aufstand der Bergarbeiter in Asturien habe ich wieder gesehen, wie wichtig es ist, sich auf so etwas vorzubereiten. Kannst du mir nicht etwas darüber erzählen?»

«Mal sehen. Wie heisst du denn?»

«Heinz Kupran.»

Obwohl ich als sicher annahm, dass Heinz ganz ehrlich war, wollte ich mich doch erst nach ihm erkundigen und fragte ihn vorläufig, weshalb man ihn verurteilt hatte. Es war etwa dieselbe Geschichte, die mir alle Politischen erzählten, auch vom wüsten Schlagen bei der Vernehmung durch die Nazis.

Als wir an diesem Tage austreten durften, richtete ich es so ein, dass ich neben einen ehemaligen Landtagsabgeordneten kam, der in derselben Stadt als Bäcker gearbeitet hatte, in der Kupran Maurer gewesen war.

«Kennst du einen Heinz Kupran?» fragte ich.

«Ja, er dreht drüben in der Baracke Schnuren. Eine elende Arbeit! Vielen bluten die Fingerspitzen davon.»

«Kann man ihm vertrauen?»

«Ja, er ist in Ordnung.»

Nach dieser Auskunft erzählte ich dem Heinz fast täglich vom asturischen Bergarbeiteraufstand. Das war nicht der erste Kursus über den Strassenkampf und den bewaffneten Aufstand, den ich im Gefängnis abhielt. Als man mich zur Verurteilung vor das Reichsgericht nach Leipzig brachte, war die sogenannte Beethovendiele, das Gefängnis an der Beet-

hovenstrasse, so überfüllt, dass ich zu zwei anderen Gefangenen in eine Einmannzelle gesperrt wurde.

Beim Öffnen der Zelle fragte der alte Schliessbeamte missmutig: «Werden Sie sich auch vertragen?»

Ich blickte mir die beiden Häftlinge nur an und sagte: «Wir schlagen uns nicht!»

Mit diesen beiden habe ich auch einen Kursus abgehalten. Wir lachten darüber, dass es keinen Ort gab, wo man das besser konnte als im Nazigefängnis. Draussen befand sich auch noch ein Wächter, der dafür sorgte, dass wir hübsch allein blieben.

Die Entführung

So ging der Rest der mir aufgebrummten Gefängnishaft zu Ende, ohne dass ich wusste, ob man mich freilassen oder in ein Konzentrationslagersperren würde. Da erschien, zu meiner Überraschung, der Anwalt und sprach mich wieder allein, also im Auftrage hoher Nazistellen.

«Sie kommen doch jetzt heraus», begann er, «und das neue Leben ist Ihnen unbekannt. Ich biete Ihnen an, dass Sie sich erst einmal in meinem Hause ausruhen.» Aha, dachte ich, ein goldener Käfig, in dem ich für die Nazis gewonnen werden soll! Aber das ist besser als ein Konzentrationslager. Gewinnen werden sie mich auch so nicht!

Ich nahm die Einladung an.

Wenige Tage später wurde mir in die Zelle ein Fragebogen der Gestapo gebracht. Darin sollte ich angeben, wo ich nach meiner Entlassung wohnen würde. Ich gab die Adresse des Anwalts an.

Gleich darauf machten die Nazis einen Fehler in ihren Bemühungen um mich. Der Anwalt teilte mir nämlich mit, dass eine Gefahr bestünde, wenn die Gestapo erführe, dass ich mich zu ihm begeben würde. Daher sollte ich nach meiner Entlassung sofort nach Berlin fahren. Dort würde mich seine Frau abholen und in einem Auto heimlich in sein Haus bringen.

Nach dieser Mitteilung ging ich lachend in meiner Zelle auf und ab. Das sollte ich glauben! Wollte mir der Anwalt seine persönliche Sympathie dadurch beweisen, dass er diese Entführung meiner geliebten Person inszenierte und so tat, als ob er mich der Aufsicht durch die Naziführung entzöge? Oder wusste er nicht, dass der Gestapo schon mitgeteilt worden war, wo mein Aufenthalt sein würde?

Die Entlassung ging glatt vor sich. Am Tor erwartete mich eine Freundin, die während meiner ganzen Haft alles für mich getan hatte, was ihr möglich war. Sie konnte auch als Parteilose allerhand tun und tat es aus warmem Herzen. «Dein Zug geht erst in drei Stunden», sagte sie. «Gehen wir ein Stück Kuchen essen!»

Das kleine Café war zu dieser Stunde leer, und die unfreundliche Konditorsfrau verschwand gleich wieder aus dem Laden.

Leise begann meine Freundin: «Dich hat doch ein Rechtsanwalt besucht.»

«Woher weisst du das?»

«Ach, das geht um mehrere Ecken. Dieser Anwalt hat einen Schwager, der mit einer Jüdin verheiratet ist und auch sonst die Nazis nicht liebt. Der hat einem Bekannten einiges über deinen Fall verraten. Dadurch erfuhr es wieder ein Vetter von dir – du weisst, wen ich meine, Heinrich von Weick –, und der hat es mir gesagt, damit ich es dir mitteile. Der Anwalt kam zu dir im Auftrage von Goebbels.»

«So etwas hatte ich mir schon gedacht.»

Sie lachte. «Aber sage mir, wie hast du es fertiggebracht, dass die Gefängnisverwaltung das grosse Manuskript über deine Kindheit an mich geschickt hat?»

«Durch die Faulheit eines Beamten. Als ich mich noch in Untersuchungshaft befand, durfte ich mir Papier kaufen, und ich hatte ja auch wunderbare Musse zum Schreiben. Als ich aber verurteilt war, mussten meine Koffer ins Strafgefängnis gesandt werden. Der Kammerwachtmeister liess mich rufen, um den Inhalt des Gepäcks zu prüfen. Als ich den grossen Koffer aufschloss, griff er hinein und sah, dass da weit über tausend Seiten beschriebenes Papier lagen. Erschrocken sagte er: ‚Da muss ich das alles lesen!’ Er überlegte sich die Sache und bat mich, die Einwilligung zu geben, dass er diesen Koffer zu meinen Angehörigen schicken dürfte. Dann brauchte er das Manuskript nicht zu lesen.

Ich dachte zwar, dass er es gerade deshalb lesen müsste, liess mich aber nicht zweimal bitten. Der Trottel gab mir auch noch dankbar die Hand.»

So plauderten wir da im Café und lachten herzlich. Dann fuhr ich mit dem schnellen Triebwagenzug nach Berlin, um mich entführen zu lassen.

In meinem goldenen Käfig ging es mir recht gut. Ich hatte auch nicht viel Nazipropaganda auszuhalten, denn der Anwalt war wenig zu Hause und dann meist sehr müde und achtete nicht so darauf, was er seiner Frau vor mir erzählte.

Jede Woche flog er einmal nach London und war augenscheinlich der Verbindungsmann der Nazis zu Sir Henry Deterding, dem englischen Erdölkönig, der als grosser Geldgeber der Nazis bekannt war. Er traf sich aber auch beim Golfspiel mit dem englischen Aussenminister. Als er Hitler die Ergebnisse dieser Besprechung berichten wollte, fing ihn Ribbentrop im Vorzimmer ab und übernahm es selbst, den Bericht zu geben.

Aus diesem Vorfall schloss ich, dass der Anwalt im Auftrag Ribbentrops mit dem englischen Aussenminister gesprochen hatte und wahrscheinlich einen hohen Posten im diplomatischen Dienst anstrebte. Weshalb war er sonst so ärgerlich, dass er nicht mit dem als unbeherrscht und unangenehm bekannten Hitler selbst sprechen konnte?

Jedenfalls sah ich aus diesem Fall wie auch aus anderen, die ich erfuhr, mit welcher Eifersucht die Leute in der Spitze der Nazipartei um Gunst und Einfluss kämpften.

Von einem klaren und ehrlichen Programm war bei ihnen keine Rede: Und da wollten sie mich gewinnen, der für die grosse Idee einer neuen Freiheit kämpfte?

Völlig in Erstaunen versetzte er mich am Tage vor meiner Abreise. Als er mir einen Spaziergang im Walde vorschlug, erwartete ich einen schweren geistigen Kampf, zumal er mir an Redegewandtheit hoch überlegen war. Nachdenklich sagte er: «Die Leute, mit denen ich in London zu verhandeln habe, sind entzückend, aber ihre Propaganda gegen uns ist unerhört geschickt und wirksam. Sie schimpfen nicht, sondern bringen einfach Tatsachen. Was soll man dagegen sagen? Die Tatsachen stimmen». Er blickte düster auf den sommerlich trockenen Waldweg und fuhr fort: «Ich hatte mit Ihnen während Ihres Aufenthalts bei uns sprechen wollen. Aber unterdessen habe ich den Glauben an den Fortbestand des Naziregimes verloren.»

War das eine Wahrheit oder der letzte und kühnste Versuch, mich zu gewinnen? Ich hatte ihn im Verdacht, dass er seine Offenheiten vorbrachte, um mir das Gefühl beizubringen, dass man sich mit so ehrlichen Leuten wie ihm zusammentun könnte. Das nützte ihm aber in seiner Propaganda nur, wenn ich auf diese Offenheiten einging. Dann konnte er weiter sprechen. Dazu hatte ich aber stets geschwiegen und tat es auch heute.

Er fragte plötzlich: «Wollen Sie ins Ausland gehen?»

«Nein», erwiderte ich sofort. «Ich bin kein Abenteurer, der unüberlegte Dinge tut.»

Das war eine Lüge, denn ich wusste noch nicht, was ich tun würde. Er glaubte mir wohl auch nicht und sagte: «Wenn Sie hinübergehen, versu-

chen Sie nicht, sich einen Reisepass zu beschaffen! Sonst würden Sie ins Konzentrationslager verschwinden – oder überhaupt verschwinden! Gehen Sie ohne Papiere!»

Wieder wusste ich nicht: War das die ehrliche Warnung eines Freundes, oder hoffte er, dass ich sagen würde: Ich werde Ihren Rat befolgen. Dann konnte er mich fassen und unter Druck setzen. Diese Gefahr erkannte ich aber erst später. Jedenfalls tat ich das Richtige und schwieg.

Als Zwangsaufenthalt war mir das Badische Land zugewiesen, weil ich dort keine Bekannten hatte. Meinen Schriftstellernamen zu nennen, war mir verboten. Vielmehr sollte ich als Hauptmann Vieth von Golssenau auftreten. Denn nur wenige wussten, dass ich in Wirklichkeit so hiess.

Auf der Eisenbahnfahrt nach dem Bodensee stieg meine Freundin in München zu. Wir gingen in den Speisewagen. Ich freute mich diebisch, dass ich aus dem goldenen Käfig ungerupft herausgekommen war, und betrachtete mit richtiger Begeisterung das bayerische Land im prächtigsten Sommerwetter.

Es stellte sich bald als Irrtum heraus, dass ich in Baden keine Bekannten hätte. Kaum hatte ich den ersten getroffen, da reichte man mich sozusagen weiter. Ich kam mit einem anarchistischen Glasmaler zusammen, besuchte den leidenschaftlich antifaschistischen katholischen Stadtpfarrer in seinem alten, schönen Hause, verkehrte mit einer Bildhauerin, einem protestantischen Professor der Theologie, mit einem Buchhändler, mit Schriftstellern und auch mit oppositionell gewordenen Nazis.

An einem dunklen Abend führte mich einer meiner Bekannten um das stattliche Münster in den Hintereingang eines alten Hauses. Im ersten Stock klopfte er leise. Die Tür öffnete sich kaum hörbar. Der mir schon bekannte Führer der demokratischen Jugend legte den Finger an den Mund und führte uns in ein Zimmer. Der Tisch war für mehrere Personen gedeckt. Daran sass ein mir unbekannter Mann. «Das ist unser kommunistischer Freund», sagte der Wohnungsinhaber. «Wir halten hier zusammen!»

Die Schwester des Gastgebers brachte eine grosse Schüssel mit warmen Würstchen herein. Während des Essens kam noch der alte anarchistische Glasmaler. Der Kommunist erzählte von Richard Scheringer, dem ehemaligen aktiven Offizier, der während einer Festungshaft vom Nazi zum Kommunisten geworden war. Ihm hatte die Kommunistische Partei

gesagt, er sollte ins Ausland gehen. Er erklärte aber, sein Platz wäre in Deutschland. Mir imponierte das, denn natürlich war es für ihn gefährlich.

Nach dem Essen beugte sich der Gastgeber zu seinem Radio. «Jetzt», sagte er und stellte die Lautstärke so, dass wir ein tiefes Glockenspiel gerade hören konnten. «Der Kreml.»

Nach dem Spiel der Internationale sagte eine Stimme auf Deutsch: «Wo befindet sich Ludwig Renn? Er ist vor einiger Zeit aus dem Gefängnis entlassen worden und seitdem spurlos verschwunden.»

Alle blickten mich an. Mir stockte das Herz. Dort drüben in der Sowjetunion dachten sie an mich und nannten mich zuerst vor allen anderen Nachrichten! Verdiente ich denn das? Durfte ich hier weiter verborgen leben? Wo war der Platz, auf den ich gehörte?

Gern hätte ich dem Genossen diese Frage vor gelegt. Aber wer war er, ein hoher oder ein kleiner Funktionär? Natürlich durfte man danach überhaupt nicht fragen, und besonders nicht hier. Aber auch mein Problem gehörte wohl nicht in diesen Raum, in dem gewiss prächtige und mutige Leute sassen, aber doch Menschen, die bei dieser Frage kaum mitsprechen konnten.

Spät in der Nacht stieg ich den dunklen, steilen Weg zu meiner Wohnung hinauf und betrachtete die Dächer der alten Häuser, die im Mondschein seltsam leuchteten. Ich war noch immer davon erschüttert, dass ich in der ersten Sendung, die ich seit Jahren hörte, genannt worden war.

Erst bedeutend später konnte ich einem anderen Genossen die Frage stellen, ob ich in Deutschland bleiben sollte.

«Warte einige Tage!» erwiderte er. «Dann werde ich dir Bescheid geben.»

Wirklich suchte er mich nach einer Woche auf und sagte: «Die Partei lässt dir sagen: Du sollst so bald wie möglich ins Ausland gehen. Sie ist der Meinung, dass du vielleicht Freunde in der Nazispitze hast, die bisher ihre Hand über dich hielten. Aber bei den Zuständen in ihrer Partei muss man damit rechnen, dass plötzlich Veränderungen eintreten können. Dann bist du nicht mehr sicher. Daher sollst du hinausgehen.»

Seit diesem Bescheid dachte ich nur noch daran, wie ich ohne Papiere über die Grenze käme. Ich hatte mehrere Pläne, aber sie waren mir zu abenteuerlich und unsicher.

Eines Abends kam wieder der Genosse zu mir, der mir den Bescheid gebracht hatte. Sein Plan hatte einen grossen Vorteil. Niemand ausser mir selbst kam in Gefahr. Ich bereitete die Sache gut vor und gelangte ohne besondere Schwierigkeiten in die Schweiz. Nun war ich nicht nur dem goldenen Käfig, sondern auch möglichen eisernen Käfigen entschlüpft.

Der Sturm auf die Kasernen

Die ersten Tage in der Schweiz vergingen damit, dass ich die Angelegenheiten mit meinen Papieren regelte und allerhand Persönlichkeiten traf, alte Freunde und Leute, die mich von meinen Büchern her kannten. Sie fragten mich nach meinen Erlebnissen in Nazideutschland, aber am meisten waren sie von den neuesten Ereignissen in Spanien bewegt.

Im Herbst 1935 hatten sich dort die Linksbürgerlichen und die Arbeiterparteien zur Volksfront zusammengeschlossen. Nun, am 16. Februar 1936, waren sie zur Wahl gegangen und hatten glänzend gesiegt. Der Sieg war auch dadurch möglich geworden, dass die mächtige anarchistische Gewerkschaft CNT etwas getan hatte, was wir recht merkwürdig fanden. Nach ihrer Tradition stellte sie auch dieses Mal keine Kandidaten auf. Aber unter ihren Mitgliedern machte sie eine Flüsterpropaganda, trotzdem zur Wahl zu gehen und für Kandidaten der Volksfront zu stimmen.

Nach diesen Ereignissen wurde es in den Zeitungen still um Spanien. Ich konnte mir schwer ein Bild von den dortigen Verhältnissen machen. Trotzdem zog es mich dahin. Vorläufig sass ich jedoch in der Schweiz fest, denn von allen Seiten war ich gedrängt worden, ein Buch über Nazideutschland zu schreiben. Diese Aufgabe war schwer und fast unlösbar, denn bei jedem Versuch, das wirklich Interessante darzustellen, zeigte sich die Gefahr, jemanden in Deutschland zu gefährden. Daher musste ich mein Buch hauptsächlich aus Nachrichten zusammenbauen, die ich in fremden Veröffentlichungen fand. Das konnte mich nicht befriedigen und machte mich unruhig.

Im Sommer 1936 kamen Zeitungsnachrichten von einem Aufstand in Spanien. Am 17. Juli war es in Marokko losgegangen und hatte 'am 18. Juli auf Spanien üb er gegriffen. In den grossen Städten wurde gekämpft. Klarer wurde die Sache, als die Zeitungen, zum Teil mit Entrüstung, berichteten, italienische und deutsche Flugzeuge hätten Fremdenlegionäre und maurische Truppen aus Marokko über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien gebracht. Gleichzeitig erfuhren wir aber auch über die Eroberung von Kasernen durch fast unbewaffnete Arbeiter. Das war vor allem in Madrid und Barcelona geschehen. Es war nützlich, dass viele Zeitungen immer wiederholten, wie gross das Heldentum der unbewaffneten Arbeiter bei dem Sturm auf die Kasernen gewesen war. Gerade diese Nachricht versetzte mich aber in noch grössere Unruhe. Sollten Unbe-

waffnete wirklich gut verteidigte Kasernen gestürmt haben? Da musste doch etwas Besonderes dazugekommen sein. Was aber war das? Eins erschien mir sicher. In Spanien herrschte unheimliche Verwirrung, die einen solchen Sturm fast ohne Waffen möglich machte. In diesem Falle musste die Verwirrung auf der Seite der faschistischen Truppen gewesen sein. Aber konnte man annehmen, dass die Arbeiter nach der Einnahme der Kasernen gleich militärisch richtig organisiert waren? So etwas hatte es in der Geschichte der Klassenkämpfe und Bürgerkriege noch nicht gegeben. Gerade wie man solche frischen Truppen organisiert, damit hatte ich mich immer beschäftigt.

Mit allen Fasern zog es mich nach Spanien, aber ich sah vorläufig keine Möglichkeit, dahin zu kommen. Ich schrieb daher nach Paris, um von Freunden Empfehlungen und andere Papiere zu bekommen.

Unterdessen beendete ich mein Buch über Nazideutschland «Vor grossen Wandlungen».

An einem klaren Morgen ging ich in Lugano zum See hinunter, als auf dem Fahrdamm ein Auto kurz vor mir bremste und jemand mir zuwinkte. Es war ein guter Freund aus Berlin. Nach ihm stieg ein hinkender junger Mann aus, den er mir als Bernhard vorstellte.

«Ich bin hierhergekommen», sagte er, «um unsere Freunde in dieser Gegend zu besuchen. Es gibt einige, die etwas den Mut verloren haben. Sie glauben, es gäbe keine Macht, die Hitler besiegen kann.»

«Ich bin keiner von denen!» erwiderte ich.

Er blickte mich lachend an. «Ich weiss. Aber auch du machst einen Fehler. Wir verstehen, dass du nach Spanien willst, aber was geschieht denn dort? Weisst du es? In ihrem Aufstand haben die Faschisten nur ein Viertel des Landes erobern können. Hitler und Mussolini haben ihnen nicht nur Flugzeuge und Waffen geschickt, sondern auch militärische Berater, die in Wirklichkeit drüben kommandieren, als wären sie die Herren. Wie sollen wir der Republik helfen, wenn sie immer noch eine Regierung hat, die zwar republikanisch ist, aber an die Stärke ihres Volkes nicht glaubt?»

Betroffen fragte ich: «Wird man mich denn nach Spanien lassen?» Er wiegte den Kopf. «Da kann man in diesem Augenblick weder ja noch nein sagen. Es gibt doch auch energische Leute im republikanischen Spanien. Wenn die zur Macht kämen? – Also warte noch! Im Übrigen kann dir Bernhard einiges erzählen, was dich interessieren wird. Setzt euch da auf die Bank! Unterdessen habe ich mit jemand zu sprechen.»

Ich hatte keine Lust, mir etwas erzählen zu lassen, wollte überhaupt niemand hören. Die Auskunft hatte mich zu sehr enttäuscht.

Aus blosser Höflichkeit fragte ich aber doch: «Haben dich die Nazis lahmgeschlagen?»

«Nein, ich bin in Spanien verwundet worden», erwiderte er bescheiden.

Nun betrachtete ich ihn erst richtig. «Komm, setzen wir uns, Bernhard! Warst du bei der Erstürmung der Kasernen dabei?»

Während er erzählte, sah ich auf die still daliegende Wasserfläche des Sees. Sie glänzte sanft wie bläuliche Seide, wechselte aber strichweise immerfort die Farbe.

«Du musst dir das so vorstellen», sagte er, «dass es in Spanien auch vor dem Aufstand der Faschisten nicht ruhig war. Gleich am Tage meiner Ankunft in Barcelona erlebte ich eine Schiesserei. Harmlos ging ich die Rambla – das ist die Hauptverkehrsstrasse – entlang, als es plötzlich irgendwoher schoss und Handgranaten geworfen wurden. So etwas kam immer einmal vor. Das nennen die Anarchisten eine direkte Aktion.»

«Was wollen sie denn damit erreichen?»

«Einmal wurde dabei ein unbeliebter Polizist erschossen, ein anderes Mal diente es einem Streik, oder die Anarchisten zwangen die Kaufleute, ihre Läden für drei Tage zu schliessen. Auch auf dem Lande gab es viel Unruhe. Die Regierung der Volksfront – in die kein einziger Arbeiterführer aufgenommen wurde – hatte den Bauern die Aufteilung des Grossgrundbesitzes versprochen. Aber die Bauern warteten vergeblich. Ausserdem liessen die Grundbesitzer vielfach ihr Land nicht bestellen, um so eine Hungersnot zu erzeugen und die Schuld daran der Volksfrontregierung zuzuschieben. An manchen Stellen gingen dann die Bauern auf das unbebaute Land und begannen es zu bestellen. Nun riefen die Gutsverwalter wieder die Polizei, und es gab Tote und Verwundete. Dabei waren die Anarchisten weniger beteiligt. Sie zündeten in den Städten Kirchen an nach ihrer Parole: absolute Vernichtung der Kirche. In Madrid kam es dann zu einem Mord. Ein der neuen Regierung wirklich ergebener Offizier mit Namen Castillo hatte in einer Kaserne eine Art Sturmtruppe zum Schutze der Republik zusammengestellt. Der wurde in einer Nacht hinterrücks erschossen. Niemand zweifelte daran, dass es die Faschisten getan hatten, aber die Regierung wollte erst Beweise haben, bevor sie eingriff. Die Empörung der Soldaten des ermordeten Castillo wurde so gross, dass sie vor das Haus Calvo Sotelos zogen, ihn herauszerrten und umbrachten. Dieser Calvo Sotelo war aber der Führer der Faschisten. Danach stieg die Spannung aufs Höchste. In Barcelona, wo ich einen kleinen Strassenhandel hatte, waren die Parteien und Gewerkschaften in Alarmbereit-

schaft, weil sie einen faschistischen Putsch erwarteten. Die Cafés blieben die ganze Nacht geöffnet, und davor sassen die Wachen, diskutierten, sangen und liefen dahin, wo jemand etwas Verdächtiges bemerkt hatte. Es brach auch wirklich der Aufstand los. Ich sah Soldaten unter Führung von Offizieren durch die Stadt marschieren. Es war sofort zu erkennen, dass man die Soldaten eben erst in Uniformen gesteckt hatte. Das waren Faschisten, die alle wichtigen Punkte besetzten. An diesem Tage blieb es sonst ruhig. Aber am Morgen um sechs Uhr wurde ich durch Schüsse aus dem Schlaf geschreckt. Erst als ich vorsichtig auf die Strasse ging, wurde mir klar, dass die Arbeiter inzwischen den alten Teil der Stadt besetzt hatten, wo ich wohnte. Das war ein richtiges Elendsviertel. Zehn Leute hausten in einem Zimmer, und auf der Strasse stank es. Die Faschisten wollten eindringen, erhielten aber am Universitätsplatz Feuer. Dort hatten sich Guardias deAsalto festgesetzt und schossen.»

Ich unterbrach ihn: «Was sind Guardias de Asalto?» «Es gab zwei Arten Polizei, die faschistische Guardia Civil und die republikanische Guardia de Asalto, in der sogar Kommunisten waren. Diesen ganzen Tag über wurde geschossen. Ich stand auf der Rambla, wo man die Schüsse nur aus einiger Entfernung hörte. Plötzlich sah ich, dass von der anderen Seite eine Truppe anmarschiert kam. Da ich nicht wusste, was das bedeutete, wollte ich mich in die Querstrasse zurückziehen. Die aber war von einer Barrikade versperrt, hinter der Leute mit Gewehren standen. Sie sahen meine Verlegenheit und winkten mir, zu ihnen zu kommen. Unterdessen näherte sich die Marschkolonne. Es war die verhasste Guardia Civil. Man hörte ihre Tritte in der völligen Stille der ungeheuren Spannung. Nur in der Ferne hallte ab und zu ein Schuss. Die hinter der Barrikade hatten ihre Gewehre angelegt, aber keiner schoss. Da rief jemand neben mir: ‚Es lebe die Republik!' Die Polizisten in der Kolonne blickten zu uns herüber. Ich sah ihnen die Angst an. Einer von ihnen rief verlegen: ‚Es lebe die Republik!' Mehrere riefen nach. Der Offizier an der Spitze wollte etwas dagegen tun, aber schon stürzten die Arbeiter hinter den Barrikaden hervor und umarmten die Polizisten. Die wussten selbst nicht, wie ihnen geschah. Willig gaben sie ihre Gewehre hin und gingen nach Hause. Auf der Rambla wirbelte nun alles durcheinander. Man schrie vor Begeisterung. Dann bildete sich ein Menschenstrom, der mich mitnahm. Ich wusste nicht, wohin es ging. Übrigens bemerkte ich, dass sich ein anderer Menschenstrom in einer anderen Richtung bewegte. Die sind zu den Kasernen gezogen. Wir hielten in einem Hofe an, wo Waffen ausgegeben wurden. Wir befanden uns bei der PSUC. Das war die Sozialistische Ein-

heitspartei Kataloniens, zu der sich Kommunisten, Sozialisten und Splitterparteien erst kurz zuvor zusammengeschlossen hatten. Es war noch eine kleine Partei, aber sie war die einzige in Barcelona, die ihre bewaffneten Mitglieder in einer vernünftigen Weise gleich zu sogenannten Milizen vereinigte. Danach verlangten alle disziplinierten Menschen in diesem Augenblick. Daher wuchs die PSUC in diesen Tagen stürmisch zu einer grossen Partei an. Wahrscheinlich sind auch viele Mitglieder der anarchistischen Gewerkschaft damals zu den Kommunisten gestossen.»

«War das nicht eine Gefahr?» fragte ich.

«Nein. Du musst dir die anarchistischen Arbeiter richtig vor stellen. Sie sind ihren anarchistischen Führern deshalb nachgelaufen, weil die so radikal redeten und weil bei ihnen etwas geschah. Aber nun geschah etwas bei uns, bei der PSUC, das hat sie noch viel mehr überzeugt.»

«Warst du denn Mitglied der PSUC?»

«Eigentlich nicht. Sonst hätte man mich als lästigen Ausländer ausweisen können. Aber ich stand mit ihnen in Verbindung, und in diesem Augenblick traten wir antifaschistischen Deutschen fast alle offen in die PSUC ein. Später haben wir uns dann in der ‚Centuria Thälmann', einer Art Kompanie, vereinigt, bei der ich an der Front verwundet wurde. – Ich wollte dir aber weiter von dem grossen Kampftag in Barcelona erzählen. Auch ich bekam ein Gewehr, und wir zogen in ziemlicher Unordnung aus dem Hofe, um die Faschisten in den Kasernen auszuräuchern. Schon auf halbem Wege kamen uns die Massen entgegen. Sie schrien: ‚Sieg!' und ‚Es lebe die Republik!' An einigen Stellen hatten die Soldaten in den Kasernen beschlossen, nicht zu kämpfen, sondern abzuwarten. Anderswo hatten sie gekämpft, aber schlecht und nur unter dem Druck der Offiziere. Sie konnten überwältigt werden. Danach gab es die ersten Meinungsverschiedenheiten zwischen uns und den Anarchisten. Wir wollten die Soldaten, die sich abwartend verhalten hatten, in den Kasernen halten und ihnen neue, republikanische Offiziere geben. Unterdessen entliessen aber die Anarchisten schon die Soldaten und sagten ihnen: ‚Ihr könnt nach Hause gehen, wenn ihr wollt, könnt aber auch dableiben. Es gibt keinen Zwang mehr. Die Disziplin ist abgeschafft.‘»

«Das ist ja ein gutmütiger Unsinn!» sagte ich. «Und wie steht es bei euch, in der Centuria Thälmann?»

«Wir haben natürlich Disziplin. Aber wir, und noch mehr das spanische Volk, müssen den modernen Krieg erst lernen.»

* * *

Ende des Einschubs aus der gedruckten Fassung von 1955 und weiter im Originalmanuskript:



Die Centuria Thälmann im Oberen Aragon

Schon mehrmals waren deutsche Freiwillige zu Hans Beimler gekommen. Sie stammten von der Centuria Thälmann, einer Art Kompanie, die im Oberen Aragon vor Huesca lag. Die Centuria bestand zum grössten Teil aus deutschen Antifaschisten, die schon vor dem Aufstand der Generale in Spanien gelebt hatten. Nach einem geglückten Angriff war die Centuria für kurze Zeit abgelöst und nach Barcelona gebracht worden, wo sie von der Bevölkerung stürmisch begrüsst und recht verwöhnt wurde.

Eines Morgens, als Hans Beimler und ich noch beim Rasieren waren, klopfte es. Ein langer, braungebrannter Mensch kam herein.

«Genosse Hans», sagte er heiter, «wir haben Sehnsucht nach dir. Bei uns gibt es immer mal Krawall unter den Kameraden, nicht gerade schlimm, aber doch störend genug, dass du eingreifen könntest. Und den Genossen Renn», damit wandte er sich an mich, «möchten wir auch mal vorn sehen.»

«Ja, ich hatte sowieso vor, mit Renn zu euch zu kommen. Übermorgen fahren wir. Aber ich habe auf dem Wege noch einiges zu tun. Auch im englischen Lazarett gibt es Unordnung.»

Der Major vom militärischen Stab der PSUC fuhr uns. Nicht weit hinter der schönen, gepflegten Stadt Barcelona wurde das Gelände immer zerrissener und das Land immer ärmer. Nach einiger Zeit erschienen rechts hohe, jähe Felsen.

«Dort in den Schroffen», sagte der Major, «liegt das berühmte Kloster Montserrat. Von hier ist es nicht zu sehen. Manche wollen die Gralsburg Monsalvat dorthin verlegen. Die beiden Namen klingen ja für uns Deutsche sehr ähnlich, aber nicht für den Katalanen. Denn Monsalvat bedeutet Erlöserberg, Montserrat aber Gebirgskammberg. Wenn man da hinaufkommt und sich etwas Romantisches vorgestellt hat, ist man enttäuscht. Da steht ein sehr ordentlich gebautes Riesenkloster mit einem Wallfahrtsbetrieb, der uns an den Fremdenbetrieb am Rhein oder in der Sächsischen Schweiz erinnert.»

Gegen Mittag näherten wir uns einer Stadt, die von weitem reichlich verfallen erschien. Das war Lérida. Wir überquerten auf einer grauen

Brücke den steinigen Fluss Segre und hielten auf der Strasse vor einem Gasthaus, um zu essen.

Am Nachmittag wandten wir uns jenseits auf eine Hochebene, die erschreckend kahl und aus Mangel an Wasser auf grossen Strecken unbebaut war. Das war das Obere Aragon. Gegen Abend kamen wir zu dem Dorf Granen. Dort lag das englische Lazarett.

Sein Chefarzt hatte eine der englischen Schwestern hinausgeworfen, und sie hatte sich bei der PSUC in Barcelona beschwert. Da man dort keinen anderen Ausländer von Autorität hatte, sollte Hans Beimler den Streit schlichten.

Er sagte mir: «Ich habe den Eindruck, dass sich diese Engländerin doch etwas zu leichtfertig mit den Verwundeten eingelassen hat. Auf der andern Seite darf man hier nicht zu schroff hineinfahren. Das Lazarett wird von England aus unterhalten, und unsere spanische Regierung ist für jede solche Hilfe dankbar.»

Wir hielten auf einem grossen Hof. Während die andern den Chefarzt aufsuchten, ging ich mir den Ort ansehen, denn ich kannte spanische Dörfer noch nicht. Die Häuser waren grau und baufällig. Durch die offenen Türen konnte ich in die Stuben sehen. Darin standen fast keine Möbel. Auch die Bauern und Bäuerinnen sahen grau aus, früh gealterte, nüchterne Leute. Keiner von ihnen lächelte.

Als es dunkel wurde, kehrte ich zum Lazarett zurück und traf Beimler im Gespräch mit einem Arzt, der gut Deutsch konnte.

«Sie stellen sich unsere Verhältnisse falsch vor», sagte er. «Man hat Ihnen sicher erzählt, wir wären hier alle politisch organisiert, und zwar kommunistisch. Aber in Wirklichkeit hat wohl keine von unsern Schwestern eine Ahnung, was der Kommunismus ist. In England hat ihnen irgendjemand gesagt, sie müssten Kommunistinnen werden, wenn sie nach Spanien wollten. Da sind sie eben schnell in die Kommunistische Partei eingetreten. Alle Achtung vor einem so erfreulichen Mangel an Vorurteil! Aber so entstehen keine Kommunisten. Die Schwestern sind unbefriedigte Kleinbürgerinnen, die mal etwas erleben möchten. Nun müssen sie aber nicht denken, diese englischen Schwestern wären einfach Abenteurerinnen! Sie haben einen guten Willen, das muss man anerkennen. Natürlich ist es bei ihnen medizinisch ebenso wie mit der Politik. Wir müssen ihnen noch vieles beibringen, was sonst eine Schwester zu wissen pflegt.»

«Und wie ist es mit den Ärzten?»

«Sehr verschieden. Einige sind Anfänger. Aber ich muss betonen, dass ich noch nie mit so angenehmen und kameradschaftlichen Kollegen zusammengearbeitet habe. Einige von unsern Ärzten sind grosse Kapazitä-

ten, die eine gutgehende Praxis aufgegeben haben, nur um hier in Spanien der demokratischen Sache zu dienen.»

Wir gingen langsam über den Hof und traten in den Speisesaal. Der war sehr einfach und hatte gescheuerte Holztische und Bänke.

Ich kam einem versonnenen Menschen gegenüber zu sitzen. Er schien niemand zu sehen und löffelte schweigend seine Suppe. Eine Gruppe von Schwestern aber schien etwas darin zu suchen, recht laut zu sein. Aus einem Nebensaal kam eilig eine Schwester zu dem stillen Mann und sagte ihm etwas ins Ohr. Er hob den Kopf, lauschte und stand sofort auf, ohne seine Suppe fertig zu essen. Mit weiten Schritten ging er hinüber in den Krankensaal.

Bald nach dem Abendessen legten wir uns nieder. Man hatte mir nebenan ein Krankenbett zugewiesen. Am andern Ende des Saales lagen einige Verwundete oder Kranke, die sich ruhig verhielten.

Als ich mich ausgezogen hatte und unter die dicke englische Wolldecke gekrochen war, kam vergnügt ein struppiger Hund hereingelaufen und begann an den eisernen Beinen der Betten zu schnüffeln. Man konnte nicht verhindern, dass Hunde hereinkamen, weil manche Räume keine Türen besassen.

Als der Hund in den nächsten Krankensaal gelaufen war, kam eine Schwester herein. Sie hielt eine Zigarette in der Hand und blies den Rauch unbekümmert in die Luft. Dann traten ein Arzt und zwei Schwestern ein. Auch sie rauchten.

Am folgenden Tage fuhren wir gegen Mittag fort und zuerst in einen grösseren Ort zum Stab der Kolonne, zu der die Centuria Thälmann gehörte. Der Stab lag in einem von aussen stattlichen Haus.

Der Major stieg aus, ging auf einen zierlichen Spanier zu und begrüsste ihn mit Achtung. Der Mann trug einen Arbeitsanzug, ähnlich den amerikanischen Overalls, die man in Spanien Monos nennt, Affen. Sein Mono bestand aus dunkelgrauen baumwollenen Hosen, angenähtem Brust- und Rückenlatz und Trägern mit Schnallen auf den Schultern.

Wir wurden ihm vorgestellt. Er war der Kolonnenführer, der eine Art Generalsstellung innehatte. Mit angenehmer Handbewegung lud er uns ein, mit ihm zu essen. Er ging voraus in einen kahlen, ziemlich niedrigen Saal. An langen Tischen sassen schon viele Leute, meist ebenfalls in Monos, andere in gewöhnlichem Zivil. Das Ganze sah aus wie eine Werkskantine.

Man rückte freundlich zur Seite, damit wir drei Gäste neben dem Kolonnenführer sitzen konnten. Da niemand militärische Abzeichen trug,

blieb mir zunächst unklar, was diese vielen Menschen im Stab taten. Ich beobachtete, dass einige in recht verschmierten Monos steckten. Ihre Hände zeigten auch, dass sie eben noch in einer Werkstatt gearbeitet hatten.

Der Major sagte mir: «Das sind die Fahrer und Leute von der Autowerkstatt der Kolonne. Bei diesen Stäben ist man sehr demokratisch. Hier sitzen alle durcheinander, Offiziere, Politkommissare und wer gerade herkommt.»

«Wie ist die Kolonne untergliedert?» Der Major übersetzte dem Kolonnenführer meine Frage.

Bereitwillig begann der zu erzählen, während Teller mit Garbanzos gebracht wurden, die erbsengleich in einer Öltunke schwammen.

«Nach dem Aufstand der Generale fragte die Gewerkschaft an, wer von uns an die Front wollte. Da meldete ich mich auch. Dann bestimmte die PSUC, ich müsste Führer sein. Was blieb mir anderes übrig, als es anzunehmen? Sie hatten ja keinen andern. – Zuerst waren wir wenige. Dann bildeten sich Einheiten wie die deutsche und die italienische Centuria. Ich habe aber auch Bataillone unter mir.»

«Die sind wohl sehr verschieden gross?»

«Klar, jede Einheit hat sich in ihrer Weise entwickelt.»

Ich zögerte etwas mit einer weiteren Frage, stellte sie dann aber doch: «Die Einheiten liegen alle vorn, in einer Linie?»

Er lachte: «Wie denn sonst? Natürlich in einer Linie, genau wie die Faschisten auch.»

Und hinter diesen Linien ist nichts?»

Er lachte wieder und verstand meine Frage augenscheinlich nicht. «Hinter der Front stehen die Kanonen – drei Stück haben wir –, die Küchen und der Stab. Wonach fragst du denn?»

«Ob du eine Reserve hast!»

«Nur wenn eine Truppe schwere Verluste gehabt hat. Das ist aber immer recht unangenehm. Dann müssen sich die Truppen vorn auseinanderziehen und den Abschnitt mit übernehmen.»

Ich ass die Garbanzos und konnte nicht mehr auf das hören, was um mich herum gesprochen wurde. Ich dachte: Das ist ja schrecklich, das ist ja schrecklich!

Nach dem Essen hatten Beimler und der Major noch eine lange Besprechung mit dem Kolonnenführer. Ich ging in tiefer Unruhe hinaus und setzte mich auf einen Stein. Zuerst konnte ich vor Erregung keinen klaren Gedanken fassen. Dann aber formulierte ich es für mich ganz scharf: Der Kolonnenführer ist ein kluger Mann und vor allem ehrlich. Welcher deutsche Offizier würde sagen, dass er eigentlich nichts vom Militär versteht!

Aber würde er es auch sagen können, wenn er ahnte, wie primitiv seine Massnahmen sind? Hans Beimler war Matrose. Der Major hat von der Praxis der Infanterie keine Ahnung. Daher merken sie beide nicht, was mich so erschüttert hat!

Ich beschloss, Hans Beimler zu sagen, welche Gefahr hier bestand. Als wir dann zur Centuria Thälmann vorfuhren, erklärte ich ihm: «Zu Beginn jedes Krieges kommt es darauf an, welcher von beiden Gegnern zuerst die höhere Stufe der Organisation und Taktik erreicht. Hier vor Huesca liegen die Faschisten genauso in einer Linie wie wir. Wenn da ein tatkräftiger Gegner durchstösst, muss alles zurück. Hier gibt es nur einen Ausweg: Reserven in allen Einheiten, von den kleinsten bis zu den grössten. Das weiss jeder modern erzogene Offizier. Wenn es die faschistischen Offiziere drüben nicht wissen, so liegt das daran, dass sie noch nie gegen eine richtige Armee gekämpft haben. Aber dort drüben sind deutsche Berater, die diese einfachen Zusammenhänge im Weltkrieg vorzüglich gelernt haben. Und wir? Der Kolonnenführer hat meine Fragen nicht einmal begriffen, und dabei ist er ein guter Mann, dem man so etwas verständlich machen könnte. – Verstehst du, dass ich es nicht ertrage, in Barcelona untätig zu sitzen und dabei zu wissen, wo es meine Pflicht wäre hinzugehen: in die Armee?»

Beimler antwortete ruhig: «Ich habe mir das schon überlegt. Ich möchte, dass du nach Madrid gehst. Dort sollst du das Kommando einer Truppe übernehmen, aber nicht weniger als ein Bataillon! Merke dir: nicht unter einem Bataillon!»

Es war unterdessen dämmrig geworden. Wir hielten in einem elenden Dorf, stiegen aus und traten in ein Haus.

«Hallo!» rief eine Stimme aus der Dunkelheit. Dann wurde eine Gestalt undeutlich sichtbar. Sie gab Beimler die Hand.

«Hier ist Ludwig Renn», sagte Beimler. «Er will mal eure Stellung sehen. Nimmst du ihn mit vor?»

Ich fühlte eine feste Hand: «Ich bin der Führer der Centuria Thälmann, Hermann Geisen. Kommst du gleich mit?»

Wir traten hinaus. Über dem Horizont hing noch ein schmaler Streifen Helligkeit, darüber war es ganz dunkel. Kaum konnte ich den Pfad vor uns erkennen. Dann fing es noch an zu regnen, und der Boden wurde glatt.

Ein paarmal sah ich einen huschenden gelblichen Schein. Er konnte nah sein, aber auch Kilometer entfernt.

«Hier Vorsicht! Nur in der Mitte ist der Boden fest.»

Hinter dieser sumpfigen Stelle bogen wir rechts ab. Mehrere Schüsse knallten scharf und ziemlich nah. Links neben uns bewegte sich etwas

Dunkles und schien uns zu begleiten. Plötzlich fiel ein Schein darauf. Es war ein Mann mit umgehängter Zeltbahn. Der Schein kam aus einer breiten, flachen Grube, in der ein Feuer brannte. Da klapperten Kochgeschirre und bewegten sich Menschen.

«Hört alle mal her!» sagte Hermann. «Hier bringe ich einen unerwarteten Gast. Ludwig Renn ist zu uns auf Besuch gekommen.»

Alle wandten sich mir zu. Ein Riesenkerl von bald zwei Metern Länge in schweren Holzpantoffeln streckte mir seine grosse Hand her: «Ich bin der Koch. Wirst hungrig sein. Willst du mit uns essen?»

«Natürlich. Ich habe übrigens schon von dir gehört. Hans Beimler ist halb Barcelona abgelaufen, um für dich ein paar Schuhe zu finden. Schliesslich hat er die Gondeln bekommen und wird sie dir morgen bringen.»

«Schade!» sagte der Riese lächelnd. «Nun kann ich sie nicht tragen.»

«Weshalb denn nicht?»

«Weil ich dann immer daran denken muss, dass ich dieses einzige Paar Schuhe nicht zerreisse.»

«Aber Mensch!» rief ein anderer. «Könnt ihr denn den deutschen Unsinn nicht loswerden! In Deutschland lebt der Mensch, um zu sparen. Da sind die Spanier viel vernünftiger: sie geben aus, was sie haben! Trage nur deine Schuhe und schleppe sie nicht unbenutzt herum, bis du sie bei irgendeinem Gefecht verlierst!»

Aus einer Art Hütte kroch ein Mann heraus. Als er sich aufrichtete, erkannte ich ihn. Nie wusste ich in Berlin seinen richtigen Namen. Denn er gehörte mit mir zu einer Gruppe ehemaliger Offiziere, die gegen die Reichswehr und die Militärpolitik der Regierung waren. Wir trafen uns in sehr anständigen Lokalen, gut angezogen, und hielten dort in Klubzimmern unsere Sitzungen ab. Einen von ihnen, den Hauptmann Beppo Römer, ehemaligen Führer des Freikorps Oberland, hatten die Nazis erschlagen, weil er zu seiner kommunistischen Überzeugung stand und niemanden verraten wollte.

Ein anderer, ein Arzt, war mir schon durch seinen Glauben an die Astrologie verdächtig geworden, ihm hatte ich wohl meine erste Verhaftung 1932 zu verdanken. 1934 ist er zusammen mit dem Stabschef der SA, Röhm, erschossen worden. Er dürfte ein Nazispitzel in unseren Reihen gewesen sein. Dieser hier aber, der jetzt Moritz hiess, hatte sich ins Ausland retten können und war nun Politkommissar der Centuria.

Der Koch brachte einen Teller Suppe: «Lass dirs gut schmecken! Wir haben es gern, wenn uns ein Genosse besucht.»

Als ich gegessen hatte, trat jemand auf mich zu: «Du wirst mich nicht mehr kennen. Das ist unwesentlich. Wo übernachtest du denn?»

«Ich weiss noch nicht.»

«Unsere Gruppe lädt dich ein, bei uns im Unterstand zu schlafen. Da ist es auch wärmer als im Dorf.»

Der Vorschlag gefiel mir, und ich nahm ihn an.

Nun führte mich Hermann noch am Schützengraben entlang. Ganz nah fiel ein Schuss. Dann entfernter ein zweiter und ein dritter. Plötzlich rauschte ein ununterbrochenes Schützenfeuer von unserer Seite los. Aber es musste ziemlich weit links sein. Bei uns schoss es nicht.

«Denkst du, das ist ein Angriff?» fragte ich.

«Ich fürchte, nein. Immer wieder gibt es diese nächtlichen Paniken. Dann schiessen sie wie wild, bis sie keine Patrone mehr haben und verlangen danach neue Munition. Sie drohen auch noch zurückzugehen, wenn sie keine bekommen. Das ist die Methode der Anarchisten, Krieg zu führen!»

Wir tasteten uns weiter. Aber es war so dunkel, dass ich mir weder vom Schützengraben noch von der Gegend ein Bild machen konnte. So kroch ich bald in den Unterstand der Gruppe, die mich eingeladen hatte. Drin war es angenehm warm und trocken. Ein Talglicht brannte in einer Ecke.

Zum erstenmal sah ich nun deutlicher Gesichter. Die Freiwilligen waren meist in mittlerem Alter, und mir fiel ihr ruhiger, zufriedener Ausdruck auf.

«Hier haben wir dir ein Lager bereitet und auch eine Decke hingelegt. Du musst aber erst mal deinen Mantel ausziehen. Der ist ja ganz nass.»

Der Unterstand war wannenförmig und viel zu niedrig, um darin zu stehen. Ich legte mich also wie die andern hin. Einer kam angekrochen. In einer Hand hielt er ein Glas Wein: «Komm, trink! Das ist unser Willkommensgruss.»

«Auf die Kameraden der Centuria!» sagte ich, «und auf unseren Genossen Thälmann im Gefängnis der Nazis.»

Als ich getrunken hatte, fragte einer: «Weisst du, wo Genosse Thälmann jetzt ist?»

Nun erzählte ich ihnen, wie ich im Gefängnis von Moabit sass und eines Tages plötzlich die Tür aufging. Ein Kopf schob sich herein: «Sind Sie Ludwig Renn?»

«Ja.»

«Ich wollte Ihnen nur sagen, dass es noch Leute gibt, die sympathisch sind...» Er war verwirrt und verbesserte sich: «... die Sympathie für Sie haben.» Der Kopf verschwand rasch, der Schlüssel klirrte, und es war wieder still. Eine halbe Stunde später erschien der Kopf wieder und dazu

auch der ganze Kerl. Er war schlank und sah ganz anders aus als die übrigen Gefängniswärter: «Ich muss etwas vorsichtig sein», sagte er. «Ich bin nämlich Student der Rechte und habe mich hierher kommandieren lassen, um vielleicht doch etwas zu helfen. Wenn Sie eine Nachricht für jemanden zu bringen haben, so kann ich das gern tun, zum Beispiel für Thälmann. – Aber Sie sollen auch wissen, wie ich dazu komme. Ich bin kein Kommunist, sondern war ein eifriger Leser der Weltbühne. Da habe ich meine Ideen her. Diese Erklärung ist natürlich kein Beweis dafür, dass ich zuverlässig bin. Das ist mir klar.»

Ich liess ihn auch keine Grüsse an Thälmann bestellen. Dieser Student hatte dann öfters Dienst bei uns. Bald wussten alle, dass er nie jemanden anzeigte. Wenn er beim täglichen Spaziergang auf einem der Gefängnishöfe Aufsicht hatte und wir einer hinter dem andern im Kreis herumgingen, konnten wir so viel miteinander reden, wie wir wollten. Von dem Studenten erfuhr ich Näheres über Thälmann. Er sass ebenfalls in Moabit. Wenn seine Zelle aufgeschlossen wurde, blickte er den Eintretenden frisch und heiter an. Jeden Morgen machte er seine Gymnastik und war freundlich zu jedem, der sich ihm gegenüber anständig benahm.

Wir schwiegen eine Weile. Ich fragte: «Und wo kommt ihr her?»

«Ich bin Jude», sagte der neben mir. «Meine Eltern sind von den Nazis erschlagen worden, – ohne Sinn. Beide haben immer wieder versucht, mich von meiner politischen Überzeugung abzubringen. Ich gehörte zu einem linken jüdischen Klub. Für die Nazis hatte es auch keinen Vorteil, meine guten Alten totzumachen. Da konnte niemand etwas erben. Sie waren redliche, aber unpraktische Leute. Ich habe mit meiner Frau noch gerade rechtzeitig nach Frankreich entkommen können. Meinen Geschwistern ist das nicht geglückt. Von ihnen habe ich keine Nachricht, und es ist doch auch viel zu gefährlich für sie, wenn ich ihnen vom Ausland Briefe schreibe. Von Paris, wo es uns schlecht ging, sind wir nach Spanien. Das war noch unter der reaktionären Regierung Lerroux. Da kam ich wegen meiner revolutionären Tätigkeit ins Gefängnis. Aber der Wahlsieg der Linken in diesem Frühjahr befreite mich. Na, und als sich die Centuria Thälmann bildete, bin ich natürlich hinein.»

«Ich», begann ein anderer, «habe in der Fabrik gearbeitet. Als Hitler zur Macht gekommen war, habe ich versucht, Zellen der Kommunistischen Partei wieder aufzubauen. Das ging schief. Alle sind hochgegangen. Nur ich war zufällig auswärts und wurde rechtzeitig benachrichtigt. Dann habe ich noch eine Zeitlang heimlich bei Genossen gewohnt, bis ich über die Grenze gebracht wurde. So kam ich nach Paris. Aber das war

nichts für mich, mit der Sprache und so! Als es in Spanien losging, hat es mich nicht mehr gehalten. Ich besass ja fast nichts, und was zu schwer und zu alt war, habe ich einfach liegengelassen. So bin ich hinunter zu den Pyrenäen und zu Fuss weiter, ohne Karte, nur nach Süden. Natürlich bin ich nicht gerade dorthin gelaufen, wo ich dachte, dass Grenzer sein könnten. Dadurch geriet ich aber in die schrecklichste Einöde, und zu essen hatte ich auch nichts mehr. So bin ich aus Frankreich hinaus.

Drüben – ich wusste nicht, dass ich schon in Spanien war – kamen zwei Kerle in Uniform an. Verstecken konnte ich mich dort nicht. Das waren spanische Grenzer, und die haben gleich geahnt, was mit mir los ist. Gute Kerle waren das! Sie haben mich zuerst zur Grenzwache gebracht. Dort bekam ich zu essen und Wein. So also bin ich nach Spanien gekommen und habe mich hier gleich wie unter deutschen Genossen gefühlt – obwohl ich doch kein Wort verstand.»

«Willst du noch Wein?» fragte einer. «Wir haben genug.»

Während er mir kniend und gebeugt einschenkte, begann ein dritter: «Ich kann nicht viele Worte machen. Bei uns zu Hause herrschte Armut. Da habe ich früh anfangen müssen, was mitzuverdienen. Mir ist es auch sehr leicht geworden, zur Arbeiterbewegung zu kommen. Das war doch für einen wie mich der einzige Ausweg. Unter den Nazis kam ich ins Konzentrationslager. Na, und da haben sie mir doch eingebleut, wo ich hingehöre. Und jetzt gehöre ich hierher, wo man gegen die Faschisten kämpft. Das ist meine ganze Geschichte.»

«Bist du verheiratet?» fragte ich.

«Ja, aber – weisst du, wenn ich von der schönen Liebe in den Romanen lese, da denke ich manchmal: Vielleicht fehlt dir was, dass du das nicht so erlebt hast. Nette Stunden haben wir natürlich auch gehabt. Aber wir waren doch meist arbeitslos und immer im Kampf gegen die Reaktion. Wenn meine Frau nach Hause kam, war ich nicht da. Da hat sie mir was zu essen hingestellt und ist wieder fort zu einer Versammlung. Das waren aber noch die glücklichen Zeiten. Für gewöhnlich ging es nicht so friedlich zu. Mal sass ich hinter Gittern, mal hatte sie mit der Not in ihrer Familie zu tun. Und doch: wenn ich noch mal die Zeit durchleben müsste, würde ich dasselbe Leben führen. Es war eben nötig. – Aber ist das ein Liebesfrühling?» Man lachte.

«Du hast ganz recht», sagte einer. «Aber Genosse Renn schreibt doch Romane und...»

«Nein!» rief ich. «Romane schreibe ich nie, sondern bei mir muss alles handfeste Wahrheit sein. Ich bin ein Geschichts-Schriftsteller, wenn ich auch so schreibe, als ob ich alles unmittelbar erlebt hätte.

Das Liebesgesäusel, das dem Kameraden dort so missfällt, kann auch ich nicht ausstehen. Die Liebe wird von den bürgerlichen Schriftstellern so übermässig verherrlicht, weil das Leben unter ihrer Herrschaft so schlecht ist und sie nicht dafür zu zahlen brauchen, wenn andere Leute sich das Leben ein bisschen hübsch machen. – Aber noch eins wollte ich euch sagen. Ich war doch lange beim Militär. So eine Unterhaltung wie hier im Unterstand habe ich aber in der alten deutschen Armee nie erlebt. Damals wurden immer nur Geschichten von Weibern und Witze erzählt, die jeder schon kannte. Dabei habe ich mich herzlich gelangweilt.» [1]

«Wir», sagte einer zögernd, «wissen doch, wofür wir kämpfen, und davon sprechen wir auch.»

«Natürlich», sagte ein anderer. «Aber wir müssen auch schlafen.»

Madrid

Oktober und Anfang November 1936

Als ich wieder in Barcelona war, betrieb ich meine Reise nach Madrid. Nicht nur ich wollte dorthin, sondern auch die norwegische Journalistin Gerda Grepp und Otto, der für Zeitungen berichtete. Nach einigen Tagen hatten wir unsere Papiere.

Am 17. Oktober stiegen wir spätabends in den Zug und fuhren die Nacht durch nach Valencia. Dort mussten wir Fahrkarten nach Madrid lösen. Gerda trat an den Schalter und sprach mit dem Beamten. Dann wandte sie sich zu mir und sagte: «Hilf mir doch mal! Er redet eine Menge, und ich verstehe ihn nicht.»

Der Schalterbeamte war ältlich und sprach sehr schnell. Ich verstand die Worte «Generalität» und «unmöglich».

Otto, der ziemlich viele Sprachen konnte, horchte ebenfalls mit und verstand nicht mehr als ich. Sollte etwa die Generalität, also die katalanische Regierung, einen Formfehler gemacht haben? Da wir sehr wenig Geld hatten, konnten wir uns keine Fahrkarten kaufen.

Ratlos standen wir vor dem Schalter. Dann liefen wir auf dem düsteren Bahnhof umher, jemanden suchend, der uns helfen könnte. Aber alle, die wir ansprachen, konnten nur Spanisch oder Katalanisch.

Die elektrische Uhr rückte vorwärts, und schon war es zehn Minuten vor Abfahrt des Zuges. Da winkte plötzlich der Mann aus seinem Schalter. Wir wussten zuerst nicht, dass er uns meinte. Dann gingen wir zu

ihm. Er überschüttete uns mit einem Schwall augenscheinlich freundlicher Worte und drückte uns die Fahrkarten in die Hand.

Wir dankten, so gut wir konnten, hatten aber keine Ahnung, weshalb plötzlich alles klappte. Jedenfalls bekamen wir sogar Sitzplätze und glitten nach ein paar Minuten aus dem verrauchten Bahnhof hinaus.

Es ging durch ein wunderschönes, üppig bewachsenes Land mit tiefgrünen Apfelsinenbäumen. Aber es dauerte nicht lange, da wurde das Land kahl und grau, und so blieb es den ganzen Tag über.

Zu Mittag gingen wir in den Speisewagen und noch einmal nach Dunkelwerden. Die Beleuchtung war schlecht. Während wir noch assen, gingen die übrigen Leute fast alle wieder in ihre Abteile. Nur ein schlanker junger Mann blieb sitzen und betrachtete uns längere Zeit aufmerksam. Plötzlich sagte er auf Deutsch: «Weshalb fahren Sie in diesem Augenblick nach Madrid?»

Was ist das für ein Kerl? dachte ich.

Gerda fasste sich zuerst und sagte lächelnd: «Ebenso gut könnten wir Sie fragen.»

«Ich gehöre zur Schweizer Gesandtschaft und muss nach Madrid zurück. Aber freiwillig geht man doch nicht in eine Stadt, die jeden Tag abgeschnitten werden kann.»

«Steht es so schlimm?» fragte ich vorsichtig.

«Schlirpm ist gar kein Ausdruck! Die Volksfrontregierung mit ihren ungeübten Milizen kann sich ja nicht halten.»

«Bei uns in Norwegen», sagte Gerda, «war man bisher nicht dieser Ansicht, sondern bewunderte diese Milizen, die fast ohne Waffen die Kasernen gestürmt haben.»

«Na ja!» antwortete der Schweizer. «Aber was nützt das denn? Diese Regierung hat doch keine Offiziere! So schön sich die Worte von Freiheit und Volksarmee anhören, muss man doch die Realitäten sehen. Hitler und Mussolini unterstützen die Generale, und England und Frankreich tun dasselbe auf ihre Weise, mit der sogenannten Nichteinmischung. Es ist eben eine Illusion anzunehmen, dass man hier etwas tun könnte.»

«Das heisst», erwiderte Otto, «dass die kleinen Nationen es aufgeben sollen, sich der faschistischen Welle entgegenzustellen! Was sagt denn die Schweiz dazu?»

Der Mann machte ein paar inhaltslose Redensarten, stand auf, verbeugte sich und ging.

Als wir allein waren, sagte Otto: «Das war ein Diplomat der angeblich so demokratischen Schweiz! Er hat doch eine richtige Propaganda gegen die spanische Republik betrieben!»

Es war schon Nacht, als wir nach Aranjuez kamen. Nichts auf dem Bahnhof erinnerte an das, was wir Deutschen uns bei dem Worte Aranjuez vorstellen. Denn Schiller hat uns in seinem «Don Carlos» eine Vorstellung von wunderbaren Gärten gegeben, die nun in dieser Nacht und bei unserer Sorge um die spanische Republik so ganz fehlte.

Wir fuhren weiter durch ein unsichtbares Land. Dann tauchten Lichter auf. Ist das Madrid?

Der Zug hielt. Ja, Madrid.

Der Bahnhof war düster. Nur einige Lampen brannten, vielleicht wegen der Fliegergefahr. Während ich mich nach dem Ausgang umblickte, hatte Gerda einen Journalisten getroffen, der uns zu einem Auto brachte. Wir krochen mit allen unsern Koffern hinein und fuhren irgendwohin.

Man brachte uns zu einer Pension, die früher der reaktionären Zeitung «ABC» gehört hatte, und in der nun die grosse kommunistische Zeitung sass, der «Mundo Obrero», was «Arbeiterwelt» bedeutet.

Alle zusammen kamen wir in ein Zimmer. Darin standen mächtige, geschlossene Koffer mit aufgeklebten Marken von Hotels aus allen Ländern der Welt. Sie gehörten den reaktionären Journalisten, die früher hier gewohnt hatten und bei dem schnellen Sieg des Volkes überstürzt geflohen waren.

Wir betrachteten noch die Ungetüme von Koffern, als es klopfte. Ein untersetzter, gut angezogener Herr kam herein und sagte in etwas scharfem Deutsch: «Bitte, kommen Sie in den Speisesaal, noch etwas essen. Es ist gut, dass Sie nach Madrid gekommen sind! In Barcelona pflegen die Anarchisten unsere ausländischen Gäste dadurch zurückzuhalten, dass sie sagen, hier sähe es noch wüster aus als bei ihnen. Überzeugen Sie sich selbst, wie das kommunistische Madrid aussieht. Man wird Ihnen alles zeigen, was Sie wünschen, das Schloss zum Beispiel, das wir nicht geplündert haben, wie man von uns behauptet.»

Wir gingen in den Speisesaal und bekamen die fast unvermeidliche Tortilla Espanola, einen Eierkuchen mit hineingebackenen Kartoffeln. Aber wir waren müde und zogen uns bald zurück. Beim Ausziehen erklärte Gerda Grepp, dass das der deutschsprechende Spanier Venceslao Roses war, ein hoher Ministerialbeamter, der früher als Professor an der Universität Deutsche Sprache und Literatur gelesen hatte.

Sehr ausgeruht kamen wir am nächsten Morgen zum Frühstück und erfuhren, dass unser Zug der letzte war, der von Valencia nach Madrid gegangen war. In der Nacht hatten die Faschisten die Eisenbahnlinie bei Aranjuez besetzt und sollten nun nur noch wenige Kilometer von uns ent-

fernt sein. Gestern in Valencia hatte man uns die Fahrkarten zuerst nicht geben wollen, weil man noch nicht wusste, ob der Zug fahren würde.

Trotz der unmittelbaren Bedrohung Madrids war man nicht aufgeregt, sondern die Zeitungsleute begaben sich an ihre Arbeit, während wir hinausgingen, um uns die Stadt anzusehen. Auf einer breiten Strasse wurde an einem Denkmal gearbeitet. Man ummauerte es, um es vor Bomben zu schützen. Dieses Denkmal bestand aus einem Wagen mit unheimlich dikken Rädern und irgendwelchen Fabeltieren davor. Ein Stück weiter fanden wir mitten in der Allee ein weiteres solches Denkmal mit noch dikkeren Rädern und noch phantastischeren Tieren. Das waren Werke aus der Barockzeit, dem 17. oder 18. Jahrhundert.

Die Stadt enttäuschte uns durch ihre Nüchternheit. Sie hatte hohe, moderne Häuser, die vielleicht noch überladener waren als die während der Gründerzeit in Berlin und Wien erbauten.

Abends holte man uns zum Theater ab. Es sollten drei neue Stücke gespielt werden, eins von dem revolutionären Dichter Rafael Alberti. Neben mir im Parkett sass ein junger spanischer Universitätsprofessor, der mir auf Deutsch zuraunte, was auf der Bühne vorging. Das erste Stück war kein richtiges Theater, sondern eher ein Aufmarsch von Leuten, die durch ihre Fahnen die verschiedenen Gruppierungen der Volksfront charakterisierten und ihre Einigkeit in schwungvollen Reden erklärten.

Da wir sehr weit vorn sassen, konnte ich jede Miene und kleinste Bewegung beobachten und wunderte mich, wie wenig die Statisten bei der Sache waren. Sie blickten in die Kulissen hinein oder ins Publikum.

Während der Pause gingen wir in den Gängen spazieren. Vielleicht hatte der Professor bemerkt, wie wenig ich von dem Stück und seiner Aufführung beeindruckt war. «Ich kenne das deutsche Theater», sagte er, «zum Beispiel die Reinhardt-Bühne in Berlin, und kann mir denken, dass Sie über das, was Sie hier sehen, etwas erstaunt sind. Aber man kann das aus unseren Traditionen verstehen. Um das Jahr 1600 hat Lope de Vega etwa 1‘100 Komödien geschrieben, die weit über Spanien hinaus wirkten. Das war ein grossartiger Anfang. Aber mit dem Verfall Spaniens verfiel auch seine Literatur. Sie wurde schwülstig und gelehrt. Dasselbe hatten Sie ja auch in Deutschland zur Zeit des Absolutismus. Aber dann kam bei Ihnen das grosse kulturelle Erwachen im 18. Jahrhundert mit Klopstock, Schiller und Goethe. Damals ist in Spanien fast nichts geschehen, und deshalb müssen wir jetzt nacheilen. Seit der König gestürzt ist, hat es bei uns einen grossen Aufschwung gegeben. Nur derjenige kann

sich davon einen Begriff machen, der das Vorhergehende noch durchgekostet hat. Während wir jetzt im Schulwesen rasch vorwärtsgekommen sind, hinkt das Theater sehr hinterher. Wir haben noch das langweilige Deklamieren auf der Bühne, und unsere Stücke sprechen nicht die Volkssprache. Da ist es eben Alberti, der versucht, wenigstens klare Losungen auf die Bühne zu bringen. Die heutige Aufführung bedeutet etwas Neues, obwohl nicht ein einziges Stück da ist, das in ein paar Jahren noch gespielt werden kann.»

Als wir uns spät in der Nacht zum Abendessen hinsetzten, sah Gerda sehr müde aus. Otto schien davon nichts zu bemerken. Mit leuchtenden Augen sass er sehr aufrecht da: «Davon müsste man schreiben: Nur wenige Kilometer entfernt wird um das Wohl und Wehe dieser grossen Stadt gekämpft, und drinnen ringen sie um ein neues Theater! Man will den Analphabetismus beseitigen. Eine neue Art von Universitäten bauen sie auf. Hat der Faschismus dem irgendetwas entgegenzustellen ausser der brutalen Gewalt?»

Ich war ungeduldig und wollte an die Front oder irgendetwas tun. Aber bei der Kommunistischen Partei sagte man mir: «Warte noch! Wir werden für dich eine Beschäftigung finden.»

Unterdessen lud mich der Berichterstatter einer ausländischen Zeitung zum Mittagessen ein. Er war guter Dinge. «Diese Spanier sind doch Kerle!» rief er. «Der Ministerpräsident Largo Caballero hat gesagt: ‚Wir Spanier lehnen es ab, uns feige einzugraben! Mit offener Brust gehen wir dem Feind entgegen!’ Ist das nicht herrlich?»

«Nein», erwiderte ich erschrocken. «Das ist entsetzlich.»

Er blickte mich erstaunt an: «Wie meinen Sie das?»

«Das sind», sagte ich, «dieselben Redensarten, mit denen die deutschen Generale 1914 ihre sogenannte Büffelstrategie gemacht haben. Wir an der Front hatten für diese unbedachten Worte zu bluten und lernten sehr schnell, uns gut einzugraben.»

«Aber das ist doch Heldentum!» rief er.

«Nein, das ist ein alter, falscher Begriff des Heldentums! Es ist eine gefährliche anarchistische Parole. Worauf kommt es denn im Gefecht an? Dass der Infanterist während der Artillerievorbereitung oder des Panzerangriffs am Leben bleibt, um dann schiessen zu können, wenn die wichtigste Waffengattung angreift, die gegnerische Infanterie. Der spanische Milizionär sollte lernen, sein Leben zu schonen. Es ist grösseres Heldentum, sich zu verstecken, um für den entscheidenden Kampfbereit zu sein, als sich sinnlos den Geschossen auszusetzen.»

«Aber es gibt Tage in einem Kriege, an denen man die Stimmung hochreissen muss!»

«Solche Tage gibt es. Aber man muss sich stets fragen, wen man hochreissen will. Mit der Phrase vom Angriff mit offener Brust – also entgegen jeder Kriegserfahrung! – reisst Largo Caballero nur so einen Milizionär hoch, der noch keine Erfahrung hat, und macht ihn zum Opfer. Hier ist die Phrase also falsch.»

«Wir Journalisten haben die Aufgabe, auf die breiten Massen der Bevölkerung zu wirken. Sollen wir sie nicht fur diesen Kampf in Spanien begeistern?»

«Das sollen Sie. Es kann auch sein, dass die Phrase Largo Caballeros in ausländischen Zeitungen keinen Schaden anrichtet, weil sie da keine Anweisung fur den Milizionär ist, sich zu opfern. Wenn aber die spanischen Zeitungen dasselbe schreiben, so ist es falsch, weil hier mit der heldischen Phrase das wahre Heldentum zerstört wird. – Sehen Sie, ich war im Weltkrieg vier Jahre an der Front und habe das gelesen, was uns die Regierung an begeisternden Schriften in die Schützengräben schickte. Wir alle – nicht nur ich! – wurden kühl, wenn wir das lasen. Es gab ein wirkliches Heldentum, ein sehr bescheidenes, aber wertvolles Durchhalten. Aber was uns Sven Hedin und andere von der Regierung angestellte Propagandisten als Heldentum vorsetzten, das war entweder missverstanden oder blosses Geschwätz. Hier liegt der Unterschied zwischen dem kollektiven Heldentum und dem individuellen. Das kollektive Heldentum ist schlicht und ohne Sensation, aber es füllt den Menschen mit dem warmen Gefühl der Kameradschaft. Das individuelle Heldentum aber, mit der Eroberung einer Fahne oder einer Kanone, kommt kaum vor. Hüten wir uns davor, unsere jungen Leute zum Jagen nach einer Illusion zu erziehen, wie es die Bürgerlichen tun und tun müssen! Sie zerstören mit ihrem falschen Individualismus ununterbrochen die grossen Werte der Solidarität. Wir aber können in unserer Propaganda wahrhaftig sein! – Schon während des Weltkriegs habe ich für das unscheinbare kollektive Heldentum gekämpft, – übrigens ohne zu wissen, dass ich damit bereits aus dem Rahmen des bürgerlichen Denkens herausfiel. Noch erbitterter wurde ich darin, als die nationalistischen Kreise Deutschlands begannen, alles zu verfälschen. Deshalb habe ich mein Buch ‚Krieg' überhaupt geschrieben. Es ist bewusst gegen die heldische Phrase gerichtet.»

Er schüttelte den Kopf: «Sie müssen sehen, dass wir uns in Spanien in der Offensive befinden und ...»

Ich unterbrach ihn: «Das ist die Lüge, die ich täglich hier in den Zeitungen lese. Wir befinden uns gar nicht in der Offensive, sondern wir gehen täglich zurück!»

«Aber wir brauchen die Offensive und müssen sie propagieren!»

«Man soll die Offensive erst dann propagieren, wenn sie militärisch vorbereitet ist. Wenn man die Truppe nur mit Worten zur Offensive bringen will, so ist das keine realistische Propaganda, sondern dann glaubt man an die Wirksamkeit von Zaubersprüchen. Die unrealistische Propaganda der Offensive hat eine sehr gefährliche Folge. Das ganze Volk weiss, dass wir nicht in der Offensive sind. Es erfährt von seinen Brüdern und Söhnen, die in die Stadt zurückkommen, dass die Milizen täglich zurückgehen. Wenn das Gegenteil davon in den Zeitungen steht, so erschüttert man dadurch das Vertrauen in die Worte der Regierung.»

Wir sprachen noch die ganze Mahlzeit über, ohne dass er mich überzeugen konnte. Ich verstand auch nicht, weshalb er die Propaganda Largo Caballeros unbedingt verteidigte. Denn was er in seiner Zeitung schrieb, war vielleicht ganz richtig.

Niedergeschlagen kehrte ich in meine Pension zurück, ging dann wieder aus und trank einen Kaffee, der mich auch nicht beruhigte. Denn erst durch die Worte des Zeitungsmannes und meine eigenen Einwände war mir der Ernst der Lage ganz klar geworden. Ich hatte bis dahin noch nicht gewusst, dass Largo Caballero so gefährliche Phrasen in die Welt setzte. Das war ja wie Schnaps für die Angriffstruppen, der bekanntlich auch nur so lange wirkt, wie es gut geht, und hinterher eine umso tiefere Müdigkeit und Niedergeschlagenheit erzeugt.

In der Nacht lag ich da und horchte auf die Geräusche. Alles quälte mich. Was sollte ich tun? Was war ich einzelner Mensch gegenüber einer so mächtigen Phrase! Und dabei war es mir nicht gegeben, überzeugend zu sprechen. Hätte ich nur eine Truppe gehabt, um zu zeigen, wie man seine Soldaten führen muss!

Der Chefredakteur des «Mundo Obrero» hatte Gerda und mich eingeladen, mit ihm die Front bei Illescas zu besuchen. Wir fuhren in seinem Wagen frühmorgens über eine Brücke des Flüsschens Manzanares nach dem Süden, eine breite Strasse entlang. Die Gegend bot dem Auge nichts als herbstleere Äcker und ab und zu ein Haus.

An einer Stelle stand am Strassenrand ein Mann mit Gewehr und winkte uns zu halten. Er kam ans Auto und sagte: «Von hier an können die Faschisten die Strasse einsehen. Hier schiesst auch ihre Artillerie öfters her.»

Wir stiegen aus, und ich schlug den anderen vor, in den linken Strassengraben zu steigen. Der war breit genug, um darin bequem vorwärts zu gehen.

Ein ferner Kanonenabschuss. Es raste heran und explodierte nicht weit rechts vor uns. Gerda fasste mich am Arm.

«Brauchst dich nicht zu fürchten», sagte ich. «Das war ein Schrapnell, und es lag zu tief. Dann ist es wenig gefährlich. Setz dich hier auf den Boden, und lass uns warten, ob mehr Schrapnells kommen und wohin sie gehen.» Da kam schon das nächste. Wieder lag es rechts, diesmal etwas hinter uns. Auch der dritte Schuss ging nach rechts. Da war die Gefahr gering, und es kamen auch nicht mehr.

Wir gingen im Strassengraben weiter in eine leichte Senkung, in der wir von den Faschisten nicht gesehen werden konnten. Vor uns in einiger Entfernung befand sich ein kleines Dorf. In seiner Mitte, wo sich die Strasse auf eine Bodenschwelle hob, sah ich einen Wall, hinter dem etwa zehn Männer lagen, einer dicht neben dem andern. Sie hatten das Gewehr nach drüben im Anschlag. Ich suchte mit den Augen das Gelände rechts und links ab.

«Sieh mal», sagte ich su Gerda, «da liegen sie alle zusammen auf einem Fleck. Für einen kriegserfahrenen Menschen ist es beängstigend, so was anzusehen. Wenn dort eine Granate einschlägt, sind sie alle tot oder verwundet. Ausserdem sind die Flanken nicht geschützt! – Aber, bitte, schreib davon nichts in deiner Zeitung!»

«Natürlich nicht. Du bist also der Meinung ...» Sie zögerte.

«Ja, es fehlt ihnen jede vernünftige Anleitung. Das tut so lange nichts, wie die Faschisten auch keine kriegserfahrenen Führer haben.»

Der Chefredakteur des «Mundo Obrero» wollte noch weiter vorgehen. Ich hielt Gerda zurück: «Wir sehen von hier aus auch alles, und es ist nicht deine Aufgabe, bis in die vorderste Linie zu gehen. Wenn du eine warmherzige Darstellung dieses Spaziergangs gibst, so ist das wichtiger.»

Sie liess sich sichtlich erleichtert auf den Boden nieder. «Ich bin nicht sehr mutig.»

«Wie soll man mutig sein», erwiderte ich, «wenn man die Gefahr noch nicht abschätzen kann?»

In Wirklichkeit hatte ich mehr Furcht als sie, aber nicht eine Furcht vor dem Schiessen, sondern hier wurde mir noch klarer, wie gefährlich unsere Lage war. Wenn es drüben einen tüchtigen Gegner gab, so stiess er rechts und links fast ohne Gefahr durch, und die dichtgedrängten Schützen dort vorn mussten zurück oder würden abgeschnitten und gefangen.

Auf der Rückfahrt bemühte ich mich, unterhaltsam zu sein. Aber mit war zu bange um die Spanische Republik.

Nachmittags kam ein schlanker junger Mann mit ganz blondem Haar und freundlichen Gesicht in unsere Pension. Er verbeugte sich und sagte: «Ich heisse Gebser. Ich weiss nicht, wie man Sie anredet?»

«Mit du», erwiderte ich, «wenn Sie ein Antifaschist sind, was du doch wohl bist.»

«Ja, natürlich. Ich bin hier bei der Alianza de los Intelectuales Antifascistas. Das ist die Organisation der Schriftsteller.»

«Du schreibst auch?»

«Ja, ein paar Gedichte. Aber das ist nicht wichtig. Ich komme her, um dir zu sagen, dass der spanische Dichter Rafael Alberti und seine Frau Maria Teresa Leon dich kennenlernen möchten. Du hast ja neulich sein Stück über die Volksfront im Theater gesehen. Er ist vielleicht das stärkste Talent unter den Lyrikern Spaniens, nachdem die Faschisten den grossen Dichter Federico Garcia Lorca erschossen haben. Alberti kommt in seinen Gedichten stark von den Russen her, vor allem von Majakowski. Der hat ja fast nichts über seine eigene Person ausgesagt, sondern sein Thema waren die Partei und ihre Losungen und die Bewegung der Massen. Gerade dadurch kam er zu seiner grossen Dichtung. – Ausser dieser Einladung des Ehepaars Alberti komme ich mit einer Bitte zu dir. Bei der Alianza haben wir begonnen, Plakate zu entwerfen, die den Milizionären zeigen sollen, wie sie kämpfen müssen.»

Ich horchte auf.

«Es ist aber so», fuhr er fort, «dass wir alle noch weniger Kriegserfahrungen haben als die Milizen, und da ...»

«... wollt ihr fragen, ob ich helfen will? Ja, natürlich!» Und nun erzählte ich ihm von meinen beängstigenden Beobachtungen.

Er hörte zu und nickte mehrmals mit dem Kopf. «Wir wissen viel weniger davon als du, aber das haben wir doch bemerkt, dass da etwas nicht stimmen kann. Ausserdem verkehrt in der Alianza ein Mann, den du vielleicht aus Berlin schon kennst, Harry Domela. Er hat das Buch ‚Der falsche Prinz' geschrieben. Darin stellt er dar, wie er für den ältesten Sohn des deutschen Kronprinzen gehalten wurde, und wie ihn die Leute umschwänzelten, solange sie glaubten, er sei es wirklich.»

«Natürlich kenne ich ihn und sein Buch. Er war damals wohl überwiegend ein Abenteurer. Wie benimmt er sich hier?»

«Er ist in die Milizen eingetreten und Maschinengewehr-Schütze geworden. Fast jeden Tag kommt er zu uns und beschwert sich, dass ihre Ausbildung so schlecht ist. – Kommst du gleich mit? Da können wir ihn vermutlich in der Alianza treffen.»

Wir gingen zusammen nach der Castellana, der vornehmsten Strasse des alten Madrid. Dort, im Hause eines Granden, das man beschlagnahmt hatte, befand sich die Alianza. Wir traten in den Vorraum. Darin hingen bunte Tuchbespannungen und standen geschnitzte Möbel, alles sehr

reich, aber nicht vom besten Geschmack. Auch die Räume dahinter glichen eher einem Museum über vergangene Zeiten.

Von einer mit Kissen belegten Truhe erhob sich ein Herr mit einem schönen, etwas weichen Gesicht und stellte sich als Rafael Alberti vor. Wir unterhielten uns eine Weile auf Französisch. Er hatte etwas Hingebendes und ein fast schmerzliches Lächeln. Aber gerade er war der entschiedenste Kommunist und Politiker unter den Lyrikern, der in einer so beschwingten und dabei einfachen Sprache dichtete, dass selbst ich mit meinem noch dürftigen Spanisch seinen Gedichten folgen konnte.

Plötzlich bemerkte ich an meiner linken Seite eine Bewegung. Hinter einem mächtigen Barockschrank schielte lächelnd ein sehr grosser Mensch hervor. Ach, das ist ja Domela! Vielleicht erscheint er mir nur unter den Spaniern so gross und kräftig. Nun trat er rasch zu mir und umarmte mich auf spanische Weise.

Alberti hatte mit andern zu sprechen, und Domela zog mich auf ein Sofa: «Wir brauchen dich!» rief er. «Du machst dir keinen Begriff, wie es bei uns in den Milizen zugeht! Seit Wochen werden wir ausgebildet, aber das ist nichts als ein Herumstehen, weil niemand weiss, wie man so etwas macht. Du musst unsere Ausbildung übernehmen!»

«Aber, Mensch, so geht das nicht! Ich bin gar nicht in der Armee!» «Ach, hier geht alles! Ich will dir mal erzählen, was vor ein paar Tagen geschehen ist. – Ich habe ja immerhin einmal eine oberflächliche militärische Ausbildung gehabt, als ich bei den Weissgardisten gegen die Bolschewiki kämpfte. Ich rühme mich dessen nicht, sondern war ein dummer Junge und wusste noch nicht, was ich tat. Jetzt bin ich hier bei einem Ausbildungsbataillon und soll etwas lernen, aber ich weiss vielleicht mehr als meine Vorgesetzten. Ich weiss vor allem, dass wir überhaupt nicht ausgebildet werden. Das erklärte ich den Kameraden mit meinen paar Brocken Spanisch und erzählte ihnen auch, wie damals im Baltikum unsere Ausbildung vor sich ging. Es leuchtete ihnen ein. Das sind doch alles wunderbare Genossen! Da war vor allem Manolo. Das ist ein Stierkämpfer. Der war der aktivste in der Forderung nach Ausbildern. Wir gingen überall herum und sprachen mit den Kameraden. Als wir das ganze Bataillon auf unserer Seite hatten, gingen ein paar Mann zum Bataillonsführer und verlangten eine Versammlung. Er war sehr erschrocken, und dann, auf der Versammlung, gab er zu, dass er vom Militärdienst nichts versteht. Da verlangten wir, dass er vom Kriegsministerium Ausbildende anfordern sollte. Das hat er auch getan, denn er ist ein guter Mann.»

«Da habt ihr also», fragte ich belustigt, «eine Art Meuterei gemacht, um endlich mal nach preussischem Muster geschliffen zu werden?

Das ist allerdings das Sonderbarste, was ich je gehört habe. Aber es ist gut! Hatte es denn Erfolg?»

«Wir bekamen ein paar Techniker, die uns die Waffen zeigen. Einige Male haben wir geschossen. Aber ich weiss doch, dass auch das noch nicht ausreicht. Kommst du morgen zu unserem Exerzieren?»

«Ich komme, – aber natürlich nicht, um das Exerzieren zu leiten!»

«Das werden wir sehen.»

Am nächsten Morgen um halb acht kam Domela mit zwei spanischen Milizionären, jungen, frischen und einfachen Menschen. Den einen stellte er mir als Manolo vor: mittelgross, von den geschmeidigen Körperformen des Spaniers, mit angenehmem, offenem Gesicht. Das also war der Stierkämpfer und politisch aktivste Mann des Bataillons.

Wir vier fuhren mit der Strassenbahn in einen Vorort und gingen dann durch ein verwahrlostes Armenviertel zur Kaserne, durch deren Tor Menschen aus- und einströmten, ohne dass sie jemand aufhielt. Innen standen und hockten Milizionäre in Monos und löffelten an der Morgensuppe. Manolo ging ins Geschäftszimmer, kam gleich darauf mit einem dicklichen Zivilisten wieder heraus und stellte ihn mir als Bataillonsführer vor. Er sah verlegen und gutmütig aus.

«Kann ich zum Exerzieren mitgehen?» fragte ich, und Domela übersetzte das mit Manolos Hilfe.

«Natürlich», erwiderte er unsicher. «Unsereins kann leider nicht mit hin, weil hier immer etwas zu regeln ist.»

Unterdessen ertönte ein Trompetensignal. Die Milizionäre strömten auf den Hof und traten an, ohne weitere Anweisung von irgendwem.

Nach einem weiteren Trompetensignal setzten sie sich in Marsch, wobei die Trommler in gleichmässiger Weise zu den Schritten einfach bam-bam-bam schlugen. Es ging zum Tor hinaus. In grösster Ordnung schwenkten sie auf der Strasse links um. Alle waren in Monos gekleidet und sahen darin sehr schlank aus. An den blossen Füssen hatten sie weisse Hanfschuhe, die mit Bändern um die Knöchel befestigt waren. Das sind die Bauernschuhe, die Alpargatas heissen. Die Militärkappen hatten sie sehr schief auf ihre Köpfe gesetzt. Nur an diesen Kappen und dem Gewehr konnte man erkennen, dass sie Soldaten waren. Sehr ordentlich marschierten sie im Takt, während sie die rechte Hand mit Schwung von der Seite bis vor die linke Schulter bewegten. Während sie genau Mann hinter Mann ziemlich dicht aufgeschlossen liefen, waren sie nach den Seiten weit auseinandergezogen, so dass sie fast die gesamte Strassenbreite einnahmen. Das sah eher wie ein politischer Aufzug aus oder auch wie der

Einmarsch der Stierkämpfer in die Arena. Man hatte mir gesagt, die Spanier wären viel zu individualistisch, um sich je einer Disziplin zu fügen. Das stimmte vielleicht für die Anarchisten in Barcelona, aber nicht für diese Kommunisten hier. Überhaupt pflegen ja die allgemeinen Urteile über die Völker nichts als Vorurteile zu sein, die man von einer bestimmten Klasse abgeleitet hat.

Domela und einige andere trugen die Teile eines auseinandergenommenen Maschinengewehrs, eines französischen Modells aus dem Weltkrieg.

Jetzt bog die Spitze des militärischen Aufmarsches zu einem weiten, staubigen Platz ab, auf dem Kinder spielten. Frauen trockneten ihre Wäsche, und das ganze arme Viertel bewegte sich da zwanglos. Dort setzten Harry und seine Freunde ihr Maschinengewehr ab. Er machte mich mit dem Techniker bekannt, der sich gleich hinter die Waffe setzte und mir alle ihre Teile zeigte. Mir fiel auf, dass alles gut geputzt und eingefettet war. Auch die Milizionäre kannten die Waffe technisch gut.

«Jetzt schiessen wir», sagte der Techniker.

Erstaunt blickte ich mich um und fragte: «Wo?»

Ohne mein Staunen zu bemerken, antwortete Domela: «Gleich dort am Hügel.»

Wir rückten 200 Meter weiter. Überall standen Milizionäre beschäftigungslos herum. Armes Volk! dachte ich. Es hat so viel guten Willen, und niemand ist da, um ihm zu helfen. Plötzlich dachte ich an den jungen Schweizer Diplomaten. Wie in einem Krampf stieg in mir eine Welle von Hass hoch. Er hatte uns auf der Fahrt nach Madrid so hochmütig gesagt, dass die spanische Armee keine Offiziere hat. Weshalb hilft er dann nicht, dieser bürgerliche Diplomat! Man müsste für dieses Pack Bezeichnungen einführen wie: Berufs-Reaktionäre! oder noch treffender: Berufs-Heuchler! So sind sie alle, an der Spitze der französische Ministerpräsident und sogenannte Sozialist Léon Blum!

Manolo griff sich eine leere Konservenbüchse und setzte sie in ziemlicher Entfernung vor den niedrigen Wall eines ausgehobenen Grabens. Erst jetzt wurde mir klar, dass dort Schützengräben gebaut wurden. In der Ferne sah ich arbeiten. Es waren Männer und Frauen, gewöhnliche Zivilisten, die da schaufelten. Na, endlich! Hatte also der Ministerpräsident Largo Caballero doch etwas eingesehen?

Manolo hockte sich etwas seitlich von der Konservenbüchse nieder. Er passte auf, dass keine Kinder vor das Maschinengewehr liefen.

Der erste Schuss wurde abgegeben, die Konservenbüchse sprang in die Höhe.

Während die Milizionäre einer nach dem andern schossen, ging ich hinauf zu den Schützengräben – und erschrak. Sie waren an der richtigen Stelle angelegt, aber kerzengerade geführt, ohne Schulterwehren oder andere Knicke. Der Mann – wahrscheinlich ein Generalstabsoffizier –, der diese Gräben bauen liess, hatte entweder keine Ahnung von der modernen Befestigungskunst, oder er war gar ein Schädling in dieser Armee! Als ich genauer in die Gräben hineinblickte, schien mir noch etwas anderes falsch zu sein. Ich sprang also hinunter. Tatsächlich: sogar ich bei meiner Länge hätte da heraus nicht schiessen können. Die Gräben waren zu tief. Schrecklich!

Aber ich musste zu meinen Schützen zurück. Als ich bei ihnen ankam, erhob sich Domela und sagte zu mir: «Sieh nur, wie die Milizionäre herumstehen! Man müsste ihnen etwas zu tun geben. Aber Griffekloppen hat wenig Zweck. Wir wissen eben nicht, was sonst zu tun ist!»

«Eigentlich alles!» antwortete ich. «Sogar schiessen zu lernen hat dann wenig Zweck, wenn man nicht weiss, wie sich die Schützen verteilen müssen, und auf welche Entfernungen man schiessen soll. Habt ihr schon einmal Entfernungen geschätzt?»

«Nein, daran haben wir noch nicht gedacht. – Sind wir doch dumm!» Er schlug sich an die Stirn. «Aber wie macht man denn das?»

Ich liess mir ein paar Milizionäre geben und sie verschiedene Flecken anschreiten, wobei sie ihre Schritte zählen sollten.

Als sie zurückkamen, fragte ich sie nach der Zahl der Schritte und fügte hinzu: 100 Schritt sind 80 Meter. Du hast 220 Schritte gemacht. Wieviel Meter sind das?»

Sie standen vor mir und dachten nach. Als es lange dauerte, beugte ich mich zu Domela: «Können sie etwa nicht rechnen?»

«Wie weit darin ihre Kunst geht, weiss ich nicht. Hier können die meisten lesen und schreiben, weil sie Städter sind. Aber wie es mit dem Rechnen steht...?» Ein paar weitere Fragen zeigten mir, dass sie kaum die einfachsten Dinge ausrechnen konnten.

Dann war die Zeit dieses sogenannten Exerzierens vorbei. Wieder wurde ein Signal geblasen. Die Trommeln schlugen eintönig, und wir rückten in tadellosem Demonstrationszug zurück zur Kaserne.

Domela begleitete mich zur Haltestelle der Strassenbahn. Er fragte viel, aber ich war einsilbig. Ich sah, wie wenig es nützte, wenn ich einmal zu einem solchen Exerzieren ging. Ich hätte schon wirklich, wie Domela es wünschte, die Ausbildung des Bataillons übernehmen müssen. Das war auch möglich, wie mir bei dem Besuch in der Kaserne klargeworden war. Es zog mich sogar sehr, das zu tun. Aber ich hatte die Anweisung von

Hans Beimler, keine Stelle unter dem Bataillonsführer in der Armee anzunehmen. Etwas Ähnliches hatte mir auch Walter Ulbricht aus Paris sagen lassen. Was sollte ich tun? Ohne diese Anweisung hätte ich das Angebot Domelas sofort angenommen. Was aber wollte die Kommunistische Partei Spaniens? Ich konnte sie nicht übergehen.

So fuhr ich zur Alianza und bat Gebser, mir bei der Kommunistischen Partei zu übersetzen. Er kam, bereitwillig wie immer, sofort mit. Wir sassen lange im Vorzimmer.

Endlich wurden wir vorgelassen und kamen zu einem kleinwüchsigen, lebhaften Genossen. Gebser begann, ihm meinen Fall klarzulegen und wollte auch die Frage der Ausbildung des Milizbataillons stellen, da kam ein anderer herein und sagte dem Genossen etwas ins Ohr. Der horchte aufmerksam hin und wandte sich rasch an uns: «Entschuldigt, eine ganz dringende Sache!» Schon war er zur Tür hinaus.

Ich war wütend und sah doch ein, dass er nichts dafür konnte. Wahrscheinlich musste er die Arbeit von drei Genossen tun, weil es noch so wenige in der Partei gab, die auch nur etwas von den militärischen Dingen verstanden.

«Jetzt kann es lange dauern», sagte Gebser, «bis wir wieder drankommen. Das wird wohl heute nichts mehr werden.»

Beim Hinausgehen stiess ich mit Rozes zusammen, dem Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium.

«Kommt ihr mit in die Alianza?» rief er fröhlich auf Deutsch. «Ihr wisst sicher das Neueste noch nicht! Nachdem der Heuchler Léon Blum und die westlichen sogenannten Demokratien uns die Waffeneinfuhr gesperrt haben, hat heute die Sowjetregierung erklärt: Da die deutschen Nazis und die italienischen Faschisten den Franco-Truppen Waffen geliefert haben, wird die Sowjetunion uns, der gewählten und allein gesetzmässigen Regierung Spaniens, Waffen senden!»

Diese Nachricht hob meine Stimmung. In der Alianza waren viele Personen und zogen in lauten, heiteren Gesprächen durch die Räume. Im Wintergarten sagte mir jemand, dessen Namen ich nicht verstanden hatte, ich möchte morgen ins Aussenministerium kommen. «Wir haben Ihnen einen Vorschlag zu machen.»

Am nächsten Morgen, einem Sonntag, war ich pünktlich im Ministerium und fand im Saal eine ziemliche Zahl von Ausländern, die ich alle nicht kannte. Was wollte man denn hier von mir?

Nach kurzer Zeit erschienen mehrere Beamte des Ministeriums, und einer hielt eine kleine Rede auf Französisch, in der er bat, dem Ministerium Artikel zur Verfügung zu stellen, die geeignet wären, in der Auslandspresse veröffentlicht zu werden.

Nach dieser Rede stand man noch herum und plauderte. Ich ging zu einem der Ministerialbeamten und sagte: «Sie haben hier die Journalisten um Artikel gebeten. Aber wozu haben Sie mich bestellt?»

Er blickte mich erstaunt an: «Wir wollten auch Sie um Artikel bitten.»

«Ich bin kein Journalist.»

«Aber Sie sind ein bekannter Schriftsteller, vielleicht der in der Welt bekannteste, der sich heute in Spanien befindet.» Er sagte das in schmeichelndem Ton, der mich aber ärgerte.

«Ich bin Soldat und nicht hierhergekommen, um Journalistenarbeit zu leisten, weil ich das nicht kann. Man hat mich einmal in der Komintern in Moskau um ein Feuilleton gebeten. Ich habe den Auftrag mit äusserstem Widerstreben angenommen und mich sehr bemüht, das zu tun, was mir in keiner Weise liegt. Schliesslich, nach mehreren Tagen Arbeit, hatte ich drei Seiten fertig und habe sie zur Komintern gebracht. Nie ist mein Feuilleton gedruckt worden und mit Recht. Ich fand es selbst scheusslich.»

«Sie sollen ja aber kein Feuilleton schreiben, sondern etwas aus ihrer militärischen Erfahrung.» Andere hatten sich dazugestellt und redeten mir so lange zu, bis ich sagte, ich würde es versuchen.

Schwer verstimmt verliess ich das Ministerium. An die Front will ich! schrie es in mir, und nicht den Journalisten ins Handwerk pfuschen! Trotzdem setzte ich mich in der Pension gleich hin und überlegte, was ich schreiben sollte. Als erstes fiel mir der Besuch an der Front bei Illescas ein, und ich begann, ihn zu beschreiben. Aber dann kam ich zu den Schützen hinter dem Wall, die so unzweckmässig dicht nebeneinander lagen und an ihre offenen Flanken nicht dachten. Das durfte ich natürlich nicht schreiben. Aber ohne diese Tatsachen hatte der Artikel kein Salz und auch keinen Schluss. Ich musste das Geschriebene wegwerfen.

Wie wäre es mit dem Besuch in der Madrider Kaserne und der Meuterei Manolos und Domelas, um besser ausgebildet zu werden? Auch wenn ich das beschriebe, würde ich im Ausland nur Nachrichten darüber verbreiten, was in unserer Armee falsch war. Aufschreiben konnte ich überhaupt nur allgemeine Redensarten und nichts, worin das Erlebnis mitklang. Vielleicht hätte ein anderer als ich, einer der die Dinge nicht so verstand, über irgendeine Nebensache in Begeisterung ausbrechen können. Wenn aber ich es tat, so setzte ich meinen Ruf als Soldat aufs Spiel. Denn jeder im Ausland, der den Krieg kannte, hätte über mein Gefasel hämisch gelacht. Was hat mir das Aussenministerium da für eine Suppe eingebrockt!

Schliesslich, am folgenden Tage, stückelte ich etwas zusammen. Es war nicht gerade schlecht, aber doch nicht das, was man von meinem Schriftstellerruf erwarten musste. Damit ging ich zum Ministerium und übergab es dem höheren Beamten, der gestern die kleine Rede an uns gehalten hatte. Er bedankte sich höflich lächelnd.

«Wo erhält man das Honorar dafür?» fragte ich.

Er blickte mich etwas betreten an: «Es tut mir sehr leid, aber wir haben für solche Leistungen keine Etatmittel.»

«Das ist mir unverständlich», erwiderte ich. «Können Sie einen Tischler bestellen, ihn um eine Arbeit bitten und dann nicht bezahlen?»

«Das ist etwas anderes.»

«Das wäre etwas anderes, wenn ich in einem kapitalistischen Lande für die revolutionäre Presse schriebe, die ja häufig kein Geld hat. Aber selbst da wird meist gezahlt.»

«Bei uns wird angenommen», sagte er, «dass die Personen, die uns Artikel schreiben, ein staatliches oder sonstiges Einkommen haben.»

«Aber ich habe keins und muss um Bezahlung bitten. Ich halte das für grundsätzlich wichtig, vom Gewerkschaftsstandpunkt aus.»

«Aber wir haben keinen Etat dafür.»

«Dann bitte ich Sie, es mir nicht übelzunehmen, wenn ich Ihnen keine weiteren Artikel liefere, bis Sie zahlen. Das hat natürlich nichts mit meiner warmen Sympathie für die Spanische Republik zu tun. Sie müssen aber einsehen, dass ich nicht zwei Übel aufs Mal hinnehmen kann: erstens, Artikel zu schreiben, wozu ich keine Begabung habe und was meinem Ruf als Schriftsteller schadet, weil die Artikel nicht gut werden, und zweitens, dafür keine Bezahlung zu erhalten.»

Ich verliess den höflichen Beamten, der mich sicher für einen ganz ekligen Kerl hielt. Aber ich war auch mit mir nicht zufrieden. Ich hatte zwar recht, aber konnte es meine Aufgabe sein, als Deutscher die spanischen Behörden zu einem Gewerkschaftsstandpunkt zu erziehen?

Wir Deutschen sind ja berüchtigt dafür, dass wir immer fremde Völker erziehen wollen, während in unserem eigenen Lande der Faschismus zur Herrschaft kam und wir nicht genug gegen ihn gekämpft haben, – was doch unsere Hauptaufgabe gewesen wäre.

Übrigens hatte ich wirklich nicht eine Peseta mehr in der Tasche und konnte nur dadurch leben, dass ich beim «Mundo Obrero» umsonst ass und wohnte. Nicht einmal einen Kaffee konnte ich mehr trinken gehen.

Ich kehrte in die Pension zurück und nahm den heutigen «Mundo Obrero», um ihn zu lesen. Das war auch deshalb nötig, um recht schnell Spanisch zu lernen. Aber die Gedanken liefen mir davon. Das dumme

Erlebnis im Ministerium des Äusseren war ja nur die Folge davon, dass ich nicht am richtigen Fleck stand.

Da klopfte es, und herein blickte der blonde Kopf Gebsers: «Höre, Maria Teresa Leon will morgen mit dir ins Kriegsministerium gehen. Sie gehört zu den einflussreichsten Leuten von Madrid und will versuchen zu erreichen, dass du endlich eine Stelle bekommst, die dir entspricht.»

Am nächsten Tag holte ich Maria Teresa ab. Sie war zwar nicht gross und erschien doch stattlich. Sie hatte ausserdem etwas Besonderes, Gepflegtes, wie eine Rokokodame, so dass manche von ihr sagten, sie sähe so aus, wie ihr Name klang. Dabei war sie aber eine sehr moderne Frau und zündende Massenrednerin.

Wir hatten es nicht weit zum Kriegsministerium. In seinen Gängen wimmelte es von Menschen. Maria Teresa brachte mich zuerst zu einem Leutnant, der sich zu mir wandte und in gutem Deutsch sagte: «Sie waren Hauptmann in der Kaiserlichen Armee? Ich kann solche Dinge nicht entscheiden.» Er sagte Maria Teresa, sie sollte mit mir zu einem bestimmten Major gehen.

Auch dort kamen wir sofort an. Er sass klein und rund über Akten. «Können Sie Spanisch?» fragte er mich, und Maria Teresa übersetzte es mir ins Französische, obwohl ich es schon verstanden hatte.

«Nein, noch nicht. Aber ich werde es schnell lernen.»

«Das nützt uns nichts. Wir können nicht neben jeden Kommandeur einen Übersetzer stellen. Einzig als Maschinengewehr-Schütze können Sie sofort eingestellt werden.»

Ich schwankte einen Augenblick, ob ich das annehmen sollte. Denn auch so würde ich rasch eine höhere Stellung erhalten. Aber die Gefahr war dabei, dass ich dann vielleicht lange in einem Ausbildungsbataillon festgehalten würde, und es verlangte mich nach der Front. So sagte ich kalt: «Ich habe ausdrückliche Anweisung, ein solches Angebot nicht anzunehmen.»

«Dann kann ich leider nichts tun», sagte der Major höflich zu Maria Teresa.

Als wir wieder draussen auf der Strasse waren, sagte sie: «Nun weiss ich auch keinen Rat mehr.»

Mir aber fiel etwas ein. Ich ging zum Vertreter der «Prawda» und erzählte ihm von meipen Misserfolgen. Er hörte sich das ruhig an und sagte: «Es gibt einen Unterstaatssekretär für Propaganda. Das ist Angel Pestana, ein früherer Anarchist, der jetzt Führer einer kleineren Partei ist und mit uns zusammenarbeitet. Fahren wir zu ihm!»

Mir behagte das nicht sehr: wieder Propaganda und keinen Posten an der Front! Aber ich entgegnete nichts, und wir fuhren in seinem Wagen in einen Vorort und kamen vor ein grosses glattverputztes Haus. «Das hat einem Grafen Romanones gehört», erzählte er, «einem Mitglied dieser führenden Familie Spaniens.»

Wir traten in den hellen Vorraum und setzten uns auf ein tiefes, weiches Ledersofa. Bald wurden wir vorgelassen.

Pestana stand an seinem Schreibtisch, ein langer, schlanker Mann mit einem feinen, ernsten Gesicht und schmalen Händen.

Der «Prawda»-Vertreter schilderte ihm auf Französisch meine Lage.

Pestana wandte sich in gewinnender Weise an mich: «Ich brauche ganz kurze Anweisungen für den Milizionär, wo er auf einem Blatt oder einigen wenigen Seiten lesen kann, wie er handeln soll. Diese Blätter sollen illustriert sein.»

«Das kann ich Ihnen liefern. Dazu brauche ich aber einen Graphiker und einen Übersetzer.»

«Gut, Sie werden beide bekommen. Wir richten gerade unsere Werkstätten ein. Sie können übermorgen dort anfangen zu arbeiten. Sie bekommen ein eigenes Büro. Ich halte es für das dringendste, dass wir ein Flugblatt herausbringen, das dem Milizionär zeigt, wie er sich gegenüber Panzern zu verhalten hat.»

Sehr gehobener Stimmung kam ich an diesem Abend in die Alianza. Da rannte mir Domela entgegen: «Mensch, es ist unerträglich mit unseren Offizieren! Wie wenig die begreifen, was ihre Pflichten sind! Kannst du nicht etwas Kurzes für unsere unerfahrenen Offiziere schreiben?»

«Ja, das tue ich!»

Gebser setzte sich zu uns und sagte in seiner stillen Weise: «Auch ich habe einen Wunsch: Wie schiesst man? Wir haben einen guten Zeichner hier. Gib uns nur Gedanken für Flugblätter!»

Gleich am nächsten Morgen setzte ich mich hin, diese Arbeit lag mir.

Am Tage darauf zog ich schon mit einem Manuskript nach dem Zentrum der Stadt und suchte nach meinem Büro. Es befand sich in einem leerstehenden Kaufhaus. Man arbeitete darin im ersten Stock, und ich fragte einen Mann, der die Aufsicht zu haben schien. Trotz meines mässigen Spanisch verstanden wir einander, und er wusste auch schon, wer ich war. Gleich im nächsten Raum hatte ich mein Büro mit einem grossen Tisch und Stühlen.

Bald kam auch der Graphiker, ein kleiner, beweglicher Spanier. Ich zeigte ihm die Dinge, mehr mit dem Bleistift als in Worten, aber er ver-

stand rasch und war regelrecht begeistert von der Arbeit. «Das ist interessant!» rief er. «Das ist sehr wichtig für die Milizionäre!»

«Salud!» sagte eine Stimme hinter mir. «Sind Sie Ludwig Renn?»

Ein langer Junge mit rundem Gesicht stand im Affen da. «Ich heisse Felix Navarro und bin hier in Madrid auf das deutsche Gymnasium gegangen. Ich bin Ihnen als Übersetzer zugeteilt.»

Er sprach fliessend und akzentfrei Deutsch und erzählte, sein Vater wäre Schauspieler gewesen und in den ersten Tagen der Kämpfe vor Madrid gefallen. Er blickte zur Seite und fuhr fort: «Jetzt muss ich als Erbe seiner revolutionären Gesinnung an seine Stelle treten, aber man will mich noch nicht an die Front lassen.»

Wir setzten uns zueinander, und er übersetzte mir meine Texte sofort ins Spanische. Das war ein fixer Junge. Aber es zeigte sich auch bald, dass er die militärischen Fachausdrücke wie «Schulterwehr» oder «Unterstand» auf Spanisch nicht kannte. Daher gingen wir nach kurzer Zeit zusammen aus, von einem Buchladen zum andern, und fragten nach militärischen Lehrbüchern, fanden aber kein einziges brauchbares und einigermassen modernes Buch. Ein Buchhändler sagte, alle zeitgemässen Werke wären vom Kriegsministerium beschlagnahmt worden, um sie den Truppen zu geben.

«Da müssen wir», sagte ich zu Felix, «alles im Bild deutlich zeigen, was wir nicht zu benennen wissen. Wir gehen ins Büro zurück, und du musst mir helfen, dem Graphiker alles genau zu erklären.»

Vor meinem Fortgang hatte ich dem Zeichner die Skizze eines Infanteriezuges in der Verteidigung hinterlassen. Als ich nun mein Geschäftszimmer wieder betrat, fand ich ihn eifrig bei der Arbeit und blickte über seine Schulter, um zu sehen, ob er die Anweisungen verstanden hatte. Auf seinem Zeichenblatt war ein Feld, auf dem man schräg von oben sehr plastisch kleine Schützengräben sah. Sie waren kurz und verwinkelt, so dass sich die Schützen da verkriechen konnten, wenn Panzer in dieser Stellung durchbrachen. Der Panzer kann ja seine Kanone oder sein Maschinengewehr nicht so steil nach unten richten, um einen Mann im Loch zu treffen. Wenn dann die Panzer durchgelaufen waren und die faschistische Infanterie folgte, um die Stellung zu besetzen, tauchten die Milizionäre wieder auf und konnten den Infanterie-Angriff ziemlich leicht abwehren. Hier sah man auch in der Zeichnung, dass eine solche Stellung nicht aus einer einzigen Linie bestehen sollte, sondern aus Grüppchen neben- und hintereinander. Es war eine ganze Zone der Verteidigung.

«Übersetze ihm», sagte ich zu Felix, «dass er eine so gute Zeichnung geliefert hat, wie ich sie noch nie in einem Lehrbuch der modernen Taktik

gefunden habe. Einen besseren Graphiker hätte mir das Staatssekretariat nicht zur Verfügung stellen können!»

Der Spanier lachte: «Wenn nur diese Anweisungen recht bald an die Front kommen! Ich weiss von allen meinen Freunden, dass sie nach so etwas lechzen!»

Während er das Blatt noch durchzeichnete, schrieb ich den Text dazu um. Er sollte in ganz einfachen, klaren Sätzen das Wesentliche sagen, so dass ihn auch ein Milizionär, der eben erst in der Armee lesen gelernt hatte, begriff und die Sätze vielleicht sogar auswendig lernte.

Am nächsten Nachmittag brachte ich diese Anweisung über das Verhalten des Milizionärs gegenüber Panzern zu Angel Pestana. Er blickte es durch und sagte mit einer leichten Verbeugung: «Wir haben Sie noch nicht offiziell anstellen können, darf ich Ihnen daher erst einmal diese Summe zur Verfügung stellen? Das wird wohl für die nächsten Tage ausreichen.»

Recht zufrieden kehrte ich gegen Abend in den «Mundo Obrero» zurück. Dort erwartete mich ein amerikanischer Journalist. «Ich erfahre erst jetzt», sagte er, «dass du hier mit mehreren in einem Zimmer zusammenwohnst. Das geht doch nicht. Ich habe mit den Spaniern gesprochen, und sie stellen dir in einem der besten Hotels von Madrid, dem Capitol, ein gutes Zimmer zur Verfügung. Komm doch gleich mit deinem Gepäck! Ich bringe dich in meinem Wagen hin!»

Meine wenigen Sachen waren sofort eingepackt, und wir fuhren zum Capitol. Unten in dem hohen Gebäude befand sich ein Kino, vor dem eine Menschenschlange anstand, um den sowjetischen Film «Die Matrosen von Kronstadt» zu sehen.

«Schon seit Tagen», sagte der Amerikaner, «ist dieser Andrang vor dem Kino. Die Madrider vergleichen unwillkürlich ihre Lage mit der Leningrads, als die Weissgardisten zu Beginn des russischen Bürgerkriegs fast unmittelbar vor der Stadt standen. – Dazu kommt natürlich auch noch die Sympathie, die jeder republikanische Spanier für die Sowjetunion empfindet, weil sie das einzige Land ist, das nicht heuchlerische Phrasen drischt wie die westlichen Demokratien, sondern Waffen und Munition sendet.»

Wir waren ausgestiegen und in die Hotelhalle getreten.

Der Angestellte hinter dem Tresen betrachtete mich nur einen Augenblick und sagte: «Senor Luwirenn?» und fuhr auf Französisch fort: «Man wird Sie sofort zu Ihrem Appartement bringen.»

Ich bedankte mich bei dem Amerikaner und fuhr mit dem Hoteldiener im Fahrstuhl fast geräuschlos hinauf. Es war sehr hoch oben. Der alte Mann öffnete eine Tür und liess mich eintreten. Der Raum war modern

mit zwei Betten, die in die Wand geklappt waren. Ausserdem besass ich einen Nebenraum und ein Empfangszimmer. Das war allerdings das beste Hotel, in dem ich je gewohnt hatte. Aus dem Fenster blickte ich hoch über die Dächer der grossen Stadt bis weit hinaus.

Ich konnte mich nicht lange aufhalten, denn ich war in einem Café verabredet und wollte die Schriftsteller nicht warten lassen, die dort jeden Abend hinkamen. Es stand nicht mehr gut mit den Nahrungsmitteln, und man bekam nur etwas, wenn man frühzeitig zum Abendessen erschien.

Die Nacht kam schnell, und die Strassen waren nur spärlich beleuchtet. Ich fand die andern in gedrückter Stimmung. Auch sie waren vom Aussenministerium um Artikel gebeten worden und hatten nichts dafür bekommen. Sie beschwerten sich nicht ernstlich darüber, weil sie bewusste Antifaschisten waren, aber sie besassen nicht mehr genug Geld, um auch nur das einfachste Abendessen zu bezahlen. Da war es gut, dass ich von Angel Pestana etwas bekommen hatte. Aber selbst als ich ihnen das sagte, hob sich ihre Stimmung nicht. Denn die Nachrichten von der Front waren schlecht. Unsere Milizen waren vor Madrid wieder zurückgegangen. Unter anderm wurde Illescas aufgegeben. Dort war das eingetreten, was ich befürchtet hatte.

Einsilbig assen wir unsere Tortilla Espanola, den Eierkuchen mit hineingebackenen Kartoffeln, und gingen dann durch die schon schweigenden Strassen nach Hause.

Vor dem Hotel Capitol brannte eine stärkere Lampe und beleuchtete das riesige Plakat des Films «Die Matrosen von Kronstadt», das ich nun erst aufmerksamer betrachtete. Auf ihm kam ein Ungetüm von einem Panzer an, und ein im Vergleich dazu viel zu kleiner Matrose warf eine Handgranate dagegen. Wenn das auch gut gemeint war, welcher Fehler, einen solchen Unsinn zu zeigen! Schon gegen die Panzer des Weltkriegs waren Handgranaten im Allgemeinen unwirksam gewesen, und man verwendete die recht fragwürdige Waffe geballter Ladungen. Auch das konnte man nicht so tun, dass man sich vor den Panzer hinstellte und die schwere Ladung warf, weil es Selbstmord bedeutet hätte!

Ich trat in das Hotel und ging die Treppen hoch. Der Fahrstuhl durfte wegen, der Stromersparnis nicht mehr benutzt werden. Mein schönes Quartier erschien mir auf einmal kalt, und der Blick über die Dächer lockte mich nicht mehr. Die Heldenphrase musste man zerstören. Noch viel einfacher sollte ich meine Anweisungen machen, so einfach, dass selbst die Offiziere und Politiker hinter der Front sie verstanden, vor allem der Ministerpräsident Largo Caballero!

Ich ging im Zimmer auf und ab, nahm ein Papier und begann, die noch einfacheren Anweisungen aufzuschreiben. Aber ich war wie vernagelt und legte mich nach einigen Versuchen ins Bett. Da aber fand ich keine Ruhe. Ich stand wieder auf und versuchte es von Neuem. Es wurde jedoch nichts. Wieder legte ich mich, meine Gedanken kreisten krampfhaft um meine Arbeit. Schliesslich hatte ich einen neuen Anfang, erhob mich wieder und setzte mich an den Tisch. Es machte mir Mühe. Aber ich wollte es zwingen, zu einem Abschluss zu kommen.

Ein Unbehagen stieg in mir hoch. Ich sagte den letzten Satz laut vor mich hin und hatte den Gedankengang verloren. Aber noch diesen einen, entscheidenden Satz!

Plötzlich begann ich zu zittern. Die Zähne schlugen mir aufeinander. Ich erhob mich, konnte aber nicht mehr recht sehen und kroch ins Bett. Nachdem ich das Licht gelöscht hatte und ganz unter der warmen Decke lag, verging der Schüttelfrost nur langsam. Noch immer fand ich keine Ruhe. Dazu rumorte es mir im Bauch, und dann arbeitete ich die ganze Nacht weiter: Ich phantasierte mit Angstvorstellungen von falsch angelegten Schützengräben und einem Infanterie-Angriff gegen Panzer. Dazwischen dachte ich wieder: Ach, das gibt es ja gar nicht! Ich träume das ja nur! Aber mit solchen Vernunftsätzen wurde ich die Qual meiner Phantasien nicht los.

Endlich kroch ein graues Licht zum Fenster herein. Ich stand auf, um zu sehen, wie das Wetter war. Da aber merkte ich, dass ich augenscheinlich krank war. Man hatte mir schon gesagt, dass jeder, der nach Madrid kommt, erst einmal so etwas durchmacht, bis er sich an das rauhe Klima gewöhnt hat. Ich blieb also im Bett liegen und bedauerte es, das primitive Quartier im «Mundo Obrero» mit diesem grossartigen Hotel getauscht zu haben, wo niemand war, der sich um mich kümmerte.

Um mit meinen Arbeiten vorwärtszukommen, setzte ich mich im Bett auf und schrieb, bis ich müde war. Da ich keinen Hunger hatte, ging ich den ganzen Tag nicht aus, sondern schrieb im Bett weiter.

Schon befand ich mich über zwei Wochen in Madrid und lieferte aller paar Tage bei Angel Pestana eine oder zwei neue Anweisungen oder Flugblätter ab. An den Abenden war ich meist in der Alianza.

Am 3. November traf ich dort in der Eingangshalle zu meiner Überraschung einen alten Bekannten, den ungarischen Schriftsteller Mate Zalka. Stürmischumarmte undküssteermichnachrussischer Sitte. Dann erzählte er: «Ich bin hier, um den Partisanenkrieg zu organisieren. Du weisst, früher in der österreichischen Armee war ich Husaren-Rittmeister war und

dann mit den Bolschewiki gekämpft habe. In der Sowjetunion bin ich im Partisanenkrieg ausgebildet worden und befinde mich hier im Rang eines Generals. Man muss die Bauern endlich bewaffnen und mit ihren beweglichen Einheiten die Faschisten von hinten her angreifen oder wenigstens stören, während die nach vorn gegen die Milizen kämpfen. Da ist noch fast nichts geschehen. – Übrigens, dass du mich nicht falsch anredest: ich heisse hier in Spanien Lukácz.»

Am folgenden Tage traf ich in meinem Geschäftszimmer nur den Graphiker, während der Übersetzer Felix noch nicht da war.

Erst gegen Mittag kam er, mit Ringen um die Augen und verwirrt.

«Was ist geschehen?» fragte ich.

«Ich muss hier fort!» stöhnte er. «Es steht schlecht an der Front. Da kann ich nicht hierbleiben, sondern will dorthin, wo mein Vater gefallen ist!»

«Du bist noch zu jung!»

«Es gibt mehr in meinem Alter in den Milizen!» sagte er trotzig.

«Aber hier leistest du eine Arbeit, die für die Verteidigung sehr wertvoll ist.»

«Da würde sich auch ein anderer finden. – Du musst verstehen, was mich so aufregt. Hast du gelesen, was Queipo de Llano gesagt hat? Das ist der immer betrunkene General, der sich zum Herrn von Andalusien gemacht hat und jeden Abend über das Radio Sevilla spricht, auch wenn er völlig betrunken ist. Jetzt hat er sich gebrüstet, die Faschisten würden schon in den nächsten Tagen in Madrid sein. ‚Vier Kolonnem, hat er geschrien, ‚marschieren auf Madrid! In der Stadt wartet eine fünfte Kolonne darauf, uns zu begrüssen!' – Das ist doch eine Frechheit! Aber noch toller als dieser wüste Angeber in Sevilla hat sich ein anderer faschistischer General benommen. Er hat über das Radio – ich glaube für morgen – einen Tisch im Cafe an der Puerta del Sol bestellt, um da seinen Nachmittagskaffee zu nehmen. Du kennst doch die Puerta del Sol? Das ist der Platz gleich dort drüben, eine Minute von hier. Aber daraus darf doch nichts werden! Madrid ist eine revolutionäre Stadt! Ich bitte dich, entlasse mich hier, damit ich an die Front gehen kann!»

Der Zeichner schien etwas von unserem auf Deutsch geführten Gespräch verstanden zu haben und kam um den Tisch herum. Auch er wollte an die Front.

«Freunde», sagte ich, «ich ehre euern guten Willen. Aber nicht nur an der Front kämpft man. Was wir hier tun, kann wertvoller werden als die zwei Gewehre, die ihr gegen die Faschisten richten würdet.»

Ich wandte mich von ihnen ab und setzte mich zu meiner Arbeit. Aber die Stimmung war schwül. Ich empfand, dass sie nicht arbeiten konnten, und auch mir wurde es schwer. Der Graphiker kramte herum, während Felix neben mir brütete, das Kinn in die Hand gelegt.

Gegen Abend stürmte ein mir bekannter Hamburger herein, ein blonder, untersetzter Mensch. Er war Motorradfahrer bei den Milizen und brachte zwei Spanier mit. Erregt erzählten sie, dass die Milizen wieder stark zurückgegangen wären.

«Denk dir», rief der Hamburger, «da liegen sie irgendwo vorn, meist einfach querüber eine Strasse, hinter einer Barrikade. Zu Mittag geben sie ein paar Schüsse ab und gehen dann zurück ins Dorf, um zu essen. Später besetzen sie wieder die Barrikade und schiessen wieder ein bisschen. Wenn es am Abend dunkel wird, gehen sie zurück ins Dorf, um zu schlafen. Sie kennen nichts anderes als diese Art Kriegsführung!»

«Und die Faschisten?» fragte ich.

«Machten es bisher genauso!» antwortete er erregt. «Aber jetzt haben sie sich in Bewegung gesetzt, nur gehen sie nicht von vorn auf die Barrikaden zu, sondern teilen sich in genügender Entfernung und kommen dann von beiden Seiten ins Dorf!» Er machte es mit den Armen vor. «Da müssen die Milizen zurück, oft ohne einen Schuss abgegeben zu haben, und sind noch froh, wenn sie heil herauskommen. Jetzt sind auch noch die besten Offiziere gefallen, einfach geopfert haben sie sich! Und dort vorn», er deutete erregt in die Richtung, «liegen noch ein paar Milizionäre ohne Offiziere. Sie liegen irgendwo im Gelände und wissen nicht, was sie tun sollen!» Er blickte sich nach den Spaniern um: «Das hier sind gute Genossen. Wir sind gekommen, um dich zu holen. Du musst dorthin! Ich bringe dich auf dem Motorrad vor.»

Auch ich war erregt, zwang mich aber zur Ruhe: «Nein, ich darf nicht mitkommen. Hier hat mich die Regierung hergesetzt. Es kann nicht jeder einfach von seinem Amt fortlaufen.»

«Aber es hat keinen Zweck mehr, hier zu arbeiten!» rief der ehrliche Hamburger. «Dich werden die Faschisten hier überrennen, und dann hast du dich nicht einmal verteidigt! Du musst ein Kommando haben!»

«Ich darf nicht!» entgegnete ich mit erzwungener Kälte.

«Wir bringen dich zum Generalstab!» Sie versuchten mich umzustimmen und blickten mich bittend an. Schliesslich gingen sie. Das erschütterte mich mehr als alles vorher. Hatte ich richtig gehandelt?

Zur gewohnten Stunde traf ich mich mit zwei deutschen Schriftstellern, um zu Abend zu essen. Sie rieten mir, Madrid zu verlassen. «Fast alle Journalisten sind schon fort.»

«Nein, ich bleibe!»

«Aber werden deine Anweisungen auch gedruckt?»

Diese Frage erschreckte mich. Weil der Ministerpräsident Largo Caballero zugleich Kriegsminister spielte und der Mann der Heiden-Phrase war, konnte er meine Anweisungen verbieten. Sie konnten auch in irgendwelchen Akten verschwinden.

Diese Nacht lag ich in meinem weichen Bett in dem wunderbaren Zimmer im Dunkeln hoch über der Stadt und wälzte mich hin und her. Ich hörte Einschläge von Granaten, und das war nicht sehr weit.

Am frühen Morgen klopfte es. Neben dem Bett befand sich an der Wand ein Hebel, mit dem man die Tür öffnen konnte, ohne sich zu erheben. Ich öffnete damit. Der alte Mann vom Fahrstuhl kam herein: «Zum Telefon, Senor! Sehr dringend!» Das sagte er ziemlich leise.

Draussen schlug irgendwo eine Granate ein.

Ich fuhr in meine Sachen und lief hinaus auf den Gang. Da war nicht das geringste Geräusch zu hören, als ob das Hotel ganz leer wäre.

In der Telefonzelle nahm ich den Hörer. «Hier Harry Domela», sagte es hastig. «Am Ausgang von Madrid, Richtung Flugplatz Getafe strömen die Milizen zurück. Du musst sofort etwas tun!»

«Ich gehe gleich zur Kommunistischen Partei», antwortete ich.

Nachdem ich mich fertig angezogen hatte, rannte ich zum Parteihaus. Aber da fand ich niemanden.

Sicher hatten sie in dieser erregenden Nacht bis zum Morgen gearbeitet, und es war noch niemand wieder da.

Vielleicht war es gut, meinen Chef Angel Pestana anzurufen. Im Hörer kamen die Zeichen, aber niemand nahm ab.

Langsam ging ich die Treppe hinunter und stand unschlüssig auf der Strasse. Da hupte ein Auto, und der überlange englische Journalist Cockburn beugte sich heraus: «Komm mit!»

«Wohin?»

«Jedenfalls fort aus Madrid. Es besteht die unmittelbare Gefahr, dass die Stadt eingeschlossen wird.»

«Wenn das so ist», erwiderte ich, «so ist es meine Pflicht, mit der Waffe an die Front zu gehen.»

Gerda Grepp blickte aus dem Wagen: «Die Regierung hat uns allen den Rat, ja fast den Befehl gegeben, die Stadt sofort zu verlassen. Du gehörst aber zu uns.»

«Ich bin der einzige von uns», erwiderte ich, «der den Krieg als Handwerk gelernt hat. Ihr müsst natürlich gehen, ich nicht.»

«Nein», sagte Cockburn ruhig, «ich habe mit den Russen gesprochen, und sie sagten: auch du solltest fort.»

«Haben sie das wirklich gesagt?» fragte ich misstrauisch.

«Aber bedenke doch», erwiderte er, «im Augenblick einer Panik – und in der befinden sich die Milizen – ist es sinnlos, als Einzelner etwas erreichen zu wollen.»

Dieser Gesichtspunkt war allerdings richtig.

«Ich bitte dich», fuhr Cockburn fort, «packe sofort deine Koffer! Wir holen dich in einer halben Stunde ab.»

Als ich nun rasch in mein Hotel zurückging, wurde ich wieder unsicher. Ich müsste doch Pestana benachrichtigen.

Noch einmal rief ich ihn vom Hotel aus an, aber wieder, ohne Antwort zu bekommen.

Als ich mit meinem Gepäck auf die Strasse trat, kam der blonde Gebser mit Koffern und Paketen an: «Wie kommst du fort?» fragte er verlegen. Erst an seinem Verhalten wurde mir richtig klar, dass unser Fortgang eine Flucht war. Ich empfand das als Schmach. Dann kam das Auto. Es war klein, und wir waren fünf recht grosse Personen. Mit all unserem Gepäck sassen wir gequetscht, Gerda halb auf meinem Schoss, und fuhren ab.

Cockburn wandte sich zu mir um: «Wir sollen nicht die direkte Strasse nach Valencia fahren. Denn man fürchtet, dass sie schon abgeschnitten ist. Daher fahren wir in östlicher Richtung hinaus und biegen dann auf Cuenca ab.»

Ich blickte hinaus und zermarterte mir das Gehirn, ob diese Flucht richtig war. Glücklicherweise war Cockburn gesprächig. Er und die andern waren ja Journalisten. Für sie gab es nur eine Pflicht, ihren Zeitungen zu berichten. Was werden aber Domela und der Hamburger sagen, wenn ich fort bin?

Erst nach Dunkelwerden kamen wir in Cuenca an und fuhren bei der Alcaldia, dem Rathaus, vor. Gebser ging hinein und kam gleich mit dem Bürgermeister wieder. Mit warmer Stimme begrüsste er uns und bat uns, ins Haus zu kommen. Darin war es düster. Nur ein paar Öllämpchen brannten.

«Man wird Sie gut unterbringen», sagte der Alcalde. Er war noch jung und voller Beweglichkeit. Dann unterhielt er sich lange mit Gebser, der uns später bei der Tortilla Espanola erzählte, wie hier in Cuenca, dieser Provinzstadt in den Bergen, die Volksfront mit grossem Schwung gesiegt hatte. Dieser Alcalde war trotz der jüngsten Ereignisse vor Madrid voll guter Hoffnung. «Unser Volk», hatte er gesagt, «ist gut und einig. Es wird sich durchsetzen. In seiner grossen Einigkeit wird es sich durchsetzen!»

Aufstellung des Bataillons Thälmann

6. bis 11. November 1936

Am nächsten Tag, dem 6. November, fuhren wir von Cuenca nach Süden, wieder zusammengepfercht in dem kleinen Auto mit allen unseren Sachen, und kamen zu Mittag nach Albacete. Dort waren die Strassen voller Wagen und Menschen.

An einem Restaurant stiegen wir aus, um etwas zu essen. Am Nebentisch unterhielten sich zwei blonde junge Männer auf Dänisch. Gerda Grepp sprach sie an und erfuhr, dass die Centuria Thälmann in den letzten Kämpfen schwere Verluste gehabt hatte. Ihr Führer, Hermann, war schwer verwundet, der Politkommissar krank. Nun sollten die Reste der Centuria hierher nach Albacete kommen, vielleicht schon morgen. Aus Frankreich waren immer mehr Deutsche eingetroffen. Mit denen zusammen sollte die Centuria zu einem zweiten deutschen Bataillon formiert werden.

«Zweites Bataillon?» fragte ich. «Gibt es denn auch ein erstes?»

«Das erste ist nach Madrid, vor drei Tagen. Als es dort so gefährlich wurde, hat man es sofort hingeschickt, zusammen mit einem französischen und noch einem Bataillon. Die drei bilden die Elfte Brigade. Jetzt wird hier eine zweite Internationale Brigade zusammengestellt.»

Inzwischen hatte auch Gebser etwas Wichtiges erfahren: André Marti war da, der Mann des Aufstandes der französischen Flotte vor Odessa zu Beginn des russischen Bürgerkrieges. Seitdem war er in Frankreich der grosse Held für alle Revolutionäre. Jetzt befasste er sich hier im Namen der Komintern mit den Angelegenheiten der ausländischen Kommunisten in Spanien.

Ich wollte nun nicht nach Valencia fahren, wohin sich die republikanische Regierung begeben hatte, sondern erst einmal mit André Marti sprechen.

Nach dem Essen suchten wir uns ein Quartier in der von Flüchtlingen überfüllten Stadt. Im Gästehaus des Gouverneurs fand ich ein Zimmer. Dann ging ich los, um André Marti aufzusuchen.

Als ich eben auf die Strasse getreten war, sah ich, dass jemand von der andern Seite mit der Hand winkte. Zuerst bezog ich das nicht auf mich. Dann aber erkannte ich Angel Pestana, meinen Chef. Er war mir also ebenso untreu geworden wie ich ihm.

Ich schlängelte mich zwischen den Wagen durch und erreichte ihn. Er hielt sich krumm und sah sehr müde aus. Man hatte mir erzählt, er wäre recht krank.

«Ich will», sagte ich, «hier mit André Marti sprechen und mich unter Umständen in die Internationalen Brigaden einreihen.»

Erst nachdem ich das gesagt hatte, fiel mir ein, dass ich ja zuerst meinen Weggang aus Madrid hätte erklären müssen. Aber er schien ihn für selbstverständlich zu halten und antwortete: «Nun werden wohl alle Ihre Anweisungen für die Milizen nicht gedruckt werden.»

Erschrocken fragte ich: «Weshalb nicht?»

«Ich habe jetzt andere Aufgaben», antwortete er mit einer müden Bewegung seiner langen überschmalen Hand.

Fast geistesabwesend verabschiedete ich mich. Die ganze Mühe, die ich mir im Propaganda-Ministerium gegeben hatte, war also umsonst gewesen! Da allerdings hätte ich wirklich an die Front gehen können, als der Hamburger und die beiden Spanier mich auf dem Motorrad hinbringen wollten!

Welche Enttäuschung!

André Marti wohnte etwas ausserhalb in einer grossen Villa. Ich trat ein und wurde auf Französisch gefragt, zu wem ich wollte. Marti war gerade fortgefahren.

«Kann ich sonst jemanden sprechen?»

«Ich weiss nicht, ob sein Stabschef, Major Vidal, Zeit hat.» Der Pförtner ging in ein Zimmer und kam gleich darauf mit einem schlanken Mann von sehr angenehmem Äusseren zurück, der mich ernst betrachtete und auf Französisch fragte: «Was ist Ihr Anliegen?»

«Ich bin Ludwig Renn und ...»

«Ah, Renn!» rief er und schob seinen Arm unter meinen. «Da müssen wir dich gleich zu Major Vidal bringen!» Er führte mich unter freundlichem Gespräch in ein Zimmer, in dem hinter einem Schreibtisch ein Mann sass, der mich lebhaft und gleichzeitig kühl anblickte.

Der andere erklärte, wer ich war.

«André Marti», sagte Vidal, «ist heute sehr beschäftigt. Du wirst besser gegen Abend wiederkommen.»

Ich hatte noch einiges zu fragen, aber seine Art war so abweisend und knapp, dass ich ging.

Im Vorzimmer sagte ich dem freundlichen Franzosen, der mich eingeführt hatte: «Kannst du mir einige Auskünfte geben?»

«Ja, gern.»

«Ich habe gehört, dass vor drei Tagen ein deutsches Bataillon nach Madrid abgegangen ist.»

«Ja, das Bataillon Edgar André. Übrigens verstehe ich nicht, weshalb ein deutsches Bataillon sich diesen französischen Namen beigelegt hat?»

«Edgar André war kein Franzose, sondern von Geburt Belgier. In Hamburg ist er ganz und gar zum Deutschen geworden. Er war dort der Führer der revolutionären Arbeiterschaft und sehr beliebt in ganz Deutschland. Deshalb haben ihn die Nazis auch nach einem Prozess mit falschen Zeugen hingerichtet. Aber bis zum letzten Augenblick ist er standhaft geblieben, obwohl sie ihn auf das Grausamste gequält haben. – Aber nun sage mir, wer ist der Führer dieses Bataillons Edgar Andre?»

«Hans Kahle.»

«Ach so!» rief ich.

«Kennst du ihn?»

«Natürlich. In Berlin war er Herausgeber einer Radio-Zeitschrift. Darin standen die Rundfunkprogramme und dazwischen eingestreut oft recht gute kommunistische Artikel. Ich habe mir diese Zeitschrift gehalten, und ausserdem waren wir beide im Roten Frontkämpferbund.»

«Ja, Rot Front!» rief der Franzose. «Das Wort kennen wir auch!»

«Ich habe noch etwas mit Hans Kahle gemein. Er war, wie ich, aktiver Offizier in der alten deutschen Armee.»

«Wir Franzosen haben hier mit dem Major Dumont einen ähnlichen Fall. Er ist der Kommandeur des Bataillons Commune de Paris, das mit dem Bataillon Edgar André unter Führung des Generals Kléber nach Madrid abgegangen ist. Hans und Dumont haben hier in diesem Hause gleich am ersten Abend herausbekommen, dass sie im Weltkrieg einander gegenüber gelegen haben, beide als Kompanieführer. Das war eine Sensation! Und sie haben das Bündnis des französischen und deutschen Bataillons mit reichlich spanischem Wein begossen!»

Als wir noch sprachen, trat ein älterer Mann ein, auf dem Kopf eine sonderbar weite Baskenmütze. Er blickte mich aus grauen Augen an und wollte vorübergehen. Mir war sofort klar: Das musste André Marti sein.

«Ich bin Ludwig Renn», sagte ich. «Kann ich etwas Dringendes mit dir besprechen?»

«Ja, aber kurz!» Er ging in sein Zimmer, und ich folgte.

«Genosse Marti», sagte ich, «in Madrid habe ich im Propaganda-Ministerium Flugblätter für das Verhalten der Milizionäre im Gefecht ausgearbeitet. Nun ist da meine Tätigkeit beendet, und ich weiss nicht, ob es richtig war, hierher zu kommen!»

«Ja, das war richtig. Wir werden dich brauchen. Aber jetzt habe ich keine Zeit. Morgen früh sehen wir uns hier wieder!»

Am nächsten Tage trat ich voller Erwartung in Martis Stabsgebäude. Als ich die Treppe hochstieg, kam mir jemand nachgerannt. Es war der freundliche Franzose von gestern.

«Weisst du schon?» rief er. «Die Elfte Brigade ist zum Gegenstoss angesetzt worden und hat die Faschisten ein gutes Stück zurückgeworfen! Das ist eine grosse Sache! Madrid ist nicht gefallen, und nun auch noch dieser Sieg!» Er lachte mich treuherzig an. «Wir werden in den nächsten Tagen vielleicht noch mehr Gutes erfahren, hoffe ich!»

Oben traf ich in einem Zimmer den General Lukácz. Stürmisch kam er auf mich los, zwinkerte mit seinen lustigen blauen Augen und sagte: «Wir arbeiten zusammen! Ich bilde hier den Generalstab aus, und du gehörst dazu. Wenn die deutschen Freiwilligen erst alle hier sind, übernimmst du das zweite deutsche Bataillon.»

Erstaunt fragte ich: «Du bist doch Führer der Partisanen-Armee?»

Er blickte zu Boden: «Largo Caballero erlaubt das nicht. Er will die Bauern nicht bewaffnen, und er ist überhaupt gegen die Bauernrevolution.»

«Aber», rief ich, «das ist doch ...» Ich wollte sagen: Verrat an der Sache der Republik, aber ich unterdrückte das und fuhr heftig fort: «Wie kann man ernstlich Krieg führen, ohne eine so wichtige Kraft wie die landhungrige Bauernschaft? Die Faschisten sind nicht so wählerisch. Sie holen immer mehr Mauren aus Afrika herüber, weil sie im spanischen Volke nicht genügend Anhänger haben! Sie bitten sogar um Mussolini-Italiener und Nazi-Deutsche, obwohl sie wissen, dass die nur kommen, um das Land nie wieder zu verlassen!»

Lukácz schwieg, und ich dachte verzweifelt: Wo etwas Falsches oder Gefährliches geschieht, da ist der Name Largo Caballero im Spiel!

«Es ist ein alter Fehler der Sozialdemokraten», sagte der General, «dass sie die Forderungen der Bauern missachten. Das war auch einer der Fehler der ungarischen Räterepublik.»

Und daran ist sie sogar zugrunde gegangen, dachte ich. Lenin hat Béla Kün noch telefonisch von Moskau aus angerufen und ihm gesagt, er solle nicht vergessen, was sie besprochen hätten. Er meinte die Bauernfrage. Ich sagte das nicht laut. Denn Lukácz wusste das sicher noch genauer als ich.

André Marti kam herein und lud uns zum Mittagessen ein. Im Speisezimmer setzten sich der Engländer Cockburn, die Norwegerin Gerda, ein Ungar, ein Amerikaner, ein Deutscher um den grossen Tisch. Die übrigen waren Franzosen und Spanier.

Nach dem Essen nahm mich Lukácz in seinem Wagen mit hinaus in ein Dorf, um das italienische Bataillon Garibaldi zu besichtigen.

Unter einem Baum erwartete uns eine Gruppe auffallend grosser Leute, die in kurze gelbe Jacken gekleidet waren, innen mit Schafsfell. Sie sollten ein sowjetisches Geschenk an die Offiziere der Internationalen Brigaden sein.

Der längste von den italienischen Offizieren stellte sich als Pacciardi vor. Von ihm hatte ich schon gehört. Er war Rechtsanwalt und ein linker Demokrat.

Das Bataillon Garibaldi erhielt vom Stabschef Vidal einen Gefechtsauftrag zum Angriff auf eine Höhe. Die Offiziere gaben gute Befehle, und die Kompanien entwickelten sich dann geschickt. Das war doch einmal eine Truppe, die etwas konnte!

Unterdessen war auch Hans Beimler in Albacete eingetroffen, und wir berieten am nächsten Tage darüber, wie das neue deutsche Bataillon aufgebaut werden sollte. Beimler selbst würde Politkommissar, ich Bataillonsführer werden.

Mitten in die eben begonnene Besprechung platzte ein Franzose herein, der mir sagte, der General Kléber wollte mich sprechen. Dazu sollte ich sofort zum Stab André Martis kommen und dort auf ein Auto warten, das mich zu Kléber nach Madrid brächte.

Ich sagte zu Beimler: «Was soll das heissen? Ich habe hier ein Bataillon aufzustellen, das ist sicher wichtiger!»

Aber Beimler antwortete: «Fahr nur nach Madrid! Es wird schon seine Gründe haben.»

Ich ging also ins Stabshaus der Internationalen Brigaden und wartete auf das Auto. Als zwei Stunden vergangen waren, bat man mich zum Mittagessen hinauf. Dann wartete ich mit steigender Ungeduld. Schliesslich, in der Abenddämmerung, kam ein Wagen mit zerbrochenen Scheiben.

Kaum waren wir abgefahren, da begann es heftig zu regnen, und das Wasser peitschte in den Wagen herein. Ich zog mich in die andere Ecke zurück, wurde aber auf die Dauer doch genügend nass. Auf den Vordersitzen war es sicher besser, aber da sass neben dem Fahrer ein Begleitmann mit Gewehr. Die Strasse nach Madrid galt als unsicher, weil Anarchisten auf einem Teil die Wagen kontrollierten und sich bei ihnen allerhand zwielichtiges Volk eingeschlichen hatte.

Die beiden Spanier waren muntere, freundliche Burschen. Bei der ersten Strassenkontrolle dauerte ihnen das Prüfen der Papiere zu lange. Daher sagten sie bei der nächsten auf die Frage, wer im Wagen wäre: «Ein russischer Offizier.»

Darauf hob der Mann draussen seine Laterne und leuchtete mir ins Gesicht. Vermutlich dachte er: Der ist wirklich ganz unspanisch. So also se-

hen Russen aus? Jedenfalls sagte er mit einer Stimme tief aus der Brust heraus: «Salud!» und liess uns weiterfahren.

Die Spanier lachten über den Erfolg und sagten bei der nächsten Kontrolle wieder: «Ein russischer Offizier.»

Aber diesmal hatte das eine andere Wirkung. Der Kontrollierende holte sofort die ganze Wache aus der Hütte in den Regen heraus, und sie besprachen etwas. Dann kamen sie zum Wagen und baten mich, mit ihnen zusammen einen Wein zu trinken.

Das passte mir nicht, weil wir ja dadurch mehr aufgehalten wurden als bei einer genaueren Prüfung der Papiere. Aber ich musste selbstverständlich aussteigen. Dann sassen wir in einem kleinen Wachraum bei düsterem Licht und tranken schweigend. Sie sowohl wie ich lächelten, wenn sich unsere Blicke trafen. Es war trotz der einfachen Umgebung ein Akt von grosser Zeremonialität, der in Wirklichkeit der Sowjetunion galt. Ich wusste, dass es nicht lange dauern würde, denn der Spanier aus dem Volke trinkt wenig.

Dann ging es wieder in die Nacht hinaus. Es wurde mir in meinen feuchten Sachen bei dem Fahrtwind so kalt, dass an Schlaf nicht zu denken war. Durch das Frostgefühl erschien der Weg mit seinen Kurven irgendwohin besonders lang. Wenn Häuser auftauchten, waren sie graubraun und verwahrlost. Im Morgengrauen kamen wir in einen Vorort von Madrid und hielten vor einem Hause, dem Quartier des Generals Kléber. Vorläufig schlief man noch.

Nach einiger Zeit sagte man mir, Klébers Chef des Stabes, ein französischer Oberst, würde gleich erscheinen. Da war er schon, frisch und gut rasiert. Ich empfand, dass ich unrasiert und ungewaschen war.

Der Oberst verbeugte sich leicht und liebenswürdig: «Leider ist der General noch nicht da. Er hat wahrscheinlich die Nacht an der Front zugebracht. Aber darf ich dich zum Frühstück einladen! Wie ich höre, ist dein Auto nicht in Ordnung. Man wird sich gleich darum kümmern.»

Er führte mich zu einem nett gedeckten Tisch, und der gute Kaffee liess mich etwas aus der Müdigkeit erwachen. Dann sassen wir zusammen und plauderten. Er zeigte mir die neuesten Zeitungen. Sie waren voller Nachrichten über die Elfte Brigade und den General Kléber, der, vor einer Woche noch unbekannt, nun der populärste Mann Spaniens war. Er hatte keinen Zeitungssieg errungen, sondern einen wirklichen, und das berauschte Madrid.

Der Oberst wurde ein paarmal zum Telefon gerufen und sagte mir dann: «General Kléber bittet dich, zu ihm an die Front zu kommen. Ich stelle dir ein Auto zur Verfügung, da ja deins noch nicht wieder in Ord-

nung ist, – übrigens ein scheusslicher Wagen! Hast du darin nicht sehr gefroren in dieser Regennacht?»

«Vor allem bin ich noch jetzt nass.»

Gerade wollte ich zur Tür hinaus, als Hans Beimler eintrat. Auch ihn hatte man nach Madrid gerufen, und nun fuhren wir zusammen durch die Stadt, vorbei am Kino Capitol mit seinem riesigen Plakat der «Matrosen von Kronstadt». Wieder stand vor ihm eine lange, gewundene Schlange Menschen, die den Film sehen wollten.

Dann ging es nach Norden hinaus. Rechts erschienen bald die grossen Gebäude der halbfertigen Universitätsstadt.

«Sieh mal dorthin!» sagte ich zu Beimler. «Was bedeutet denn das? Hier an der Strasse steht ja eine Schützenlinie, geradeso, als ob es die vorderste Linie wäre!»

Beimler meinte: «Das kann wohl nicht sein. Denn hier auf der Strasse, direkt dahinter, geht der Autoverkehr entlang.»

Auf jeden Fall mussten wir fragen, wo sich der General Kleber befände. Hier irgendwo musste es sein. Ich liess also halten, stieg aus und fragte einen der Milizionäre mit meinen wenigen Brocken Spanisch: «Höre, ist das hier die erste Linie?»

«Ja», antwortete er.

Trotz meiner Vermutung, dass es so wäre, verblüffte mich die Auskunft so, dass ich eine Bestätigung dafür suchte und weiterfragte: «Und wo sind die Faschisten?»

Er deutete nach den Bäumen im Grunde: «Dort am Manzanares.»

«Sind sie schon herüber?» wollte ich fragen, aber ich wusste nicht die Worte dafür und machte ihm meine Frage mehr mit Zeichen klar.

Er überlegte und sagte dann: «Ich weiss nicht.»

«Weisst du, wo der General Kléber ist?»

«Nein.»

Was tun? Autos fuhren an uns vorbei. Ob ihre Fahrer eine Ahnung davon hatten, dass hier die vorderste Front verlief?

Langsam fuhren wir weiter. Rechts lag eines der grossen Gebäude der Universitätsstadt. Plötzlich mussten wir halten. Eine Gruppe Milizionäre ging vom linken Strassenrand nach rechts und kamen uns vor den Wagen. Sie verliessen wohl ihre Stellung? Ja, wirklich, sie gingen weiter in der Richtung auf die grossen Gebäude der Universitätsstadt.

Mich erregte das tief, während Beimler ruhig im Wagen sass. Im Weltkrieg war er Matrose gewesen und verstand wohl nicht, was hier vorging. Auch der Fahrer begriff es nicht. Als die Milizionäre zurückgegangen waren und uns nicht mehr den Weg versperrten, fuhr er mit dem ruhigsten Gesicht langsam weiter, nun schon vor der Front entlang.

Ich blickte hinüber zu den ohne Grund zurückweichenden Milizionären. Verstanden sie nicht, was sie taten?

Da sah ich einen grossen, breiten Mann in Uniform unter den Milizen. Er versuchte, sie mit weiten Bewegungen seiner Arme aufzuhalten. Augenscheinlich war es ein General – Kléber selbst? Die Milizionäre liessen sich aufhalten und wieder an den linken Strassenrand schicken. Der General aber wandte sich zu dem Gebäude zurück.

«Ich rede ihn an», sagte ich zu Beimler und ging rasch auf den Mann zu. Er hatte mich auch schon bemerkt und wartete.

«General Kléber?»

«Ja», antwortete er auf Deutsch. «Sind Sie Ludwig Renn? – Ich brauche dich gleich. Mein französisches Bataillon Commune de Paris ist im Augenblick ohne Führer. Du kannst doch Französisch?» Er wandte sich an einen ältlichen, langen Hauptmann und sagte: «Kamerad, nimm ihn mit und zeige ihm die Stellung! Er führt vorläufig euer Bataillon.»

Beimler war mir gefolgt. Er schien von den auch mir nicht ganz verständlichen Vorgängen verwirrt und sagte: «Ich fahre zum Fünften Regiment.»

«Kamerad», sagte ich dem französischen Hauptmann, «ich bin der Führer des zweiten deutschen Bataillons in Albacete, das ich eben aufstelle. Ich verstehe nicht, was ich hier soll.»

«Du hast ja gesehen, dass die Anarchisten hier eben zurückgegangen sind», antwortete er. «Der General Kléber selbst musste sie aufhalten. In solchen Augenblicken muss man das tun, was am nächsten liegt. Major Dumont, der Führer unseres Bataillons, ist nicht da, und da musst du es übernehmen.»

«Wieso ist er nicht da?» fragte ich und bedauerte die Frage sofort, denn ich sah am Gesicht des Hauptmanns, dass er das nicht beantworten wollte. Als Deutscher musste ich dem französischen Bataillon gegenüber natürlich besonders taktvoll sein. Daher beeilte ich mich zu fragen: «Wo liegen die Kompanien?»

Der Mittag und der Nachmittag vergingen damit, dass ich mich mit allen Kompanie- und Zugführern bekannt machte und mir die noch sehr primitive Stellung ansah, die rechts an die Anarchisten anschloss, die nun wieder untätig an der Strasse standen, während die Franzosen schanzten. Dann ging ich in das grosse Gebäude, in dem sich die Fakultät «Philosophie und Literatur» befunden hatte. Dort besprach ich mit dem Bataillonsschreiber die Massnahmen für die Nacht.

Schon war es Dämmerung, als General Kléber in der Tür erschien: «Kommst du mit? Major Dumont ist wieder da.»

Zunächst war ich sprachlos. Dann dachte ich: Habt ihr vielleicht die Geschichte vom Abhandenkommen des Majors Dumont nur erfunden, um zu prüfen, was ich militärisch kann? Aber reisst man einen Führer dazu von seiner Truppe weg, in dem Augenblick, wo er sie organisieren soll?

Als wir im Auto sassen, sagte Kléber: «Wir fahren zum Fünften Regiment und werden dort essen.» Er war recht gesprächig, während mich die Müdigkeit überfiel. Denn nach der durchwachten Nacht hatte ich mir beim französischen Bataillon grosse Mühe geben müssen, um mir alle Namen der Führer zu merken.

Wir traten in einen nur mässig beleuchteten Saal. Darin sassen viele Leute an Tafeln, teils in Halbuniform, teils mit Abzeichen der Politkommissare auf den Anzügen.

Während wir assen, gab man Kléber ein Papier. Er las es durch und wandte sich an mich: «André Marti hat telefoniert, du möchtest sofort nach Albacete zurückkommen und dich bei seinem Stab melden.»

Nun ging die Rückfahrt los, wieder in der Nacht und wieder in dem Auto ohne Fensterscheiben. Zwar regnete es nicht, aber ich klapperte vor Frost, und von Schlafen war keine Rede. Als man mich bei einer Kontrolle in einem Dorf nach etwas fragte, bemerkte ich, dass ich schwer heiser war.

Schliesslich kroch ein düsterer Tag herauf, und wir näherten uns Albacete. Im Stabsquartier von André Marti war noch nicht einmal ein Schreiber da, und ich setzte mich in einen Lehnsessel im Esszimmer, um noch ein wenig zu schlafen. Aber von den zwei durchwachten Nächten war ich viel zu übermüdet, um Schlaf zu finden, eine quälende Unruhe liess mich immer wieder die Augen öffnen.

Als das Haus endlich erwachte und Marti zum Frühstück erschien, sagte er: «General Lukácz will dich sprechen. Er kommt hierher.»

Ich wartete wieder auf Lukácz, der aber den ganzen Morgen nicht erschien, sondern erst zu Mittag. «Du bist ja da!» rief er fröhlich.

Mich ärgerte das, und ich presste mühsam heraus: «Ja, nachdem man mich zwei Nächte für einen Blödsinn bewegt hat, bin ich in der Tat jetzt wieder da! Es wäre vernünftiger gewesen, mich mein Bataillon organisieren zu lassen, statt dass ich in Stäben die Zeit mit Warten versitzen musste!»

«Ja, Bataillon!» sagte Lukácz. «Wir befinden uns im Alarm. Die vergangene Nacht sind vor der Universitätsstadt die Anarchisten zurückgegangen, und Madrid ist erneut in äusserster Gefahr, abgeschnitten zu werden. Wir formieren noch heute die Zwölfte Internationale Brigade. Das erste, das deutsche Bataillon führst du, das zweite, italienische, Pacciardi.

Für das dritte, das französisch-belgische, ist noch kein Führer gefunden. Wir müssen die Truppe einkleiden und die Waffen ausgeben. Abends geht es mit der Eisenbahn nach Madrid. – Ach ja, noch eins: Inwieweit können deine Leute schiessen?»

«Das könnte ich beantworten, wenn ich sie schon einmal gesehen hätte. Unbegreiflicherweise hat man in diesem Augenblick auch noch unseren Politkommissar Hans Beimler weggeholt! – Kann ich wenigstens erfahren, wo sich mein Bataillon befindet?»

«In der Kaserne, soviel ich weiss.»

Man stand noch im Esszimmer umher und wartete auf das Mittagessen. Aber konnte ich so lange warten, wo ich die fast unlösbare Aufgabe hatte, bis zum Abend ein Bataillon zu organisieren?

Ich nahm ein Stück Brot vom Tisch und steckte es ein. Dann ging ich eilig fort und fragte mich zur Kaserne durch, einem grossen zweistöckigen Bau, durch dessen Tor Menschenmassen ein- und ausströmten.

Ich traf einen jungen Deutschen, der in Barcelona bei der Vereinigten Sozialistischen Partei als Dolmetscher gewesen war. «Gott sei Dank,» sagte er, «dass du kommst! Louis Schuster, der vorläufig den Politkommissar macht, bis Beimler zurück ist, weiss nicht aus noch ein. Es ist auch zu schwer für ihn allein!»

Ich krächzte: «Bring mich sofort zu ihm!»

Wir stiegen zwischen vielen Menschen eine Treppe hinauf und gingen in ein Zimmer, das wie alle Räume offenstand und voller Leute war.

«Hier darf niemand herein!» rief jemand schroff auf Deutsch. «Ich bin der Bataillonsführer!»

Der andere knurrte etwas, während sich ein kräftiger Mann mittleren Alters umblickte. In seinen Augen lag etwas besonders Vertrauenerweckendes. Er streckte mir die Hand her: «Ich bin Louis Schuster. Du musst hier helfen! Wir sollen noch heute mit dem Bataillon fort und haben noch nicht einmal die Kompanieführer bestimmt. Alles läuft unorganisiert durcheinander.»

Ich hatte unwillkürlich angenommen, dass wenigstens die Kompanien schon formiert waren. Wo sollte man denn da anfangen?

«In welchen Teilen der Kaserne,» fragte ich, «liegen unsere Leute?»

Schuster antwortete: «Wenn ich wenigstens mit den Freiwilligen sprechen könnte! Aber ein Teil ist polnisch, ein anderer ungarisch oder slowenisch. Wir haben auch Engländer, und alle Sanitäter sprechen nur französisch!»

«Ich denke, es ist ein deutsches Bataillon?» fragte ich.

«Noch nicht einmal die Hälfte sind Deutsche.»

«Und ist niemand da, der wenigstens die Deutschen kennt, vielleicht von der Centuria Thälmann her?»

«Ja, da ist einer, und der wird wohl auch als Kompanieführer in Frage kommen.»

«Wir wollen,» sagte ich, «alle politischen oder sonstigen Führer der nationalen Gruppen unseres Bataillons herholen. Die Nationalitäten müssen sich dann selbst unterteilen.»

Während jemand fortgeschickt wurde, beschlossen wir, uns Bataillon Thälmann zu nennen.

Da kam ein aufgeregter Mensch herein und sagte in wienerischem Ton: «Wo ist das Bataillonskommando? Ich bin der Arzt des deutschen Bataillons. Wo bekomme ich mein Verbandzeug her?»

Ich krächzte ihn an: «Jetzt wird die eigentliche Truppe organisiert. Die Sanität muss sich selbst organisieren. Kannst du Französisch, um mit den Sanitätern zu sprechen?»

«Ja, das kann ich. Aber man muss mir doch helfen, die Sanität zu organisieren! Wie soll ich denn wissen, wo ich mein Verbandzeug herbekomme?»

«Wir alle sind in der gleichen Lage. Du musst es allein machen!»

Schon sprachen andere auf mich ein, und immer noch glaubte der aufgeregte Arzt, er allein hätte Schwierigkeiten, und übergoss uns mit einem Strom von Worten.

«Lass mich hier nicht warten!» sagte ein älterer Mann ungeduldig. «Ich bin gerade beim Zusammenstellen derer, die als Zug- und Gruppenführer in Frage kommen.»

«Gut! Aber gib mir vorher an, wieviel Deutsche wir hier ungefähr haben, und...»

Von der andern Seite sprach einer mit einem sehr östlichen Dialekt: «Hier ist der polnische Politkommissar.»

Ein schlanker Mensch stellte sich stramm vor mich hin: «Ich bin Arnold Geenes. Wo sollen die Engländer eingegliedert werden?» Er sprach ein ganz reines Deutsch. «Wie viele seid ihr?» presste ich hervor.

«Dreizehn Mann.»

«Was für Sprachen sprecht ihr?»

«Die meisten nur Englisch, ich auch Deutsch.»

«Dann werdet ihr wahrscheinlich einer deutschen Kompanie zugeteilt. Aber ich muss erst wissen, wie stark die übrigen nationalen Gruppen sind.»

Ich wandte mich an den polnischen Politkommissar und krächzte ihn auf Russisch an: «Kannst du Russisch?»

«Ja, einigermassen.»

Jemand sagte dazwischen mühsam auf Deutsch: «Ich bin von den Jugoslawen.»

So sprachen alle durcheinander. Bald stellte sich heraus, dass wir etwa gleiche Kompaniestärken erhielten, wenn die Maschinengewehr-Kompanie deutsch wurde, eine Schützenkompanie deutsch-englisch, eine polnisch und die vierte zusammengesetzt aus Jugoslawen, Slowenen, Bulgaren und Ungarn. Dort verstanden aber die Slawen und Ungarn einander nicht, und wir fanden weder einen Kompanieführer noch einen Politkommissar, der eine slawische Sprache und gleichzeitig Ungarisch konnte. Nur ein einziger hatte einige militärische Erfahrung, und der sprach mit mir halb Deutsch, halb Russisch. Bei den Deutschen gab es viel Unordnung und Geschwätz, während sich die Polen schnell und sicher über alles einigten.

Ab und zu kam Arnold Geenes, fragte kurz und sachlich etwas und ging wieder zu seiner englischen Gruppe.

Vidal, der Chef des Stabes von André Marti, erschien, als gerade die Kompanieführer mich verlassen hatten, und fragte heftig: «Weshalb hast du niemanden zum Waffenempfang geschickt?»

«Weil mich niemand dazu aufgefordert hat.»

«Also, sofort schicken!»

«Wieviel Mann sind nötig?»

«Alle!» rief er und lief weiter.

Das war Unsinn, aber wie sollte ich überhaupt Leute schicken? Ich hatte noch keinen Stab, und es wäre falsch, alles selbst zu tun.

«Lieber Louis,» sagte ich zu Schuster, «wir müssen jetzt einmal alle zu den verschiedenen Kompanien gehen, um den Waffenempfang zu organisieren. Ich selbst gehe zu den Polen und Balkanern, weil ich mit ihnen sprechen kann. Nachher bitte ich dich, mir einen Adjutanten herauszusuchen.»

Während wir noch die Gewehre und Maschinengewehre übernahmen, kam ein Mann vom Stab des Generals Lukácz und sagte: «Die Uniformen liegen dort unten bereit. Richtige Uniformen sind es aber nicht, sondern Schlosseranzüge. Ihr sollt euch sofort einkleiden.»

In dem ungeheuren Wirrwarr mussten wir auch noch unsere Zivilsachen in die Koffer packen, sie beschriften und abgeben.

Auch ich nahm mir eine der sogenannten Uniformen. Die Hose war aus festem Stoff, aber nicht warm. Dabei befanden wir uns schon im November und sollten auf die Hochebene von Madrid. Glücklicherweise erhielt ich aber einen der gelb bezogenen Schafspelze, die für Offiziere und Politkommissare bestimmt waren.

Schon kam die Dämmerung. Ich befand mich gerade unten im Hof und sah mir unsere Maschinengewehre an, als von oben eine Stimme zu schallen begann. Da hielt jemand auf Französisch eine Rede, auf die ich aber nicht hörte, weil dringenderes zu tun war.

Plötzlich sah ich André Marti, der durch die Menge gerannt kam, hinter ihm Vidal und einige andere von seinem Stab. Kurze Zeit später brach die Stimme aus dem oberen Säulengang ab.

Unser Übersetzer kam zu mir und flüsterte mir ins Ohr: «Andre Marti hat ihn festnehmen lassen.»

«Wen?» fragte ich uninteressiert, denn eben hatte der Waffenmeister festgestellt, dass die Maschinengewehrgurte nicht passten.

Der Übersetzer antwortete leise: «Den Führer des Bataillons Franco-Beige haben sie festgenommen!»

Nun hörte ich plötzlich darauf: «Was ist das?»

«Der Mann scheint ein Verräter gewesen zu sein. Er hat von da oben eine Rede gegen den Abmarsch der Brigade gehalten.»

«Und wer ist nun der französische Bataillonsführer?»

«Das weiss man nicht. Erst vor zwei Stunden hatte man den eben Verhafteten eingesetzt.»

Kurze Zeit später kam Vidal angeschossen und brüllte mich an: «Du hast ja die ganzen Uniformen verbraucht! Sofort gibst du die Hälfte für das Bataillon Franco-Beige wieder ab!»

«Bei mir hat jeder nur eine Uniform bekommen. Wir können sie doch nicht wieder ausziehen!»

«Franco-Beige hat noch keine Uniform, weil es keinen Führer hat, der sich darum kümmert!» Er verschwand im Gewühl, so rasch, wie er gekommen war.

«Wann seid ihr endlich fertig?» fragte die Stimme des Generals Lukácz. «Der Zug wartet schon!»

Eine Stunde später marschierte das Bataillon Thälmann zum Kasernentor hinaus. Bisher war es mir als ein wirrer Haufen erschienen. Auf einmal bewegte es sich in guter Ordnung. Mit Erleichterung sah ich das. Aber noch war mein Stab nichts als ein kleiner Haufen von Läufern der verschiedenen Kompanien, dem Politkommissar und dem Übersetzer ins Spanische.

Auf dem Bahnhof stand ein langer D-Zug, der über und über bunt bemalt war. Vor ihm war das italienische Bataillon Garibaldi sehr ordentlich aufmarschiert.

Ich begrüsste den langen Pacciardi, der frisch und gut rasiert war. Wie musste ich aussehen! Meine Hände waren schmutzig, und im Gesicht fühlte ich den wachsenden Bart von drei Tagen.

General Lukácz hatte nun auch einen gelben Pelz an, wie wir alle. Er kam zu uns und sagte auf Russisch: «Das Bataillon Franco-Beige ist noch nicht da! Und wie es kommen soll, weiss ich nicht. Es ist weder eingekleidet, noch hat es einen Führer. Wie kann man so kämpfen?»

«Meine Leute», presste ich hervor, «haben zum grössten Teil noch nie in ihrem Leben geschossen.» Ich wiederholte das auf Französisch für Pacciardi.

Beide blickten mich an und antworteten nicht.

Wir stiegen ein.

Als ich mich auf die Bank setzte, fühlte ich einen Schmerz im Kreuz und erinnerte mich, dass ich den ganzen Nachmittag und Abend gestanden hatte. Da fiel mir ein: In meiner Tasche steckte noch das Stück Brot, das ich zu Mittag von André Martis Tisch nahm. Nun biss ich hinein, aber es schmeckte mir nicht. Ich hatte den Hunger zu lange übergangen.

Ich setzte mich in eine Ecke und wollte schlafen. Aber noch hatte ich keinen arbeitenden Stab, sondern nur die Läufer der Kompanien, die mit mir im Abteil sassen. Hier auf der Fahrt konnte ich auch nichts organisieren, zumal Louis Schuster nicht bei mir war.

Als sich der Zug in Bewegung setzte, waren die andern schon eingeschlafen. Von der Landschaft draussen war nichts zu sehen. Ich fühlte mich einsam unter den Kameraden, vielleicht weil ich sie erst seit ein paar Stunden kannte. Aber da war noch etwas anderes. Ich ertappte mich über einem merkwürdigen Vergleich. Zum zweiten Male fuhr ich ins Feld. Das erste Mal war 1914 gewesen. Damals war ich junger Leutnant, elegant und ausgeruht. Die Mobilmachung und alles hatte hervorragend geklappt. Der Kompaniefeldwebel und die Unteroffiziere arbeiteten in so gewohnten Bahnen, dass der Kompanieführer nicht dabei zu sein brauchte, und er war auch nicht da, sondern ass wahrscheinlich gut zu Mittag bei einem lächelnd geführten Gespräch. Dann, im Eisenbahnwagen, sass ich so wie hier in der Nacht, und die Achsen ratterten. Und doch war das ganz anders. Damals empfand ich mit leichtem Hochmut, wie gering die Bildung der meisten Offiziere war, und um mich von ihnen zu unterscheiden, sprach ich mit dem Musikhistoriker Gurlitt, der Reserveoffizier bei uns war, über Expressionismus, und was sein Sinn wäre. Gleichzeitig aber war ich auch unruhig und fragte mich, ob ich im Gefecht etwas taugen würde. – Und nun bin ich hier, nicht mehr jung, nicht elegant, nicht unsicher darüber, wie ich mich im Gefecht zeigen werde, sondern mit langjährigen Kriegserfahrung, aber auch von Angstvorstellungen erfüllt, von denen ich damals noch nichts wissen konnte.

Ich betrachtete die Läufer, die um mich herum schliefen. Jeder der Männer hier steht geistig viel höher als damals irgendeiner der Offiziere. Der breite Jude dort von der polnischen Kompanie ist ein ernster Mensch, der wahrscheinlich viele politische Kämpfe mitgemacht hat und wohl auch eingesperrt war. Damals, 1914, war niemand von uns je im Gefängnis gewesen. Der Himmel bewahre uns vor Verbrechern! Und hier? Nur wenige hatten nicht gesessen, ich selbst zweieinhalb Jahre im Gefängnis, andere im Konzentrationslager, im Zuchthaus, alle verbannt, viele von ihren Heimatländern ausgebürgert. Keiner von ihnen hat so ein hübsches, glattes Gesicht, das die Offiziere 1914 am Soldaten liebten. Die von damals lächelten, wenn jemand kriegsbegeisternde Worte sprach. Die hier nicht! Wir würden uns schämen, Phrasen wie damals zu gebrauchen. Aber dafür sitzt die Begeisterung für unsere Sache viel fester, so fest, dass alle Verfolgungen sie nicht auslöschen konnten! – Und doch: Ins Gefecht gehen ohne Stab! Schlimmer noch ist: Ins Gefecht gehen ohne militärische Ausbildung!

Ich blickte von Mann zu Mann. Das sind die besten und mutigsten Klassenkämpfer mehrerer Nationen. Sie sind kein Kanonenfutter. Man muss sich vor jedem Einsatz fragen: Ist er nicht zu teuer bezahlt?

Ich verwirrte mich in peinigende Vorstellungen. So verbrachte ich die dritte Nacht ohne Schlaf, geschüttelt im Eisenbahnwagen.

Morgens kamen wir in Villacanas an. Die Eisenbahn fuhr nur bis dorthin, weil die Faschisten bei Aranjuez die Strecke besetzt hatten. Ich stieg aus. Ein Offizier des Stabes Lukácz kam zu mir und teilte mit, die Lastautos, die uns nach Madrid bringen sollten, wären noch nicht da.

Ich liess die Kompanieführer rufen. Als sie vor mir standen, bemühte ich mich, zu ihnen zu sprechen. Aber nur bei starkem Druck kamen Worte heraus. Ich sagte zuerst auf Deutsch, dann auf Russisch: «Die Infanteriekompanien rücken nach verschiedenen Richtungen des Ortes. Jeder, der noch nicht geschossen hat, gibt einen Schuss aus seinem Gewehr gegen irgendein Ziel ab. Die Maschinengewehrkompanie schiesst ebenfalls, um die richtige Federspannung herzustellen und das Material zu prüfen.»

Darauf ging ich zu dem Verpflegsoffizier, einem jüngeren, sehr kräftigen Deutschen, der wie alle wenig nach einem Soldaten und noch weniger nach einem Offizier aussah. Er verhandelte gerade eifrig mit dem riesigen Koch der ehemaligen Centuria Thälmann, dem Mann, der solche Füsse hatte, dass Hans Beimler halb Barcelona hatte ablaufen müssen, um ihm Schuhe zu besorgen. Zwei andere Köche schleppten einen grossen Eisenkessel heran und trugen ihn in ein Haus.

«Ludwig», sagte der Verpflegsoffizier, «wir werden dort drin kochen. Aber wieviel Zeit haben wir dazu?»

«Das kann ich euch auch nicht sagen. Niemand weiss, wann die Transportautos kommen. Habt ihr Lebensmittel, die schnell etwas geben?»

«Wir können eine Suppe machen. Aber bis in den grossen Kesseln das Wasser kocht, das dauert immer seine Zeit.»

«Gut, macht Suppe! Wir müssen etwas haben. Wer kann wissen, wann wir wieder kochen können!»

Schon hatte ich ein paar Schüsse gehört. Die Kompanien begannen also mit dem Unterricht im Schiessen. Ich ging nun hinaus zur ersten Kompanie aufs Feld.

Der Kompanieführer hatte eine Gruppe aus der ehemaligen Centuria Thälmann zusammengestellt und zeigte mit ihr den neuen Freiwilligen, wie man ausschwärmt und vorgeht. Das machte er besser, als ich angenommen hatte. Aber wie mochte so etwas bei den andern Kompanien aussehen? Ich bog um das Dorf herum dorthin, wo ich schiessen hörte. Als ich eben die Balkan-Kompanie erreichte, kam ein Bote gerannt: «Die Lastautos sind da!»

Sofort liess ich die Kompanien ihren Dienst abbrechen und ins Dorf zurückkehren. Dort war die enge Strasse mit den vielen Lastwagen vollgefahren, und in jedem Zwischenraum stand eine summende Menschenmenge. Ich kam kaum vorwärts. Aus französischen Zurufen schloss ich, dass nun auch das Bataillon Franco-Beige da war. Die Italiener waren schon beim Aufsteigen.

Ich drängte mich durch die Menschen auf die Suche nach dem General Lukácz. Sein Stabschef sagte mir erregt: «Wo sind Sie? Wir müssen sofort abfahren!»

Ich dachte: Der Mann hat keine Kriegserfahrung und fragte: «Haben wir Befehl, sofort einen Gegenstoss zu machen?»

«Nein, natürlich nicht. Aber wo sind Ihre Leute?»

«Ich bin froh», presste ich heraus, «dass sie noch nicht da sind. Sehen Sie nicht, dass erst einmal das italienische Bataillon abfahren muss, damit etwas Platz wird? Wo sind die Wagen für mein Bataillon? Und wieviel bekomme ich?»

«Erst einmal aufsteigen, irgendwo!»

Gut! dachte ich, das ist eine Methode, wenn auch eine ganz wüste!

Unterdessen rückte die Polen-Kompanie schon in den Menschenhaufen herein. Ich gab ihr Anweisungen.

Aber was war mit der Suppe, die ich zu kochen angeordnet hatte? «Wo sollen wir hin?» fragte jemand aufgeregt auf Französisch.

«Ich bin nicht der Führer von Franco-Beige.»
«Wir sind auch nicht von dort, sondern Sanität von Thälmann.»
«Dort ist ein leerer Wagen.»
«Ich habe mein Maschinengewehr noch nicht da», sagte jemand auf Deutsch.
«Melde das deinem Kompanieführer, nicht mir!»
Jeder fragte etwas anderes, und alle wollten alles von mir wissen, weil die Kompanien noch nicht richtig organisiert waren.
Da kam der Verpflegsoffizier angerannt: «Ihr steigt ja schon auf! Wir müssen doch die Kessel aufladen, und die sind jetzt voll heissem Wasser!»
«Wie heiss ist es? Wann können wir Suppe haben?»
«In einer halben Stunde. Können wir denn noch kochen?»
«Du siehst ja, wie das hier ist. Ich lasse für dich und deine Küche einen Wagen besetzen. Ihr kocht weiter! Bis sich der Nudeltopf hier geordnet hat, vergeht noch mindestens eine Stunde.»
«Das ist gut!» rief er erleichtert und drängte sich schon wieder durch die Menge fort.
Mein Übersetzer kam: «Ein Wagen hat Panne. Ich kenne die technischen Ausdrücke nicht auf Spanisch und weiss nicht, wie ernst es ist.»
«Frage den Fahrer, ob er überhaupt fahren kann oder wieviel Zeit er zur Reparatur braucht.»
Der Führer der Balkankompanie kam an und bemühte sich, mir etwas zu erklären. Da er aber noch weniger Russisch konnte als ich und immer wieder andere mit Fragen dazwischenfuhren, begriff ich erst nach einiger Zeit, dass um einen Wagen Streit zwischen den Ungarn und Belgiern entstanden war.
«Hast du denn keinen Ungarn, der Französisch spricht?» krächzte ich. «Unter keinen Umständen einen ernsten Streit zwischen den Nationen! Bitte um Meldung, sobald deine Kompanie aufgestiegen ist!»
Diese Meldung brauchte ich auch von den andern Kompanien. Aber kein einziger meiner Läufer war da, und einen Adjutanten hatte ich noch nicht. Da blieb mir nichts anderes übrig, als stehen zu bleiben, damit meine Läufer mich fanden.
«Die Suppe ist fertig», meldete der Verpflegsoffizier.
«Wir werden immer einen Teil wieder von den Wagen steigen lassen und sie zum Essen schicken. Sorge dafür, dass etwas dableibt, bis du von allen Kompanien erfahren hast, dass jeder gegessen hat!»
Nun begannen bei einigen Wagen die Motoren zu laufen. Das war bei den Italienern. Aber bald hatte sich am Dorfausgang ein solches Knäuel

gebildet, dass niemand vor oder zurück konnte. Das gab meinen Kompanien Zeit, die Suppe in Ruhe zu essen. Auch ich wollte zur Küche, aber ich sah, dass ich von meinem Punkt nicht fortdurfte, und liess mir etwas bringen. Als schliesslich ein französisches Kochgeschirr ankam, wurde ich so mit Fragen gestört, dass ich schliesslich auf ein Lastauto steigen musste, ohne auch nur die Hälfte gegessen zu haben. Ich sass neben dem spanischen Fahrer, der sich alle Mühe gab, aus dem noch immer unübersehbaren Gewirr von Wagen herauszukommen. Ich hatte den Plan gehabt, die Wagen meines Bataillons ausserhalb des Dorfs noch einmal halten und sich ordnen zu lassen. Aber bevor wir weit genug waren, kamen wir an eine Gruppe Wagen heran, die durcheinander standen und die Strasse versperrten. Da wurde mir klar, dass man hier nichts ordnen konnte, sondern dass jeder Wagen für sich versuchen musste, nach Chinchon, unserm Ziel, zu kommen.

Nach längerem Warten konnten wir durchfahren. Aber auch dann gab es noch viele Stockungen. Indessen wurde es dämmrig. Die Lichter unseres Wagens streiften Steinhalden, kahle Felder und Gegenstände, die nicht klar zu erkennen waren.

Nach einigen Stunden kamen wir an eine Wegegabel. Da liess ich halten und stieg aus. Von hinten näherten sich rasch die Lichtaugen mehrerer Wagen. Aber dann kam nichts mehr. Ich liess durch meinen Übersetzer die Fahrer fragen, ob sie den Weg wüssten. Nein, sie kannten ihn nicht. Da war es besser zu warten, um den nachfolgenden zu zeigen, wohin es ging.

Ich stand fröstelnd auf der Strasse. Es war die vierte Nacht ohne Schlaf. Dazu hatte ich in den letzten Tagen fast nichts gegessen.

Endlich sahen wir in der Ferne Lichter, und eine grosse Gruppe Wagen kam heran. Sie hatten mehrere Pannen gehabt.

Wieder fuhren wir. Graue Häuser tauchten auf, und da war eine enge Strasse zwischen Mauern fast ohne Fenster. War das nicht die Stadt Tarancon, durch die ich schon zweimal gekommen war in den nasskalten Nachtfahrten von Albacete nach Madrid und von Madrid nach Albacete? An einer Strassenkreuzung standen einige Milizionäre in Mänteln und ein spanischer Offizier, der den Arm hob.

Wir hielten. Ich stieg aus und klapperte plötzlich vor Frost. Nun sah ich im Licht unserer Scheinwerfer, dass der Offizier ein Major war.

Er fragte mich einiges. Aber ich verstand ihn nicht, und der Übersetzer war nicht da. Da verzog er sein Gesicht zu einem Lächeln und winkte mir mitzukommen.

Wir gingen in eine Querstrasse und in eins der trostlos grauen Häuser. Innen blickte ich mich überrascht um. Da hingen Öllampen und erleuch-

teten mit mildem, freundlichem Licht einen reichen Hof mit bunten Kacheln an den Wänden und einem Springbrunnen in der Mitte. Wir bogen in ein Zimmer, in dem Offiziere ohne Rangabzeichen vor Karten standen und sich auf Russisch unterhielten. Sie wandten sich uns fragend zu.

Vom folgenden Gespräch verstand ich soviel, dass der spanische Major sagte, er wüsste nicht, was wir für Leute wären.

Der eine Russe sagte mit einem Blick auf mich: «Wenn man nur wüsste, wie man mit ihm sprechen soll!»

Da krächzte ich auf Russisch: «Ich verstehe Sie. Ich bin der Führer des Bataillons Thälmann.»

«Aha!» antwortete er: «Zweite Internationale!»

«Nein», erwiderte ich erstaunt, «bei uns können nur ganz wenige sein, die der Zweiten Internationale angehören.»

Der Russe betrachtete mich verwundert und sagte zu den andern: «Einer von unsern Leuten ist es nicht.»

«Vielleicht», krächzte ich, «kennen Sie unsern Brigadekommandeur, General Lukácz!»

«Gut, gut! Fahren Sie weiter!»

Als wir aus dem Zimmer wieder auf den Hof mit seinen Säulengängen traten, war ich noch stärker beeindruckt von dem altspanischen Reichtum hinter Aussenmauern, die so trostlos ungepflegt erschienen. Da fuhr mir etwas durch den Kopf, und ich wandte mich an den spanischen Major: «Ist das hier ein Generalstab?»

«Ja, der Stab der Republikanischen Armee.»

An meinem Auto verabschiedete er sich freundlich, fast herzlich.

Dann fuhren wir wieder in die Nacht hinein, zuerst zwischen engen Häusermauern, dann über kahle Felder. Währenddem gingen mir Gedanken durch den Kopf. Sollte das wirklich der Zentrale Generalstab Spaniens gewesen sein? Aber weshalb sprach man da Russisch? Vermutlich hatte mich der spanische Major zu den russischen Militärberatern geführt – von denen man übrigens sagte, dass sich der Minister-präsident Largo Caballero leider nicht um ihren Rat kümmerte. – Aber was war das für eine sonderbare Frage nach der Zweiten Internationale gewesen! Konnte es denn eine Truppe der Zweiten, der sozialdemokratischen Internationale hier in Spanien geben? Denn wie es unter den wirklichen Kämpfern in Deutschland gegen Hitler nur wenige Sozialdemokraten gab, die in Gefängnissen und Konzentrationslagern eingesperrt waren, so hatte ich leider auch hier unter den ausländischen Freiwilligen nur Kommunisten oder Parteilose gefunden.

Die Strasse führte jetzt bergauf, irgendwohin ins Dunkle. Ach so! dachte ich plötzlich: Der Russe hatte sicher fragen wollen, ob ich von der Zweiten Internationalen Brigade wäre, und hatte das als Zweite Internationale abgekürzt? Übrigens erwartete man unsere Durchfahrt durch Tarancôn. Da war wohl die Lage vor Madrid wieder sehr gefährdet.

Schon war es nach Mitternacht, als wir in einem Dorf um eine Ecke bogen und im Licht unserer Scheinwerfer zwei Panzer sahen, kleine hohe Dinger. Ich wusste sofort, dass es französische Renaults mit Klappschwanz aus dem Weltkrieg waren. Hinter ihnen tauchte nun ein langer Panzerwagen mit acht Rädern auf, ein Vickers mit Kanone und Maschinengewehr, den ich von Abbildungen genau kannte. Die Engländer hatten diese Panzerautos in ihren Kolonialkriegen nach dem Weltkrieg gegen die Eingeborenen eingesetzt.

Wir haben Panzer! schrie es in mir vor Freude. Wenn es auch alte sind, so sah ich doch zum erstenmal überhaupt Panzer!

Kämpfe um den Cerro de los Angeles

12. bis 16. November 1936

Wir waren in Chinchon, unserem Bestimmungsort, und die Panzer mussten zu unserer Brigade gehören.

Aus einem Hause rechts fiel ein Lichtschein. Sollte dort vielleicht der Brigadestab liegen? Wirklich sah ich darin den General Lukácz mit seinen Offizieren um einen Tisch sitzen. «Komm, setz dich und iss!» rief er vergnügt. Ich hob die Faust zum Gruss und krächzte auf Russisch: «Erstes Bataillon mit den ersten Wagen eingetroffen. Kann ich erfahren, wo mein Bataillon hin soll?»

«Iss nur erst!»

«Entschuldige, aber zuerst muss ich mich um das Bataillon kümmern.»

Ein kleiner, nüchtern aussehender Mann mit Stupsnase erhob sich. Das war der Stabschef der Brigade. Er erklärte mir, welche Häuser uns zugewiesen waren.

Lukácz winkte mich heran und sagte leise mit listigen Augen: «Lass die Lastautos nicht wieder weg! Wir wollen sie uns für die Brigade erhalten, natürlich zusammen mit den Fahrern. Das sind zwar Zivilisten, aber das hilft nichts!»

Ich nickte ihm zu und ging hinaus. Unterdessen war der Platz vor dem Hause voll geworden, und alle wollten mich sprechen.

Ich wandte mich gleich an den Zahlmeister: «Wir behalten die spanischen Fahrer bei uns. Versprich ihnen Löhnung als Milizionäre, zehn Pesetas den Tag. – Und du», sagte ich zu dem Verpflegsoffizier, «sorgst dafür, dass sie gut verköstigt werden, wenn nötig, besser als unsere Freiwilligen!»

«Wird geschehen», sagte er gutmütig. «Können wir unsere Kessel und Lebensmittel abladen?»

«Wo kommen wir hin?» fragte der Führer der Maschinengewehr-Kompanie.

«Sollen die Lastautos hier stehenbleiben?» fragte der Übersetzer.

«Nein, hier ist es zu eng. Geh du gleich mit dem Führer der Fahrer und sieh dich um, wo sie parken können, und ordne dort alles Nötige an!»

«Erste Kompanie zur Stelle. Ein Wagen fehlt noch.»

«Wohin soll die Sanität?» fragte der Arzt, aufgeregt wie immer, und fügte hinzu: «Greifen wir gleich an? Soll ich sofort eine Verbandstelle einrichten?»

«Wohin kommt der Stab?»

So ging das Gefrage durcheinander. Schon kam der Führer der Maschinengewehr-Kompanie wieder: «Wir sollen auf dem Steinfussboden schlafen. Das ist aber sehr kalt. Können wir Stroh requirieren?»

«Wenn ihr Stroh findet, so sprecht mit dem Zahlmeister, damit er es bezahlt! Aber in Spanien pflegt es kein Stroh zu geben.»

Ich ging in den Hof, auf dem eben ein offenes Feuer gemacht wurde und man die Kessel mit Wasser füllte. Dann stieg ich nach oben, um zu sehen, wie der Stab lag. In einem leeren Zimmer mit Steinfussboden standen meine Läufer ziemlich unglücklich herum. Die kalten Ziegel verlockten nicht, sich zu setzen oder zu legen.

Während wir noch unschlüssig dastanden, kamen drei Freiwillige, einer um zu fragen, wann es etwas zu essen gäbe. Dazwischen erzählte der Übersetzer etwas über die Fahrer. Der dritte war der jugoslawische Führer der Balkan-Kompanie. Er meinte es sehr gut, wollte aber immer das wissen, was ich selbst noch nicht wusste.

Noch einer schob sich vor: «Befehl der Brigade: sofort die Bataillone alarmieren!»

«Was soll das heissen?» krächzte ich. «Alarm in den Quartieren oder wie sonst?»

«Das weiss ich nicht.»

Da mich diese Nachricht sehr beunruhigte, ging ich hinüber zum Brigadestab.

Der Stabschef fragte mich erregt: «Ist das erste Bataillon schon alarmiert?»

«Es gibt verschiedene Arten des Alarms», krächzte ich. «Was ist gemeint?»

«Es gibt nur eine!»

«Bei Manövern im Frieden ja, aber im Kriege ist das ganz anders, weil man da die Kräfte der Truppe schonen muss!» entgegnete ich ziemlich scharf.

«Die Brigade fährt sofort ab. Bei Tagesanbruch wird sie angreifen.»

Ich war erschrocken und rannte hinüber zu meinem Stab.

«Mal herhören!» krächzte ich. «Wir sollen heute angreifen!»

Louis Schuster stand vom Boden auf und sagte beschwörend: «Aber das ist doch unmöglich! Wir sind ja viel zu erschöpft!»

«Was hilft das, wenn es um Madrid geht! Was wissen wir, wie die Lage ist!»

Schuster blickte zu Boden und atmete tief durch.

Ich gab die Befehle. Dann blickte ich nach der Uhr. Es war um zwei.

Der Verpflegsoffizier stürzte herein: «Soll ich weiterkochen lassen?»

Wieder kamen der Arzt und ein Kompanieführer nach dem andern. Ich schickte den Übersetzer hinüber zu den Lastautos, um die Fahrer zu wecken.

Mitten in den Strudel von Fragenden kam der Übersetzer atemlos zurück: «Unsere Wagen sind aufgebrochen worden, und ich kann die Fahrer nicht finden!»

«Von wem aufgebrochen?»

«Von den Franzosen. Sie sind doch noch immer ohne Bataillonsführer, und bei ihnen geht es daher drunter und drüber. Als alarmiert wurde, haben sie sich auf die nächsten Wagen gestürzt, und das waren unsere. Die haben sie aufgebrochen und versucht, sie in Gang zu setzen.»

«Und weshalb kannst du die Fahrer nicht finden?»

«Sie haben sich irgendwelche Quartiere gesucht und werden wohl schlafen.»

Ich beriet mich mit Schuster und sagte ihm: «Ich halte es für recht bedenklich, wenn wir den Franzosen die Wagen wieder abnehmen.»

«Ja», meinte er, «du solltest zur Brigade gehen und sie bitten zu entscheiden, was hier geschehen soll.»

Das tat ich auch. General Lukácz kam mit seinem Stabschef sofort zum Parkplatz unserer Lastautos. Statt Lärm fanden wir da keinen Menschen, sondern im Dunkeln standen die schweren Wagen mit allerdings aufgerissenen Türen.

Der Stabschef fragte mich ungehalten, weshalb man ihn hierhergeholt hätte. Ich versuchte, ihm zu erklären, dass wir unbedingt einen Konflikt zwischen Deutschen und Franzosen vermeiden müssten. Aber er unterbrach mich und ging ärgerlich zusammen mit Lukácz fort.

Da kam ein Melder gelaufen: «Die Kompanien bestürmen uns, wo sie hinsollen!»

Ich beeilte mich also, wieder zu unseren Quartieren zu kommen. Aber es wurde mir schwer zu gehen, sicher deshalb, weil ich schon so viele Stunden auf den Beinen war, ohne richtig gegessen zu haben, und so viele Tage ohne Schlaf.

Zwischen dem Haus des Brigadestabs und unserem wurden Maschinengewehre geschleppt. Dort wollten aber auch Autos durch. Es war kaum möglich, sich durchzudrängen. Von allen Seiten fragte man schon wieder. Ich ordnete an, dass die Kompanien auf einem Platz etwas unterhalb auf die Wagen steigen sollten. Aber wie bekam ich meine Fahrer?

«Die Suppe ist fertig!» meldete der Verpflegsoffizier.

Vor dem Angriff mussten wir nach so langem Fasten etwas essen. Sicher dauerte es noch eine beträchtliche Zeit, bis sich die Autokolonnen der Bataillone aus diesem Wirrwarr herauslösten. Auf der Strasse stand die Polen-Kompanie vollzählig angetreten. Ich liess sie zuerst zur Suppe gehen. Durch die Menge drängte sich der unermüdliche Übersetzer und winkte fröhlich mit der Hand: «Endlich haben wir die Fahrer!»

Ich ging auf den Hof zu den Köchen, um auch etwas zu essen. Aber kaum hatte ich einen Teller bekommen, als schon wieder Frager kamen. Zuerst beantwortete ich ihre Wünsche mit steigender Ungeduld, weil alle zu mir kamen, statt erst mit ihren Zug- oder Kompanieführern zu reden. Dann war so viel Zeit vergangen, dass ich den Teller stehenliess und dorthin ging, wo meine Kompanien einsteigen sollten.

Auf dem Platz, den ich dazu bestimmt hatte, herrschte ein noch grösseres Gedränge, denn auch die anderen Bataillone wollten gerade dort auf die Wagen steigen. Daher war alles von durcheinanderstehenden Wagen versperrt. Zwischen ihnen wogte eine Menge in Schlosseranzügen, unsere Internationalen. Aus ihrer Mitte tauchten die Offiziere in ihren gelb bezogenen Halbpelzen auf, wenn sie in das grelle Licht der Scheinwerfer unserer Lastautos traten.

General Lukácz stand ruhig da, und sein Stabschef schoss durch die Masse. Je weniger man ihn verstand, umso aufgeregter wurde er.

Schon war ich eine halbe Stunde auf dem Platz, als die Balkan-Kompanie meldete, sie wäre auf den Wagen. Bei den anderen dauerte es noch länger. Schliesslich ging ich zum General, meldete und fragte ihn, in welcher Reihenfolge die Bataillone den Ort verlassen sollten.

«Bei dieser Unordnung kann man das nicht befehlen. Versuche mit deinen Wagen hinauszukommen! Pacciardi versucht das schon mit seinen Garibaldinos. Schlimm steht es mit dem Bataillon Franco-Beige. Noch immer hat es keinen Kommandeur. Aber ich kann ihm doch keinen schicken, sondern es ist Angelegenheit der dortigen Politkommissare, selbst einen Franzosen oder Belgier zu bestimmen.»

Ich ging nach dem Ausgang des Platzes, zu dem auch meine Wagen hinausmussten. Man schrie dort durcheinander, weil die Wagen ineinander verkeilt waren. Da wurde mir klar, dass es noch mindestens eine halbe Stunde dauern würde, bis dort der schlimmste Knäuel gelöst war. Daher richtete ich mich auf ein längeres Warten ein.

«Du möchtest sofort zum General kommen!» rief jemand.

Lukácz stand auf einem Mäuerchen neben dem Brunnen des Dorfes und schmunzelte: «Der Angriff ist abgeblasen. Lass dein Bataillon in die Quartiere gehen! Hast du ein Bett?»

«Nein, ich liege auf dem Steinfussboden wie alle.»

«Komm zu mir! Hast du gegessen?»

«Nein.»

«Also gib deine Befehle und komm zu mir!»

Es war halb fünf Uhr morgens. Zwei und eine halbe Stunde hatte der Wirrwarr dieses Alarms gedauert. Ich musste in den letzten Stunden immerfort mit äusserster Kraft schreien. Als ich nun mit ruhiger Stimme meine Befehle geben wollte, kam kein Ton mehr heraus. Um den Hals vor der feuchten Nachtluft zu schützen, zog ich den wollenen Schal fester herum und gab Zeichen mit eingestreuten Worten, die ich herauspresste. Dann beobachtete ich noch, wie nun das Absteigen von den Lastwagen und Einrücken in die Quartiere fast geräuschlos geschah. Darauf trottete ich hinter einem der Polen-Züge her zum Brigadestab.

Dort war man fröhlich. Lukácz gab Befehl, mir etwas zu essen zu bringen, und legte sich dann ins Bett. Er bestieg dazu eine Art Podium, auf dem in der Mitte der Hinterwand ein einzelnes Bett stand, fast wie ein Thron. Dahinein legte er sich, wohl ohne die komische Zeremonialität des Vorgangs zu bemerken. Seine Offiziere stiegen in die Betten ringsum. Im Raum war ein rötliches Licht von einer Öllampe, die noch dieselbe Form hatte, wie bei den alten Römern und Griechen.

Mir brachte man Weissbrot an den Tisch, harte, scharf gewürzte Wurst und Rotwein, der mir nicht schmeckte. Er erinnerte mich an ähnliche Nächte voller Nüchternheit und feuchter Kühle im Weltkrieg, mit herbem Rotwein im kalten Aluminiumbecher.

Beim Auskleiden versuchte ich festzustellen, wie viele Tage ich nicht mehr aus den Sachen gekommen war. Aber mir war das Nachrechnen zu mühsam und quälend. Denn alle diese Tage, vor allem die Nächte, waren so übermässig mit Schwierigkeiten beladen gewesen, dass ich mich ihrer nicht gern erinnerte. Jedenfalls empfand ich das Ausziehen als Entspannung und dachte: nun werde ich wunderbar schlafen. Das Bett war weiss und frisch bezogen. Ich streckte mich in die kühle Sauberkeit. Aber kaum hatte ich die Augen zugemacht, als die Gedanken wieder losgingen. War das nicht entsetzlich heute mit dem Alarm! So etwas darf nicht wieder geschehen! Aber woran lag es! Natürlich an der Ungeübtheit der Brigadeführung im Befehle geben. Sie musste befehlen, an welchen getrennten Plätzen sich die Bataillone sammeln und aufsteigen sollten.

Aber auch an meinem eignen Stab lag es. Noch immer hatte ich keinen Adjutanten und auch keinen Führer für die Wagenkolonne, der mir wenigstens diese Arbeit abgenommen hätte. Soll ich nicht aufstehen und das mit Schuster besprechen? Aber er braucht seinen Schlaf und gehört wohl nicht zu den Unglückseligen wie ich, die weder im Wagen noch sonst in erregender Lage Schlaf finden.

Gedanke auf Gedanke kam mir. Alles rings störte mich, das matte Licht im Raume, das Atmen der Schlafenden, ja die getünchte Wand in ihrer lieblos kalten Farbe. Immer wieder ertappte ich mich dabei, dass ich sie anstarrte, statt die Augen geschlossen zu halten.

Als das Morgenlicht in den Raum hereinkroch und die Offiziere allmählich aufstanden, lag ich noch immer überwach und dachte gequält dieselben Gedanken, ohne weiterzukommen. So stand auch ich auf und schleppte mich hinüber auf unsern Küchenhof.

Der Riesenkoch hackte Holz und hatte schon wieder eine Suppe fertig. Der Verpflegsoffizier war trotz der empfindlichen Kühle des Morgens ohne Rock und arbeitete mit. Er sieht wirklich nicht aus wie ein Offizier, eher wie ein Holzarbeiter. Aber ein guter, treuer Mensch ist er und hat vor lauter Pflichtgefühl sicher nicht geschlafen!

Plötzlich stand Schuster neben mir und fragte in freundlichem Ton: «Wie steht's mit der Heiserkeit?»

Ich nickte ihm zu und begann sofort, ihm von meinen Beschlüssen dieser Nacht zu erzählen. Das ging freilich nur sehr langsam, so stark musste ich pressen, um einen Ton von mir zu geben.

Als wir noch unsere Suppe löffelten, erschien ein Offizier des Brigadestabs und sagte auf Französisch, ich solle mit dem Politkommissar zur Brigade kommen.

Drüben fanden wir schon Pacciardi mit seinem Politkommissar und zwei Franzosen vor. Wir alle setzten uns um einen Tisch, und Lukácz sagte: «Wie sollen wir nun verhandeln? Da ich nur schlecht Deutsch und kein Französisch kann, könntest du aus dem Russischen ins Französische übersetzen?»

Ich übernahm das, so gut ich eben konnte.

«Die Lage vor Madrid», sagte Lukácz, «ist so: Durch das Eingreifen des Generals Kleber mit der Elften Interbrigade sind die Faschisten im Norden der Stadt zum Stehen gekommen. Nun soll im Süden ein Vorstoss gemacht und den Faschisten der Cerro de los Angeles und möglichst auch der Flugplatz Getafe weggenommen werden. Der Vorstoss soll in den nächsten Tagen mit beträchtlichen republikanischen Kräften erfolgen, deren rechten Flügel unsere, die Zwölfte Interbrigade bilden wird. Wir fahren jetzt zur Besichtigung des Geländes nach vorn.»

Nun erhielten wir Bataillonsführer je eine Landkarte, von der uns aber der Stabschef sagte, dass sie beträchtliche Fehler enthielte. Vor allem war die Hauptstrasse noch nicht eingezeichnet.

Als wir hinausgingen, zwinkerte mir Lukácz mit den Augen zu: «Für dich habe ich noch eine Überraschung.»

«Während der Stabschef den Pacciardi und einen Franzosen in sein Auto hineinnahm, führte mich Lukácz zu einem kleinen Wagen und sagte: «Das ist dein Auto. Ich schenke es dir.»

Am Steuer sass ein kleiner Spanier in mittlerem Alter.

Ich drückte Lukácz fest die Hand. Das war wirklich etwas sehr Nützliches. Mit Schuster setzte ich mich gleich hinein, und wir folgten den beiden andern Wagen zuerst hinunter nach San Martin de la Vega und dann das Flüsschen Jarama entlang.

Nach einiger Zeit stiegen wir aus und erklommen einen steilen Hügel. Der Stabschef ermahnte uns, vorsichtig zu sein und uns nicht zu zeigen. Ich wunderte mich darüber, denn weit und breit war kein Anzeichen eines Gegners zu sehen. Man hörte auch keinen Schuss in der stillen Luft.

«Dort vorn», sagte er, «liegt der Cerro de los Angeles, ein Hügel mit einem Kloster darauf.»

Lukácz liess sein Fernglas herumgehen. Wir waren jedoch so weit entfernt, dass wir selbst dadurch nichts Genaueres als graue Mauern auf dem Hügel erkennen konnten.

Nach der Rückfahrt verging der Vormittag mit Besprechungen. Ich wollte nach dem Essen etwas schlafen. Aber auch da kamen so viele Dinge dazwischen, dass es schon wieder auf den Abend zuging, als ein kleiner russischer Major in mein Haus trat.

«Ich bin der Führer der Panzer, mit denen die Zwölfte Brigade vorgehen wird», sagte der lebhafte Mann. «Sie müssen etwas über das Zusammenwirken von Panzern mit der Infanterie erfahren.»

Gerade waren die Kompanieführer bei mir, und ich übersetzte ihnen die klaren, knappen Anweisungen des Majors.

Danach kam Schuster und sagte: «Luigi Gallo, der Politkommissar der Brigade, möchte von neun Uhr abends ab zu den Kompanien sprechen, um die Stimmung zu heben.»

«So eine Weltfremdheit!» presste ich ärgerlich hervor. «Die Stimmung ist nur deshalb schlecht, weil man uns nie schlafen lässt! Man sollte den Kompanien lieber von sieben Uhr ab Ruhe gewähren, statt sie Reden anhören zu lassen!»

Schuster fuhr fort: «Man will auch den Offizieren Dienstgrade geben. Du wirst Major, und die Kompanieführer sollen Hauptleute werden!»

«Auch das ist falsch!» krächzte ich. «Man soll die Kompanieführer meinetwegen zu Leutnants machen, aber zu Hauptleuten erst, wenn sie sich bewährt haben! Wissen wir denn, wie sie sich im Gefecht benehmen werden?»

Ich legte mich hin, um wenigstens so lange zu schlafen, bis Gallo käme. Aber die Politkommissare der Kompanien kamen zu Schuster, und da zwei von ihnen nicht Deutsch konnten, musste ich wieder den Übersetzer spielen.

So wurde es neun Uhr. Da trat Gallo ein, und wir gingen hinüber zur Polen-Kompanie. Sie stand in einem grossen Raum vor einer Wand, sehr ordentlich angetreten.

Gallo sprach zu ihnen Französisch. Ich stand so, dass ich bei dem Lampenlicht die Reihe der Freiwilligen entlang sehen konnte. Ihre Gesichter hatten einfache, kräftige Züge. Alle waren sehr fest gebaut, und ihr Anblick beeindruckte mich: meist Männer über dreissig Jahre. Eine Kompanie, wie man sie sich besser nicht denken konnte. Einige hatten stark jüdische Züge. Auch sie schienen recht kräftig zu sein, einige ausgesprochen athletisch.

Nach Gallos Rede übersetzte der derbe, untersetzte Politkommissar seine Rede ins Polnische. Wozu eigentlich? Die meisten dieser Polen kamen aus Frankreich, wo sie als politische Flüchtlinge gelebt und gearbeitet hatten.

Von den Polen gingen wir zur Balkan-Kompanie. Dort herrschte die schlimmste Sprachenverwirrung. Daher gab es nach Gallos französischer Rede zuerst eine Übersetzung ins Serbische, dann ins Ungarische. So hatte ich Gallos Rede schon fünfmal gehört, als wir zu der ersten deutschen Kompanie hinübergingen.

Nach der Strammheit der Polen und Balkaner enttäuschten mich die Deutschen. Sie waren nicht gut ausgerichtet, und ihre Gesichter zeigten wenig Interesse. Schliesslich fanden wir die Maschinengewehr-Kompanie am Boden liegen. Das kam davon, dass man die übermüdeten Männer noch in der Nacht mit Reden ermuntern wollte. Während ich mit einem Gefühl von Verzweiflung Gallos Rede das achte und neunte Mal anhörte, dachte ich: Glaubt er wirklich so sehr an die Wirkung des Wortes? Ist das nicht eine masslose Überschätzung dessen, was man mit Worten ausrichten kann?

Ich bemerkte, dass alles vor mir zu schwanken begann.

Oder schwankte etwa ich selbst? Die Füsse trugen mich kaum mehr. Ich lehnte mich an die Mauer, weil ich fürchtete umzufallen.

Endlich, nach dieser Qual des Redenhörens, konnte ich mit steifen Beinen in mein Quartier zurückkehren, in das man mir eine Matratze gelegt hatte. Aber an Schlafen war nicht zu denken. Alle paar Minuten öffnete sich die Tür und jemand kam mit einer Meldung oder einer Frage.

Es war schon Mitternacht, als ein Offizier des Brigadestabes eintrat und sagte: «Alarm! Die Bataillone steigen auf die Wagen und fahren über San Martin de la Vega nach La Maranosa.»

Mich machte der Gedanke erschauern, dass ich wieder eine Nacht nicht schlafen würde. Ich hatte es überhaupt nicht für möglich gehalten, dass ein Mensch so viele Nächte hintereinander ohne Schlaf aushalten konnte. Und so ins Gefecht! Mit einer unausgebildeten Truppe, die fast ebenso ermüdet war wie ich, und Offizieren ohne Erfahrung! Wir waren noch immer nicht dazu gekommen, für mich einen Adjutanten herauszusuchen.

Auf der Strasse war das Durcheinander etwas geringer als in der vorigen Nacht. Aber es dauerte doch mehrere Stunden, bis die Lastwagen fahren konnten. Kurz bevor es soweit war, kam ein Offizier der Brigade zu mir und sagte: «Da stehen drei Lastautos voll mit Granatäpfeln. Lass deine Truppe so viel davon nehmen und essen, wie sie will!»

«Weshalb hat man uns solche Mengen gesandt?»

Er zuckte die Achseln und flüsterte mir dann ins Ohr: «Der General hatte Handgranaten angefordert.»

«Und das heisst», fragte ich, «ein Missverständnis! – oder –?»

«Wir haben auch an Sabotage von irgendeiner Stelle gedacht», erwiderte er. «Aber jedenfalls heisst der Granatapfel ebenso wie die Granate auf Spanisch: Granada.»

Das Bataillon Thälmann sollte als erstes abfahren. Ich setzte mich mit meinem Stellvertreter, dem Hauptmann Adi, in mein Auto, in dem der kleine Fahrer geduldig und wortkarg sass. Er war Anarchist, aber ein äusserst disziplinierter.

Wir fuhren mit Lichtern zum Dorf hinaus. Dann aber liess ich sie löschen, und wir schlichen vorsichtig durch die weissliche Nacht hinunter nach San Martin de la Vega. Dort bogen wir rechts ab auf einen sandigen, ganz ebenen Weg. Der Stabschef hatte uns gesagt, dass die Verhältnisse in La Maranosa ungeklärt wären.

Nach einiger Zeit kamen wir zu einer Wegegabel, an der ein grosser, schlanker Mann stand. Er war in dem eigenartig weisslichen Licht der Nacht kaum zu sehen.

Wir hielten. Der ziemlich junge Offizier kam auf uns zu: «Zwölfte Internationale Brigade?» fragte er auf Spanisch.

«Ja, Bataillon Thälmann.»

«Ich bin vom Generalstab», sagte er.

Gern hätte ich gewusst, was er über die Verhältnisse in La Maranosa wüsste, und krächzte ein paar Worte Spanisch daher.

Als er das Wort La Maranosa hörte, zeigte er den linken Weg entlang. Daraus schloss ich, dass dort alles in Ordnung wäre. Adi war aber anderer Meinung. Was sollten wir tun? Ich beschloss weiterzufahren.

Bald kamen wir zu Häusern und stiegen aus. Es war still. Nur ein Pferd schnaubte in seinem Stall und klirrte mit der Kette. Dann hörte ich jemanden im Hause husten. Das erschienen mir nicht gefährliche Anzeichen zu sein. Aber es hatte keinen Zweck, das Dorf allein genauer zu erkunden, und so standen und warteten wir.

Nach geraumer Zeit hörten wir etwas brummen. Das war Motorengeräusch aus der Richtung, aus der wir gekommen waren. Es war wirklich das Bataillon Thälmann.

Kurze Zeit später kam der General. Er zeigte mir auf der Karte, wo ich mich mit der Front gegen Westen aufstellen sollte. Aber nach dieser Landkarte konnte ich mir in der Dunkelheit keinen klaren Begriff vom Gelände machen und hatte den Eindruck, dass dort Wald sein müsste. Als es aber hell wurde, war es eine völlig kahle Landschaft mit hohen Sanddünen.

Da die anderen Bataillone noch nicht eingetroffen waren, ging ich von einer Kompanie zur andern und zeigte den Kompanieführern, wie sie ihre Züge und Gruppen zum Angriff aufbauen mussten.

Plötzlich kam der Stabschef und herrschte mich an, ich sollte die Kompanien in Deckung hinter eine hohe Düne zurücknehmen.

Ich zeigte ihm, dass, soweit man blicken konnte – und es war sehr klar –, von keinem Faschisten eine Spur zu sehen war. Sie mussten viele Kilometer entfernt stehen. Aber er befahl ungeduldig, ich sollte meine Kompanien zurücknehmen. Ich wurde darüber sehr ärgerlich, denn es kam darauf an, der Truppe möglichste Ruhe zu gewähren und nicht Bewegungen ausführen zu lassen, wie man sie bei Friedensübungen im Manövergelände machen würde. Aber bei dem unbedingten Befehl musste ich auch die schweren Maschinengewehre durch den tiefen Sand zurücktragen lassen.

Während wir in breiten Linien zurückgingen, kam über eine Düne weg der russische Major der Panzer angerannt, was seine kurzen Beine nur hergaben. «Weshalb gehen Sie zurück?» schrie er.

Ich konnte bei meiner Heiserkeit auf solche Entfernungen nicht rufen und hatte niemanden da, der für mich auf Russisch antworten konnte. Daher ging ich ruhig weiter. Das brachte den Major in Wut, was ich durchaus verstand. Er schrie immer wieder.

Als er nah genug heran war, presste ich heraus: «Nicht ich habe dieses Zurückgehen angeordnet, sondern der Stabschef!»

«Aber alle Truppen hier sehen die Bewegung und glauben, irgendetwas Schlimmes wäre geschehen!»

«Richtig», krächzte ich. «Aber ich muss den Befehl des Stabschefs ausführen.»

Schroff blieb er stehen, pustete ausser Atem von dem schnellen Rennen und seiner Erregung, schüttelte den Kopf und wandte sich um.

Als wir in Deckung waren, begann ich erneut, den Kompanieführern zu erklären, wie sie sich beim Angriff verhalten sollten. Ab und zu blickte ich mich um. Links von mir waren die Garibaldi-Italiener aufmarschiert und sahen, wie stets, sehr gut aus. Das Bataillon Franco-Beige fehlte noch immer. Weiter links waren in einer Breite von vielen Kilometern spanische Brigaden erschienen. Wenn die Faschisten irgendwo in der Nähe Artillerie hatten, mussten sie da hineinschiessen. Aber nichts war von ihnen zu hören und zu sehen.

Die Sonne stieg höher, und es wurde seit Tagen zum erstenmal wieder warm. Endlich, 10.15 Uhr, kam der Befehl zum Vormarsch. Auf der ganzen Breite setzten sich die Brigaden in Bewegung. Ich ging mit den Führern der Maschinengewehr-Kompanie und der Balkan-Kompanie, meiner Reserve. Die Maschinengewehr-Bedienungen hatten schwer an ihrem Gerät zu schleppen, und es würde nach der Karte ein Anmarsch von mehreren Stunden sein.

Nach einigen Kilometern hingen die Maschinengewehre schon weit hinter uns zurück. Wir näherten uns immer mehr dem Manzanares, der hier, rechts vor uns, am südlichen Rande von Madrid in südöstlicher Richtung floss. Am Ufer standen einige ziemlich grosse Gutsgebäude. Als die deutsche Kompanie ihnen nahekam, geriet die Bevölkerung dort in Aufregung. Ein Mann bemühte sich an einem Auto, sprang hinein und fuhr eilig nach dem Westen davon.

«Da fliehen die Faschisten!» sagte der Maschinengewehrführer

«Ich halte das gar nicht für sicher», entgegnete ich. «Vielleicht halten uns die Zivilisten dort für Faschisten. Jedenfalls fürchten sie sich, in eine Schlacht hineinzukommen.»

Vorn an den Häusern hielt die deutsche Kompanie, und ich sah einige in die Häuser hineingehen. Da beschleunigte ich meinen Schritt und ging dorthin.

«Was ist hier los?» fragte ich den Kompanieführer.

«Wir durchsuchen die Gebäude, ob Faschisten drin sind.»

«Unsinn! Wenn ein so tiefgegliedertes Angriffsfeld vorgeht, so haben die vordersten Kompanien stets die alleinige Aufgabe, vorwärtszukommen.»

«Aber wenn sie uns in den Rücken schiessen?» antwortete der Kompanieführer vorwurfsvoll.

Ich musste lachen und liess ihm die paar Minuten, die dieses Durchsuchen noch dauern würde. Dann ging es wieder am Manzanares aufwärts auf das Örtchen Perales del Rio zu. Jetzt sahen wir das Kloster auf dem Cerro de los Angeles schon deutlich im Sonnenschein aufragen. Es hatte eine hohe Mauer und Schiessscharten nach allen Seiten.

Weit vor uns, vielleicht schon hinter Getafe, ertönte der Schuss einer Kanone. Das Geschoss kam mit hohlem Ton an und explodierte in fast einem Kilometer Entfernung. Ob das uns galt? Noch drei Granaten kamen und fielen weit vor uns auf die öde, staubige Ebene. Offensichtlich reichten die faschistischen Kanonen nicht bis zu uns herüber.

Vom Kloster schossen jetzt zwei Maschinengewehre. Aber auch das war noch viel zu weit, um etwas zu treffen. Vielleicht schoss man gegen eine der spanischen Brigaden weiter links, deren vorderste Linien wir nicht sehen konnten.

Von hinten kam ein Personenauto und erreichte mich, als ich gerade vor der Kirche von Perales del Rio stand. In ihm sass General Lukácz, beugte sich heraus und sagte: «Hier schwenkt das Bataillon Thälmann gegen das Kloster ein. Da aber das Bataillon Franco-Beige noch nicht eingetroffen ist, musst du mit dem Angriff warten, bis ich den Befehl dazu gebe.»

Er fuhr wieder ab. Ich liess die Kompanien in die Häuser gehen, bis auf die Balkan-Kompanie, der ich den Befehl gab, uns in Richtung Getafe zu sichern. Der Arzt sollte seine Verbandsstelle in der Kirche aufschlagen. Den übrigen Kompanieführern sagte ich: «Unsere Maschinengewehre werden die angreifenden Schützenkompanien überschiessen.»

«Das ist unmöglich!» rief der Führer der deutschen Kompanie. «Unsere Freiwilligen sind daran nicht gewöhnt und werden denken, dass sie von hinten beschossen werden!»

«Das werden sie nicht! Sondern sie werden sehr bald begreifen, dass es gar nicht gefährlich ist, wenn die Maschinengewehre auf die Schiessscharten oben in den Mauern schiessen und es den Faschisten schwermachen, gegen die vorgehenden Schützen gezielte Schüsse abzugeben.»

«Nein, das geht nicht!» sagte er wieder.

«Wir müssen es einfach tun!» krächzte ich ärgerlich. «Oder denkst du, dass ich die schweren Maschinengewehre in vorderster Linie vorgehen lasse, wie man es vor zwanzig Jahren tat? Auch die Panzer werden euch überschiessen! Und das wird euch sogar sehr gefallen!»

Auf einmal kamen zwei Lastautos vor die Kirche gepoltert. Ich ging erstaunt hinaus. Da stiegen der Politkommissar Louis Schuster und der Verpflegsoffizier ab. Auf dem Wagen sah ich die Köche und die schweren Kessel. Sie wollten in Perales kochen.

Ach! dachte ich, da hätten wir ja auch die Maschinengewehre hierherfahren können, statt sie so viele Kilometer zu tragen und unsere Freiwilligen so zu erschöpfen, dass sie nun mit heissen Gesichtern in den Häusern liegen und kaum mehr für den Angriff tauglich scheinen!

Nun betrachtete ich auch das Kloster genauer. Von hier aus war der Eingang nicht zu sehen. Ich vermutete ihn im Süden, so dass Spanier links von uns auf ihn stossen würden. Um 14.30 Uhr erschien Lukácz wieder und sagte: «Wir können nicht länger auf das Bataillon Franco-Beige warten. Der Angriff beginnt! Links von dir greift Garibaldi an. Wir haben genügend Munition, auch für die Panzer, die euch im Laufe des Angriffs überholen werden.»

Schon wenige Minuten später bewegten sich meine Schützenlinien, rechts die deutsche, links die polnische Kompanie, auf das Kloster zu. Da die unerfahrenen Freiwilligen schon die vielen Kilometer von La Maranosa ab in dieser Formation gelaufen waren, machte das jetzt keine Schwierigkeiten.

Schon fing man an, vom Kloster her zu schiessen. Aber noch immer war es zu weit, um etwas zu treffen, ja um uns ernsthaft zu erreichen.

Wir waren etwa einen Kilometer vorwärtsgekommen, als hinten in Perales del Rio unsere Panzer auftauchten und uns nachkamen. Das waren aber nicht die paar Panzerwagen, die vor dem Quartier unserer Brigade gestanden hatten, sondern moderne Panzer mit Kanone und Maschinengewehr. Im Schein der Sonne erschienen sie auf der kahlen Fläche riesig. Als sie die mühsam geschleppten Maschinengewehre erreichten, wurden deren Träger auf einmal lebhaft. Sie hängten ihre Feuerspritzen hinten an die Panzer an, so dass sie auf ihren kleinen Rädern über das Feld vorwärts hoppelten. Die Freiwilligen selbst kletterten hinten auf die Panzer und lachten im Vorüberfahren von dort herunter.

Ich hatte befohlen, dass sie auf sechshundert Meter das Feuer eröffnen sollten, besser aber auf kürzere Entfernung, wenn das gegnerische Feuer sie nicht zur frühen Feuereröffnung zwänge.

Ich selbst ging nun schneller. Denn mir war doch etwas bang, ob meine Sturmkompanien es richtig auffassten, wenn sie überschossen würden. Dabei fürchtete ich dieses Missverständnis weniger von den Freiwilligen ohne Erfahrung, als von unvernünftigen Offizieren wie dem Führer der deutschen Kompanie. Wenn ich aber so weit vorging, so widersprach das der allgemein anerkannten Regel, dass der Bataillonsführer im Angriff bei seiner Reserve zu bleiben hat. Wie kann man sich aber an Regeln halten, wenn man unter so ungewöhnlichen Verhältnissen kämpfen muss!

Die Polen vor mir begannen sich hinzuwerfen und auf die Klostermauern zu schiessen. Einige sprangen auch schon weiter vor und warfen sich wieder hin. Auch die Deutschen machten es gut, so gut, wie sonst nur eine lang ausgebildete Truppe.

Jemand rief nach mir. Der Rufer lag schräg vor mir hinter einem ganz kleinen Kügelchen. Ich lief vor und warf mich neben ihn. «Was hast du denn?»

«Ich bringe die Patronen nicht ins Gewehr.»

«Nun, zeige mal, wie du das machst!»

Er hatte die Kammer schon offen und einen Ladestreifen in der Hand. Den setzte er auf die Kammer.

«Aber, Mensch!» krächzte ich. «Du hältst ja die Spitzen nach hinten! Hast du denn noch nie geladen?»

«Nein», sagte er und blickte mich treuherzig an.

«Hast du schon einmal geschossen?»

«Nur in einer Jahrmarktsbude.» Unterdessen hatte er die Patronen umgedreht, und sie gingen hinein.

«Nun schiess mal!»

Er rückte etwas hin und her, zielte und schoss. Dann wandte er sich zu mir und fragte: «Gut?»

Ich nickte etwas belustigt und auch mit einem aufwallenden Gefühl: Das sind deine Freiwilligen! Gute Kerle! Übrigens ist der hier gar nicht mehr jung, schon an die Vierzig.

Links an mir rannte einer vorbei nach vorn, legte sich etwas vorsichtig hin und schoss.

Ich sprang auch vor, noch über ihn hinaus. Rechts vor mir im Sande entstand ein kleines Wölkchen. Von drüben schossen Maschinengewehre.

Nun setzte auch hinter mir ein Maschinengewehr ein. Ich blickte mich um, ob meine Freiwilligen von dem Überschiessen beunruhigt würden. Niemand kümmerte sich darum. Einige sprangen weiter vor. Vielleicht waren sie sich nicht klar darüber, dass sie überschossen wurden. Sie konnten wohl die Geräusche der Schlacht noch nicht deuten.

Ein Panzer kam rechts bis zweihundert Meter hinter mir vor. Schon hatte er die Klappe oben geschlossen. Ich sah, wie sein Kanonenrohr sich bewegte. Da! der erste Schuss gegen eine der Schiessscharten drüben. Die Granate sass aber etwas links hoch. Trotzdem werden die Faschisten erschrecken und schlechter schiessen! Da können meine Freiwilligen besser herankommen.

Vorn sprangen schon wieder die Polen vor. Grossartig! Eine gewaltige Begeisterung packte mich. Fast trieb sie mir Tränen in die Augen. Das ist ein Angriff! Wir gehen vor! Die spanische Armee, die immer zurückging, geht jetzt auch südlich von Madrid vor!

Links kamen die Italiener gut voran und ebenso die spanischen Brigaden, soweit sie zu sehen waren. Die Panzer bellten mit ihren Kanonen. Maschinengewehre ratterten ununterbrochen. Ob sie allerdings grosse Wirkung hatten, war nicht festzustellen. Sicher war nur, dass die Faschisten schlecht schossen, denn ich hatte noch nicht einen einzigen Verwundeten im Bataillon. Vielleicht schoben sie das Gewehr rasch durch die Scharte, zogen ab und sprangen zur Seite.

In einiger Entfernung vor mir bemerkte ich, dass alle, die schon so weit vorgekommen waren, in einer Linie zu liegen schienen. Befindet sich da etwa ein Graben?

Ich rannte weiter und sah, dass es ein Hohlweg war, der mit den Klostermauern nicht ganz parallel lief, sondern sich ihnen von rechts näherte.

Ich sprang hinein und ging darin nach rechts in der Hoffnung, dort die Balkan-Kompanie zu treffen, von der ich in den letzten zwei Stunden nichts gesehen hatte. Sie konnte ja nach vorn durchgegangen und bis in

unsere Linie gekommen sein, statt unsere rechte Flanke zu sichern. So etwas geschieht einem unerfahrenen Führer leicht.

Der Wegeinschnitt wurde nach rechts flacher, und als Bataillonsführer wollte ich nicht auf so kurze Entfernung vom Kloster aus der Deckung kommen. Rechts sah ich noch eine Gruppe liegen und erfuhr, dass sie der rechte Flügel der deutschen Kompanie war.

Ein merkwürdiges Krachen links vorn liess mich dorthin blicken. Die Mauern ragten hoch empor. An ihnen sah ich die Einschläge der kleinen Granaten unserer Panzer. Weiter links bemerkte ich plötzlich Bewegung dicht vor der Mauer. Da tauchte ein Mann auf und verschwand gleich wieder. Ein zweiter wurde sichtbar und blieb etwa zwei Meter vor der Mauer stehen. Dort musste das merkwürdige Krachen herkommen. Vermutlich konnten die Faschisten aus den Schiessscharten nicht so steil nach unten schiessen und liessen nun Handgranaten herunterfallen. Aber unsere Sturmtruppen konnten dort kaum etwas tun. Wie sollten sie ohne Leitern die Mauern hinaufkommen? Und zum Zerstören hatten sie sicher ebenso wenig Sprengstoff wie unser Bataillon. – Aber wo befand sich der Eingang zum Kloster? Wir konnten hier nichts weiter tun, als die Faschisten zu beschäftigen, damit sich nicht alle gegen die Truppe wendeten, die vielleicht schon irgendwo den Eingang angriff. Ich ging nun nach links, um zu sehen, wie es bei den Polen stünde. Die Sonne sank gerade auf den Horizont. Etwas wie eine Entspannung kam über mich, und ich fühlte plötzlich einen starken Hunger. Auf meinem Wege wurde ich mehrmals aufgehalten.

«Was wird jetzt?» fragte mich ein Zugführer.

«Weiss nicht. Das muss die Brigade entscheiden.»

Es wurde rasch dunkel und nach dem warmen Tage kühl. Der Himmel oben war dunstig mit fast keinen Sternen. Unten kam wieder das weissliche Licht wie in der letzten Nacht. Ich hörte die Freiwilligen mehr sprechen, als dass ich sie sah. Im Hohlweg hatten meine Kompanien eine Schützenlinie gebildet. Nur die Balkan-Kompanie fehlte.

Der lange Zugführer Alexander Maas redete mich an: «Rücken wir jetzt zurück?»

«Weshalb?» fragte ich erstaunt.

«Hier können wir nicht weiter, und wir müssen essen und schlafen.»

«Deshalb geht man nicht zurück!»

«In einer normalen deutschen Truppe vielleicht nicht. Aber die spanischen Verhältnisse erfordern das.»

«Wir haben hier aber die Pflicht, etwas anderes einzuführen!» krächzte ich ärgerlich und ging weiter.

Da hörte ich Französisch sprechen. Als ich genauer hinhörte, sprachen andere Italienisch. Ich war wohl in die Linie des Bataillons Garibaldi hineingelaufen. Ein paar Schritte weiter, und ich stand plötzlich vor Offizieren, von denen zwei auffallend gross waren.

«Ach, guten Abend, Renn!» sagte einer auf Französisch. Das war Pacciardi. «Hier ist auch der Führer des Bataillons Franco-Beige.»

Ich gab beiden die Hand.

«Der Brigadestab ist nicht zu finden», sagte der Franzose.

«Und wenn er nicht da ist», ergänzte Pacciardi, «sind wir drei Bataillonsführer die Brigade und werden bestimmen, was für die Nacht nötig ist. Die Panzer sind schon eingerückt, und wir sollten es auch tun.»

«Die Panzer», erwiderte ich, «müssen zurück, weil sie in der Dunkelheit nichts sehen können. Aber wir haben zu bleiben.»

«Hierzubleiben ist sinnlos», sagte der Franzose, «das Kloster können wir ohne richtige Artillerie oder Sprengkommandos nicht nehmen.»

«Wir können nicht wissen», entgegnete ich, «ob nicht spanische Brigaden vor dem Tor des Klosters stehen. Vielleicht nehmen sie die Gebäude jetzt noch ein, und wir sollen morgen weiter auf Getafe vorstossen.»

«Wir sind die Brigadeführung», begann Pacciardi wieder, «und wir sollten abrücken, um unserer erschöpften Truppe Ruhe zu geben. In dieser kalten Nacht können wir nicht hierbleiben.»

«Ich bin anderer Ansicht», krächzte ich.

«Aber lieber Renn!» sagte der Franzose. «Wir werden einen Beschluss fassen und abrücken.»

«Ich würde mich dem Beschluss nicht fügen», presste ich hervor.

«Dann bleibt uns nichts anderes übrig», sagte Pacciardi, «als dass wir beide abrücken und du allein hierbleibst. Aber das ist doch gefährlich!»

«Das ist nicht gefährlich. Die Faschisten denken nicht daran, nach diesem Angriff aus ihren Mauern herauszukommen.»

«Also dann», seufzte Pacciardi, augenscheinlich gelangweilt von so viel preussischer Sturheit, «auf Wiedersehen! Wir rücken ab.»

Sie entfernten sich, und auch ich suchte mein Bataillon wieder auf.

Leute kamen mir entgegen, die laut Deutsch sprachen. «Wohin?» fragte ich.

«Ach, Ludwig?» fragte die Stimme von Alexander Maas. «Rücken wir nun ab?»

«Nein.»

«Aber ich habe schon den Befehl zum Abrücken gegeben», antwortete er fast gemütlich.

«Du wirst deinen Zug sofort wieder in Stellung bringen!»

«Das geht nicht mehr. Sie laufen ja schon zurück, und es ist viel zu dunkel, um zu wissen, wo sie sind.»

«Das heisst also», quetschte ich heraus, «dass du nicht nur einen Befehl gegeben hast, der dem Kommando vorgriff! Du hast uns auch noch einen planlosen Rückzug eingebrockt! Hast du ein Ziel angegeben? Antworte!»

«Hier kann man kein Ziel angeben.»

«Mit dieser Bemerkung zeigst du deine militärische Unfähigkeit.
Du wirst dich wegen deiner Handlung zu verantworten haben!»

«Was sollen wir hier tun!?» fragte eine andere Stimme. Das war ein Zugführer, den ich als sehr gut kannte.

«Dableiben!» krächzte ich.

«Wie sollen wir das jetzt noch tun? Ich sehe wirklich keine Möglichkeit mehr, wenn alle zurücklaufen.»

«Wohin laufen sie zurück?» fragte ich wütend. «Nach Perales del Rio oder wohin?»

«Zurück», antwortete er verlegen und fuhr fort: «Wirklich, wir können sie nicht mehr aufhalten.»

Da auch dieser vernünftige und disziplinierte Zugführer dieser Meinung war, musste ich mich fügen, wenn auch mit ungeheurer Wut.

Als ich mich umblickte, hatte ich jedes Gefühl dafür verloren, in welcher Richtung Perales del Rio lag, wo ja die Kessel mit dem Essen auf uns warteten. Nur am Schall der Handgranaten, die noch ab und zu herabfielen, konnte ich mir vorstellen, wo das Kloster lag. Ich schritt also in entgegengesetzter Richtung und bemühte mich, sie zu halten. Anfangs hatte ich da einen Stern, den ich leicht links liegenliess. Dann verschwand auch er. Am Boden gab es weissliche und dunkle Flecken, die manchmal wie Wege aussahen, aber immer wieder nichts waren.

Meine Empörung und Wut über die freche Eigenmächtigkeit des Zugführers liessen mich kein Wort sagen.

Wir gingen und gingen. Immer noch war kein Licht, kein Haus zu sehen. Wir hätten aber schon in Perales del Rio sein müssen. Wohin also liefen wir?

«Ich kann kaum mehr», sagte mein sonst so unverdrossener Übersetzer.

Auch mir ging es so, dass ich nur mühsam meine Beine schleppte. Wenn ich wenigstens gewusst hätte, ob wir nicht über die einförmige Ebene hinüber zu den Faschisten liefen!

Links war ein weisser Streifen. Mich erinnerte er unangenehm an die Schützengräben im Weltkrieg in Frankreich, deren Aufwürfe aus Kreide bestanden.

«Das muss eine Strasse sein», sagte jemand.

Es war eine Strasse. Aber wohin führte sie?

Wir schleppten uns nach rechts auf ihr entlang. Da kam ein Auto. Wir hielten es an. Der Mann darin sprach Französisch und sagte, wir wären nicht mehr weit von La Maranosa. Da waren wir wenigstens nicht ganz falsch gegangen. Aber nun konnten wir nicht mehr die vielen Kilometer nach Perales del Rio zu unserer Suppe laufen. Am heutigen Tage hatten wir noch nichts gegessen, gestern und vorgestern sehr wenig.

Nach einiger Zeit sahen wir Lichter. La Maranosa, das die vorige Nacht ausgestorben erschien, war nun voll von Menschen.

Ich stellte mich auf die Strasse, wo Licht aus einem Hause fiel, und wollte sehen, was vom Bataillon da war. Die deutsche Kompanie kam zuerst, dann die polnische. Zuletzt schlichen die Leute mit den Maschinengewehren heran, gänzlich am Ende ihrer Kräfte. Aber noch immer fehlte jede Spur von der Balkan-Kompanie. Auch ihre Melder waren nicht da.

In einem Hause sollte Gallo sein. Das war aber nicht unser Politkommissar, der Italiener Gallo, sondern ein Spanier, dem alle Brigaden unterstanden, die heute angegriffen hatten. Ich trat zusammen mit dem Übersetzer bei ihm ein. In einem schwach erleuchteten Zimmer sassen in bequemen Stühlen einige Offiziere ohne richtige Uniformen und schliefen.

Gallo, den ich kannte, fragte: «Was gibt's?»

«Weisst du, wo sich der Stab der Zwölften Interbrigade befindet?» liess ich fragen.

Gallo wachte hell auf: «Wie, ist er nicht vorn?»

«Nein, wir wissen seit der Abenddämmerung nicht, wo er sich aufhält, und haben keine Befehle.»

«Dann wartet bis morgen! In der finsteren Nacht kann man nichts machen.»

«Aber mein Bataillon steht draussen auf der Strasse. Wo soll ich hin?»

Gallo riss die Augen auf: «Hier steht es? Wer hat dir den Befehl gegeben, abzurücken?»

«Alle unsere Bataillone sind abgerückt.»

«Alle!» Er sprang auf. «Da muss ich sofort vorfahren!»

«Alle?» Er wandte sich noch einmal an mich.

«Ich weiss natürlich nicht, inwieweit noch Reste vorne sind.»

Er weckte die Offiziere und stürzte hinaus.

Ich folgte ihm auf die dunkle Strasse und sah im Schein einer Öllampe in einem Hauseingang einen untersetzten Deutschen stehen, den ich aus Barcelona kannte. «Hast du ein Quartier, Ludwig?» fragte er gutmütig.

«Nein.»

«Ich habe auch nichts Feines, aber doch eine Matratze.»

Wir gingen in einen grell erleuchteten Raum, in dem auf einer Bettstelle eine Matratze lag. Da legten wir uns zu dritt hin, um ein wenig zu schlafen.

Im Hause wurde laut gesprochen. Das Licht der starken elektrischen Birne blendete mich, und, was schlimmer war: ich empfand es als Pflichtverletzung, dass ich mich nicht um meine Balkan-Kompanie kümmerte. Aber was sollte ich in dieser undurchdringlichen Nacht tun? Ich wusste auch nicht, wo mein Auto war. Unruhig tasteten meine Vorstellungen alle Möglichkeiten ab und fanden keinen Weg.

«Wo ist er?» fragte jemand aufgeregt auf Französisch. Man riss die Tür auf. Ich blickte hin. Da stand ein hübscher, junger Kerl, der fragte: «Bist du Bataillonsführer?»

«Ja.»

«Hast du ein Auto?»

«Ja.»

«Ich flehe dich an, gib dein Auto für den Verwundetentransport!»

«Wo sind Verwundete?»

«Vorn am Kloster.»

«Soviel ich weiss, hat mein Bataillon keine Verwundeten. Das ist ausserdem Sache der Ärzte.»

«Die Ärzte können das nicht allein tun. Das militärische Kommando muss helfen!»

«Das militärische Kommando hat seine eigenen Pflichten. Es ist ein schwerer Fehler, wenn das Kommando Arzt spielen oder Ärzte die Truppe führen wollen!»

«Aber bedenke, dort vorn können Menschen verbluten!»

Der gutmütige Deutsche neben mir schob sich ein: «Aber lass doch unseren Bataillonsführer einmal schlafen! Er hat schon mehrere Nächte kein Auge zutun können!»

«Und vorn verbluten Menschen!»

Er liess sich nicht abweisen. Ach, diese gefühlsseligen Dummköpfe, die in ihrer Gutmütigkeit am falschen Fleck alles noch mehr in Verwirrung bringen! Aber eins ist wahr, nach dieser Störung durch den Kerl

kann ich schon gar nicht mehr schlafen. Ich muss aufstehen, aber nicht seinetwegen, sondern wegen der Balkan-Kompanie!

Ich stand also auf.

«Weshalb schläfst du nicht?» fragte der gutmütige Deutsche.

«Ich kann nicht. Dieser Mensch hat mir die letzte Möglichkeit genommen.»

«Aber du musst einmal schlafen.»

«Das weiss ich auch. Aber bei der Untüchtigkeit meiner Offiziere kann ich nicht, wie du siehst.»

Ich trat hinaus. Da stand ein Auto vor der Tür.

«Ist das deins?» fragte der aufdringliche Franzose.

«Ja, aber du bekommst es nicht, sondern ich brauche es selbst zu einer wichtigen Fahrt.»

Er wollte wieder mit seinen Beschwörungen beginnen, aber ich stieg hinein und weckte den kleinen Fahrer: «Nach Perales del Rio», krächzte ich.

Auf der guten Strasse kamen wir durch die weissliche Nacht erstaunlich schnell zu dem Dorf und hielten vor der Kirche an. Aus ihr kam trübes Licht. Drin sah ich auf den kalten Steinfliesen die unförmigen Schatten Schlafender. Torkelnd kam einer auf mich zu. Das war Louis Schuster. Er war aber nicht betrunken, sondern hatte wohl auch bis an den Rand seiner Kräfte gewacht.

«Nun ist das Essen kalt», sagte er traurig.

«Hast du Nachrichten von der Balkan-Kompanie?»

«Ja, sie liegt noch vorn und will zurückkommen, bevor es hell wird, mit ihren Toten und Verwundeten. Ich glaube, einer ist tot, zwei sollen leicht verwundet sein.»

Wir setzten uns, und ich berichtete ihm stockend vor Erschöpfung und der Schwierigkeit, die Laute hervorzupressen, was geschehen war.

Der Verpflegsoffizier brachte mir einen Teller Suppe. Sie war ganz dick und talgig geworden und widerstand mir so, dass ich lieber etwas Weissbrot ass.

Als die Dämmerung durch die Tür der Kirche einfiel, hörte ich draussen die Tritte vieler Menschen. Gleich darauf kam der Führer der Balkan-Kompanie herein. Er schien unsicher, ob er richtig gehandelt hatte, von vorn abzurücken.

Ich liess ihn zuerst sprechen und nannte ihm dann seine Fehler, vor allem, dass er keine Verbindung mit mir gehalten hatte, so dass ich ihn nicht benachrichtigen konnte. Aber ich hielt ihm das nicht in grober Weise vor, sondern sehr schonend und sagte ihm, dass er sich im Allge-

meinen richtig verhalten hätte in dieser Nacht der schwersten militärischen Fehler, dem Verschwinden des Brigadestabs, ohne uns einen Befehl zu hinterlassen, und der beinahe verbrecherischen Eigenmächtigkeit des Zugführers Maas.

«Sieh mal», sagte ich, «du musst dir für spätere Fälle merken, was du für einen Auftrag hast. Du solltest unsere rechte Flanke sichern und nicht das Kloster angreifen, das schon von viel zu vielen Menschen angegriffen wurde.»

«Aber», erwiderte er erstaunt, «vor mir lag ja das Tor des Klosters, und das musste doch vor allem genommen werden!»

«Was?» schrie ich auf. «Das Tor, von dem niemand wusste, wo es war, lag vor dir?»

«Ja, und ich bin ziemlich nah herangekommen.»

«Auch das noch? In unserm Abschnitt lag das Ziel des ganzen Angriffs, und du hast das nicht gemeldet! – Wir hätten das Kloster erobern können! Ich hätte die Panzer, alle meine Maschinengewehre und noch eine Kompanie gegen das Tor einsetzen müssen! So ist der ganze Angriff von gestern umsonst gewesen! – Jetzt geh und lass deine Kompanie noch etwas ruhen!»

Ich blieb dort hocken, wo ich war, und versank in dem Zustand der Übermüdung und Überreizung, in dem ich war, in völlige Unzugänglichkeit. Meine Gedanken aber wühlten. Wäre ich nicht mit vorgegangen und hätte mich lieber um meinen rechten Flügel gekümmert, so hätten wir das Kloster eingenommen! Aber war es nicht notwendig, dass ich in diesem Ausnahmefall mit nach vorn ging? – Das ist eben die Folge davon, wenn man mit einer Truppe, die überhaupt keine Ausbildung hat, in die erste Schlacht und gleich in einen entscheidenden Angriff geschickt wird! – Und auch das Versagen des Brigadestabs ist nichts als eine Folge davon, dass hier der Kavallerist und Partisanen-Spezialist Lukácz eine rein infanteristische Aufgabe bekommen hat.

Man kam herein und bat mich, bei der Beerdigung des gefallenen Jugoslawen die Rede zu halten. Ich sagte aber, ich wäre zu heiser. In Wirklichkeit war ich von meinen schweren Gedanken so niedergedrückt, dass ich kaum in der Lage gewesen wäre, mich auf eine Rede zu konzentrieren. Wieder versank ich in mein Brüten.

Nach einiger Zeit mussten wir abrücken. Ich gab dem Führer der Balkan-Kompanie die Befehle und blickte mich dann nach meinem Auto um. Da ich es nicht sah, ging ich um die Häuser herum. Vielleicht hatte der Fahrer es in den Schatten gestellt. Schliesslich sagte mir einer von den Köchen, unser Bataillonsarzt hätte sich hineingesetzt und wäre damit fort.

«Aber wie kann er?»

«Er hat lange mit dem Fahrer diskutiert und ihn schliesslich gezwungen, mit deinem Auto Verwundete zu transportieren.»

Ich wandte mich an Schuster, um ihm zu sagen, dass man diesen Arzt sofort nach Paris zurückschicken müsste, weil er ein für militärische Dinge völlig ungeeigneter Wirrkopf wäre! Aber Schuster ordnete gerade etwas über die Küche an. Es wurde mir auch so schwer zu sprechen, und ich war so erschöpft, dass ich dachte: Was hat es für einen Zweck! Dann müsste man viele von uns nach Paris zurückschicken.

War es denn überhaupt richtig, auch die Balkan-Kompanie nach La Maranosa zurückzunehmen? Hätte ich den Wagen dagehabt, so wäre ich dorthin gefahren und hätte bei der Brigade angefragt, was sie für militärische Absichten für den heutigen Tag hätte. Aber der Wagen war ja mit dem undisziplinierten Arzt fort. Durfte ich die eine Kompanie hier ganz allein viele Kilometer vor den übrigen Truppen lassen?

Ich setzte mich an die Spitze der Kompanie und marschierte mit ihr mühselig die Strasse zurück. Niemand sprach.

Schliesslich sahen wir in der Ferne La Maranosa liegen. Als wir näherkamen, ertönte ein Gebrumm in der Luft. Von der faschistischen Seite näherten sich zwei Flugzeuge. Sie flogen ziemlich hoch und hielten direkt auf das Dorf zu. Dann sah ich, wie Bomben herunterfielen und mit ungeheurem Krachen detonierten. Balken flogen hoch in die Luft und drehten sich, als ob jemand Streichhölzer in die Luft geworfen hätte, nur alles in grossem Massstab.

Als wir kurze Zeit später zum Dorf kamen, liefen die Soldaten herum, als wäre nichts geschehen.

Meine Maschinengewehr-Kompanie lagerte dicht ausserhalb. Die Polen waren auch da. Aber wo befand sich die erste, die deutsche Schützenkompanie? Niemand hatte sie seit gestern Abend mehr gesehen, aber auch nicht den Brigadestab und die beiden anderen Bataillone.

Die erste Nachricht von der Brigade bekam ich erst am Nachmittag, als mir ein Befehl von ihr überbracht wurde. Ich fragte den Offizier: «Wo war denn die Brigade diese Nacht? Sie hat uns ohne jeden Befehl gelassen und nicht mitgeteilt, wo sie sich befand. Sie soll sich unter diesen Umständen nicht beschweren, wenn wir keine Meldungen schicken!»

«Der Stab war in Chinchon. – Du sollst mit deinem Bataillon nach dem Gehöft zwei Kilometer nördlich von hier rücken, dich aber nicht einquartieren.»

«Wozu? Man muss doch wissen, was ein Befehl bezweckt. Sonst kann man sich nicht richtig benehmen.»

«Ich kenne den Zweck auch nicht.»

Was sollte wieder dieser unverständliche Befehl! Ich liess meine Kompanien dahin abrücken und fuhr selbst mit dem Auto voraus. Dort betrachtete ich die Gebäude und das Gelände. Bald traf auch eine Kompanie ein.

Ich wartete weiter. Da kam Louis Schuster, setzte sich zu mir an den Strassenrand und berichtete von einer Besprechung bei der Brigade. «Der General Lukácz ist sehr ungehalten über das Benehmen unserer deutschen Kompanie und fordert die Bestrafung des Kompanieführers.»

«Ja, wo ist denn die Kompanie?»

«Sie ist gestern Abend nach Chinchon.»

«So weit hinter? Und weshalb denn?»

«Wohl um Quartiere für die Nacht zu haben.»

«Hat etwa wieder der Zugführer Alexander Maas diese Sache auf dem Gewissen? Dessen Schauspieler-Individualismus ist so etwas zuzutrauen. Er war ja auch an dem ungeordneten Rückmarsch des Bataillons vom Kloster schuld.»

«Ich weiss es nicht. Jedenfalls halte ich es nicht für richtig, gegen den Kompanieführer ein Verfahren zu eröffnen. Wenn wir das täten, so würde notwendigerweise auch das Verhalten des Brigadestabs zur Sprache kommen, der letzten Endes am Abrücken der deutschen Kompanie die Schuld trägt, denn durch sein Verlassen des Schlachtfeldes, ohne den geringsten Befehl zu geben, ist ja aller Wirrwarr entstanden. Und ...», er zögerte etwas und biss auf einem trockenen Grashalm herum, «... man darf doch hier nicht so streng sein wie in einer fertigen Armee. Alle unsere Führer sind unerfahren und haben im Allgemeinen den besten Willen.»

«Auch Alexander Maas?»

«Wahrscheinlich auch er. Sein Fehler ist eine zu grosse Selbständigkeit, die hier gefährlich wurde. – Ich bin nicht für die Eröffnung eines Verfahrens gegen den Kompanieführer.»

«Dann bist du auch kaum für ein Verfahren gegen Alexander Maas? – Aber der General befiehlt es gegen den Kompanieführer! Wie stellst du dich dazu?»

«Das ist keine rein militärische Angelegenheit, sondern vielmehr eine politische. Wenn wir kein Verfahren eröffnen, so verantworte ich das als Politkommissar der Deutschen.»

Diese wichtige Aussprache hatte mich aufgehalten, mich um mein Bataillon zu kümmern. Wo blieben die andern Kompanien? Sie hätten schon vor einer halben Stunde und länger da sein müssen! Ich blickte die Strasse

entlang gegen La Maranosa. Aber da befand sich keine Truppe auf dem Marsch hierher.

Wir warteten weiter. Schliesslich kam ein Bote und richtete aus: «Das Bataillon Thälmann soll die Cabeza fuerte besetzen.»

Ich nahm die Karte vor und fand diesen Punkt zwischen La Maranosa und dem Kloster.

«Aber», sagte ich, «das ist viele Kilometer entfernt, und ich habe bisher nur eine einzige Kompanie hier.»

«Die andern», sagte der Bote, «sind in La Maranosa.»

Ich wandte mich an Schuster: «Was sind das für Verhältnisse! Die Kompanien haben einfach meinen Befehl nicht ausgeführt, hierherzukommen!»

«Sie waren auf dem Marsch», sagte der Bote. «Aber der Stabschef hat ihnen den Befehl gegeben, nicht zu marschieren.»

«Das ist ein Stabschef!» sagte ich zu Schuster, «Schickt uns hierher, wir wissen nicht wozu, und gibt einzelnen Kompanien Gegenbefehle, ohne auch nur einen von uns zu benachrichtigen! Nachdem so viel Zeit mit solchem Unsinn vertrödelt worden und die Truppe noch weiter unnötig bewegt worden ist, kommen wir in die Nacht hinein, und wie sollen wir da einen solchen Punkt finden, der selbst bei Tage schwer zu entdecken ist!»

Ich wandte mich an den Boten: «Was sollen wir auf der Cabeza fuerte?»

«Eine Truppe ablösen. Dort liegen jetzt Spanier.»

Als ich nach La Maranosa kam, liess ich die Lastautos holen, um die Kompanien fahren zu lassen. Der Stabschef sagte unfreundlich: «Weshalb mit den Wagen? Eine ordentliche Truppe marschiert!» Da riss mir der Geduldsfaden und, so laut es meine heisere Stimme zuliess, fuhr ich ihn an: «Eine Truppe, die durch ununterbrochene gedankenlose Alarme und durch das Tragen von Maschinengewehren auf über 20 Kilometer an einem Tage sinnlos erschöpft worden ist, fährt!»

Er wandte sich ab.

Als meine Kompanien auf den Lastautos standen, war es fast völlige Nacht. Da war mein Wagen wieder weg! Hatte ihn etwa der aufgeregte Arzt wieder weggeholt? Ich hatte mit ihm noch nicht sprechen können, um ihm seine Eigenmächtigkeiten abzugewöhnen. Nun blieb mir nichts anderes übrig, als auf den Fahrersitz des vordersten Lastwagens zu steigen. Dann fuhren wir in die tiefe Dämmerung hinein.

Die Wagen fuhren abwärts. Wo sollte ich nur haltmachen, um mich einmal nach meiner Höhe umzusehen? Hier auf dem Fahrersitz konnte

ich auch die Karte nicht betrachten, weil es zu dunkel war. Das kann ein Umherirren geben!

Die Strasse war nicht leer von Menschen, sondern da liefen auffallend rasch spanische Soldaten herum. Irgendetwas musste nicht in Ordnung sein. Plötzlich stand vor uns ein ganzer Trupp, so dass wir rasch bremsen mussten, um nicht in ihn hineinzufahren.

«Geh mal» sagte ich dem Übersetzer neben mir, «und frage sie, ob sie wissen, wo sich die Cabeza fuerte befindet!»

Behend sprang der Übersetzer hinaus, mischte sich unter die Milizionäre und kam zurückgestürzt: «Sie wissen nicht, wo die Cabeza fuerte liegt, aber sie sagen, dass sie von maurischen Truppen angegriffen worden sind!»

«Wo?»

«Gleich hier vorn.» Er deutete nach links in die Dämmerung.

«Ich kann nicht kommandieren», presste ich heraus. «Brüll du: Die Kompanien von den Wagen! Kompanieführer zu mir!»

Von dort her, wo die Mauren angegriffen haben sollten, tauchten immer mehr Spanier auf. Ich führte die Kompanien ein wenig nach vorn. Dort stieg das Gelände etwas an, aber Genaueres war nicht zu erkennen. Es war dieselbe eintönige Fläche mit weisslichen Stellen, auf der wir gestern herumgeirrt waren.

Rechts vorn hörte ich lautes Sprechen und traf nach wenigen Schritten eine angetretene Abteilung Soldaten, vielleicht 80 Mann, und einen grossen, schlanken Offizier. Ich grüsste ihn mit der geballten Faust, wie es in unserer Armee eingeführt war, und liess ihm sagen, wir wären ein Internationales Bataillon. Ich bäte ihn, mir die Lage zu erklären.

Er grüsste ebenso höflich und sagte auf Französisch: «Ich bin auch Bataillonsführer. Hier ist eine Panik ausgebrochen. Dort vorn haben Mauren angegriffen, Kavallerie.»

Ich wurde kühl und sagte: «Das ist unwahrscheinlich in dieser Dunkelheit! Was kann im modernen Krieg die Kavallerie der Infanterie schon tun?»

«Auch mir erscheint es unwahrscheinlich.» Er beugte sich zu mir vor und flüsterte: «Meine Truppe ist vollkommen demoralisiert, vollkommen!»

«Die Frage ist: Was tun?» antwortete ich.

Er sagte: «Wenn die Mauren doch angreifen, so ist hier eine wichtige Stellung, die nicht verlorengehen sollte.»

«Gut, ich werde sie besetzen. Wie weit ist sie entfernt? Gibt es dort Schützengräben?»

«Nein, es ist einfach eine Höhe.»

«Ich habe Befehl, die Cabeza fuerte zu besetzen. Weisst du, wo sie sich befindet?»

«Nein, die ist mir unbekannt.»

Nun gab ich meinen Kompanien Befehl, nach vorn auszuschwärmen und die vor uns liegende Höhe zu besetzen. Dem Führer der Balkan-Kompanie sagte ich ausdrücklich: «Geh nicht zu weit, höchstens 500 Meter, das heisst fünf Minuten vorwärts! – Die Maschinengewehre beziehen hinter den Schützenkompanien eine Linie. Ich selbst werde dort an der Strasse die Nacht zubringen.»

Nachdem ich noch die Kolonne der Lastautos zurückgeschickt und einiges mit Schuster besprochen hatte, der ebenfalls ins Dorf zurücksollte, ging ich mit zwei Begleitern nach vorn, um meine Kompanien zu suchen. Dabei achtete ich genau auf den Boden, um mich zurückzufinden. Denn wieder war kein Stern am Himmel.

Bald fand ich ein Maschinengewehr und auch die Polen-Kompanie. Darauf ging ich nach links weiter auf die Suche nach der Balkan-Kompanie. Oft blieb ich stehen und horchte. Sie war nicht zu finden. Sicher war sie wieder viel zu weit vorn.

Nun suchte ich meinen Weg zurück. Aber es nützte nichts, dass ich mir die auffallenden Punkte gemerkt hatte. Überall gab es weissliche Flecken, die sich beim Näherkommen zu verändern schienen.

Nach längerem Gehen in möglichst gerader Richtung kamen wir an die Strasse, aber nicht an den Punkt, von dem ich abgegangen war. Nun suchte ich danach und fand schliesslich die übrigen Läufer des Stabes. Sie hatten sich an einer Stelle niedergelegt, die etwas vor dem Nachtwind geschützt und wo der Boden weich war. Dahin legte auch ich mich. Ich hatte zusammen mit dem Übersetzer eine Decke, und wir krochen dicht aneinander. Bis über die Hüften schützte mich mein Schafspelz gegen die Kälte. Aber die Schlosserhosen, unsere sogenannte Uniform, liessen jeden Lufthauch durch.

Ich lag still und wartete, ob ich trotz der Kälte einschlafen würde.

Eine halbe Stunde mochte ich wohl geschlafen haben, als mich jemand anstiess. Es war General Lukácz.

«Ich war bei den Kompanien vorn», sagte er. «Du liegst etwas rechts von der Cabeza fuerte, nur ein paar hundert Meter. Rechts anschliessend liegt das Bataillon Garibaldi. Morgen, wenn es hell wird, ziehst du dich auf die Cabeza fuerte hinüber! Gute Nacht!» Verblüfft stand ich da. Rein aus Versehen hatte ich die Cabeza fuerte erreicht!

Wieder legte ich mich zu den anderen, aber ich konnte nach dieser Störung nicht wieder einschlafen. Einen Schritt von mir ächzte einer. Es waren ganz leise Schmerzenstöne. Schliesslich konnte ich es nicht mehr aus-

halten, tippte ihn an und fragte mit meiner heiseren Stimme: «Was ist mit dir?»

«Kalt», sagte er, und ich hörte, dass es unser Tscheche war, ein älterer Mann, der lange in Spanien gelebt und sich den Internationalen angeschlossen hatte.

Auch viele von den anderen schliefen nicht.

Der arme Tscheche musste schrecklich unter der Kälte leiden, denn bald fingen seine Schmerzenstöne wieder an. Ich lag mit schweren Gedanken da und wartete auf den Morgen. Ist das nicht schon fast eine Woche ohne Schlaf? Wenn die Spanier unter genau solchen Verhältnissen hier vorn liegen – und weshalb sollte es ihnen besser gehen? –, so ist das vielleicht der Grund dafür, dass sie so oft zurückgehen! Es sind geduldige Menschen, die wohl in einer Art dumpfer Auflehnung gegen das Unerträgliche plötzlich wie auf Verabredung zurückgehen. Es sind Bauern, tüchtige, schlecht ernährte Leute. Und weshalb müssen sie so leiden? – Weil ein Grössenwahnsinniger in Berlin im Interesse der Reichsten in Deutschland Eroberungen machen will. Welch entsetzlicher Gedanke, dass solche von Ehrgeiz Kranke ganze Völker leiden machen! Und wer weiss davon, wie wir hier frieren? Das Frieren ist jedoch ein kleines Leid gegenüber dem in den Konzentrationslagern. – Wie schwer wird es hier sein zu siegen! Vorläufig stopfen wir nur Löcher zu, aber wir müssen Spanien wieder erobern, dieses ganze weite Land!

Schliesslich kam die Morgendämmerung. Wir standen auf, alle zu gleicher Zeit, als ob wir eine eilige Pflicht hätten. Unsere Gesichter waren schmutzig. War die Blässe nur eine Folge des blassen Morgenlichts? Alle hatten tiefe Augenringe.

Ich ging mit meinem Läuferstab vor und sah nun deutlich die Cabeza fuerte, einen Hügel auf einer Bodenwelle und höchster Punkt der ganzen Umgebung. Ich wollte die Befehle geben, wie sich die Kompanien verteilen sollten. Aber die kalte Nacht hatte mir den Rest der Stimme geraubt. Nur mit grosser Anstrengung bekam ich einen Ton heraus. So gab ich Zeichen und stiess einzelne Worte hervor, wenn noch nicht klar zu sein schien, was ich wollte. Ich verteilte die Kompanien, Züge, Gruppen, ja einzelne Grüppchen so, wie es nach der neuesten taktischen Erfahrung und vor allem für den Fall des Angriffs gegnerischer Panzer am günstigsten war. Auch wies ich die Kompanieführer an, ihren Freiwilligen zu erklären, wie so ein Verteidigungsfeld eines Bataillons auszusehen hatte. «Erklärt ihnen», presste ich hervor, «nicht alte stumpfsinnig gerade Linien sind gut, sondern nach allen Richtungen aufgelockerte!»

Eine Schwierigkeit bereitete es, dass wir fast kein Schanzzeug hatten. Die Freiwilligen stachen daher mit den Bajonetten in den Boden, lockerten ihn und hoben ihn mit den Händen aus.

Während sie so schanzten, sass ich in der lauwarmen Novembersonne auf der höchsten Spitze und beobachtete, was rings um uns geschah. Rechts die Italiener schanzten auch, während links eine grosse Lücke war. Dort, in einigen Kilometern Entfernung zeigte sich ein wenig Bewegung. Dann tauchten unten im Grunde vor uns Schützen auf und kamen auf uns zu. Konnten das Faschisten sein? Dann wären sie recht unvorsichtig und hatten wenig Aussicht, eine so starke Stellung wie die meines Bataillons einzunehmen, selbst wenn sie meinen offenen Flügel umfassten. Denn ich hatte zwei Kompanien in Reserve. Je näher sie kamen, desto mehr war ich überzeugt, dass es eigene Truppen sein müssten.

Als sie nur noch etwa 300 Meter vor uns waren, schickte ich den Übersetzer hinüber, um anzufragen, was ihre Bewegung bedeutete. Er berichtete, sie lägen seit dem Sturm auf das Kloster, also seit zwei Tagen, vorn, hätten nichts zu essen bekommen und in den Nächten furchtbar gefroren. Sie könnten es nicht länger aushalten.

Ich versank in Nachdenken: Da urteilt man hochmütig über die Spanier und nennt sie feige, während unsere berühmten Internationalen schon in der ersten Nacht abgerückt sind, um zu schlafen und zu essen. Im Grunde sind diese merkwürdigen Formen des Krieges nur eine Folge davon, dass diesem Volk eine Kriegsart aufgezwungen worden ist, auf die es nicht vorbereitet war. Niemand hier weiss, wie man schanzt. Spaten und Hacken sind nicht da, weil der Ministerpräsident Largo Caballero sie für unheldisch hält. Dabei denkt dieser unpraktische Mann gar nicht daran, dass die Milizionäre es in einem Schützengraben etwas wärmer hätten als einfach im Nachtwind auf der Ebene, dass auch ein Schützengraben ein Ort ist, der einen verlocken konnte, ihn zu halten, dass aber irgendeine Höhe im weiten spanischen Land zum Halten nicht der Mühe wert scheint.

Plötzlich entstand Bewegung weiter links vorn. Dort marschierte ein Bataillon ab. Nun war, soweit ich sehen konnte, links von uns kein einziger Soldat mehr.

Bald darauf kam General Lukácz. Ich zeigte ihm meine Stellung und presste dann heraus: «Links kein Spanier! – Letzte neun Uhr abgerückt!» Er blickte hinüber. Sein Mund öffnete sich: «Niemand?»

Ich erklärte ihm, dass ich zwei Kompanien zum Einsatz gegen links bereit hätte, dass das aber nichts wäre bei einer so unübersehbar breiten Frontlücke.

«Das muss ich gleich melden!» rief er und schritt eilig fort.

Um elf Uhr bekam ich den Befehl zum Abmarsch nach Chinchon. Da mein Wagen noch immer nicht da war, fuhr ich in einem langen Autobus, in dem fast alle Scheiben zerbrochen waren. Ich zog mir den Wollschal dichter um den Hals.

Bei einem Halt stieg ich aus und wollte mit dem Führer der deutschen Kompanie endlich über sein eigenmächtiges Zurückrücken bis Chinchon sprechen. Als ich aber vor ihm stand, brachte ich kein Wort mehr heraus. Ich hatte nur mit äusserster Kraft schreien können, musste aber eine so schwierige Angelegenheit mit Ruhe behandeln. Daher wandte ich mich ab. Plötzlich aber stürzten mir die Tränen aus den Augen, und ich fing hemmungslos an zu schluchzen. Rings um mich standen Freiwillige. Ich schämte mich tief, stieg in den Autobus, setzte mich und zog mir den Schal vors Gesicht. Auch versuchte ich das Schluchzen zu unterdrücken. Ich konnte es leise machen, aber nicht ganz verhindern. Das nennt man wohl einen Weinkrampf, dachte ich. Es ist sicher die Folge davon, dass ich eine Woche lang nicht geschlafen habe, nur ein- oder zweimal eine halbe Stunde. Wer soll das auch bei dieser erregenden Mühe aushalten.

Als wir in Chinchon ankamen, hatte ich mich soweit gefasst, dass ich erzwungen ruhig und kerzengerade in mein Quartier gehen konnte. Man hatte mir ein Bett beschafft. Ich setzte mich auf einen Stuhl. Ausruhen! dachte ich, das ganze Bataillon ausruhen! Aber das Bataillon kann nicht ruhen, wenn sein Führer sich nicht um das Wichtigste kümmert. Wie soll ich nur verhindern, dass wir diese Nacht nicht wieder alarmiert werden? Das konnte nur der Politkommissar erreichen.

Da trat der Verpflegsoffizier ein und machte Vorschläge, wann wir essen könnten. Ich nickte stumm und bat ihn, Schuster herzuschicken, wenn er ihn träfe.

Schon nach einer Minute kam Louis. Er sah mich mit einem bedauernden Blick an. Ich wollte ihm erklären, wie es mit mir stand. Aber kaum presste ich die ersten Worte heraus, als er mich unterbrach: «Die Genossen haben mir das schon gesagt. Sie haben vollkommen verstanden, dass du allein, ohne Adjutanten und organisierten Stab alles machen musstest. Aber so geht das überhaupt nicht weiter. Wir müssen einmal eine Nacht wirkliche Ruhe haben. Dazu habe ich den Bataillonsarzt herbestellt. Da ist er ja schon!»

Unser Arzt hatte so aufgerissene Augen, als ob er ein Irrer wäre. «Du musst etwas tun», sprudelte er heraus, «dass wir Ruhe bekommen! Unsere Maschinengewehr-Schützen haben vorgestern das Gerät zwanzig Kilometer weit geschleppt. Es gibt bei ihnen Erschöpfungserscheinun-

gen, wie ich sie in meiner ganzen ärztlichen Praxis noch nicht gesehen habe. Die Leute liegen starr auf dem Boden, unfähig ein Glied zu bewegen. Was wir brauchen, und was ich auch schon dem Brigadearzt gesagt habe, ist nichts als einmal eine Nacht Ruhe. – Und wie geht es dir! Ich sehe, du kannst nicht mehr sprechen. Das einzig Mögliche ist: ins Bett! – Da fällt mir etwas ein: Wenn wir dich krankschreiben, so ist das vielleicht das stärkste Mittel, um einmal Ruhe für das Bataillon zu bekommen.» Er blickte Schuster fragend an.

«Ja», sagte der, «wir beide gehen sofort zur Brigade, und Ludwig legt sich schon gleich ins Bett!»

Während ich mich auszog, kamen zwei Kompanieführer und baten um dasselbe, was wir eben von der Brigade erbitten wollten. Beruhigt zogen sie ab.

Später gab es eine dicke, nährende Suppe, seit Tagen wieder die erste richtige Mahlzeit. Ich ass reichlich und wurde auf einmal müde.

Kämpfe um Palacete

17. bis 24. November 1936

Den ganzen nächsten Tag blieb ich im Bett und fühlte mich nicht wohl. Endlich wurde der Bataillonsstab aufgebaut mit dem Hauptmann Adi als meinem Stellvertreter und dem Leutnant Richard Staimer als Adjutanten.

Ich begann im Bett einen Bericht über die Erfahrungen der Kämpfe vor Madrid zu schreiben, um den Stäben in milder Form beizubringen, dass man die Truppen nicht ununterbrochen alarmieren darf, dass man um ihre Ruhe und Verpflegung besorgt sein muss und solche militärische Grundweisheiten mehr, die aber im Weltkrieg sogar am Schluss viele der angeblich so tüchtigen deutschen Generale auch noch nicht gelernt hatten. Diesen Bericht sandte ich an Lukácz, der mir kurze Zeit darauf mitteilen liess, er wäre völlig meiner Meinung und würde ihn weitergeben.

In der folgenden Nacht, der zum 17. November, wurden wir um drei Uhr geweckt. Um sechs Uhr fuhren wir auf unseren Wagen quer durch Madrid und im Norden wieder hinaus, nach Fuencarral. Was wir dort sollten, blieb den ganzen Tag unklar, so dass wir auf der Strasse herumlungerten. Wir wussten nur, dass wir nun hinter der Elften Interbrigade lagen. Erst am Abend kam der Befehl, Quartiere zu beziehen. Ich war

trotz des einen Tages Ruhe noch so erschöpft, dass ich sofort ins Bett fiel und dann wieder stundenlang mit qualvollen Gedanken wach lag, zu denen ich keinen äusseren Anlass hatte. Hans Beimler und Louis Schuster, die mit mir im selben Raume schliefen, atmeten schon längst gleichmässig.

Zu Mittag des folgenden Tages fuhren wir auf einer guten Strasse nicht sehr weit abwärts nach Buena Vista, einem kahlen Villen-Vorort von Madrid, der nur unten, in der Nähe des Manzanares, durch Bäume freundlicher wurde. Dort stiegen wir aus und zogen uns durch ein Tal auf einen Höhenrücken mit lichtem Walde hinauf. Nicht weit vor uns lag das Polofeld, in dessen elegantem Klubgebäude der General Kleber seinen Gefechtsstand hatte. Dort spielten noch vor wenigen Jahren die spanischen Granden und Industriellen Polo mit dem König.

Jenseits dieses Sportfeldes sollte das Bataillon Edgar André liegen. Wir hörten auch von dort Artilleriefeuer und gelegentlich einige Infanterieschüsse. Das Bataillon sollte Verluste haben.

Ich legte mich mit meinen Offizieren und Läufern in ein Häuschen auf dem Höhenrücken, das allerdings recht eng war.

Als ich am nächsten Morgen hinaustrat, es war der 19. November, staunte ich über die Klarheit der Luft. Aber ein Nordwind wehte, der uns erschauern liess. Es war der Wind, von dem der Madrider sagt: «Er löscht keine Kerze aus, aber er tötet einen Menschen.»

Der Morgen verging ruhig. Als wir zu Mittag gegessen hatten, kam der Befehl, ich sollte mich sofort bei General Kléber melden und das Bataillon auch schon gleich zum Polofeld in Bewegung setzen. Das klang sehr nach sofortigem Einsatz. Aber man hatte es nicht schiessen hören, und ich sah auch keine Granatwolken.

Ich ging den Schlängelweg durch die Parkanlagen zum Poloplatz hinauf und sah im Klubhaus durch die riesigen Fensterscheiben den General Kléber in der Halle sitzen.

Ich trat ein.

Er deutete auf einen Klubsessel neben sich und fragte: «Wann kann dein Bataillon hier sein?»

«In etwa einer halben Stunde», krächzte ich.

«Du greifst an, und zwar von hier aus», er zeigte auf die Karte, «in Richtung auf die sogenannte Casa Velasquez, ein hohes Gebäude, das du von diesem Punkt hier sofort sehen wirst. Man muss die Faschisten aus dem Eckchen von Madrid wieder hinauswerfen, in dem sie sich eingenistet haben. Das wäre für die republikanische Sache ein ungeheurer Erfolg, der sich international auswirken könnte. – Hast du Fragen dazu?»

«Soviel ich sehe, greife ich auf dem äussersten linken Flügel der Elften Brigade aus dem Universitätsgelände heraus an. Was ist links von mir?»

«Spanische Einheiten, die so im Bogen stehen. Du sollst also diese Blase hier abschneiden, die von den Faschisten hereingetrieben worden ist. Noch Fragen?»

«Habe ich Artillerie- und Panzer-Unterstützung?»

«Ich kann dir leider keine geben.»

Als ich von der Besprechung aufstand, hatte ich das Gefühl, zu schwanken. Dieser Auftrag war ohne Artillerie und für ein einziges Bataillon nur dann auszuführen, wenn die Faschisten bei unserem Anblick davonliefen. Das aber war nicht anzunehmen. Hier hatte Franco sicher seine besten Truppen stehen, genau wie wir.

Vor dem Klubhaus gab ich einem meiner Offiziere den Befehl, das Bataillon nachzuführen und ging mit den andern und dem Übersetzer voraus, um mir das Angriffsgelände anzusehen.

Zunächst waren wir durch die Büsche des Poloplatzes gedeckt. Dann kamen wir zu der ebenen Fläche, auf der die grossen Gebäude der Universitätsstadt standen. Ich hielt mich auf ihren linken Flügel zu. Seitdem ich hier den General Kléber zum ersten Male gesehen hatte, in dieser einen Woche, hatte es begonnen, wüst auszusehen. Fenster waren zerbrochen. Aus dem Zement der Plätze hatten Granaten Stellen herausgebröckelt.

Jetzt war es still.

An der Ecke eines Gebäudes lagen zwei Tote auf der Strasse, einer links, der andere direkt dort, wo ich vorbeimusste. Als ich zu ihm kam, konnte ich noch keinen Geruch feststellen. Es war ein kurzer Mann mit einem ruhigen, braungebrannten Gesicht. Zehn Schritt weiter konnte ich alles vor mir übersehen und blieb stehen. Da befand sich eine leichte Senke, die ich mit meinem Bataillon überqueren musste, etwas schräg hinüber zur Casa Velasquez, die drüben hoch emporragte. Kein Mensch war zu sehen. Gerade das zeigte mir die Gefährlichkeit des Geländes. Auch zu hören war nichts.

Hier können wir nur verbluten! dachte ich. Hier komme auch ich nicht wieder!

Ich wandte mich zurück, um auf das Bataillon zu warten.

Wie soll ich hier nur einen vernünftigen Angriffsbefehl geben?

Ich hatte das Gefühl, zu Eis zu erstarren.

«Vorsicht!» rief jemand auf Spanisch von rechts oben. Da war ein Kopf über dem Strasseneinschnitt zu sehen. «Erst gestern ist hier einer gefallen. Dort hinter dem Haus seid ihr in Sicherheit.»

Hinter der Ecke des Hauses liess ich mich auf den Boden nieder und überlegte, ob ich eine oder zwei Kompanien in vorderster Linie einsetzen sollte, und welche? Das war auch eine politische Frage. Als Deutscher durfte ich die Deutschen nicht besonders schonen.

Die Sonne schien schräg auf die Mauer hinter mir, aber sie wärmte nicht.

Weshalb ist noch nichts von dem Bataillon zu sehen? Sind denn die Kompanien falsch gelaufen? Aber das ist doch hier kaum möglich.

Langsam ging ich ihnen entgegen.

Ich erreichte schon die Anlagen des Polofeldes und schritt nun rasch durch die Büsche. Auch da war nichts. Vor dem Klubhaus sah ich schliesslich meine Maschinengewehre. Dort stand auch der Kompanieführer.

«Warum kommt ihr nicht?»

«Wir haben Gegenbefehl bekommen.»

Wieder so ein Eingreifen in die Truppe, ohne den Führer zu benachrichtigen! – Aber da müssen wir vielleicht heute nicht angreifen?

«Was für einen Gegenbefehl habt ihr denn?»

«Das Bataillon Edgar André abzulösen.»

Nun kam auch schon ein Bote von Hans Kahle, ich sollte, wenn möglich, gleich zu ihm vorkommen.

Mein Wagen befand sich unterhalb des Polofeldes in der Allee. Zwischen ihren hohen Bäumen fuhr ich vor. Dort stand auch Hans im gelben Halbpelz, gross und fröhlich.

«Willkommen in Madrid!» rief er. «In Berlin haben wir mit der Feder gearbeitet, jetzt sind wir wieder Soldaten wie im Weltkrieg, – nur diesmal auf der Seite, die für eine gute Sache kämpft!» Dann erzählte er mir, weshalb ich nicht hatte angreifen müssen. Er hatte stürmisch darum gebeten, dass sein erschöpftes Bataillon abgelöst würde. «Ausserdem», sagte er leise, «was für ein Wahnsinn! Ich begreife nicht, wie Kléber dir einen solchen Befehl geben konnte! Ich habe meine Ablösung deshalb so energisch gefordert, weil ich dein Bataillon vor dem Untergang retten wollte.»

Ich legte mich mit dem Stab in ein Häuschen an der Strasse. Es hatte lediglich zwei Räume und war völlig leer. Nach der Erfahrung des Weltkriegs ging ich in dieser ersten Nacht nicht zu den Kompanien vor, sondern liess sie ablösen, wie es kam.

Kaum waren die Kompanien von Edgar André abgezogen, als ein Strom von Freiwilligen in mein Häuschen kam, von denen jeder etwas anderes wollte, was mich als Bataillonsführer nichts anging. Auch das war eine Folge des Einsatzes ohne Ausbildung, dass sie noch nicht wuss-

ten, wer was macht. Sie mussten dazu erzogen werden, sich erst einmal an ihre Gruppen-, Zug- oder Kompanieführer zu wenden.

Gegen Morgen kam ein breiter Mann herein und meldete sich als Führer von zehn Panzern, die mir unterstellt waren, natürlich nur bei Tage, da sie in der Dunkelheit nicht arbeiten können.

In der Morgendämmerung kam der Kaffee vor. Das klappte wenigstens. Ich trank ihn, auf dem kalten Steinboden sitzend. Danach ging ich hinaus. Es regnete. Durch den nassen Wald ging ich zunächst zur deutschen Schützenkompanie in einer Mulde links der Strasse. Rechts senkte sich das Gelände leicht zu einem ganz ebenen Buschwald, in dem nicht weit entfernt der Manzanares fliessen musste. In diesem vermutlich recht feuchten Gebüschstreifen lagen die Garibaldi-Italiener. Aber nichts von ihnen war zu sehen.

Nach vorn wandte sich die Strasse hinauf zu einem Gebäudekomplex. Darin lagen rechts die Balkaner, links die Polen. Ein Teil von ihnen steckte auch in kleinen Schanzlöchern, die ich mir bei Tage nicht ansehen konnte. Mir gefiel diese vordere Linie nicht. Sie war unübersichtlich. Dazu lagen in den Gebäuden viel zu viel Menschen auf kleinem Raum zusammen. Eine richtige Feuerlinie fehlte zum Teil auch. Da gab es nur einzelne Löcher in den Mauern, durch die man schiessen konnte.

Ich ging durch den Regen zurück zu meinem Häuschen, um einen Teil des Nachtschlafs nachzuholen, und legte mich zwischen andere Schläfer auf den kalten Steinboden, fröstelnd vor Nässe.

Pünktlich zu Mittag kam das Essen von Buena Vista vor. Es liess sich bei Tage gut in die Stellungen vorbringen, ausser für einen der Polenzüge.

Gerade nahm ich den Löffel in die Hand, um etwas zu essen, da kam Beimler, und wir hatten einiges zu besprechen. Als ich mich schliesslich wieder meinem Teller zuwandte, war die Suppe kalt. Trotzdem wollte ich sie essen. Da kam Arnold Geenes, stellte sich stramm vor mich hin und meldete in seinem fliessenden Deutsch: «Bei den Engländern befindet sich der Sohn eines Lords. Nun verlangt Seine Lordschaft», er lachte über diesen geschwollenen Ausdruck, «sein Sohn sollte nach England zurückkommen und nicht weiter hier bei den Roten kämpfen.»

«Und was sagt der Sohn dazu?»

«Er sagt, die Roten gefielen ihm gerade, und er bliebe da.»

Die Tür wurde aufgerissen, und ein kleiner, breiter Mann stürzte herein. «Vorn», sagte er hastig auf Jiddisch, «ist schwerer Beschuss!»

«Wo?»

«Vor allem auf die Häuser, wo die Balkan-Kompanie liegt, aber auch bei den Polen.»

Ich ging mit Beimler hinaus, und wir horchten in den Wald. Man hörte die Einschläge der Granaten.

«Fahren wir vor!»

Beimler war einverstanden. Wir krochen in das kleine Auto und fuhren rasch die Strasse vor. In der Kurve, wo es hoch ging, stiegen wir aus und liefen die Strasse hinauf. Da lagen die Häuser ziemlich dicht vor uns. Viel Rauch war nicht zu sehen, aber die schweren Explosionen waren für das Ohr umso eindrucksvoller.

Ich bat Beimler, hierzubleiben. Aber er bestand darauf mitzugehen.

Dicht hinter dem einen Hause standen einige Freiwillige mit ihrem Gepäck.

«Schickt mir mal euren Kompanieführer her!» sagte ich einem. Der kam auch gleich darauf heraus. Ich ordnete an, er sollte die Häuser bis auf einige Posten räumen und die Posten alle halben Stunden ablösen, bis das Artilleriefeuer vorbei wäre. Die zurückgezogenen Züge sollte er hinter den Häusern verteilen, wo es nicht hin schoss. Nachdem ich dasselbe auch bei der Balkan-Kompanie angeordnet hatte, ging ich mit Beimler zurück.

In meinem Häuschen verlangte ich nach meinem Essen. Aber es war nicht mehr da.

Beimler fuhr nach Madrid zurück, und ich legte mich schlafen, auch weil ich Hunger hatte.

Nach einiger Zeit weckte mich lautes Sprechen und Herumtrampeln wieder auf. «Der Kompanieführer ist tot und auch der Politkommissar», sagte jemand mit scharf rollendem R.

Ich fuhr hoch: «Welcher Kompanieführer?»

«Der von den Polen. Auch alle Zugführer sind weg!»

«Nicht nur das!» rief ein anderer. «Auch die Balkan-Kompanie hat schwere Verluste und die Häuser verlassen!»

Ich sprang auf, bedeutete meinen beiden Offizieren, dass sie mitkämen, und wir rannten aus dem Hause. Gleich darauf sassen wir im Auto und sausten vor.

Schon nach einer Minute trafen wir auf die ersten Freiwilligen, die uns entgegenkamen. Es war recht dunkel unter den Bäumen, oder war es schon die Abenddämmerung?

«Wo sind die andern?» fragte ich auf Russisch.

«Da vorn.»

Im Düstern einer Waldesschlucht drängten sie sich. Alle schrien durcheinander.

«Gibt es hier einen Zugführer?» wollte ich rufen, aber ich konnte mit meiner heiseren Stimme den Lärm nicht durchdringen.

«Alle Zugführer sind tot!» sagte jemand auf Russisch.

«Einen Gruppenführer?»

«Hier!»

«Du sammelst alle! Ich löse eure Kompanie sofort durch die deutsche Kompanie ab. Die politisch Erfahrensten müssen neue militärische Führer und Politkommissare bestimmen. Zeit dafür bis morgen Mittag.»

Ich rannte weiter. Bei der Balkan-Kompanie war die Verwirrung nicht so gross. Dort war schon ein energischer Zugführer dabei, die Kompanie zu ordnen. Er aber konnte keine Sprachen. Das war ja überhaupt die Schwierigkeit dieser Kompanie.

Nun lief ich zur deutschen Kompanie weiter. Unterwegs traf ich den Reserve-Maschinengewehr-Zug. Den nahm ich gleich mit zu den Deutschen, die in der Reservestellung lagen, und bei denen jeder die Lage zu begreifen schien. Sie hatten aber auch mehr militärische Erfahrung.

«Ihr», befahl ich dem Kompanieführer, «geht sofort zum Gegenangriff über. Darunter verstehe ich aber nicht ein allgemeines Vorstürmen, sondern ihr tastet euch vor und besetzt alles, was sich ohne grosse Verluste wieder nehmen lässt. Dann werden wir weitersehen. Ich bleibe jetzt hier. – Habt ihr etwas von den Maschinengewehren gesehen, die vorn standen?»

«Sie scheinen bei dem allgemeinen Zurückweichen auch fort zu sein. Ein Maschinengewehr steht dort verlassen.» Er deutete auf einen Hügel dicht vor uns, den man im Dämmerlicht gerade noch sehen konnte.

«Ich werde es wieder besetzen lassen. Jetzt Gegenangriff! Aber ich wiederhole noch einmal: Kluges Vortasten von Punkt zu Punkt und kein schematisches allgemeines Vorstürmen in diesem komplizierten Gelände!»

Während der deutsche Kompanieführer seine Zugführer zusammenrief, schickte ich aus, nach dem Kompanieführer der Maschinengewehre zu suchen.

Als die deutschen Zugführer kamen, fand ich sie ruhig, ja beinah froh, dass sie einen solchen Auftrag hatten.

Nun kam auch der Führer der Maschinengewehre an. Er sah betreten aus. Ich machte ihm aber keine Vorwürfe, weil ich ihn nicht davon ablenken wollte, dass er sofort handeln sollte. So gab ich ihm den Befehl, dem Angriff der deutschen Kompanie einen Rückhalt zu geben und dazu

eine Maschinengewehrlinie hinter der vortastenden Kompanie aufzubauen.

Er hörte sich das mit düsterem Blick an und platzte heraus: «Das wäre aber nicht geschehen, wenn nicht die Panzer gekommen wären! Wir haben ja keinen Schutz dagegen!»

«Faschistische Panzer haben hier angegriffen?» fragte ich erstaunt.

«Das ist es ja gewesen! Als der Politkommissar der Polen einen Panzer auf seine Stellung zukommen sah, sprang er mit einer Handgranate aus der Deckung heraus und wollte sie dagegen schleudern. Aber der Panzer schoss, und der Politkommissar stürzte! Andere haben ebenfalls versucht, Handgranaten zu werfen, und sind natürlich auch gefallen. – Wenn diese Genossen – ich meine die Polen – nicht so unglaublich tapfer gewesen wären, hätten sie noch jetzt ihre Führer und Politkommissare! Da wäre es wohl auch nicht zu der Panik unter ihnen gekommen.»

Erst jetzt begriff ich, was geschehen war, und mir grauste vor der Folge des Mangels an Ausbildung bei diesen prachtvollen Genossen! Die faschistischen Panzer waren zwischen der Universitätsstadt und unsern Häusern vorgebrochen und uns in die Flanke gekommen. Dort standen Antitankgeschütze, aber unter einem spanischen Hauptmann, von dem mir Hans gesagt hatte, er misstraue ihm und glaube, er hätte seine Geschütze absichtlich unbrauchbar gemacht. Wo sich die Bedienungen befanden, als die faschistischen Panzer angriffen, war nicht festzustellen.

Ich beobachtete die Bewegungen der deutschen Kompanie. In kleinen Gruppen schoss sie sich geschickt zu den Häusern vor und liess mich bald fragen, ob sie die Gebäude wieder nehmen sollte.

Ich liess ihr sagen: «Nein, heute nicht. Das Bataillon ist durch den Panzerangriff und den Verlust fast aller Offiziere zweier Kompanien zu sehr geschwächt, als dass wir riskieren könnten, unter Umständen auch noch bei der einzigen unversehrten Schützenkompanie schwere Verluste zu bekommen.»

Einen grossen Teil der Nacht durch dauerten die Verhandlungen darüber, wer bei den Polen und Balkanern Führer und Politkommissar werden sollte.

Gegen Morgen kamen der neue Kompanieführer und der Politkommissar der Polen zu mir. Das war ein schwerer Mann von vielleicht vierzig Jahren.

Da er weder Deutsch noch Russisch konnte, musste mir alles übersetzt werden. Er stand vor mir und blickte zu Boden. «Genosse», sagte er, «un-

sere Kompanie ist nicht mehr, was sie war. Das ist ein zu schwerer Schlag gewesen. Niemand von denen, die übriggeblieben sind, kann die ersetzen, die heute fielen.» Er schlug die Augen auf und blickte mich gerade und ernst an. «Wir können es verstehen, wenn du kein Vertrauen mehr zu uns hast. Du kannst keins mehr haben, weil heute die Besten gefallen sind. Und wir...?» Er zuckte die Achseln. «Aber ich möchte dich um etwas bitten.»

«Was?»

«Sieh mal: Wir sind heute ausgerissen. Wenn das die Vertretung unserer Partei in Paris hört, so wird sie sich wegen uns schämen. Das wäre aber für die Arbeiterbewegung in Polen schlimm. Du musst bedenken, wie schwer wir dort gegen die reaktionäre Regierung kämpfen.»

Ich war überwältigt und ergriff seine Hand. «Ich weiss, wer ihr seid, und welcher Geist euch treibt. Nie werde ich euer Zurückweichen ein Ausreissen nennen! Die Beurteilung dessen, was hier geschah, ist aber nicht meine Angelegenheit, sondern die des Politkommissariats. Das wird jedoch nichts tun, was eurer Partei schaden kann.»

Er hatte noch meine Hand in seiner und drückte sie, dass es schmerzte. Er verstand mich. Und doch war ich unzufrieden mit mir, weil ich ihm nicht noch wärmer geantwortet hatte. Wie aber sollte ich die Achtung ausdrücken, die ich diesen geraden polnischen Genossen gegenüber empfand?

Wir wurden von General Lukácz unterbrochen. Mit ihm fuhr ich vor, weil er es wünschte, obwohl man in der stockfinsteren Nacht nichts sehen konnte. Dann standen wir irgendwo im Regen, und ich berichtete ihm von dem Panzerangriff und den Verlusten.

«Morgen Vormittag», sagte er, «nimmst du die Häuser wieder. Dazu stelle ich dir zehn Panzer zur Verfügung.»

«Die werden mir wenig nützen», entgegnete ich, «weil ich keinen Gegner im freien Gelände vor mir habe.»

Schliesslich, lange nach Mitternacht, kam ich in mein Häuschen zurück und verlangte zu essen.

«Jetzt ist nichts mehr da», antwortete ein Deutscher.

«Das heisst», presste ich heraus, «dass hier derjenige nichts bekommt, der am meisten arbeitet? Das ist ja ein schöner Stab!»

«Das geht wirklich nicht so weiter», sagte der breite polnische Jude. «Ich habe wenigstens noch etwas Brot. Nimm das!» Leider machte mich sein Stückchen Brot nicht satt. Dazu fror ich, weil meine Sachen nass waren. Wie musste das erst draussen im Walde sein, wo die Polen- und die Balkan-Kompanie ohne jeden Schutz lagen!

Am folgenden Tage, dem 21. November, regnete es noch immer. Ich ging zu den Kompanien vor. Die Feuchtigkeit und Kälte schien alle gelähmt zu haben. Einige Ungarn hockten unter Bäumen, von denen es tropfte. Wie lange werden sie das noch aushalten?

Bei der deutschen Kompanie liefen die Engländer eifrig herum. Sie waren dabei, sich etwas zu kochen. Munter sahen sie aus und nickten mir zu.

Ich gab die Anweisungen für die Wiedereinnahme der gestern verlorenen Häuser.

10.45 Uhr zog sich ein Zug durch eine schmale Schlucht vor. Vom eigentlichen Kampf konnte ich nichts sehen, hörte nur Schiessen und Geräusche, die von Handgranaten kommen konnten. Ich war sehr unruhig. Wenn meine letzte verwendungsfähige Kompanie starke Verluste hat!

Da kam von links einer die gebogene Strasse heruntergerannt. Atemlos stellte er sich vor mich und stiess hervor: «Wir haben sie!»

«Wen?»

«Die ganzen Häuser links.»

Von rechts unten kam ein Bote herauf und meldete, dass sie das feste Haus, es hiess Palacete, nicht hätten einnehmen können. «Wir haben Verwundete, auch bei den Maschinengewehren zwei Schützen.»

Nun erschien auch der Führer der deutschen Kompanie: «Soll ich das festungsähnliche Haus rechts noch einmal angreifen lassen?»

«Nein, es ist eine alte militärische Regel: Wenn man einmal an einer Stelle zurückgewiesen ist, nie wieder in derselben Weise angreifen! – Lass links die Hausverteidigung einrichten!»

Gegen Abend wurde gemeldet, dass es in den heute wiedergenommenen Häusern brannte. Bevor ich etwas anordnen konnte, kam aber ein weiterer Bote: «Der Regen giesst so, dass er das Feuer wieder gelöscht hat.»

Am Nachmittag des nächsten Tages befahl Lukácz, wir sollten am folgenden Morgen um sieben Uhr das burgartige Haus Palacete wiedernehmen, mit Unterstützung von drei Panzern.

Noch immer hatte ich keinen wirklich guten Überblick über das Häusergewirr da vorn. Da waren Ställe und Schuppen mit Wohnräumen wirr durcheinandergebaut. Dort lag jetzt die Balkan-Kompanie, weil sie in den letzten Tagen so elend durchnässt worden war, dass ich ihr einmal ein paar Nächte unter Dächern verschaffen musste. Zu ihr ging ich vor und liess mich durch das Gewirr der Gebäude führen. Dabei kam ich in ein Zimmer, in dem sich mehrere Jugoslawen befanden. Einer beobachtete

durch ein Loch in der Mauer das Gelände. Ich wandte mich an einen anderen und sagte auf Russisch: «Hör mal...»

Er unterbrach mich: «Ich verstehe Deutsch.»

«Gut. Ich möchte eine Skizze des Geländes haben. Gibt es unter euch einen, der etwas zeichnen kann?»

«Bei uns können das eigentlich alle gut.»

Erstaunt fragte ich: «Alle? Das kommt selten vor.»

«Ja, aber in unserer Gruppe sind allein sechs Ingenieure.»

Ich blickte ihn wohl etwas dumm an. Er begann zu lächeln: «Ja, Jugoslawien hat seine Intelligenz hergeschickt, nachdem sie der König vertrieben hatte.»

Nachdenklich kehrte ich von diesem Gang zurück.

Als ich in mein Häuschen kam, sassen Beimler, Schuster und die Politkommissare der Polen und Balkaner auf meiner Matratze.

Beimler wandte sich zu mir: «Kannst du den Angriff auf Palacete, der morgen stattfinden soll, militärisch verantworten?»

«Wir wissen nicht, wie stark Palacete besetzt ist. Mir scheint deine Frage aber viel weniger militärisch als politisch zu sein. Eben traf ich in einer einzigen jugoslawischen Gruppe sechs Ingenieure. Dürfen wir solche Spezialisten in der Weise einsetzen, wie man es in einer gewöhnlichen Armee tun würde?»

«Ja», antwortete Beimler, «das ist die Frage, die wir hier gerade behandeln. Hältst du von diesem Gesichtspunkt aus den Angriff auf Palacete für angebracht?»

«Wir sollten diesmal versuchen, mit Panzern den Eintritt in den Hof des Gebäudes zu erzwingen. Wenn die Panzer hineinkommen, so sollten wir mit dem Angriffstrupp weiter vorstossen, zumal die deutsche Kompanie, die ich allein dazu verwenden kann, im Vorgehen von Zimmer zu Zimmer Erfahrung hat. Wenn es aber nicht sofort gelingt, den Eintritt in den Hof zu erzwingen, so sollte man den Versuch nicht wiederholen.»

Meine Auffassung wurde angenommen. Dann besprachen die Politkommissare noch eine Anzahl anderer Punkte, so dass die Sitzung bis tief in die Nacht hinein dauerte. Schliesslich blieben nur noch wenige Stunden Schlaf bis zum Angriff.

Als ich um sieben Uhr morgens vorn eintraf, war die deutsche Kompanie zum Sturm bereit. Aber die Panzer fehlten noch.

Es wurde 8.30 Uhr, bis sie in der Deckung der Häuser links bereitstanden. Ihr Weg zum Tor von Palacete war kurz. Sie sollten so schnell erscheinen, dass die Faschisten nicht Zeit hatten, sich bereitzumachen. So kämen unsere Schützen hinter den Panzern sofort in das Haus.

Die Panzer fuhren los, ein Stosstrupp hinterher. Aber einer der Panzer schied nach rechts aus. Dadurch wurde der dritte aufgehalten. Nur der erste kam in den Toreingang hinein und schoss. Plötzlich aber brannte er. Die Klappe an der Seite öffnete sich. Die Bedienung sprang heraus und rettete sich um die Hausecke. Der Stosstrupp rannte am brennenden Panzer vorbei in den Hof. Wir hörten Schüsse. Gleich darauf kamen die Leute des Stosstrupps wieder und stützten einen Verwundeten.

Nun erfuhren wir von den Panzerbedienungen, dass der zweite eine Ladehemmung gehabt und deshalb ausgeschieden war. Im Hause schien ein Antitankgeschütz zu stehen, das den ersten Panzer in Brand geschossen hatte. Die Panzerleute wollten nicht noch einmal angreifen, weil der brennende Stahlkoloss den Eingang zum Hof versperrte.

Ich liess dem General melden, dass der Angriff missglückt wäre und ein neuer wenig Aussicht auf Erfolg hätte. Darauf fuhr ich zu meinem Häuschen zurück.

Gerade wollte ich frühstücken, als ein Läufer hereingestürzt kam: «Die Balkan-Kompanie hat die Häuser links geräumt!»

«Ist sie angegriffen worden?»

«Ich weiss es nicht.»

Wieder fuhr ich vor.

Wirklich waren die Faschisten vorn eingedrungen. Ob das aber viele gewesen waren oder nur eine Patrouille, liess sich nicht feststellen.

Während ich noch mit dem Kompanieführer sprach, kam Pacciardi angeschlendert und fragte etwas überheblich: «Weshalb hast du Palacete nicht genommen?»

Ich musste ihm das neue Unglück mitteilen. Da schlug er vor, er wollte mit seinen Italienern von rechts her angreifen, während wir von links kämen und vor allem die zu Mittag verlorenen Häuser wiedernähmen.

Der gemeinsame Angriff fand 16.45 Uhr statt. Was die Italiener dabei erreichten, liess sich von uns aus nicht feststellen. Jedenfalls nahm die deutsche Kompanie die Häusergruppe links wieder ein. Dabei wurde ein Zugführer verwundet. Er hatte einen Brustschuss erhalten, ein ziemlich schwerer Fall.

Nun trat eine Beruhigung ein, und in der Nacht blieb es still.

Das Zurückweichen der Balkaner hatte mir gezeigt, wie dringend das Bataillon einer gründlichen Reorganisation bedurfte, und ich bat Louis Schuster, zum Politkommissar der Brigade zu gehen, um unsere Ablösung zu erreichen. Im Laufe des Vormittags rief mich Kléber zu sich.

Er trank in der Halle des Poloklubs Kaffee und lud mich ein, mitzutrinken. Neben ihm sass sein Adjutant, der junge, blonde Duran. Er war der Sohn eines Spaniers und einer Engländerin und sprach vorzüglich Englisch und auch Französisch. Von Beruf war er Komponist.

«Wir haben noch etwas Zeit, bis Hans Kahle kommt», sagte Kleber. «Sag mal, wofür hältst du mich eigentlich? Für welche Nation?»

«Du sprichst Deutsch wie ein Deutscher. Die Kanadier sind stolz auf dich und behaupten, du gehörtest zu ihnen. Französisch sprichst du perfekt und hast dir den Namen eines französischen Generals der Zeit der Grossen Revolution beigelegt. Russisch sprichst du vorzüglich, und Ungarisch sollst du auch können. Also musst du wohl aus dem Gebiet des alten Österreich stammen.»

Er lächelte, verriet aber seine Nationalität nicht.

Da trat Hans ein, frisch und rasiert wie immer. Wir besprachen die Ablösung. Noch waren wir nicht weit gekommen, als Duran eilig herantrat und auf Englisch sagte: «Die Polen-Kompanie des Bataillons Thälmann geht zurück!»

Ich erschrak und sagte: «Bitte, lass mich sofort vor!»

Kleber war einverstanden. Ich rannte zu meinem Wagen und sauste zu der Linie meiner Reservekompanie. Dort verliess ich das Auto und stieg eilig die Strasse hinauf. Hier war keine Aufregung zu bemerken. Nur hörte ich ein Gequieke wie von Schweinen.

Als ich oben die Häuser zu Gesicht bekam, erwartete ich, zurückgehende Polen zu sehen. Aber da stand eine ganze Gruppe Lastwagen und bei ihnen der lachende Verpflegsoffizier. Leute gingen in die Häuser hinein und zerrten fette Schweine heraus, die so quiekten.

«Man hat mich gerufen», quetschte ich hervor, «weil...»

«Wir holen das Vieh heraus», rief der Verpflegsoffizier vergnügt, «bevor es von einem neuen Artilleriebeschuss erschlagen wird. Man wird es nach Madrid bringen und der Regierung zur Verfügung stellen. Das hier war eine Musterfarm.»

«Aber die Polen-Kompanie?» fragte ich ungeduldig.

«Das ist nur halb so schlimm. Sie haben ein oder zwei Zimmer verloren. Von einem allgemeinen Zurückgehen ist keine Rede.»

Ich liess mir den Führer der Polen-Kompanie holen und bemerkte in der Besprechung mit ihm, dass er nicht der richtige Mann war. Vielleicht hatte er einen guten Willen, aber er besass nicht die nötige Erfahrung. Da nun der neue Führer der Balkan-Kompanie Gutes versprach, gab ich ihm den Auftrag, die Polen abzulösen und zu erkunden, ob die verlorenen Zimmer ohne grosse Verluste wiedergenommen werden könnten.

Unterdessen sah ich mir das Verladen der Schweine und des übrigen Viehs an, das von den Deutschen mit viel Hallo nur hundert Meter von dem Fleck entfernt vor sich ging, wo wir die Faschisten hinauswerfen mussten. Es war eine tolle Lage. Plötzlich kam der Führer der Balkaner aus dem Hause gestürzt. Zunächst dachte ich an etwas Schlimmes, was passiert sein konnte. Aber sein Gesicht sah fröhlich aus. Wir konnten uns ohne Dolmetscher nicht verständigen, und so dauerte es eine Zeit, bis ich erfuhr, was nun wieder geschehen war.

«Ich habe», liess er mir sagen, «die verlorenen Zimmer wiedergenommen, – fast durch einen Zufall. Meine Freiwilligen, die das Gebäude nicht so kannten, gingen durch eine Tür und standen Faschisten gegenüber. Die rissen sofort aus.»

So ging dieser Tag noch gut, ja lustig aus. Aber ich war doch sehr zufrieden, als wir am nächsten Morgen, dem 25. November, von dem Bataillon Edgar André abgelöst wurden.

Umformierung der Elften Brigade

25. November bis 31. Dezember 1936

Nach der Ablösung zog ich in ein Haus in Buena Vista. Als ich in den kleinen Schlafraum trat, schüttelte es mich vor Frost. Das war wohl nicht nur die Kälte, sondern noch mehr die Erschöpfung. Denn die Offiziere meines Stabes hatten bisher versagt, ausser dem Verpflegsoffizier, der sich grosse Mühe gab und auch Geschick für sein Amt besass.

Ich ging in der Stube umher, fasste Papiere an und liess sie wieder liegen, ohne mir klarzuwerden, was meine nächsten Pflichten waren.

Da kam der Arzt.

Nach den ersten Worten, die ich herauspresste, sagte er: «Mit deiner Stimme ist es noch schlimmer geworden. Ich bin kein Spezialist für Rachen und Ohren. Wir sollten dich zu einem richtigen Facharzt bringen. Vor allem gehörst du ins Bett.»

Zu Mittag weckte mich ein angenehmer Geruch von gutem Essen. Dann öffnete sich die Tür, und jemand blickte herein, einen Teller in der Hand.

«Ist das nicht Schweinefleisch?» fragte ich.

«Ja, es ist von einer der Säue vorn aus der Musterfarm. Sie ist beim letzten Beschuss durch eine Granate erschlagen worden.»

Mir schmeckte es vorzüglich. Dann wurde ich gleich wieder müde und schlief, bis gegen Abend Hans Kahle kam. Er setzte sich munter auf einen Stuhl: «Weisst du schon von den grossen Veränderungen? Der General Kléber ist Abschnittskommandeur im Bereich anschliessend an den Manzanares. Da kann er die Elfte Brigade nicht nebenbei führen, sondern die muss ein anderer übernehmen. Zur Diskussion stehen wir beide. Eben komme ich von Beimler. Er meint, wir sollten die Führung der Elften Brigade gemeinsam übernehmen, und ich soll dich fragen, ob du einverstanden bist, wenn ich Brigadeführer und du Stabschef wirst. Ich bin zwar der Jüngere, aber bei der Führung eines Stabes arbeiten ja Führer und Stabschef kameradschaftlich zusammen.»

«Sag Beimler, dass ich mit dieser Lösung einverstanden bin. Aber wer soll mein Nachfolger als Führer des Bataillons Thälmann werden? Nicht ein einziger von meinen Offizieren hat das Zeug dazu.»

«Ähnlich ist es beim Bataillon Edgar André. Aber was hilft das? Ich habe mit Beimler noch über ein anderes Problem gesprochen. Wir leiden alle darunter, dass sich so viele Nationen in einer militärischen Einheit befinden. Es wäre besser, die beiden deutschen Bataillone unter der neuen deutschen Führung in der Elften Brigade zu vereinigen. Wieviel einfacher ist es dann, Befehle zu geben. Als Ersatz für das Bataillon Thälmann könnte die Elfte Brigade alle Polen und Balkaner an die Zwölfte abgeben. Dagegen sträubt sich nur André Marti in Albacete, der ja unsere Schwierigkeiten an der Front nicht kennt und die babylonische Sprachverwirrung durchaus aufrechterhalten möchte. Er sagt, die Mischung der Nationen ergäbe erst eine wahrhafte internationale Solidarität. Aber gerade unsere proletarischen Genossen sprechen meist nur eine, höchstens zwei Sprachen und sind daher entschieden für die Zusammenlegung der Nationen. Hoffentlich gibt André Marti seinen Widerstand gegen unsere Lösung auf.»

Am folgenden Nachmittag holten mich zwei Ärzte und packten mich wie ein kleines krankes Kind, in Decken gewickelt, in den Wagen, als ob ich nicht in demselben Zustand noch vor zwei Tagen das Bataillon an der Front geführt hätte.

Wir fuhren nach Madrid hinein zu einem Arzt, der mir mit einem komplizierten Gerät mit Spiegeln und Lämpchen in den Hals hineinleuchtete. Seine Diagnose war, dass ich nichts hätte als einen recht heftigen Kehlkopf-Katarrh und mindestens acht Tage völlige Ruhe brauchte.

Als ich von den Ärzten wieder wie ein Säugling in mein Bett in Buena Vista gepackt worden war, kam Louis Schuster und brachte die Nach-

richt, dass Ribbentrop und der japanische Botschafter gestern in Berlin den Antikominternpakt unterzeichnet hätten.

«Hat das nach deiner Meinung für uns eine Änderung zur Folge?» fragte ich.

«Das nicht, aber wir sehen noch klarer, dass die faschistische Einmischung in Spanien der Auftakt zu einem zweiten grossen Krieg ist, der sich hauptsächlich gegen die Sowjetunion richten wird. Dabei kommt es den Faschisten sehr ungelegen, dass wir hier so wirksamen Widerstand leisten. So muss man auch unsere Verluste betrachten. Uns wird es sehr schwer, an der gefährlichsten Stelle Spaniens unsere besten Genossen einzusetzen. Aber hier fallen sie doch nicht wie in den Konzentrationslagern für nichts, sondern bisher haben wir standgehalten. Der Widerstand von Madrid begeistert die demokratische Welt, weil er beweist, dass die Faschisten nicht unbesiegbar sind.»

Acht Tage völlige Ruhe sollte ich haben. Aber wie konnte davon die Rede sein? Am 29. November wollten Hans Kahle und ich von General Kleber die Geschäfte der Elften Brigade übernehmen. Als wir zu seinem Stabsquartier kamen, herrschte dort Aufregung. Gerade war ein neuer Angriff der Faschisten gemeldet. Das Bataillon Edgar André hatte das burgartige Gehöft Palacete zwar vor einigen Tagen eingenommen, eben war es aber erneut verlorengegangen.

Sofort fuhren Hans und ich vor und bis dicht hinter die Schützengräben. Dort blieben wir eine Weile, fanden aber die Lage nicht gefährlich.

Das war der letzte Angriff der Faschisten an dieser Stelle. Augenscheinlich gaben sie es endlich auf, hier durchzukommen, und würden es vermutlich woanders erneut versuchen, vielleicht jenseits des Manzanares.

Am 30. November hatte man mir gerade etwas zu essen gebracht, als ein Läufer hereingestürzt kam: «Beimler soll tot sein!»

Ich legte den Löffel zur Seite. Ich war sehr bestürzt, dass der so gerade denkende Beimler gefallen wäre.

Nach einiger Zeit erfuhr ich Genaueres: Richard, der vorläufige Führer des Bataillons Thälmann, war mit den beiden Politkommissaren Beimler und Louis Schuster nahe dem Gehöft Palacete vorgekrochen, als zwei Schüsse fielen.

Beimler soll: «Rot Front!» gerufen haben und regte sich nicht mehr. Aber auch der gute, milde Louis Schuster war gefallen. Mit ihm hatte mich eine richtige Freundschaft verbunden.

Zu den Begräbnisfeierlichkeiten für Beimler ging Hans Kahle, während ich im Stabe blieb. Madrid hat Beimler eine gewaltige Totenehrung

bereitet. Er war der erste hohe Politkommissar, der fiel, der politische Leiter aller deutschen Freiwilligen in Spanien.

Am 4. Dezember übernahmen Hans und ich endgültig von General Kléber die Führung der Elften Internationalen Brigade. Sie hatte nun diese Zusammensetzung:

1. Bataillon «Edgar Andre» unter Hauptmann Völkel
2. Bataillon «Commune de Paris» unter Major Dumont
3. Bataillon «Thälmann» unter Richard Staimer, der zum Hauptmann befördert wurde
4. Bataillon Asturias-Heredia

Das vierte Bataillon gehörte zu den besten spanischen und bestand hauptsächlich aus asturischen Bergarbeitern. Hans Kahle sprach fliessend Spanisch und bemühte sich sehr um dieses Bataillon, das schlecht organisiert war. Abgesehen davon, dass es militärisch viel lernen musste, erhielten die Mannschaften nicht zur rechten Zeit zu essen, manchmal auch gar nicht. Da sandten wir den Intendanten der Brigade, den französischen Major Dupré hin, der ihnen nun regelmässig Lebensmittel lieferte und ihnen half, den Küchendienst zu organisieren. Das gefiel dem Bataillon, und zum Dank schenkte es unserem Brigadestab zwei Küchenjungen.

Hans nahm das Geschenk lachend an und sagte: «Das sieht ja aus wie in den Zeiten der Leibeigenschaft, wo man noch Menschen verschenkte! Aber konnte ich es zurückweisen?»

An einem dieser Tage kam ich an unserer Küche vorbei und sah darin die beiden Küchenjungen beim Zuputzen von Gemüse stehen. Der eine war ältlich, der andere sehr jung. Beide hatten bunte Wollmützen auf dem Kopf mit einer Wollkugel oben, wie sie Kinder tragen. Die hatte die spanische Armee bei ihrem Mangel an richtigen Uniformen geliefert. Der Jüngere war ein ungewöhnlicher Mensch. Das einzige Grobe an ihm waren seine grossen Arbeitshände. Sonst hatte er eine schlanke Figur und ein schönes Gesicht mit sehr feinen Zügen.

Gerade, als ich noch hineinblickte, kam unser Postmeister mit seinem Briefsack gegangen. Das war ein freundlicher, noch junger Jude aus Bessarabien, der fast alle Sprachen konnte, die bei uns vorkamen. Deshalb hatten wir ihn zum Postonkel gemacht.

Er blieb stehen und sagte: «Der eine von den beiden Küchenjungen, der schlanke dort mit dem hübschen Gesicht, hat uns gestern alle in Erstaunen gesetzt. In der Küche war eine so miese Stimmung über den Ausgang des Krieges aufgekommen. Auf einmal fängt der junge Kerl an zu reden! Ich sage dir, mit einer Klarheit! Wir waren ganz platt.

Er ist Kommunist und weiss, was er will. Da habe ich ihn ausgefragt. Er heisst Antonio Poveda und ist vom Dorfe. Noch als halbes Kind ist er nach Madrid. Dort hat er angefangen zu arbeiten und war mit erst neunzehn Jahren schon der Besitzer einer der gutgehenden Volksweinstuben. Seine ganze Familie hat er damit durchfüttern können.»

«Älter als Zwanzig kann er heute noch nicht sein. Aber was ist das für eine merkwürdige Auswahl, uns einen so tüchtigen Burschen ausgerechnet als Küchenjungen zu senden!»

Im Weitergehen dachte ich: Unser grosses Problem hier in Spanien ist die rasche Ausbildung begabter Leute als militärische Führer. Wie hilflos waren wir, als bei den Polen und Balkanern die Kompanie- und Zugführer fielen! Man müsste Kommissare haben, die aufpassen, wo sich Persönlichkeiten mit besonderen Fähigkeiten zeigen. Ich werde das dem Politkommissariat vorschlagen.

Am folgenden Tage wurde Louis Schuster beerdigt. Ich fuhr zum Friedhof und stand in der Kapelle eine Zeitlang als Ehrenwache neben dem Sarg. Mir ging dieser Tod so nahe, dass ich nichts um mich herum sah und nachher im Bett gleich wieder über meinen Vorschlag schrieb, Kaderkommissare einzusetzen, nur um nicht vom Schmerz über den Tod Louis Schusters übermannt zu werden, der nichts als seine Pflicht gekannt hatte, als Mensch und als Genosse.

An einem der nächsten Tage fand eine Sitzung aller Politkommissare der Brigade statt, zu der man mich gebeten hatte. Den Vorsitz führte der neue Kommissar der Brigade, Artur Dorf, ein kräftiger Mann mit sehr roten Backen und tiefblauen Augen. Er gab mir das Wort zur Erläuterung meines Vorschlags über die Kaderkommissare.

«Genossen», sagte ich mit meiner noch immer schwer heiseren Stimme, «die alten monarchistischen und bürgerlichen Armeen besitzen Personalreferenten. Aber die kümmern sich nur um die Offiziere, weil in ihnen der gewöhnliche Mann nichts gilt und auch nichts werden soll. Uns aber ist jeder gleich wertvoll, und jeder kann alles werden. Daher müssen wir Personalreferenten haben, die alle Freiwilligen kennen. – Ich habe mir schon den Kopf darüber zerbrochen, wie man sie benennen soll. Da wir an das Wort Kader für unsere Funktionäre gewöhnt sind, so können wir die Personalreferenten Kaderkommissare nennen. Damit soll auch betont werden, dass sie nicht nur Strafregister führen und dem Schlechten an manchen der Freiwilligen nachspüren, sondern vor allem das Gute bei ihnen herausfinden sollen. Wenn dann eine solche Katastrophe eintritt, wie neulich beim Tode so vieler polnischer und balkanischer Offiziere

und Kommissare, so könnten Kaderkommissare dieser Nationen sofort mit einiger Sicherheit sagen, welche Freiwilligen als neue Führer in Frage kommen. Ich will euch noch ein Beispiel bringen: Das Bataillon Asturias-Heredia gibt unserm Brigadestab zwei Küchenjungen. Dann erst stellt sich heraus, dass der eine von ihnen, Antonio Poveda, ein politischer Kopf und guter Redner ist. Das Bataillon hat seine Leute nicht gekannt. Deshalb bin ich für die Einrichtung einer Kaderorganisation bis hinunter zur Gruppe oder mindestens zum Zuge. Die dortigen Kaderkommissare können für ihren Dienst nicht völlig freigestellt werden, sondern müssen mitkämpfen. Erst die höheren Kaderkommissare sind nicht Kämpfer mit der Waffe.» Mein Vorschlag wurde beinahe ohne Diskussion angenommen. Als Kaderkommissar der Brigade schlug man Hauptmann Albert Denz vor, einen ruhigen und klugen Mann aus dem Ruhrgebiet.

Die Einrichtung der Kaderkommissare wurde bald auch bei anderen Brigaden eingeführt und verbreitete sich über alle Internationalen, so dass in Albacete das zentrale Kaderkommissariat entstand, das nun über jeden ausländischen Freiwilligen in Spanien Auskunft geben konnte. Das war nicht so schwer, wie es zunächst erscheint. Denn mehr als 30'000 Freiwillige waren zur gleichen Zeit nie im republikanischen Spanien, wenige im Vergleich zu den viel höheren Zahlen der faschistischen Interventionstruppen, besonders der Italiener Mussolinis.

Da es an der Front ziemlich ruhig geworden war, beschloss man, die Internationalen Brigaden aus den vorderen Linien herauszuziehen, um sie als Reserve für alle Fälle bereit zu haben. Daher mussten wir durch spanische Truppen abgelöst werden und erwarteten sie für den 6. Dezember. An diesem Nachmittag traf der spanische Brigadeführer bei unserm Stabe ein. Wir liefen hinaus zu seinem Wagen, um ihn nett zu begrüssen. Da war es ein alter Bekannter, Gallo (Luigi Longo), der beim Vorstoss gegen den Cerro de'los Angeles all unsere Truppen befehligt hatte.

Ich schickte zur Küche und liess sofort für unsere Gäste kochen. Schon nach kurzer Zeit gab es guten, starken Kaffee. Aber Gallo sass zusammengekrümmt auf seinem Stuhle und schien nicht zu bemerken, wie sehr wir uns bemühten, unsere Kameradschaft gegenüber den Spaniern zu zeigen.

«Wenn meine Bataillone», murmelte er, «nur nicht ausreissen!»

«Weshalb sollten sie?» fragte Hans.

«Ja, eure Bataillone sind gut. Aber unsere haben noch keine Erfahrung. Und auch noch hier an dieser wichtigsten Stelle, die es vor Madrid und überhaupt in Spanien gibt!»

Noch bevor unser gutes Abendessen für ihn und seine Offiziere fertig war, fuhr er an die Front. Dort ist er die ganze Nacht geblieben. Seine Bataillone standen fest.

Zu Mittag des folgenden Tages wurden wir zu Kléber bestellt.

Gleich nachdem wir uns gesetzt hatten, sagte er: «Hans, du hast dir das Bataillon Asturias-Heredia angeeignet.»

«Nicht angeeignet», antwortete Hans lachend, «sondern das Bataillon hat sich uns selbst angehängt.»

«Ja, angehängt! Natürlich schmeichelt es einem Bataillonsführer, der berühmten Elften Brigade anzugehören, besonders wenn er die Ehrungen miterhält. – Das Bataillon Asturias-Heredia gehört zu den besten spanischen und soll zum Kern einer neuen Brigade werden. Du musst es abgeben!»

So blieben von unserer Brigade nur die drei Internationalen Bataillone übrig, die etwas weiter hinter unsere bisherige Front zurückgezogen wurden. Unser Stab ging nach El Pardo in ein kleines, gut eingerichtetes Haus.

Kaum hatten wir Ferngläser und Leibriemen abgelegt, als ein Franzose erschien und uns zum Essen zu Oberst Vicente bat. Das war der sonderbare Stabschef von Kleber, der nie auf dem Gefechtsstand erschien.

«Da gibt es herrlich zu essen!» rief Hans.

Der Oberst wohnte im Schloss El Pardo. Das war ein mächtiger Bau mit Ecktürmen, den Kaiser Karl der Fünfte errichtet hatte.

Wir traten in einen quadratischen Raum, in dem uns der Oberst mit der Liebenswürdigkeit des 18. Jahrhunderts empfing. Da war es kalt, wie es in alten Schlössern zu sein hat. In der Mitte stand ein gedeckter Tisch, der in dem hohen Raum als viel zu klein erschien.

Das Essen war nicht üppig, aber vorzüglich zubereitet. Dazu gab es französischen Wein.

Nachdem wir uns erhoben hatten, bot uns der Oberst einen Rundgang durch das Schloss an. Wir traten in den ersten Saal. An den Wänden hingen Wandteppiche nach holländischen Bildern des 16. und 17. Jahrhunderts. Das waren Bauernhochzeiten, ein Tanz vor der Kneipe, nichts Höfisches, sondern nur das Leben des Volkes, und daraus wieder nur das, was etwas grob war. «Die Ausstattung stammt erst vom Ende des 18. Jahrhunderts», sagte der Oberst. «König Karl der Vierte hat die Wandteppiche in seiner Gobelinweberei von Aranjuez herstellen lassen. Es ist sehr merkwürdig: Unter diesem ganz bürgerlich aussehenden König büsste Spanien den Rest seiner alten Macht ein und verlor fast alle seine amerikanischen Kolonien. Aber gerade er hat einen ungeheuren Glanz in

seinen Schlössern geschaffen. Er wurde von seinem Günstling Godoy beherrscht, der ein Verhältnis auch mit der Königin unterhielt, übrigens offen vor dem König.»

Wir gingen von Saal zu Saal. Alle waren mit Wandteppichen geschmückt. Sie hingen an den grossen Flächen und auch zwischen den Fenstern, wo sich vielleicht die interessantesten Stücke befanden. Manche Säle waren nicht holländisch, sondern ihre Vorbilder stammten von Goya und seiner Schule. Da wurde das Hofleben der Zeit des wenig würdigen Königs dargestellt. Aber wie war dieser Hof wiedergegeben! Man sah in der Rückansicht einen Herrn mit weissen Strümpfen und gesticktem Rock im Park wandeln, neben ihm eine Dame mit hoher Bienenkorbfrisur ungefähr aus dem Jahre 1780. Ihr Rock stand unter der Wespentaille weit ab. Im Rücken trug sie eine riesige, lächerlich wirkende Schleife. Auch die Stöckelschuhe erschienen von hinten recht unvorteilhaft. Es machte den Eindruck, als hätte der Maler absichtlich das Paar von hinten gemalt, damit es besonders albern erschien. Auch andere Teppiche waren wohl als Spott auf den Hof geschaffen worden. Das entsprach der Stimmung an manchen Höfen kurz vor der Französischen Revolution. Man hatte dort den Glauben an sich selbst verloren.

Diese endlose Flucht teppichbehangener Säle war erhalten geblieben. Bis auf einen Saal mitten drin. Dort stand ein riesiges Billard mit einem Metallgestell darüber, das hässliche Gaslampen trug. Dieser Saal sollte aus der Zeit des letzten Königs stammen, der damit seinem Geschmack nicht gerade ein gutes Zeugnis ausgestellt hat.

Plötzlich fasste mich ein Unbehagen. Mich schauerte. Es wurde mir nach kurzer Zeit so unerträglich, dass ich mich von dem höflichen Oberst verabschiedete und nach Hause ging. Beim Ausziehen schüttelte mich der Frost.

In der Nacht-wurden wir alarmiert. Hans stand auf, aber ich fühlte mich so elend, dass ich liegenblieb. Hans kam nach zwei Stunden zurück und erzählte, dass nur irgendeine aufgeregte Person davon geschwatzt hätte, die Faschisten wollten angreifen. Die Front war ruhig.

Am Morgen stellte der Arzt eine heftige Grippe fest und liess mich ins Krankenhaus Nazaret bringen. Dort lag ich eine Woche und fuhr dann im Sanitätsauto weit ins Hinterland nach Huete. Man hatte da eben ein Erholungsheim der Internationalen eingerichtet. Das war ein ehemaliges Kloster, ein grauer Bau, der an dem unfreundlichen Dezembertag noch besonders wenig einladend aussah. Der Verwalter war sehr erschrocken, dass ich als einer der höchsten Chefs unangemeldet ankam. Man räumte mir sofort ein Sonderzimmer ein. Mir war aber alles gleichgültig. Jetzt

erst, mit der Grippe, zeigte sich die schwere Erschöpfung infolge der masslosen Anstrengungen der ersten Tage vor Madrid, so dass mir der spanische Arzt Ermunterungs-Spritzen gab und ich trotzdem nur langsam wieder zu Kräften kam.

Nachdem ich meine anfängliche Schlafsucht überwunden hatte, ging ich viel spazieren. Über das Städtchen ragte ein Berg mit einer Burgruine aus maurischer Zeit. An seinen Hängen befand sich eine Höhle, in der sich in Teilen noch der Bewurf aus dieser frühen Zeit erhalten hatte.

Einmal, als ich da oben gewesen war, ging ich einen steilen Pfad abwärts nach der Stadt. Aus der Wiese ragten merkwürdige Pfeiler, oder was war das? Beim Näherkommen sahen sie eher wie Schornsteine aus. Aber wozu dienten die, mitten in einer Wiese? Ich ging näher heran. Es war wirklich eine Esse. Ein paar Schritte weiter unten war alles wie abgeschnitten. Da konnte man nicht hinunter.

Ich musste wieder ein Stück den Berg hinauf und einen beträchtlichen Umweg machen, um hinunterzukommen. Da erst sah ich, dass dort, wo ich nicht weiter konnte, der Hang senkrecht abgestochen war. Dadurch entstand etwas wie eine Häuserwand, in die man Höhlen hineingetrieben hatte. Vor ihnen hatte man Mauern mit roh aufgeschichteten Steinen errichtet, die Höfe abgrenzten. Über eine dieser halbhohen Mauern sah ich, wie ein Bauer seinen Esel in so einen Gang führte. Darin musste also ein Stall sein.

Auf einem der kleinen Höfe stand eine Frau mit ihrem Manne. Da sie freundliche Gesichter hatten, fragte ich, ob man sich ihre Wohnung ansehen könnte.

«Ja, Senor, treten Sie ein!» sagte die Frau bereitwillig.

Sie führte mich in den Gang. Er war aus dem harten Boden herausgehackt und nicht abgestützt. Zwei Schritte hinter dem Eingang verzweigte er sich nach rechts und links. Auf jeder Seite lag eine kleine Stube. In der rechten stand ein messingnes Ehebett, das gerade den Raum ausfüllte. Links befand sich die kleine Küche mit dem Herd. Beide Räume bekamen vom Eingang her etwas Licht. Nach hinten führte der Gang weiter in eine Finsternis, an die ich mich erst gewöhnen musste. Er erweiterte sich am Ende zu einem Raum, in dem etwas Gemüse lag. Eine Hacke und andere Geräte lehnten an der Wand. Wie arm mussten die Bewohner sein, dass sie jetzt schon, mitten im Winter, fast keine Lebensmittelvorräte mehr hatten!

Ich verabschiedete mich von den freundlichen Leuten und ging auch in die nächste Höhle. Sie besass ausser den Räumen der anderen hinter der Küche noch einen Raum, in dem die Kinder schliefen. Da er bedeutend

weiter vom Eingang entfernt war, erhielt er fast kein Tageslicht. Wieder andere Höhlen hatten neben der Menschenhöhle einen Eselsstall.

An einem der nächsten Tage ging ich mit dem Arzt spazieren. Er war ein lebhafter, interessierter Mann und erzählte mir, dass über die Hälfte der Bevölkerung von Huete in Höhlen hauste. «Und wissen Sie, dass in dieser Stadt des Elends recht viele Faschisten wohnen? Am faschistischsten sind die Leute in den Höhlen, die Allerärmsten. Andererseits ist die Stadt nicht ohne Reichtum. Sie sollten nur einmal die Hauptkirche sehen, was für eine Pracht! Sie ist jetzt geschlossen.»

«Ist dort etwas von den Reichtümern geraubt oder beschlagnahmt worden?»

«Ich wäre sehr einverstanden, wenn man etwas von den Kirchengütern verkaufte, aber man hat es nicht getan. Noch ist alles drin. In dieser kleinen Stadt gibt es im Ganzen fünf Kirchen, und früher gab es neun Klöster. Das ist das alte Spanien, das endlich einmal aufhören müsste!»

Er blieb stehen und schlug mit dem ausgestreckten Arm einen weiten Kreis: «Sehen Sie sich das an! Rings kahle, gelbe, trockne Höhen. Ist das nicht trostlos? Und dabei war Spanien einmal ein bewaldetes und fruchtbares Land. Aber die Könige, die Kirche und der Adel haben alles abgeholzt, bis diese gelbe, wellige Wüste entstanden ist. Dabei kann man das ändern. Blicken Sie nur dorthin! Die Höhe, die Sie da sehen, ist auch so ein Kahlkopf gewesen. Jetzt wachsen dort Ölbäume. Sie sind noch klein, von hier aus kaum zu sehen. Aber so kann das ganze Land wieder fruchtbar gemacht werden –, wenn nur die Republik siegt! Sonst würden die Grossgrundbesitzer zurückkehren, denen so ein ganzer Berg gehört und noch viel mehr. Dort würden sie dann wieder ihre Schafe weiden lassen und nichts für das Land tun. Wo sehen Sie hier, ausser der Oase dieser Stadt, ein Haus oder gar ein Dorf? Welle folgt auf Welle, alles kahle, gelbgebrannte Höhen ohne eine Spur von menschlichem Leben. Das ist der Fluch des Grossgrundbesitzes, und damit er nie zurückkommt, müssen wir siegen!»

Am Weihnachtsabend sagte mir der Verwalter: «Heute gibt es eine Überraschung!»

Hatte er gar einen Weihnachtsbaum hergerichtet? Aber das war ja unmöglich, es gab ja in der ganzen Gegend nur ein paar Obstbäume.

Abends sassen wir, wie zu jeder Mahlzeit, etwas feierlich im grössten Raum um den Tisch. Da waren Franzosen, Italiener, Ungarn und zahlreiche andere Nationen, fast alles Menschen, die seit vielen Jahren verbannt waren und ziemlich kümmerlich gelebt hatten. Sie wurden nun hier, im

fremden Lande, an weissgedeckten Tischen bedient. Das war es, was diese Mahlzeiten so feierlich machte.

Da ging die Tür auf. Herein blickte Antonio, der kluge Küchenjunge mit der lächerlichen Pudelmütze auf dem Kopf. Als er mich sah, kam er eilig und reichte mir einen Brief. Er war von Hans und enthielt Weihnachtsgrüsse, auch für alle im Erholungsheim.

Ich erhob mich und teilte die Grüsse auf Französisch und Deutsch mit. Man klatschte.

Der Verwalter kam und sagte: «Das war ja eine Überraschung, mit der ich nicht gerechnet hatte. Darf ich jetzt mit meiner kommen? Übrigens werde ich dem Boten ein Gedeck direkt neben dir auflegen lassen.» Die Tür zur Küche ging auf, und ich schnupperte unwillkürlich. Die spanischen Mädchen trugen grosse Schüsseln mit gebratenem Truthahn herein. Das war ihre Überraschung, und selbst die im Essen verwöhnten Franzosen waren sehr zufrieden, zumal es dazu die bei ihnen so beliebten Pommes frites gab.

Zwei Tage später kam die Nachricht, dass unsere Truppen, bei Boadilla del Monte vorgestossen waren. Das lag nicht weit jenseits des Manzanares. Fast kampflos waren sie fünf Kilometer vorwärtsgekommen.

Am Silvesternachmittag verliess ich Huete mit wieder klarer Stimme und ziemlich erholt, aber immer noch sehr hohlbäckig.

Schlacht bei Las Rozas

1. bis 11. Januar 1937

In Madrid empfing mich Heinz, der Führer unseres Wagenparks, ein junger Leutnant. Er drückte mir die Hand und zeigte auf ein langes Auto: «Zu deiner Wiederkehr steht hier dein Wagen. Es ist ein neunsitziger Ford, der vorzüglich läuft. Da ist auch dein Fahrer.»

Ein kleiner Spanier mit feurigen Augen streckte mir die Hand her und sagte mit der ganzen Wärme der Madrider: «Salud!»

Wir fuhren nach Norden aus der Stadt und bogen dann zum Manzanares hinab. Im Dunkeln links musste Palacete liegen, wo meine Polen- und meine Balkan-Kompanie ihre Offiziere und Politkommissare in wenigen Minuten verloren hatten.

Die Elfte Brigade lag nicht mehr hier, sondern ein Stück jenseits des Manzanares.

Von der grossen Strasse bog der Wagen vorsichtig auf eine schmale steinerne Brücke und kam auf einen Weg durch einen Pinienwald, dessen runde Kronen als tiefe Schatten vor dem dunklen Himmel standen. Der Weg schlängelte sich hell durch die stumme Finsternis. Er führte zu einem Hof, von Gebäuden und dem hochragenden Schloss von Remisa umgrenzt. Da lag unser Stab.

Beim Eintreten fand ich ein weiträumiges modernes Gebäude, das sich irgendein Industrie-Ritter geschaffen haben mochte.

Im Vorraum kam mir Hauptmann Adi entgegen, der mich während meiner Krankheit vertreten hatte. «Major Hans», sagte er, «ist gerade nicht da. Darf ich dich in den Speisesaal bitten.»

«Seid ihr aber fein geworden!» antwortete ich.

In dem grossen, festlichen Raum assen nur noch ein paar Nachzügler, die mir alle unbekannt waren.

Plötzlich ertönte hinter mir die fröhliche Stimme von Hans: «Willkommen wieder an der Front! Kommst du mit zur Silvesterfeier des Bataillons Edgar André? Unterwegs kann ich dir einiges erzählen, was sich hier zugetragen hat.»

«Zugetragen? Das klingt ja recht dramatisch!»

«Ist es auch!»

Als wir in seinem Wagen sassen, sagte er vergnügt: «Wir sind jetzt viel mehr geworden: ein selbständiger Abschnittsstab. Die Unterstellung unter General Kleber hat aufgehört, weil er sozusagen nicht mehr er selbst ist.»

«Wie soll ich das verstehen?»

«Kleber befindet sich in der Verbannung in einer Villa am Mittelländischen Meer. Bei seinen wirklich bedeutenden Verdiensten hätte man vielleicht seine taktischen Fehler noch übersehen.»

«Was für taktische Fehler?»

«Na, vor allem, was dich persönlich angeht! Er hat dir doch damals auf dem Polofeld den Befehl gegeben, die Faschisten aus Madrid hinauszutreiben, und dazu noch über das völlig offene Gelände auf die Casa Velasquez zu. Obwohl der Sturm noch rechtzeitig abgeblasen wurde, hat dieser Befehl seinem militärischen Ansehen sehr geschadet, vor allem bei den sowjetischen Beratern. Seitdem machte er sich aber ausserdem noch bei dem Ministerpräsidenten sehr unbeliebt. Er hat bei Tische vor seinem ganzen Stab gesagt: ‚Largo Caballero ist der grösste Lump, den ich kenne.' –Er traf damit das, was wir alle von Caballero denken. Dieser Ministerpräsident und Kriegsminister versteht gar nichts vom Kriege und will trotzdem alles selbst bestimmen. Er hört auch keinen Vorschlag der

Berater an und ist schliesslich bei allen seinen diktatorischen Neigungen bereit, den Reaktionären Zugeständnisse zu machen. – Aber das einfach so bei Tische zu sagen, war doch eine Handlung, die wir Internationalen nicht rechtfertigen können. Schliesslich sind wir hier in Spanien Gäste. Klebers Äusserung wurde dem Ministerpräsidenten auch sofort hinterbracht. Er liess sich Kléber kommen und – wie das pikant erzählt wird – Kleber betrat das Arbeitszimmer Largo Caballeros als General und verliess es als Hauptmann. – Die Ausschaltung Klebers hat für uns grosse Bedeutung. Du kanntest ja die verwirrten Befehlsverhältnisse von zuvor. Da unterstandest du dem General Lukácz und meist auch noch Kléber. Jetzt ist das ganz einfach: Wir sind selbständig und haben ausser den drei Internationalen Bataillonen noch sechs spanische.»

«Das ist ja eine ganze Division!» rief ich.

«Ja – aber ohne zwischengeschaltete Regimentsstäbe. Das macht die Sache schwierig. Unsere spanischen Bataillonsführer haben vom Kriege sehr wenig Ahnung. Dafür erhielten wir einen sowjetischen Berater, den Oberstleutnant Alberti, – das ist natürlich ein angenommener Name. Als er uns zugeteilt wurde, habe ich bei der Besprechung sofort die Frage gestellt, wer da wem untersteht, da wir ja beide nur Majore sind. Der anwesende Oberst Loti antwortete entschieden: ‚Oberstleutnant Alberti untersteht Hans und Renn, obwohl er einen höheren Dienstgrad hat.'»

«Was tut denn Alberti praktisch? Er kann doch nicht auch noch Befehle geben, ausser uns zweien.»

«Du weisst, dass unsere Truppen bei Boadilla del Monte vorgegangen sind. Dort vorn liegen unsere sechs spanischen Bataillone. Alberti geht jeden Tag zu ihnen vor und unterrichtet sie, wie man sich verteidigt und sich eingräbt. Die drei Internationalen Bataillone, das französische und die beiden deutschen, liegen zum Eingreifen hinten. – Übrigens ist dein ehemaliges Bataillon Thälmann durch die Kämpfe um Palacete so geschwächt, dass wir es mit einigen Zügen Spaniern auffüllen mussten. Das geht gut. Unsere Leute zeigen ihnen, wie man kämpft, und sie geben sich grosse Mühe. Sie sind sogar disziplinierter als unsere guten Deutschen.»

Wir kamen in das Häusermeer von Madrid. Die Strassen lagen wegen der Fliegergefahr im Halbdunkel.

Irgendwo stiegen wir aus und traten in einen hell erleuchteten Saal, der gestopft voll Menschen war. Die Deutschen tanzten mit den Mädchen von Madrid. Alle waren unelegant, besonders die Freiwilligen in ihren schlecht sitzenden Uniformen und mit den Gesichtern, in denen viele Jahre schwere Arbeit, politischer Kampf, Konzentrationslager und küm-

merliches Emigrantenleben standen. Die Mädchen stammten wohl überwiegend aus den Schichten der Ärmsten – spanischer Ärmster! Alles an ihnen war billig, die Kleider, der Schmuck. Sie sahen müde aus. Tagsüber arbeiteten sie. Trotz dieses nicht grossartigen Anblicks war ich ergriffen von der Selbstverständlichkeit, mit der sich zwei Nationen zusammenfanden, die kaum ein Wort miteinander reden konnten.

Wir standen am Rande eingezwängt zwischen Menschen, und begrüssten die, mit denen wir zufällig zusammenstiessen. Dann sprach Hans angelegentlich mit einem Spanier. Sie sprachen leise, und ich verstand nicht, was da los war. Plötzlich blickte sich Hans nach mir um und gab mir mit den Augen ein Zeichen nach der Tür. Ich folgte ihm, und wir stiegen in seinen Wagen. Erst als der Wagen fuhr, wandte er sich an mich: «Du wirst dich über mein Benehmen gewundert haben. Eben erhielt ich die Nachricht, dass in einem spanischen Bataillon ein Major einen Oberstleutnant umgebracht hat. Da scheint ein schwerer politischer Konflikt gewesen zu sein. Jedenfalls fürchtet man, dass dieses Bataillon meutern könnte. Deswegen sollen wir ein zuverlässiges Bataillon alarmieren. Wir fahren jetzt zum Bataillon Thälmann und werden es vorziehen, um es für alle Fälle dazuhaben. Es liegt im ehemaligen Schloss einer Infantin, einer Tante des Königs.»

Als wir aus Madrid heraus waren, ging es seitwärts auf schlechten, sandigen Wegen durch ein Gelände, das man eine Heide nennen konnte, auf der unregelmässig einige Pinien im hellen Mondschein standen. Schliesslich kamen wir auf dem holprigen Wege zu grauen Schlossgebäuden und traten ein.

Zwei Läufer meines ehemaligen Stabs stürzten aus einem Zimmer und begrüssten mich stürmisch.

In allen Räumen feierte man sehr vergnügt.

Im oberen Stock kam uns Richard in neuer, etwas zu blau geratener Uniform entgegen, mein Nachfolger als Führer des Bataillons Thälmann. Er brachte uns in ein festlich geschmücktes Zimmer, in dem der neue Verpflegsoffizier gerade Kognak einschenkte. Auf den Tischen lagen Apfelsinen, Rosinen, Knackmandeln, Flaschen mit schwerem spanischem Süsswein standen dabei.

«Es tut uns leid», sagte Hans, «aber wir müssen diese wunderbare Silvesterfeier stören und das Bataillon zur sofortigen Abfahrt alarmieren.»

Bald rumorte es im ganzen Schloss.

Es war vielleicht fünf Minuten später, als wir hinaus auf die Terrasse in den Mondschein traten. Vor der Treppe stand ein Zug, angetreten in

mustergültiger Ordnung. Der Zugführer, ein kleiner, schlanker Mensch, sprach rasch auf Spanisch zu seinen Leuten.

Richard, der dazutrat, sagte: «Seht ihr, die Spanier haben den Ehrgeiz, noch schneller fertig zu sein als die Deutschen!»

«Ich werde zu ihnen sprechen», sagte Hans. «Man muss sie loben.»

Wir stellten uns vor die Mitte des Zuges, und Hans sprach von dem gemeinsamen Kampfe gegen den Faschismus, und wie die ganze Welt voll Spannung auf diesen Kampf blickt.

Während seiner Rede sah ich die Linie entlang. Das waren ganz junge Kerlchen, hübsch anzusehen. Der typische deutsche Offizier hätte seine Freude an dem Anblick gehabt, weil er nicht weiter zu denken pflegt und nur das Parademässige sieht. Sind aber diese halben Kinder für den Kampf wirklich gut? Auch in linken Kreisen spricht man gern vom Angriffsgeist der Jugend. Aber Angriff und Krieg, das ist nicht dasselbe. Nur selten wird im Krieg angegriffen. Meist muss man widerstehen, und das ist nach dem Begriff der Jugend weniger heldenhaft. Wie werden sich diese Kinder verhalten, wenn sie in solche Verhältnisse kommen, wie sie bei Palacete waren? Ich bin stets dafür gewesen, Jugend und Ältere zu mischen. Da vereinigen sich die Vorzüge der Jugend mit der Zähigkeit der Älteren.

Wir sahen uns an, wie die Kompanien auf ihre Lastwagen stiegen, und fuhren dann durch den dünnen Pinienwald zurück nach Madrid und von da zu unserem Stabsquartier in Remisa.

Es war zwei Uhr morgens, als wir in das Schloss traten. Die stattliche Treppe herunter kam ein barfüssiger Mensch. Es war der kleine Campesino. Er blieb stehen, blickte mich aus seinen hellen Kinderaugen an und sagte: «Es sind Überläufer von den Faschisten da.»

«Wo?»

«Oben bei Leutnant Louis. Ich führe dich hin.»

Wir traten in einen kleinen Raum, in dem drei Leute sassen, der vierschrötige Louis, sein Übersetzer und ein Spanier in einer Uniform, die von unserer nicht sehr verschieden war.

Louis stand auf und berichtete mir in seinem klingenden Ruhr-Deutsch: «Heute sind drei Überläufer gekommen. Ihre Aussagen sind sehr wichtig. Übereinstimmend sagen sie, dass die Faschisten hier vor uns einen Angriff vorbereiten.» Er sah zu Boden und fuhr fort: «Mich haben die Nazis in ihren Gestapokellern oft verhört. Ich weiss, wie man das macht, und auch, weshalb sie vielfach nichts herausbekommen, – weil sie gleich feindlich werden. Ich bin freundlich zu den Überläufern. Es sind auch gute Kerle. Der eine war in der grossen sozialistischen Gewerkschaft, der andre gar ein Kommunist. Er hat mir sein Mitgliedsabzeichen

gezeigt. Übergelaufen sind sie, weil sie nicht gegen uns kämpfen wollen. Sie möchten einen Angriff nicht mitmachen. Wahrscheinlich würden sie ganz gern mehr aussagen, aber sie wissen sehr wenig. Ihnen fehlt der Überblick. Da frage ich eben so lange, bis mir die Sache klar wird. Dabei wird sie auch ihnen erst klar. Übrigens behaupten sie, dass drüben viel deutsche Truppen sind, Flieger, Panzertruppen, besonders Artillerie.»

Als ich Louis verlassen hatte, traf ich draussen einen kräftigen Mann mit den Rangabzeichen eines Oberstleutnants. Das war Alberti, unser russischer Militärberater. Er kam gerade erst von den vorderen Stellungen zurück und wollte noch etwas essen. So setzte ich mich zu ihm in den Speisesaal und bat ihn, mir zu sagen, wie es vorn aussähe. «Liegen die spanischen Bataillone in einer Linie, wie es alle unerfahrenen Truppen tun?»

«Das ist es! Ich ziehe sie in die Tiefe auseinander. Aber das ist sehr mühsam, weil ich geradezu jeden Mann einzeln hinlegen muss. Dazu die Schwierigkeit der Verständigung! Mein Übersetzer ist ein Jugoslawe, ein recht guter Mensch, aber er hat bisher in seinem Leben noch nie etwas mit dem Militär zu tun gehabt. Er versteht mich daher auf Russisch nicht immer und weiss auch oft nicht, wie er meine Worte auf Spanisch wiedergeben soll. – Ich lege mich jetzt etwas schlafen und gehe dann wieder vor. Wir müssen ja gewärtig sein, dass morgen oder übermorgen der Angriff der Faschisten beginnt. Dabei sind unsere Bataillone wirklich noch nicht bereit. Ich bin sehr müde. Gute Nacht!»

Am Abend des Neujahrstages kam wieder ein Überläufer von Boadilla del Monte. Ich hörte mir seine Vernehmung eine Weile an. Er bestätigte, was wir schon wussten. Den faschistischen Angriff erwarteten wir für übermorgen, den 3. Januar.

Am 2. Januar fuhren wir gegen Abend zum Bataillon Thälmann zu einem Presse-Empfang. Das Bataillon hatte am Neujahrsmorgen glücklicherweise nicht eingreifen müssen.

Der Pinienwald sah bei Tage noch dünner aus als im Mondschein. Ob der Wald schon zu jener Zeit so trostlos war, als Karl der Fünfte von seinem Schloss El Pardo aus zur Jagd ging? Dann könnte man sich die abgezirkelten und beschnittenen Parks dieser und der folgenden Zeit daraus erklären, dass man nur das Künstliche schätzte. Alles Natürliche war so verwahrlost, wie es ja auch im Don Quijote des Cervantes erscheint. Das hier war jedenfalls, ebenso wie der Park von El Pardo, das Jagdrevier auch des letzten Königs von Spanien.

Vor dem grauen Schloss parkten schon eine Reihe von Autos. Wir wurden am Tor von Freiwilligen empfangen, die uns nett in den Saal hinein begleiteten. Dort stand eine ganze Gruppe von Journalisten, meist Engländer, aber auch die Norwegerin Gerda Grepp, sehr schmal und blass, und der schlanke Alfred Kantorowicz, den ich von Berlin her kannte, waren da.

Nachdem wir uns eine Zeitlang unterhalten hatten, öffnete sich feierlich eine Tür, und herein schritt Richard Staimer, gefolgt von Offizieren. Hans neigte sich zu meinem Ohr: «Sehr anders kann die Tante des Königs, die hier wohnte, auch nicht ihre Gäste empfangen haben. Nur haben unsere guten Freiwilligen keine Livreen an, sondern recht mässige Uniformen.»

Richard hielt eine kleine Rede, und auch Hans sagte etwas.

Später fuhren wir nach Madrid zurück.

«Weisst du was?» rief Hans. «Wir fahren ins Kriegsministerium, und ich stelle dich dort vor.»

In dem mächtigen Gebäude des Ministeriums stiegen wir hinab in den Keller. Wegen des häufigen Beschüsses war man dahinunter gezogen.

Wir gingen durch einen düsteren Gang bis zu einer Tür, vor der Hans sagte: «Hier sind die sowjetischen Berater.»

Wir klopften. Man rief auf Spanisch «Herein!»

Der Raum war ziemlich klein. Am Tische sassen mehrere Offiziere, die durch ihre Schwere sofort als Nichtspanier erkenntlich waren. Der stattliche Oberst Loti erhob sich und begrüsste uns liebenswürdig auf Deutsch. Man brachte uns auch gleich zu essen und schenkte Tee ein. Dieses Teetrinken der Russen muss den Spaniern sehr merkwürdig erschienen sein, denn ich war in Madrid immer wieder dem Vorurteil begegnet, nur weibische Männer tränken Tee. Und diese Offiziere hier strotzten geradezu von Männlichkeit!

Jemand fragte mich, ob ich etwas schriebe. «Ja, Brigadebefehle», antwortete ich und lachte.

«Da sollten Sie nicht lachen!» sagte der Russe und drohte mir, ebenfalls lachend, mit dem Finger. «Wir brauchen nicht nur Waffen der Gewalt, auch Waffen des Geistes in unserm Kampf, der jetzt um Spaniens Freiheit geht.»

«Ein bürgerlicher General», erwiderte ich, «würde das nur sagen, wenn er Bücher läse oder sonst bedenkliche Abweichungen hätte.»

«Ja, dadurch unterscheiden wir uns eben von ihnen, dass wir das Heer nicht als etwas Isoliertes betrachten. Politik und Wirtschaft gehören für uns dazu und sind sogar wichtiger als vieles andere.»

Durch die hintere Tür links trat ein breiter Offizier mit ausserordentlich scharfen Brillengläsern herein. Ich erkannte ihn sofort. Es war der General Miaja selbst, der spanische Chef der Armee des Zentrums. Ich wurde ihm vorgestellt. Dabei sagte er etwas, worüber die Spanier sehr lachten. Darauf liess er sich gemächlich auf einem Stuhl nieder und fuhr fort, komische Dinge zu sagen. Obwohl ich nicht begriff, was alle so belustigte, freute ich mich doch über ihn. Da war nichts Preussisches, kein anmassendes Getue, keine scharfen Blicke, sondern ein geistreicher alter Mann. Das war mir umso wichtiger, als ich bisher nicht viel Gutes über ihn gehört hatte.

Die Faschisten verspotteten ihn wegen der Ähnlichkeit der Worte Miaja und migaja, was Krümchen bedeutet. Dieser Hohn war billig und traf auf den schweren Mann nicht zu.

Auch auf unserer Seite sprach man nicht sehr freundlich von ihm. Aber er war deshalb zum Chef der Verteidigung von Madrid gemacht worden, weil er einer der wenigen demokratisch gesinnten Generale war, die sich uns zur Verfügung stellten. Um ihn politisch zu stützen, hatte man ihm einen guten Politkommissar an die Seite gesetzt, Anton, einen Kommunisten, der ein schönes bräunliches Gesicht hatte und sein gutes Aussehen mit einer grossen Rednergabe verband. Er verstand es, das Proletariat von Madrid zu begeistern, wenn er im Theater oder auf öffentlichen Plätzen zum Volke sprach. Ausser diesem Politkommissar hatte Miaja einen vorzüglichen Stabschef, den Oberstleutnant Rojo, einen fleissigen und gut geschulten Generalstabsoffizier.

Nach dem Essen tranken wir wieder Tee und fuhren dann zurück nach Remisa. Dort verhörte Leutnant Louis drei neue Überläufer, die den faschistischen Angriff mit Bestimmtheit für morgen ansagten.

Am 3. Januar schien die Sonne. Ich hatte unten in einen Saal den Kartentisch mit der Einzeichnung der Stellungen hinsetzen lassen. Oberstleutnant Alberti war nicht nach vorn gegangen und betrachtete mit mir die Karten.

8.30 Uhr schickte der Ordonnanzoffizier vom Dach herunter, er sähe Flugzeuge und etwas wie Staubwolken. Wir gingen hinauf. Vorn rechts sahen wir Flieger kreisen. Ob der Dunst über der fast absoluten Ebene Staub war, oder ob dort die Artillerie trommelte, war nicht zu erkennen. Alberti war erregt. «Ich habe den Bataillonsführern eingeschärft, dass sie melden müssen, wenn etwas Besonderes geschieht. Aber die meisten von ihnen waren bisher wer weiss was, nur nicht Soldaten. Ob die im Artilleriefeuer daran denken, zu melden?»

Hans trat zu uns und beobachtete ebenfalls durch das Fernglas.

«Mir ist eins nicht klar», sagte ich, «was ist rechts von uns? Ich weiss, dass unmittelbar an uns, wenn auch mit einem gewissen Zwischenraum, Nino Nanetti mit seinen paar Bataillonen anschliesst. Aber was ist noch weiter rechts?»

«Das verstehe ich auch nicht», sagte Hans. «Als ich danach fragte, blieb man recht unklar.»

«Ich habe den Eindruck», fuhr ich fort, «dass hier nur dort eine Front besteht, wo einmal angegriffen worden ist, – und ein kleines Stück darüber hinaus. Wir sind es vom Weltkrieg her gewöhnt, in durchgehenden Linien von Meer zu Meer oder vom Meer zur Grenze eines neutralen Staates zu denken. Hier aber ist es wie in den älteren Kriegen, wo man sich wochen- und monatelang in befestigten Lagern gegenüberlag, bis einer etwas Besonderes tat. Wir taten so etwas Besonderes, als wir bei Boadilla del Monte vorgingen. Jetzt haben die Faschisten an derselben Stelle die Initiative. Wir scheinen mehr Soldaten, sie mehr Waffen zu haben. – Jedenfalls ist es für uns von höchster Bedeutung zu wissen, wie weit nach rechts – von uns gesehen – diesmal die Faschisten angreifen. Denn sie wollen uns doch sicher umfassen.»

«Deshalb», antwortete Hans, «dürfen wir unsere drei Internationalen Bataillone erst einsetzen, wenn wir die Ziele der Faschisten einigermassen erkennen. Dabei wieder dachte ich, das Bataillon Thälmann weit nach rechts hinauszuschieben, bis fast zu Nino Nanetti. – Aber gehen wir wieder hinunter, ein zweites Frühstück einzunehmen. Denn jetzt sieht man hier nichts, nicht einmal Flugzeuge.»

Gegen elf Uhr kam ein Spanier, sehr staubig und aufgeregt. Er sprudelte unzusammenhängendes Zeug heraus, von Panzern, und alles wäre vernichtet.

Zu seiner Beruhigung zogen wir ihn in den Kartensaal, gaben ihm einen Stuhl und ein Glas Wein.

Als er getrunken hatte, blickte er uns aus dunkeln, besorgten Augen an und sagte: «Ich rede keinen Unsinn. Die Bataillone reissen alle aus. Zuerst war schweres Artilleriefeuer. Dann kamen Panzer.»

«Was für Panzer?» fragte ich, um zu prüfen, inwieweit seinen Aussagen zu trauen wäre, und vermutete, er würde von Riesenpanzern und anderem Unsinn reden.

Er sagte aber: «Kleine Panzer, nicht grosse, wie wir sie haben. Langsame Tanketts sind das, mit einem Maschinengewehr. Damit haben sie geschossen.»

«Das klingt glaubhaft und ernst», sagte Hans und hatte seine Heiterkeit verloren.

Wir rannten hinauf zum Ausguck. Die Treppe herunter kam uns ein Mann entgegengestürzt: «Man geht zurück!» Der Ordonnanzoffizier auf dem Dach deutete nach halb rechts. Durch das Fernglas sahen wir breite Schützenlinien ankommen, sicher unsere Bataillone. Dazwischen explodierten Granaten und liessen Staubwolken aufsteigen, die rasch verwehten.»

«Ob wohl», sagte Hans, «alle sechs Bataillone im Rückzug sind? – Wir müssen die Internationalen Bataillone vorziehen.» Wir gingen hinunter und gaben den französischen und den deutschen Bataillonen schriftlich die Befehle, sich sofort auf ihren Transportwagen zu drei verschiedenen Punkten in Marsch zu setzen. Dann gingen wir wieder auf das Dach.

Schon sahen wir mit blossem Auge die einzelnen Leute. Auf unser Schloss zu kam ein Mann mit umgehängtem spanischem Mantel.

Das war einer der Bataillonsführer.

Hans empfing ihn unfreundlich: «Wo ist deine Truppe?»

Er blickte zur Seite: «Sie haben sich zerstreut, ich weiss nicht, wohin.»

«Es ist Tag», erwiderte Hans scharf. «Man kann feststellen, wo sich deine Leute befinden. Du sammelst sie, wo du sie aufhalten kannst, und lässt sie sich zunächst in breiter Front gegen die Faschisten hinlegen. Dann meldest du hierher und erwartest weitere Befehle. – Merke dir eins: Wenn eine Truppe zurückgeht, so ist noch lange nicht alles verloren! Sind dir die Faschisten gefolgt?»

Er blickte auf.

«Sind sie dir gefolgt?» fragte Hans noch einmal mit freundlichem Gesichtsausdruck.

«Ich weiss nicht.»

«Wir sehen von hieraus keine faschistische Infanterie.»

«Aber die Panzer!»

«Panzer können nicht immer vorn bleiben. Sie müssen Treibstoff und Munition holen. Ausserdem sind hier keine Panzer zu sehen. Blick dich um: Wo siehst du dort irgendetwas Faschistisches? Das Feld ist leer, so weit wir sehen können.»

Man sah, wie er sich schämte. Wer weiss, ist er früher ein Gewerkschaftssekretär oder was gewesen? Mir tat es weh, ihn so leiden zu sehen. So trat ich auf ihn zu und drückte ihm fest die Hand.

Unterdessen sahen wir durch das Fernglas, dass ein Teil der Bataillone zum Stehen gekommen war. Andere rückten noch immer ab. Ein Zug war in ein paar Kilometer Entfernung rechts an uns vorbeigerückt bis zu dem Dorf Majadahonda. Dann bewegten sich immer mehr Schützenlinien auf

dieses Dorf zu. Dorthin hatten wir schon vorher den Leutnant Kugler gesandt, der gut Spanisch sprach, um endgültig alle aufzuhalten.

Schon mussten recht viele Soldaten im Dorfe sein, als eine Staffel grosser Junkers-Flugzeuge darüber hinsteuerte und ihre ganze Bombenlast fallen liess. Dann wendeten sie zum Rückflug. Aber sie kamen in Unordnung. Schwerfällig wogten sie durcheinander. Schnelle kleine Flugzeuge kreisten dort. Wir hörten auch das grelle Heulen scharfer Kurven. Unsere Kampfflieger waren augenscheinlich von links, also von Madrid her, angekommen. Eine grosse Junkers stürzte brennend ab. Das war um 14 Uhr.

Danach wurde es ziemlich still. Das Artilleriefeuer war die ganze Zeit nur leise zu hören gewesen. Von einer Bewegung faschistischer Infanterie war noch immer nichts zu sehen.

Eine Stunde später, um 15 Uhr, beobachtete ich durch das Glas die Einschläge der faschistischen, also wohl deutschen Artillerie in einer bestimmten Linie. Daraus schloss ich auf Sperrfeuer, das vermutlich die Faschisten in ihrer neugewonnenen Linie sichern sollte. Diese Linie musste dann noch viele Kilometer von uns entfernt liegen. Das Sperrfeuer sprach nicht für weitere Angriffsabsichten an diesem Tage.

Plötzlich hörten wir hinter dem Hause lautes Rattern von Panzern. Da tauchten sie auch schon auf und gingen in breiter Linie nach vorn. Bald verschwanden sie in dem Staub, den sie aufwirbelten, oder in einer Bodenwelle.

Nach einiger Zeit kamen sie zurück. Auf unserm Dache erschien ein russischer Offizier und berichtete, dass ihre Panzer viele der von uns verlassenen Linien überquert und nirgends einen Faschisten gesehen hatten.

Nun waren auch die Internationalen Bataillone eingetroffen. Wir setzten Edgar André und Commune de Paris ein, weit hinter der von uns heute verlassenen Stellung. Das Bataillon Thälmann aber war zu unserm Flankenschutz weit nach rechts herausgeschoben.

Plötzlich kam Louis aufs Dach. Er lachte über sein ganzes Gesicht und rief: «Was da passiert ist! Wie es scheint, sind heute beide, wir und die Faschisten, voreinander ausgerissen!»

«Erkläre dich genauer!» sagte Hans. «Woraus schliesst du das?»

«Es ist ein Überläufer gekommen. Der sagt, dass um 14 Uhr bei den Faschisten eine Panik ausgebrochen ist, weil die eigene Artillerie von hinten in sie hineingeschossen hat.»

Hans blickte mich an und sagte: «Dann erklärt sich natürlich, weshalb unsere Panzer keine Faschisten in den von ihnen eroberten Stellungen ge-

funden haben. Dann müssen wir aber diese Nacht die Stellungen vorn wieder besetzen!»

Das war leichter beschlossen als durchgeführt. Die Politkommissare der spanischen Bataillone kamen einer nach dem andern zu uns, um zu protestieren, dass sie wieder vor sollten. Das ging so die halbe Nacht durch.

Wir sagten ihnen, es wäre nicht ihre Aufgabe als Politkommissare, den Stimmungen ihrer Mannschaften nachzugeben, sondern dem militärischen Kommando in solchen Lagen wie heute zu helfen, die nötigen Befehle durchzuführen.

«Ihr», sagte Hans zu einem von ihnen, «seht eure Aufgabe darin, euch vor allem um die Verpflegung eurer Truppe zu kümmern. Aber das ist nur nötig, wo eine Truppe noch unorganisiert ist. Sonst habt ihr ganz andere Aufgaben, geradezu das Gegenteil von dem, was ihr hier tut!»

Duran, Klebers ehemaliger Adjutant, trat dazu und sagte: «Ich bin als Verbindungsoffizier vom Generalstab hierher gesandt.»

Dann wandte er sich an den sehr jugendlichen Politkommissar und sagte ihm: «Du hättest die Pflicht, dein Bataillon in dieser Lage in die Höhe zu reissen und ihm zu erklären, dass es wieder vorgehen muss! Aber du organisierst auch noch die miesen Stimmungen!»

«Wir haben vorn gekämpft», antwortete der Kommissar. «Jetzt sollen die Internationalen vorgehen!»

«Kommt nicht in Frage!» rief Hans.

Auch Alberti mischte sich jetzt ein und redete in seiner Erregung auf Russisch auf den Politkommissar ein: «Die Internationalen sind die Reserve dieser Front. Die können erst eingesetzt werden, wenn ihr wirklich gekämpft habt! Bisher seid ihr nur ausgerissen!»

«Ich», sagte Duran, «habe vom Generalstab der spanischen Armee den Auftrag, hier auszurichten, dass die Internationalen erst eingesetzt werden sollen, wenn die spanischen Bataillone nicht mehr kämpfen können. Aber ihr habt ja bisher kaumVerluste!» Er trat dicht vor den Politkommissar und fragte kühl: «Bist du Kommunist?»

«Ja.»

«Dann bist du aber ein sehr schlechter! Das Fünfte Regiment, das Madrid schon mehrmals gerettet hat, wird nicht stolz auf dich sein. Um Madrid geht es aber jetzt wieder. – Du gehst jetzt zu deinem Bataillon und sorgst dafür, dass es die verlassenen Stellungen wieder besetzt!»

Der Politkommissar lachte. Aber das war kein Lachen des Sieges, sondern der Verlegenheit.

Er wandte sich ab und ging.

Als wir allein waren, sagte Hans: «Machen wir uns nichts vor. Truppen, die mit solchem Widerstreben vorgehen, werden nicht lange halten, wenn sie wieder angegriffen werden.»

«Wir sollten den Stab weiter hinterverlegen», sagte Alberti. «Er liegt fast in der Linie der Bataillone.»

Hans entgegnete: «Diese Nacht besteht für uns keine Gefahr. Denn ebenso wie wir, so müssen die Faschisten erst ihre verlassenen Stellungen wieder besetzen. Daher hat es noch Zeit mit dem Verlegen des Stabes, und so eine gute Beobachtungsstelle finden wir weiter hinten nicht.»

Ich war seiner Meinung. Aber die meisten von unseren Offizieren wollten zurück.

«Ihr kennt das noch nicht so wie wir, die wir im Weltkrieg oft scheinbar verzweifelte Lagen erlebten», sagte ich. «Wir kamen im Allgemeinen immer wieder heraus. Auch der Gegner hat ja Schwierigkeiten, und ich kann mir denken, dass die faschistischen Generale sich die Haare ausraufen darüber, dass ihre Truppe heute so versagt hat.»

Nach einigem Hin-und-Wider-Reden blieben wir da. Es war schon tiefe Nacht, und ich legte mich schlafen. In den Kämpfen um den Cerro de los Angeles und Palacete hatte ich gelernt, dass ein Truppenführer sich die Zeit zum Schlafen ertrotzen muss, für die Truppe wie für sich selbst.

Am Morgen gab mir Hans den Auftrag, den grössten Teil des Stabes nach dem Palacio de Zarzuela zu verlegen, während der Gefechts-Stand noch in Remisa blieb.

Ich fuhr in den schönen, sonnigen Morgen hinaus, ein Stück die grosse Strasse entlang auf Majadahonda zu und dann in den Park von El Pardo hinein, einen dünnen, ungepflegten Wald.

Genau wussten wir nicht, wo der Palacio de Zarzuela lag. Ich hatte Duran gefragt, was dieser Name bedeute, und er hatte mir erklärt: «Was Palacio heisst, weisst du wohl: ein Palast oder Lustschloss. Eine Zarzuela ist eine heute nicht mehr gebräuchliche Art Theaterstück, so etwas wie ein Singspiel. Vielleicht wurden früher in dem Lustschloss für den Hof Zarzuelas aufgeführt –, was, nebenbei gesagt, sehr langweilig gewesen sein muss.»

Wir fuhren einen sandigen Weg entlang. Da hörte ich durch das Motorengeräusch ein Brummen und liess halten. Als ich ausgestiegen war und emporblickte, sah ich durch die Pinienwipfel zwölf grosse Junkers, die genau über uns und in unserer Fahrtrichtung entlangzogen. Da klappten schon die Bomben heraus, nur etwa hundert Meter vor uns, pendelten in der Luft und stürzten dann wie Pfeile ab. Von den Einschlägen konnte

ich durch das Unterholz nichts sehen. Die Junkers bogen ab und flogen zurück.

Ich fuhr dahin weiter, wo sie eben bombardiert hatten. Da befanden sich leere Schützengräben, die jemand hatte bauen lassen, der von Befestigungskunst nichts verstand. Sie waren kerzengerade gezogen und ohne Schulterwehren. Wenn wir sie im Fortgang dieser Schlacht nur nicht besetzen müssen!

Gleich hinter den Gräben stand ein grosses graues Gebäude, der Palacio de Zarzuela.

Vor ihm stieg ich aus und ging hinein. In den Sälen stand nicht ein einziges Möbelstück. Die Wände waren vor zwei Jahrhunderten bemalt worden und düster anzusehen. Da hatten wir reichlich Platz. Wenn die Faschisten aber wieder bombten, mussten wir in den Keller gehen. Dort war es eng.

Ich fuhr wieder bis Remisa vor und stieg auf das Dach. Schon mit blossem Auge sah ich den Staub des Artilleriefeuers des Gegners.

«Wir haben von vorn keine Nachrichten», sagte Hans. «Aber ich traue dem Frieden nicht.»

Nun hatte ich mit der Verlegung der Geschäftszimmer zu tun und fuhr noch einmal zum Palacio de Zarzuela.

Kurz nach zwölf Uhr war ich erneut in Remisa und sah auch gleich wieder das Feld voller zurückgehender Truppen.

Hans sagte: «Unsere sechs Bataillone sind wieder abgerückt. Schlimmer ist, dass wir nicht wissen, was bei Nino Nanetti los ist. Aber auch das Bataillon Thälmann meldet nicht, wo es genau steht und ob dort gekämpft wird. Es ist wirklich eine schwierige Aufgabe, mit lauter unerfahrenen Bataillonsführern an der entscheidenden Stelle der Schlacht zu stehen!»

Ich beobachtete nun längere Zeit das Zurückgehen unserer Schützenlinien und konnte von Faschisten nichts sehen. Freilich war es in dieser Richtung recht dunstig.

Um 16 Uhr wussten wir von keinem der spanischen Bataillone mehr, wo es stand. Die meisten waren in Majadahonda oder gar im Park von El Pardo verschwunden. Keiner von allen sechs spanischen Bataillonsführern meldete, vielleicht auch aus Scham. Jedenfalls konnten wir mit diesen Truppen endgültig nicht mehr rechnen.

Da kam ein Bote aufs Dach und sagte auf Französisch: «Major Dumont vom Bataillon Commune de Paris lässt melden, dass sich faschistische Linien auf ihn zu bewegen. Er hat das Feuer eröffnen lassen und bittet um Mitteilung, wie es auf dem rechten Flügel der Brigade steht, da er zum Bataillon Thälmann keine Verbindung hat.»

Das war es ja, was auch uns beunruhigte.

Unterdessen brach die Dämmerung herein. Immer weniger war auf der Ebene vor uns zu sehen, und zu den Bataillonen Commune de Paris und Edgar André hatten wir überhaupt keine Sichtverbindung. Sie waren durch die Bäume des Parks verdeckt, lagen aber so nah vor uns, dass wir hier nicht bleiben konnten und beschlossen, zum neuen Stabsquartier im Palacio de Zarzuela umzuziehen.

Wir fuhren im Wagen von Hans. Ich sagte ihm: «Du hast heute den ganzen Tag fast nichts gegessen und die Nacht vorher nicht geschlafen. Ich bitte dich, iss, wenn wir drüben im Keller sind, und schlaf diese Nacht! Ich werde am Telefon sitzen und wachen. Da haben wir unmittelbare Verbindung mit der Verteidigung von Madrid.» Der Generalstab hatte uns in den Keller des Palacio de Zarzuela Telefon legen lassen.

Erst in voller Dunkelheit kamen wir im Lustschloss an. Im Keller war die Beleuchtung sehr dürftig, aber alles übrige klappte, und wir konnten in unserem winzigen Raum in Ruhe essen.

Kurze Zeit später trat der russische Oberst Loti ein. Er begrüsste uns auf seine höfliche Art und wandte sich auf Französisch an den Major Duran: «Ich soll dir vom Generalstab den Befehl bringen, die sechs Bataillone, die heute zum zweiten Male zurückgewichen sind, zu einer neuen Brigade zu vereinigen.»

Duran blickte ihn an. Seine Augen wurden weit, und sein Mund öffnete sich: «Ich?» Dann aber sagte er nichts weiter und zog sich in eine Ecke zurück. Da stierte er vor sich hin.

Nun liess sich Oberst Loti von Hans berichten, wie es stand. Dann fuhr er eilig nach Madrid zurück.

Alberti war vor Müdigkeit am Tische eingeschlafen.

Da kam ein Bote hereingepoltert: «Meldung von Commune de Paris. Sie haben den Angriff der Faschisten abgeschlagen!»

Hans, der sehr ernst gewesen war, ermunterte sich: «Ich wünsche euch Glück zu dem Erfolg. Jetzt esst ihr wohl? Habt ihr Pommes frites?»

«Ja», antwortete der Franzose lachend, «wir haben sie, und es schmeckt!»

«Na, dann geh schnell, damit du auch noch etwas bekommst!»

Gleich danach traf ein Bote von Edgar André ein. Auch dieses Bataillon hatte die Faschisten zurückgeschlagen.

«Jetzt fehlt nur noch Thälmann», sagte Hans. «Wir brauchen das Bataillon dringend. Nachdem heute Majadahonda verlorengegangen ist, müssen wir es zum Schutz unserer rechten Flanke haben.»

Wieder rumorte es auf der Treppe, und jemand fragte auf Deutsch: «Stab der Elften Brigade?»

«Hier!» rief Hans. «Bist du von Thälmann?»

«Ja, Meldung von Thälmann.» Er kam herein, staubig und müde. «Ich komme so spät, weil das ein sehr weiter Weg war, und dazu diese Nacht! Hauptmann Richard lässt melden: Er hat heute die Möglichkeit gehabt, in dichte Kolonnen der Faschisten hineinzuschiessen. Mit Maschinengewehren und Gewehren haben wir geschossen. Sie sind in Panik zurückgeflutet. Richard meldet weiter, dass es ihm bedenklich erschien, so weit vorn zu bleiben, und dass er im Marsch hierher ist. Er hätte weder nach rechts noch nach links Anlehnung gehabt.»

«Ich vermute», sagte ich zu Hans, «dass wir da etwas Ausgezeichnetes gemacht haben. Da die Faschisten noch nicht ausgeschwärmt waren, als sie auf Thälmann stiessen, befanden sie sich wohl auf einem Reisemarsch und sollten uns später weit ausholend in die Flanke stossen. Wenn sie heute dort eine derbe Abfuhr erlitten haben, so kann sie das veranlassen, dort morgen einen Angriff anzusetzen, wodurch wir Zeit gewinnen.»

«Jedenfalls», antwortete Hans fröhlich, «haben sich heute unsere drei Stammbataillone gut geschlagen. Jetzt lege ich mich schlafen.»

Ich liess mir starken Kaffee kochen, um gut wachen zu können.

Duran sass noch in seiner Ecke, aber er schien aus seiner Erstarrung erwacht zu sein. «Das ist eine furchtbare Aufgabe», sagte er, «aus diesen schlechten Bataillonen, die in alle Winde zerstreut sind, eine Brigade zu formieren! Ich kenne ja nicht einmal die Namen der Bataillone.»

Ich gab ihm alle Angaben, die er brauchte. Er notierte sich alles genau. Duran war für diese Aufgabe sicher der richtige. Dann fuhr er in die Nacht hinaus, auf der Suche nach seinen Bataillonen.

Die Nacht verlief verhältnismässig ruhig. Wir hatten eben nicht mehr neun, sondern nur noch drei Bataillone, die ausserdem im Krieg nicht völlige Neulinge waren.

Gegen Morgen meldete das Bataillon Thälmann seine Ankunft als Schutz unserer rechten Flanke. In der Nacht waren wieder zwei Überläufer zu uns gekommen, die aber nichts Besonderes berichteten.

Erst später erfuhren wir, dass spanische Truppen eine Stunde vor Mitternacht bei Las Rozas, also links von uns, zurückgegangen waren. Dadurch war unsere linke Flanke gefährdet.

Nach dem gewaltigen Geländegewinn von gestern und ihrer Abfuhr durch die Internationalen Bataillone mussten sich die Faschisten wohl erst zu einem neuen Angriff bereitstellen. Vermutlich zogen sie vor allem

ihre Artillerie vor. Jedenfalls verhielten sie sich ruhig. Trotzdem verlegten wir den Verwaltungsstab am Abend nach Buena Vista zurück, weil wir vermuteten, dass der Palacio de Zarzuela bald zur Frontlinie werden könnte, wie es unser früherer Gefechtsstand in Remisa schon fast war.

Diese Nacht blieb ich in Buena Vista, um zu schlafen, während Hans wachte.

Am Morgen des 6. Januar, ich frühstückte gerade, riss einer, ohne anzuklopfen, die Tür auf und rief: «Flugzeuge!» Plauz! war die Tür wieder zu. Ich lief hinaus. Antonio stand hinter dem Haus und deutete hinüber nach Madrid. Dort krochen aus dem Häuserrand weisse Wolken. Wir zählten 14 Junkers-Flugzeuge in der Luft. Der sonst so stille und zurückhaltende Antonio blickte lebhaft aus seinen runden Augen und rief: «Sieh nur! Es scheint, sie haben den Stadtrand nicht erreicht! Unsere Jagdflieger kamen dicht über die Dächer und waren plötzlich da! Die Faschisten haben ihre Bomben zu früh abgeladen, um sich zu retten. – Siehst du dort? Immer mehr von unseren erscheinen! Das ist ja eine richtige Luftschlacht! Dort stürzt einer in Flammen ab!»

Bei der Rückkehr ins Haus fiel mir ein, dass ich vergessen hatte, den gescheiten Antonio von seinem Amt als Küchenjunge abzulösen. Aber wo sollte ich ihn hintun? Zu den Spaniern des Bataillons Thälmann? Ich müsste das mit dem Kaderkommissar besprechen.

Nun kam der Brigadeschreiber mit einem Stoss Briefe und Verordnungen. Ich hatte mit Hans vereinbart, dass ich ihm den Papierkram abnähme, alle Befehle vorbereitete, ausser den eiligen taktischen, die er mündlich gab, und dass ich vor allem für den Nachschub sorgte. In diesem Augenblick war es für uns das Dringendste, Infanteriemunition zu beschaffen. Das gestaltete sich deshalb so schwierig, weil wir mit Gewehren verschiedener Kaliber ausgerüstet waren. Grosse Armeen Europas liessen durch Schieber ihre ältesten und schlechtesten Bestände nach Spanien verkaufen. Ich hatte schon damit begonnen, unterschiedliche Gewehre zwischen den Bataillonen und Kompanien auszutauschen, damit die Waffen innerhalb einer Einheit einheitlich würden. Aber die Kämpfe hatten die Vollendung dieses Austauschs verhindert. Gestern hatte das Bataillon Edgar André gemeldet, es habe sich fast völlig verschossen. Dabei brauchte das Bataillon eine ganz ausgefallene Munition. Deshalb hatte ich den Leutnant Heinz, den Führer unseres Wagenparks, zum Ministerium geschickt, um Munition zu holen. In einem geordneten Stabe wäre das keine Angelegenheit gewesen. Aber wir waren noch weit davon entfernt, ein Stab zu sein, in dem jeder seine Funktion hatte und auch verstand.

Während ich mit dem Brigadeschreiber die Dinge besprach, die durch das Ausscheiden der sechs spanischen Bataillone verändert waren, kam der Zahlmeister herein, ein blasser, kranker Mann. Er hatte in der Sowjetunion eine Parteihochschule besucht und gab sich redliche Mühe, seine ihm ganz fernliegende Zahlmeisterpflicht zu erfüllen.

«Wir haben wieder kein Geld bekommen», sagte er.

«Woran liegt das? Vor allem müssen wir die Spanier unserer Brigade löhnen, da sie von den zehn Peseten, die sie täglich bekommen, den grössten Teil nach Hause schicken zur Erhaltung ihrer Familien.»

«Das weiss ich. Aber die Base der Internationalen Brigaden in Albacete will nicht zur Kenntnis nehmen, dass wir – als einzige von den Internationalen Brigaden – Spanier in unserm Verbände haben. Sie will die Spanier zwar löhnen, aber nicht auf spanische Weise mit den zehn Peseten am Tag, die den Milizionären gesetzlich zustehen, sondern nach Art der Internationalen, die ihre Familien meist nicht hier haben und daher weniger brauchen.»

«Wir sind eben», sagte ich, «eine der vielen selbständigen Armeen, die es hier in Spanien gibt, die der FAI, UGT, CNT, der Kommunistischen Partei und all den anderen Parteien und Grüppchen unterstehen. So ein Grüppchen sind auch die Internationalen Brigaden mit ihrer eigenen Verwaltung.»

«Wie?» rief der Brigadeschreiber erstaunt, «gehören wir nicht zur Verwaltung der Spanischen Republikanischen Armee?»

«Nein», erwiderte ich, «die gibt es gar nicht. Das ist eine der Unsinnigkeiten, die der halbanarchistische Ministerpräsident Largo Caballero aufrechterhalten will, obwohl die Kommunistische Partei immer wieder eine einheitliche Armee fordert.»

«Aber was sollen wir tun?» sagte verzweifelt der Zahlmeister. «Wir müssen doch löhnen!»

«Du musst einen Bericht aufsetzen und bei der Base der Internationalen Brigaden in Albacete vorlegen, in dem du die Unhaltbarkeit der Verhältnisse zeigst und erneut die Löhnungssumme anforderst.»

«Entschuldige», erwiderte der Zahlmeister, «aber einen solchen Bericht müsste doch die Brigadeführung selbst ausarbeiten.»

«Natürlich sollte sie. Aber du musst einsehen, dass ich mitten in einer entscheidenden Schlacht nicht die Ruhe und Zeit für so etwas habe. In einer richtig organisierten Armee käme es auch gar nicht vor, dass jede Truppe einzeln ihrer Löhnungssumme nachlaufen muss!»

Heinz, der Führer des Wagenparks, kam ins Zimmer geschlenkert. Er zwinkerte lustig mit seinen schlauen Augen: «Ich habe die Munition für

das Bataillon Edgar André bekommen. Aber ich bin dazu auch die ganze Nacht unterwegs gewesen. Es hat sich herausgestellt, dass es nur noch an einer Stelle solche Munition gab. Du musst dafür sorgen, dass wir so bald wie möglich diese Gewehre mit dem ausgefallenen Kaliber loswerden, denn sonst stehen wir eines Tages ohne Munition da und können die Gewehre nur noch wegwerfen.»

«Gewehre tauschen können wir erst, wenn wir aus der Front gezogen sind, nicht während der Schlacht! Hast du vorläufig genug?»

«Drei Lastautos voll.»

«Sehr gut. Wie steht es mit dem Benzin?»

«Wir kommen hin. – Aber ich habe etwas Interessantes erfahren. Heute früh bei den Luftkämpfen sind mehrere faschistische Kampfflieger abgeschossen worden. Darunter befand sich auch ein Deutscher, und seine Papiere ergaben, dass er zur Staffel Immelmann gehörte.»

«Ich muss jetzt auf den Gefechtsstand. Du, Heinz, bringst dem Bataillon Edgar André die Munition vor! Was noch?»

Der Kaderkommissar der Brigade, Albert Denz, war hereingekommen und sagte mit seiner tiefen, ruhigen Stimme: «Wir müssen sofort Personalfragen besprechen.»

«Individuelle Fragen können während der Schlacht nicht behandelt werden.»

Er hob seine Stimme: «Nicht individuelle Fragen, sondern dringende allgemeine! Dazu muss ich dich allein sprechen.»

Als die anderen gegangen waren, sagte er: «Das Bataillon Thälmann ist in schlechtem Zustand. Es hat heute nur noch 200 Mann an der Front, die in eine Maschinengewehr-Kompanie und eine Schützenkompanie eingeteilt sind, in der sich schon ein spanischer Zug befindet. Das Bataillon muss herausgezogen und aufgefüllt werden!»

«Das ist heute ausgeschlossen. Es liegt übrigens nicht vorn, sondern dicht vorm Brigadestab in Reserve. Gestern Abend hat seine Verpflegung geklappt, und diese Nacht hat es geschlafen.»

«Trotzdem.»

Es klopfte heftig, und Albert wurde dringend verlangt. Unterdessen kam der Politkommissar der Franzosen herein: «Kamerad, ich habe schlimme Nachrichten vom Bataillon Commune de Paris. Seit dem Morgen lag es in schwerem Artilleriefeuer am Wald von Remisa. Um zehn Uhr schickten die Faschisten zwanzig Panzer vor, die bis in unsere Linien kamen. Dort sind sie aufgehalten worden, aber wir haben schwere Verluste. Später – es kann nicht viel später gewesen sein – erfolgte ein zweiter Angriff. Da ist das Bataillon zurückgegangen.»

«Weit zurück?»

«Soviel ich erfahren habe, nur ein kurzes Stück. Aber es herrscht grosse Verwirrung, und die Verluste sind hoch.»

«Kamerad», antwortete ich, «es ist das erstemal, dass euer französisches Bataillon zurückgegangen ist. Da muss die Lage schon sehr schlimm gewesen sein.»

«Wir müssen abgelöst werden, noch heute!»

«Das hängt nicht von mir und auch nicht von Hans ab. Du weisst ja, dass vorgestern sechs Bataillone völlig ausgefallen sind. An ihrer Stelle sind neue Bataillone noch nicht eingetroffen. Daher müssen wir vorn bleiben. Sonst würde Madrid vermutlich fallen. – Thälmann hat nur noch zweihundert Mann.»

«Aber so geht das nicht weiter!» rief er. «Niemand tut etwas für die Erhaltung unserer besten Kameraden! – Ich verstehe, dass du da machtlos bist. Ich fahre sofort nach Madrid!»

Nun kam der Kaderkommissar Albert wieder herein und berichtete über schwere Verluste beim Bataillon Edgar André.

Ich wollte mich nicht wieder aufhalten lassen, kam aber doch nicht fort, bis man das Essen brachte. Alle waren in Erregung. Trotzdem zwang ich mich zu essen. Wann würde ich wieder dazu kommen?

Als ich gerade abfahren wollte, wurde gemeldet, dass das Bataillon Edgar André zurückgewichen war. In grösster Unruhe fuhr ich vor.
Irgendwo explodierten Bomben.

Mein Fahrer fragte, ob wir noch den Weg wie sonst zum Palacio de Zarzuela vorfahren könnten.

«Wir müssen sehen, ob es geht.»

Die Frage erledigte sich dadurch, dass wir eine Kolonne Lastwagen einholten, die irgendetwas in die Nähe des Lustschlosses brachten. Ihnen konnten wir natürlich folgen.

Vor dem Schloss standen mehrere Personenwagen.

Ich stieg in den Keller und fand Hans am Telefon, wie er auf Französisch hineinsprach. Dann wandte er sich zu mir, schüttelte den Kopf und sagte: «Die Lage ist sehr ernst! Wie steht es mit der Munition für Edgar André?»

«Sie muss schon vorn sein.»

«Das ist die erste gute Nachricht heute.»

Während ich ihm noch über die Besprechungen mit den Politkommissaren berichtete, kam der Oberst Loti herein: «Der spanische Generalstab fragt an, wie die Lage ist. Bitte, berichten Sie mir genau!»

Er setzte sich.

Hans berichtete über das Zurückweichen der beiden linken Bataillone und wie wenige Kämpfer er nur noch hatte. Mit einem Seufzer sagte der

Oberst: «Das ist sehr schlimm. – Wir sehen die Lage so: Diese Offensive der Faschisten ist bei Weitem die stärkste, die sie bisher gegen Madrid geführt haben. Sie wollen unbedingt die rechte Flanke der Stadtverteidigung aufrollen und haben dazu sehr viel Infanterie, Artillerie, Panzer und Flugzeuge eingesetzt. Es ist zum erstenmal eine Schlacht mit der ganzen modernen Kriegstechnik. Dem Hauptstoss der Faschisten stehen jetzt nur noch die drei geschwächten Bataillone der Elften Brigade gegenüber. Sage mir eins: Könnt ihr euch hier halten – sagen wir, noch drei Tage?»

Hans zuckte die Achseln: «Wenn die Faschisten uns hier im Park von El Pardo von rechts her umfassen, müssen wir zurück. Wenn sie aber die Franzosen und das Bataillon Edgar André nur frontal angreifen, so besteht eine gewisse Aussicht, dass wir uns halten. Aber die Aussicht ist nicht sehr gross.»

«Wie weit reicht euer rechter Flügel hier im Park?»

«Wenige hundert Meter rechts vor uns liegt das letzte Maschinengewehr.»

«Da ist wohl auch euer Stab hier gefährdet? Empfiehlt es sich nicht, ihn zurückzunehmen?»

«Ich habe schon daran gedacht. Aber hier ist der entscheidende Punkt, und ausreissen kann man noch immer. Wir haben hier nur noch den Gefechtsstand.»

«Ich möchte mit Madrid sprechen. Wo ist das Telefon?»

Der Oberst bekam sehr bald Verbindung und sprach auf Russisch, also wohl mit andern Beratern.

«Panik?» hörte ich ihn sagen. «Nein, hier beim Stabe der Elften Brigade herrscht keine Panik. Man hat sich die Ruhe des freien Entschlusses bewahrt.»

Dann sprach lange eine Stimme vom andereren Ende, die ich nicht verstand. Schliesslich legte der Oberst den Hörer weg: «Ich bleibe hier bei euch.» Er setzte sich. «Seid ihr euch bewusst, was von eurer Brigade abhängt?»

«Natürlich», sagte Hans. «Aber erlaube mir auch eine Frage.» «Bitte!»

«Was tut der Generalstab, um unsere Lage zu erleichtern?»

«Er braucht eine gewisse Zeit, um Truppen bereitzustellen. Hier kann man nicht irgendeine Brigade herschicken, sondern nur das Beste, was wir haben. Das steht aber schon an einer wichtigen Stelle.»

Gewaltige Explosionen erschütterten das Schloss.

Ich stürzte die Treppe hinauf und sah, dass etwa 150 Meter vor uns der

schnurgerade Schützengraben bombardiert wurde. Menschen rannten durch den Rauch. Durch die Baumkronen sah ich Junkers-Flugzeuge abziehen. Aber der Himmel begann schon blass zu werden. Die Abenddämmerung kam heran. Da würde es wohl ruhiger werden.

Später sassen wir im Keller und warteten auf die Abendmeldungen der Bataillone. Hans hatte Kaffee und Wein bestellt. Er wandte sich an mich: «Bitte, fahr doch mal zurück und suche für die Brigade einen neuen Gefechtsstand weiter hinten, etwa in Buena Vista. Zwar haben sich die Faschisten hier im Park an die Gräben vor uns noch nicht herangeschoben, aber diese Nacht oder morgen früh kann das geschehen.»

Ich musste mich beeilen, nach Buena Vista zu kommen, denn noch war etwas Dämmerlicht da, der Mond aber würde erst spät aufgehen.

Es war von vornherein klar, dass es in der Niederung des Manzanares mit ihren Bäumen und Büschen keinen guten Beobachtungs-Stand gab. Aber was ich fand, war zum mindesten nicht schlechter als die Gefechtsstelle im Palacio de Zarzuela.

Dann fuhr ich in völliger Dunkelheit wieder vor. Beim Aussteigen am Lustschloss horchte ich in die Nacht hinaus. Nicht ein Laut war zu hören. Ich tastete mich in den Keller und fand den Oberst Loti und Hans im friedlichen Gespräch über das Leben in Berlin, bevor die Nazis zur Macht kamen. Lächelnd wandte sich Hans zu mir: «Für heute dürfte die Gefahr gebannt sein. Man hat uns aus Madrid mitgeteilt, dass unsere Artillerie diese Nacht ausreichendes Störungsfeuer auf die faschistischen Stellungen legen wird, um die Bereitstellung für morgen zu erschweren.»

«Ein Tag ist gewonnen», sagte der Oberst und dehnte sich. Bald darauf fuhr er nach Madrid zurück.

Kurze Zeit später setzten wir uns in die Wagen und schlichen ohne Lichter durch die tiefe Finsternis des Waldes, dann über den Manzanares nach Buena Vista zu unserem neuen Gefechtsstand. Dort blieb ich am Telefon, während Hans diese Nacht schlafen sollte.

Kurze Zeit nachdem er sich zurückgezogen hatte, setzte Maschinengewehr- und Gewehrfeuer ein. Ich ging ins Freie und stellte fest, dass der Schall nicht von unseren Bataillonen her kam, sondern bedeutend weiter links, etwa von Palacete, wo ich früher mit meinem Bataillon gelegen hatte. Dann schien sich das Feuer nach links in die Universitätsstadt hineinzuziehen. Dieses Geräusch kannte ich genau. Auch die deutschen Truppen wurden 1914 zu Beginn des Stellungskriegs oft von Panik ergriffen. Dann schossen sie, bis die Läufe heiss waren und sie keine Munition mehr hatten. Das war bei der deutschen Armee mit ihren grossen Beständen an Patronen nicht so schlimm. Aber hier!

Erst nach beträchtlicher Zeit liess das Feuer nach. Dann aber brach es noch einmal los. Da ich es in den letzten Nächten nie gehörte hatte, schloss ich daraus, dass die bewährten Truppen dieser Front herausgezogen und von andern abgelöst waren, die noch keine Erfahrung im Stellungskrieg hatten. Das gab mir Hoffnung, dass bald frische, gute Truppen zu uns kommen würden.

Später in der Nacht begann Artillerie zu schiessen. Sie schoss schräg über uns hinweg nach vorn. Das war das versprochene Störungsfeuer auf die faschistischen Stellungen.

Um 5.30 Uhr hörte ich schweres Dröhnen. Ich ging hinaus und fragte den Posten, wo das gewesen wäre. Er zeigte mit dem Arm dorthin, wo das französische Bataillon liegen musste. Später erfuhr ich, dass unsere Flieger die Faschisten bombardiert hatten.

Als es ganz hell geworden war, blieb die Front ruhig. Erst später gab es allerhand Geräusche, die nicht klar zu erkennen waren. Nach einiger Zeit kam ein Melder von Thälmann, die Faschisten griffen an, aber das Bataillon hielte am Palacio de Zarzuela stand.

Dann sahen wir Sanitätsautos auf der Strasse nach hinten fahren. Das konnte nichts Gutes bedeuten, zumal der Verkehr immer stärker wurde. Auch Leichtverwundete sahen wir, wussten aber noch nicht, ob sie von unserer Brigade waren, weil hier die Hauptstrasse einer Reihe von Brigaden lag. Meldungen kamen auch, aber höchst unklare Paniknachrichten mischten sich mit anderen, die zu gut klangen. Erst nach etlicher Zeit wurde klar, dass um 14 Uhr eine grosse Zahl faschistischer Panzer die Stellungen unserer Brigade in ihrer ganzen Ausdehnung überrannt hatte.

Trotzdem schienen Teile der Bataillone Edgar André und Thälmann noch vorn in Stellung zu sein.

Eine Zeit später kamen Panzereinheiten von uns und gingen zum Gegenangriff über. Beim Zurückkommen meldeten sie, dass sie vorn noch einige Schützen unserer Bataillone gefunden hätten und dass die faschistische Infanterie so gut wie kein Gelände gewonnen hatte.

Wo unsere Bataillonsführer waren, wussten wir nicht. Das französische Bataillon schien verstreut zu sein.

Erst nach Einbruch der Dunkelheit meldete Hauptmann Völkel: «Das Bataillon Edgar André hat noch etwa hundertzwanzig Mann. Sie sind aufs Tiefste erschöpft. Die faschistische Artillerie beschiesst uns erneut schwer.»

Richard, der Führer des Bataillons Thälmann und seit zwei Tagen krank, war nach hinten gegangen. Von seinem Stellvertreter kamen keine Nachrichten. Wir hatten den Eindruck, dort stünde es verhältnismässig

gut. Freilich gab es eine unbestätigte Nachricht, sie hätten nur noch 125 Mann.

Nach Sonnenuntergang erschien bei uns ein Mensch, den ich trotz seiner Verwilderung als einen Läufer vom Bataillon Thälmann erkannte. Sein Gesicht war verschmiert. Den nassen Mantel hatte er schief umgehängt, als ob er nicht mehr wusste, was er tat.

Wir machten ihm einen Stuhl frei.

Er setzte sich, fiel mit dem Kopf und Oberkörper in seine schmutzigen Hände hinein und schluchzte auf. Dann fasste er sich soweit, um einigermassen zu sprechen: «In der Abenddämmerung sind die faschistischen Panzer noch einmal gekommen.» Er fiel wieder in seine Hände. Plötzlich aber nahm er sie auseinander, richtete sich auf und blickte uns aus erregten Augen an. «Wir standen in dem Graben, wisst ihr, in dem graden Graben da oben bei dem Schloss. Da kommt von rechts ein Panzer und biegt hinter dem Graben nach links, und von der anderen Seite kommt auch einer. Jetzt hatten sie uns von beiden Seiten und schossen mit den Maschinengewehren in den Graben. Wo sollten die Kameraden hin? Sie liefen nach der Mitte zusammen. Die Panzer kamen immer näher und schossen in den Menschenklumpen hinein!»

Er krümmte sich vor Schluchzen: «Ihr müsst wissen, da sind alle hin! Unser Zugführer und alle Engländer mit dem tapferen Arnold Geenes, alle weg! Das heisst, niemand weiss das richtig. Als die Panzer zu schiessen aufhörten, sind die Faschisten gekommen – es sollen Mauren gewesen sein – und haben mit ihren Gewehren in den Haufen geschossen. Da kann niemand mehr leben!»

Wir schwiegen. Der Bote schluchzte.

Hans fragte schliesslich leise: «Wieviel Mann hat Thälmann noch?»
«Vielleicht einige zwanzig. Die sind krank, hungrig und erschöpft. Mit denen kann man nichts mehr machen!»

Wir gaben dem Melder zu essen. Er klapperte vor Frost und Erregung.

Ich übersetzte dem Oberstleutnant Alberti die Meldung ins Russische. Er sagte entschieden: «Ich fahre sofort zu den Beratern – wenn ich darf? Aber hier gibt es ja keine Arbeit mehr für einen höheren Stab, und diese Truppe kann einem Angriff nicht mehr widerstehen.»

Er fuhr ab. Hans telefonierte.

Da trat Mario Nicoletti ein, der neue Politkommissar unserer Brigade. Das war ein älterer Süditaliener mit grossem Kopf und bräunlich umränderten Augen. Wir berichteten ihm von der Katastrophe, und auch er beeilte sich, nach Madrid zu fahren, um die sofortige Ablösung der Elften Brigade zu fordern.

Hans und ich sassen zusammen und waren so erschüttert vom Untergang des Bataillons Thälmann, dass wir keine Worte fanden.

Da kam ein Telefonanruf. Hans nahm den Hörer und führte auf Spanisch ein längeres Gespräch. «Das französische Bataillon?» rief er hinein.» Das kann nicht abgelöst werden, weil es nicht mehr in Stellung ist. Es ist tot, verwundet, versprengt. Major Dumont ist verwundet. Bataillon Thälmann hat noch einen schwachen Zug. – Ja, es ist in Stellung.»

Nach Beendigung des Gesprächs sagte mir Hans: «Noch vor Tagesanbruch kommt die Ablösung für Thälmann. Es ist ja nicht mehr schwer, die zwanzig Mann abzulösen. – Aber man hat mir auch etwas ganz Grosses gesagt. Sie sind sehr zufrieden. Die Elfte Brigade hat erneut die Lage gerettet!»

Bei der Ablösung in den frühen Morgenstunden des 8. Januar zeigte sich, dass Thälmann noch drei schwere Maschinengewehre und zweiunddreissig Mann hatte.

Am Nachmittag wurde auch Edgar André abgelöst. Die Abgelösten fuhren auf ihren Lastwagen in gute Quartiere, und dort erwartete sie, was die Spanier ihnen gesandt hatten, Apfelsinen und jede Art von Aufmerksamkeiten. Nun wurden wir uns erst recht bewusst, wie atemlos Madrid auf unseren Kampf bei Las Rozas geblickt hatte.

Der Tag war sonnig, und wieder trommelten die Faschisten auf unsere Stellungen, in denen nun neue Truppen lagen, die besten spanischen. Würden sie in dem schweren Feuer standhalten? Ich hatte im Geschäftszimmer mit dem Brigadearzt, dem Schreiber, dem Zahlmeister und allen andern zu verhandeln.

Draussen krachte es mehrmals, nicht sehr weit. Der Ordonnanzoffizier Kugler kam herein und meldete: «Die Faschisten müssen ihre Artillerie ziemlich nah herangezogen haben, denn sie schiessen bis hierher. Ihre Granaten fallen immer näher an dieses Haus heran.»

Wir setzten die Besprechungen fort. Aber schon bald kam Kugler wieder: «Jetzt fallen Geschosse schon rings um das Haus.»

Nun verlegten wir den Verwaltungsstab nach Fuencarral in das grosse Haus eines Arztes. Zu dieser Zeit hatten wir schon keinen Freiwilligen mehr an der Front.

Ziemlich spät abends erhielten wir die Nachricht, dass die spanischen Brigaden alle Angriffe der Faschisten abgewiesen hatten. Diese Armee begann eine gute Armee zu werden, und gerade jene Einheiten fingen an, gut zu werden, die nicht von Berufsoffizieren befehligt wurden, sondern von proletarischen Führern, wie Modesto und Lister.

Noch einmal, am 10. Januar, wurden wir alarmiert, blieben aber in unseren Quartieren.

Am 11. Januar begann die Gegenoffensive der spanischen Brigaden, die einen grossen Teil des verlorenen Geländes zurückeroberten und den Faschisten viele Maschinengewehre und Geschütze Wegnahmen. An diesem Tage kam für uns der Abmarschbefehl tief ins Hinterland hinein; nach Murcia in Südspanien.

Hans Kahle war für seine vorzügliche Führung in der Schlacht bei Las Rozas zum Oberstleutnant befördert worden. Mit Richard fuhr er zum Kriegsministerium nach Valencia, um über die Auffüllung der Elften Brigade zu verhandeln. Er tat das deshalb, weil wir wussten, dass es in Albacete bei der Base der Internationalen Brigaden nicht so viele deutsche Freiwillige gab, um die beiden deutschen Bataillone wieder auf Kriegsstärke zu bringen. Freilich hätte man diese Bataillone zusammenlegen können. Dann aber hätte eins von ihnen die Traditionen aufgeben müssen, die es in den schweren Kämpfen vor Madrid gewonnen hatte. Daher zogen wir eine Auffüllung mit überwiegend spanischem Ersatz einer Zusammenlegung vor.

Wir betrachteten die Base der Internationalen Brigaden in Albacete als eine Art Rekrutendepot, das nicht viel mehr tun sollte, als die Internationalen Brigaden mit Freiwilligen zu versorgen. Unsere Brigade selbst sahen wir als einen Teil der Spanischen Republikanischen Armee an. Das entsprach zwar den Wünschen der Kommunistischen Partei Spaniens für die Zukunft, hatte aber nur zum Teil mit den Tatsachen zu tun. Denn noch war die spanische Armee aus Truppen zusammengesetzt, die von politischen Parteien und Gewerkschaften aufgestellt und grossenteils von ihnen verwaltet wurden. Daher stand André Marti auf dem Standpunkt, dass wir nicht zur Republikanischen Armee, sondern zu seiner Internationalen Brigade gehörten, wie er sich ausdrückte. Ob er das Hans klargemacht hat, weiss ich nicht, jedenfalls wusste ich noch nichts davon.

Hans fuhr nach Valencia, weil er dem Kriegsministerium nicht traute. «Wenn uns die verdächtigen Elemente um Largo Caballero Trotzkisten hereinsetzen», sagte er mir, «können sie die Elfte Brigade in ihrer Kampfkraft sehr schwächen. Deshalb halte ich es für besser, die Frage des Ersatzes selbst in Valencia zu stellen, natürlich in dauernder Fühlung mit der spanischen Kommunistischen Partei.»

Der Mann, dem die spanischen Kommunisten am meisten misstrauten, war der General Ascensio, den Largo Caballero als Unterstaatssekretär in sein Kriegsministerium berufen hatte. Ascensios Bruder war ebenfalls General, aber Divisionskommandeur auf der faschistischen Seite. Der

Hass gegen «unseren» Ascensio war so gross, dass man von Spaniern hören konnte, man müsse diesen Verräter ausschalten.

Ein anderer zweifelhafter Mann war der Stabschef des Kriegsministeriums, General Cabrera, den die Kommunisten als einen stupiden Berufsoffizier bezeichneten.

Während Hans in Valencia war, sollte ich die Brigade führen, sie nach Murcia bringen und dort sofort mit der Reorganisierung und Ausbildung beginnen.

Am 13. Januar kamen die Transport wagen des Generalstabes und fuhren mit den Bataillonen ab. Frühestens am nächsten Tage konnte die Brigade in Murcia ankommen. Daher beschloss ich, zusammen mit dem Ordonnanzoffizier Kugler noch bis morgen in dem guten Quartier von Fuencarral zu bleiben.

Ich sass in meinem Zimmer und begann mit den Entwürfen für die Ausbildung der Brigade, sowohl für die Infanterie wie für unsere Artillerie, die allerdings ihre Geschütze an die ablösende Truppe abgegeben hatte.

Da meldete Kugler einen fremden Herrn mit einer Dame.

«Was für ein Herr?»

«Das will er nicht sagen.»

«In Zivil?»

«Ja, in Zivil.»

«Es wird der Besitzer dieses Hauses sein.»

«Nein, es ist kein Spanier – obwohl er Spanisch mit mir gesprochen hat. Ich höre den fremden Akzent.»

«Na, lass die rätselhaften Leute mal herein!»

Die beiden Eintretenden sahen wirklich nicht spanisch aus. Die Dame war brünett und schlank, der Herr viel jünger und gross.

«Bitte, setzen Sie sich!» sagte ich auf Russisch, um auf den Busch zu klopfen.

«Ach, Sie sprechen Russisch?» sagte die Dame mit einem Akzent, der eher auf eine Polin oder Weissrussin schliessen liess.

Der Herr aber sagte in reinstem Moskauer Russisch: «Kann uns hier jemand hören?»

«Kaum. Der Ordonnanzoffizier würde es nicht verstehen.»

«Ich möchte Sie bitten, niemandem etwas von diesem Gespräch zu sagen, nicht einmal dem Oberstleutnant Hans.»

«Das ist eine starke Forderung, und ich kann sie nicht ohne Weiteres zusagen.»

«Das ist verständlich. Aber Sie werden mich verstehen, wenn Sie hören, worum es geht.»

Ich vermutete, dass es irgendeine Spionage-Angelegenheit wäre, und war wenig beglückt, in solche Dinge hineingezogen zu werden.

«Noch etwas zuvor», sagte er. «Ich muss offen über Largo Caballero sprechen. Sie wissen wohl, wie der General Kléber über eine gewisse Bemerkung gestolpert ist. Es wäre nicht nützlich, wenn meine Bemerkungen ins Publikum drängen.»

Er blickte mich fragend an.

Nun begann mich die Sache zu interessieren. Ich nickte: «Eine sachliche Kritik kann gelegentlich notwendig sein.»

Er schien befriedigt, brannte sich eine Zigarette an und sagte: «Als der Bürgerkrieg hier in Spanien ausbrach, haben die Massen spontan die Faschisten von vielen Stellen vertrieben. Die republikanische Regierung war weder revolutionär noch sonst erfreulich, sie wurde aber gezwungen, die vollendete Tatsache der Volkserhebung und die Bewaffnung der Arbeiterschaft anzuerkennen. Aber sie wollte unter keinen Umständen zulassen, dass sich die revolutionäre Bewegung aufs Land ausbreitete und Bauern die Ländereien der Grossgrundbesitzer unter sich verteilten. Die Aufteilung des Bodens hätte bedeutet, die Bauern für den Kampf des spanischen Proletariats zu gewinnen, ja, diesem Kampf einen noch mächtigeren Schwung zu geben. Hätte die Regierung damals der Bauernrevolution zugestimmt, so wäre der Krieg vielleicht schon heute zu unseren Gunsten entschieden.»

«Ja», sagte ich, «im vergangenen Herbst kam der General Lukácz hierher, um den Partisanenkrieg zu organisieren. Das ist seine Spezialität.»

«Dann wissen Sie wohl auch, weshalb er eine Brigade übernahm, obwohl er dafür keine Vorbereitung mitbrachte.»

«Ja, weil der Regierungschef der Volksfront, Largo Caballero, gegen die Bauernrevolution war.»

Er nickte: «Das ist eine grosse Enttäuschung für uns gewesen. Largo Caballero galt als ein sehr linker Sozialdemokrat und beinah als spanischer Lenin. Aber ein Lenin, der einen Teil der Revolution ablehnt, weil er auf die Grundbesitzer Rücksicht nimmt, der ist keiner. Mit dem kann man auch keinen revolutionären Krieg gewinnen. Wir müssen diesen Krieg aber gewinnen!» Leise fügte er hinzu: «Wenn es nicht mit dem Ministerpräsidenten und offiziell geht, so müssen wir es inoffiziell organisieren.»

Ich fragte: «Haben Sie schon Partisanen?»

«Wir haben Partisanen. Und deshalb kommen wir zu Ihnen. Unsere Partisanen – sie stammen von verschiedenen Nationen – müssen gelöhnt werden, und dazu müssen sie einer Truppe angeschlossen sein.»

«Und wir sollen heimliche Soldaten haben? Wie stellen Sie sich das vor? Der Zahlmeister führt doch Listen aller Leute, die gelöhnt werden.»

«Natürlich muss der Zahlmeister eingeweiht sein.»

Ich überlegte und sagte dann: «Ja, wahrscheinlich lässt sich das machen. Ich werde es mit dem Zahlmeister besprechen. Er ist ein zuverlässiger Mann. Aber ich sehe eine andere Schwierigkeit. Wo sollen wir die Partisanen unterbringen, ohne dass sie bemerkt werden? Um wieviel handelt es sich?»

«Um zwei Abteilungen zu je etwa sechzig Mann. Aber da machen Sie sich keine Gedanken. Für die Unterbringung und Ausrüstung wird von anderer Seite gesorgt. Sie werden niemand sehen, ausser dieser Dame, die ab und zu Ihren Zahlmeister aufsuchen wird.»

«Einverstanden. Aber wir haben kein Geld. Die Methode der Löhnung ist noch nicht geregelt, und in Albacete herrschen bei der Base der Internationalen Brigaden darin etwas sonderbare Auffassungen.»

Er lächelte und nickte leicht: «Auch das kennen wir. Wenn es dort lauter Leute gäbe, zu denen wir solches Vertrauen hätten wie zu Ihnen, so hätten wir uns mit unserer Bitte direkt dorthin gewandt.»

Sie meinen den Stabschef Vidal? wollte ich fragen, aber ich unterdrückte das lieber.

In Murcia

14. Januar bis 7. Februar 1937

Am folgenden Morgen, dem 13. Januar, fuhr ich in den nebligen Wintermorgen hinein und kam abends nach Murcia. Wir hielten vor dem grossen Hotel Victoria.

Als ich ausstieg, umfloss mich eine laue Luft. Das waren nicht mehr die rauhen Winde von Madrid, sondern ein weiches, mittelmeerisches Klima.

Am nächsten Morgen wurde ich von allen Seiten bestürmt. Da klappte es nicht mit den Quartieren und der Verpflegung.

Leutnant Kugler stand schon eine Zeitlang in meiner Nähe. Als gerade niemand da war, sagte er leise: «Die Bevölkerung ist über unser Kommen nicht begeistert. Hier herrschen die Anarchisten und reden den Leuten ein, wir wollten sie zu Kommunisten machen, und ähnlichen Unsinn.»

«Gut, dass du mir das sagst. Ich werde die Politkommissare bitten, dahin zu wirken, dass die Mitglieder der Brigade auf den Strassen und in den Lokalen sich recht anständig und höflich benehmen.»

Gegen Mittag fuhr ich mit Kugler als Übersetzer zum Gouverneurspalast, um dort einen Höflichkeitsbesuch zu machen. Freilich sah ich dafür nicht besonders gut aus. Zwar hatte ich nicht mehr meine dünnen Schlosserhosen an, sondern trug die dunkelgrüne Uniform der französischen Alpenjäger mit einer Art langer Pumphose und einem Rock, der wohl genügend lange Ärmel hatte, aber nur bis zum Gürtel ging. Das war kein Anzug, der für einen offiziellen Besuch geeignet erschien. Aber schliesslich kamen wir von der Front und hatten noch keine Möglichkeit gehabt, uns Uniformen anmessen zu lassen. Man meldete mich an, und ich wurde auch gleich empfangen. Der Zivilgouverneur stand von seinem Schreibtisch auf. Er war jung und ausserordentlich schlank. Er begrüsste uns auf das herzlichste und nannte mich Kamerad und du. Ich versicherte ihm, dass sich unsere Brigade bemühen würde, der Zivilbevölkerung gegenüber die grösste Disziplin zu wahren.

«Selbstverständlich», erwiderte er. «Etwas anderes erwarten wir nicht von der Elften Brigade. – Ich stelle euch für euern Stab ein Hotel in der Stadt zur Verfügung, das freilich noch nicht fertiggebaut ist, aber achtzig Zimmer hat. Auch mit der Verpflegung wird es klappen. Besonders werdet ihr mit Obst gut versorgt werden, das hier in der Umgebung reichlich wächst.»

«Darf ich darauf aufmerksam machen, dass vermutlich schon heute unser bester revolutionärer Komponist hier eintreffen wird. Dürfen wir mit ihm ein Konzert veranstalten?»

«Wie heisst dieser Komponist?»

«Hanns Eisler.»

«Ach, der ist mir bekannt! Er hat doch das Lied von der Solidarität komponiert, das auch ins Spanische übersetzt ist und das in Madrid viel gesungen wird. Für das Konzert stelle ich euch das Teatro de Romea zur Verfügung und komme selbst dazu.»

Nach diesem freundlichen Empfang bat ich den gewandten Kugler, herauszufinden, welcher Richtung der Zivilgouverneur angehörte. Er hatte es auch bald heraus und berichtete, er wäre ein Madrider Kommunist, der hierher nach Murcia geschickt worden war, um in dieser Stadt Ordnung zu schaffen. Denn hier hatte es Spionagenester und andere Schädlingsgruppen gegeben, wie überall, wo die Anarchisten das grosse Wort führten.

Wir fuhren gleich zu dem Hotel, das unserm Stab zur Verfügung gestellt war. Es lag in der Innenstadt. Die Strassen waren so schmal, dass

wir nur langsam fahren konnten, manchmal mit einem Rad auf dem Fusssteig, so dass die Leute in die Hauseingänge treten mussten, wenn mein grosser Wagen ankam.

Das Haus sah von aussen freundlich aus. Innen aber war teilweise der Fussboden noch nicht gelegt, da gab es weder Tisch noch Stuhl.

Der Brigadeschreiber, Hauptmann Fritz Münster, blickte sich lachend um: «Da werde ich die Schreibstube mit Kisten und Koffern aufbauen lassen, so gut es eben geht. Wenn sich die Besucher nicht setzen können, so reden sie nicht so lange.»

Da der Lastwagen mit meiner Matratze noch nicht da war, konnte ich nicht einziehen. Wir machten es so wie alle spanischen Truppen, dass wir Matratzen, Stühle, zum Teil sogar Tische von Quartier zu Quartier mitschleppten, weil der Vorgänger alles von dort mitgenommen hatte.

Gegen Abend ging ich in ein Café. Davor standen ein paar deutsche Freiwillige und baten mich um einige Peseten, damit auch sie einen Kaffee trinken konnten. Sie hatten seit Langem keine Löhnung erhalten und waren ganz ohne Geld. Aber auch ich hatte nur wenig.

Als wir uns kaum gesetzt hatten, kamen zwei Franzosen herein, schwankend und laut. Da ich es nicht für gut hielt, von mir aus öffentlich einzugreifen, brach ich bald auf und ging zum Politkommissariat, um zu beraten, was man gegen das schlechte Benehmen tun sollte.

Artur, der stellvertretende Kommissar der Brigade, rief: «Da muss man einfach Wirtshauspatrouillen ausschicken, und noch heute! Wer betrunken angetroffen wird, den nehmen sie mit und stecken ihn ein, bis er sich ausgeschlafen hat.»

Alle waren einverstanden, nur der Spanier schüttelte den Kopf. Er hielt das Verfahren für undemokratisch.

Dagegen wandte sich der Franzose mit grösster Energie und verlangte, dass jede Disziplinlosigkeit streng bestraft würde. Da alle gegen den Spanier waren, lächelte er und liess sich überreden.

Erst ziemlich spät kam ich in das Hotel Victoria zurück. Unten in der Halle standen um das Klavier herum eine Reihe Kameraden des Thälmann-Bataillons. Dann erst bemerkte ich hinter den grossen Kerlen den kleinen, rundlichen Eisler, der einzelne Töne anschlug und irgendetwas erklärte.

Paul Wolf, der Politkommissar des Thälmann-Bataillons, trat lächelnd auf mich zu: «Hanns Eisler will uns ein Lied für das Bataillon machen.»

Eisler war aufgestanden und reichte mir die Hand: «Die Genossen wol-

len, dass ich ihnen eine Melodie mache. Aber ich habe ihnen gesagt, dass sie mir einen Text bringen sollen. Denn Texte machen kann ich nicht.»

«Habt ihr einen Dichter?» fragte ich.

«Das gerade nicht», antwortete Wolf, «aber mal sehen, was wir selbst zusammenschustern.»

Man rief mich eilig hinaus. An der Tür standen drei Mann, zwei Deutsche und ein Spanier, die aufgeregt durcheinander sprachen. Ob sie sich gegenseitig verstanden, war mir zuerst nicht klar. Dann stellte sich heraus, dass sie eine Wirtshausstreife waren und schon mehrere Deutsche und einen Spanier festgenommen hatten, weil die angeduselt waren. Dabei hatten sie keine Schwierigkeiten gehabt. Aber dann waren sie auf betrunkene Franzosen gestossen, und die wollten sich nicht festnehmen lassen. Schlagen wollten sie nicht und fragten an, was sie tun sollten.

«Ihr habt es richtig gemacht, dass ihr gegen die Franzosen nicht Gewalt angewendet habt. Ich werde das morgen mit dem französischen Politkommissar besprechen.»

Währenddessen hatte man in der Halle angefangen, etwas zu singen, wozu Eisler spiçlte. Der Politkommissar von Thälmann sass schräg an einem Tisch und schrieb hastig die Worte nieder, die man sich gemeinsam für ein Lied ausgedacht hatte.

Am Nachmittag des folgenden Tages fand im Teatro de Romea das Konzert statt. Parkett und Ränge waren von Menschen dicht besetzt. Eisler kam auf die Bühne und machte eine unbeholfene Verbeugung. Dann sagte er etwas in seinem Wiener Dialekt, was die Spanier zu belustigen schien, vielleicht auch, weil er so gutmütig dazu lächelte.

Der Einbruch einer so ganz unspanischen Art wirkte auch auf mich komisch. Da kam eine Gruppe von deutschen Schlagetoten in schlechtsitzenden, bauschigen Uniformen, jede von etwas anderer Farbe, auf die Bühne und stellten sich hin, die Hände auf dem Rücken.

Eisler schlug drei Töne an, nickte, die Gruppe der Riesen setzte ein:

Spaniens Himmel breitet seine Sterne
Über unsre Schützengräben aus,
Und der Morgen grüsst schon aus der Ferne,
Bald geht es zum neuen Kampf hinaus.
Die Heimat ist weit,
Doch wir sind bereit.
Wir kämpfen und siegen für dich,
Freiheit.

Bei der zweiten Strophe dieses von Paul Dessau komponierten Liedes begannen die Freiwilligen im Parkett den Kehrreim mitzusingen.

Die Spanier blickten sich erstaunt um. Das kannten sie nicht, ein Konzert, bei dem das Publikum mitsang. Aber als der Gesang vorbei war, brauste ein ungeheures Klatschen los. Es war wie eine Verbrüderung in diesem stürmischen Applaus. «Bis! Bis!» schrie man, das heisst: Noch einmal! Wieder sangen sie.

Da begann es mich im Halse zu würgen. All das Schwere der Kämpfe von Madrid überkam mich, der Tod von Louis Schuster und von Arnold Geenes und seinen Engländern und der Untergang des Thälmann-Bataillons. Nur mit Mühe hielt ich an mich. Die ununterbrochenen Pflichten, alle die vielen Besprechungen im Stabe hatten meine menschlichen Erlebnisse nicht getötet, sondern nur vorübergehend verhängt. Nun kam das alles heraus.

Jetzt spielte Eisler ohne Gesangsbegleitung auf dem Flügel, und er spielte gewaltig, wenigstens für uns, die wir seine Musik liebten, diese kämpferische Musik ohne alle Konzessionen.

Nach einer Pause wollten nun die Spanier singen. Denn dieses Konzert sollte zuerst die Spanier mit unserer volkstümlichen Musik bekannt machen, dann uns mit ihrer. Ein Mann trat auf, auch er war nicht gerade elegant, und mit ihm ein Gitarrenspieler, der zuerst ein paar etwas dumpfe Akkorde zupfte. Dann hob der Sänger das Kinn und setzte durch die Nase einen leicht gepressten Ton an mit einem kurzen Text, an den sich dann wortlos eine lange musikalische Verzierung anhängte, sozusagen wie ein vielgewundenes Band, immer mit demselben Atem, bis ein mächtiges Klatschen einsetzte und man rief: «Ole! Ole!» Das Klatschen war wie eine Belohnung für den guten Atem. Kugler flüsterte mir zu: «Das nennen sie einen Flamenco.»

«Aber das ist doch richtige arabische Musik. Ich habe so Ähnliches in Ägypten gehört.»

«Ja, das ist noch ein Rest aus jener Zeit, als hier die Mauren herrschten.» Der Sänger brachte noch zwei Flamencos. Unsere Internationalen waren davon nicht begeistert. Zu fremd waren ihnen die musikalischen Schnörkel und das Quetschen der Stimme durch die Nase. Aber auch die spanischen Tänze liessen sie ziemlich kalt. Die Spanier aber tobten fast vor Freude, und das sagte uns, dass der politische Zweck des Konzerts erreicht war, ein gemeinsames Fest mit Schwung und Begeisterung zu veranstalten.

Nach dem Theater brachte eine ganze Wolke von Deutschen Hanns Eisler in das Hotel, und man liess ihn auch dort nicht los. Sie wollten noch mehr Lieder von ihm hören. Gutmütig setzte er sich gleich wieder

ans Klavier, während ihm die Freiwilligen das Glas wegstahlen, wenn es leer war, so dass stets ein volles Glas auf dem Klavier stand.

Die Politkommissare beschlossen übrigens, dass gemeinsame spanisch-deutsche Streifen für betrunkene Deutsche und Spanier gehen sollten, für betrunkene Franzosen aber nur französische. Deutsche leisteten den viel kleineren und schwächeren Spaniern nie Widerstand. Es gab etwas wie eine besondere Liebe zwischen den beiden so gründlich verschiedenen Nationen, die mich immer wieder anrührte, die ich auch persönlich empfand, obwohl ich sie mir nicht erklären konnte. Dagegen vertrugen sich die Spanier mit den Franzosen nur schwer, so war es auch von der anderen Seite. Die französischen Streifen schufen bald Ordnung. Sie gingen gegen ihre eigenen Leute mit Energie und Entschlossenheit vor.

Übrigens lag die Rabauzigkeit der Franzosen in Murcia nicht etwa an ihrem Nationalcharakter. Ihr Politkommissar erklärte uns das Benehmen. «Ihr seid meist Emigranten, die um ihrer politischen Überzeugung willen aus Deutschland fort sind. Eure politischen Organisationen haben sich genau angesehen, wer ihr seid, bevor sie euch halfen, nach Spanien zu kommen. Aber für uns Franzosen war es sehr leicht, über die spanische Grenze zu kommen. Manche sind deshalb aus blosser Abenteuerlust hier. Aber dieses Gesindel werden wir wieder los! Wir müssen sie nur unter strenge Disziplin stellen, denn das gefällt diesen Elementen nicht. Wenn nur der Major Dumont von seiner Verwundung bald geheilt wäre, um hier hereinzufunken!»

Am 19. Januar kamen 500 Deutsche als Ersatz an. Ich fuhr mit dem Politkommissar auf den Bahnhof, um sie zu begrüssen und auf die beiden Bataillone zu verteilen. Sie standen in ihren neuen grünen Uniformen ordentlich vor uns, hatten aber keine Waffen. Wir selbst waren aber auch ohne, weil wir unsere Gewehre und Maschinengewehre vor Madrid abgegeben hatten. Wie sollten wir da ausbilden?

Ich fragte den Hauptmann, der mir den Transport meldete: «Sind die Freiwilligen militärisch ausgebildet?»

«Jawohl, mehrere Wochen lang.»

«Als ich mit dem Bataillon Thälmann an die Front ging, konnten wir noch nicht einmal schiessen. Die Zeit, wo die Not so gross war, ist glücklicherweise vorbei.»

Übrigens waren unsere Bataillone Edgar André und Thälmann schon nicht mehr so schwach, wie sie aus der Schlacht von Las Rozas herausgekommen waren. Kranke und Leichtverwundete kamen zurück. Besonders eilig mit dem Wiederkommen hatten es die Spanier des Bataillons

Thälmann. Auch sonst bemühten sie sich, es den Deutschen gleichzutun. Unsere deutschen Kompanien marschierten nach deutscher Sitte mit langem Schritt durch die Stadt und sangen dazu. Jedesmal sammelten sich Zivilisten und betrachteten dieses Schau- und Hörstück mit Gefallen. Das wollten die Spanier nachmachen. Aber bei dem kurzen, raschen Schritt der romanischen Truppen ging das nicht. Daher nahmen sie erst einmal den langen deutschen Schritt an und suchten dann nach geeigneten spanischen Liedern. Da es die aber nicht gab, machten sie zu unseren deutschen Liedern spanische Texte und sangen sie nun auf ihren Märschen durch die Stadt. Weil aber ihre musikalischen Traditionen ganz anders waren, veränderten sich die Melodien rasch, so dass wir ihren Gesang stets etwas befremdet anhörten. Aber er freute uns. Vor allem hatte dieses ordentliche Marschieren und Singen auf den Strassen eine gute Wirkung auf die Bevölkerung. Es machte uns täglich beliebter.

In diesen Tagen kam der Politkommissar Artur Dorf zu mir und sagte: «Weisst du eigentlich, dass Thälmann spanische Rekruten einstellt? Das heisst, sie haben kein Werbebüro, sondern die Freiwilligen kommen zum Bataillon und wollen unbedingt angenommen werden. Das ist eine Folge des guten Aussehens der Spanier bei dem Bataillon. Soweit ist das ja ganz gut, aber was werden die spanischen Behörden dazu sagen, wenn sie davon erfahren?»

«Es ist schlimm», antwortete ich, «dass unser Politkommissar Nicoletti fast immer in Madrid ist. So etwas müsste man mit ihm besprechen, und er sollte es mit der Kommunistischen Partei Spaniens klären. Aber sag mir mal: Gehören wir eigentlich zur Armee von Madrid oder wozu sonst?»

Artur lachte: «Das wollte ich dich fragen. Wenn du das nicht weisst, wer soll es dann wissen? Es geht eben hier noch alles durcheinander. – Ich habe mir übrigens die Sache mit der heimlichen Werbung von Spaniern durch Thälmann noch von einer anderen Seite her überlegt. Hier in Murcia sind ja die Linken fast alle Anarchisten. Daher dürften die jungen Leute, die zu uns kommen, auch Anarchisten gewesen sein, es aber vor uns verschweigen.»

«Und du befürchtest eine Zersetzung unserer Brigade durch sie?» «Nein, weshalb sind sie denn bisher Anarchisten gewesen? Nur, weil das die einzigen Revolutionäre waren, die ihnen begegneten. Ich bin überzeugt, dass sie sich bei uns zum Kommunismus bekennen, und ganz ehrlich! Diese jungen Spanier, die wir so als Einzelpersonen bei uns aufnehmen, sind mir lieber als eine grosse Menge Ersatz, die uns Valencia schickt, und die organisiert sein können, um uns zu schaden.

Deshalb möchte ich anraten, dass wir die heimliche Werbung nicht verbieten, dem Bataillon dabei aber etwas mehr Vorsicht empfehlen.»

Am 20. Januar waren wir von der Volksfront zu einem Bankett eingeladen. Wir fanden in mehreren grossen Sälen viele lange Tafeln gedeckt und ein solches Gedränge von Menschen zwischen den Tischen, dass es lange dauerte, bis alle ihre Plätze gefunden hatten. Bald begannen die schwungvollen Reden. Dazwischen gab es ein vorzügliches Essen.

Zum Braten erhob sich Nicoletti, der wenigstens zu diesem Bankett von Madrid hergekommen war. Er sprach wohl eine halbe Stunde, aber mit solchem Feuer, dass alle hingerissen waren.

Als ich spät nachts zum Stab zurückkam, meldete der Offizier vom Dienst: «Ein Franzose ist heute Abend erschossen worden.»

«Von wem?»

«Von einem anderen Internationalen. Mehr weiss man noch nicht.»

Diese Nachricht beunruhigte mich. Hier in Murcia spielten die Deutschen gegenüber den Franzosen eine zu grosse Rolle. Wenn jetzt auch noch ein Deutscher einen Franzosen erschossen hätte, so konnte das recht unangenehme Folgen haben. Aber in der Nacht liess sich nichts mehr feststellen. Am Morgen meldete man, Major Dumont wäre gekommen, obwohl er von seiner Wunde noch nicht geheilt war. Man hatte ihn hergerufen, um in seinem Bataillon Ordnung zu schaffen.

«Weiss man schon, wer den Franzosen erschossen hat?»

«Ein anderer Franzose.»

«Und weshalb?»

«Das ist uns allen unverständlich. Sie waren zusammen in einem Puff, und der eine hat den anderen wegen einer Hure erschossen. Aber wie kann man da eifersüchtig sein?»

«Der Fall ist wenigstens politisch harmlos.»

«Dumont sieht das anders. Er verlangt, dass sein Bataillon aus Murcia fort und aufs Dorf verlegt wird, um Disziplin hereinzubringen.»

Für diesen Nachmittag war ich zu Thälmann in die Universität eingeladen, in deren Hörsälen die Kompanien lagen. Die Studenten hatten die Freiwilligen zu ihren Gästen erklärt und gaben ihnen in der Aula ein Konzert. Die jungen Leute empfingen uns mit Anstand und Geschmack. Da herrschte eine wohltuende Stimmung, und das Konzert war gut. Besonders beeindruckte mich das Geigenspiel eines schlanken, dunklen Menschen.

Unser Stab pflegte in der ungedielten Hotelhalle an einer langen Tafel zu essen, die wir tischlern liessen, ohne sie zu streichen. Das Mittagessen

pflegte etwas zeremoniell vor sich zu gehen, obwohl man meist recht munter war. Am 22. Januar wurde ich während des Essens eilig ans Telefon gerufen. Aus Valencia meldete sich die Stimme von Hans: «Der Ministerpräsident hat sich bereit erklärt, am Sonntag zusammen mit anderen hohen Persönlichkeiten der Regierung eine Parade der Elften Brigade abzunehmen und ihr eine Fahne zu überreichen. Bitte, sorge dafür, dass Flieger zum Schutz bestellt werden, und überlege dir auch, wie und wo wir die Parade abhalten!»

«Was hast du sonst erreicht?»

«Ich sitze noch immer täglich im Vorzimmer des Unterstaatssekretärs im Kriegsministerium. Er hat mich noch nicht empfangen. Es ist zum Verzweifeln!»

Bald hatte ich einen Platz gefunden, der sich für eine Parade ganz gut eignete, und fuhr zum Fliegerkommandanten, der weit ausserhalb in einem stattlichen ehemaligen Kloster wohnte. Er bat mich liebenswürdig in sein Geschäftszimmer und hörte sich erstaunt an, was ich ihm von der Parade vor Largo Caballero erzählte.

«Aber», sagte er, «unsere Flugzeuge haben Gefechtsaufträge an der Südfront. Ich darf sie ohne besondere Genehmigung nicht für andere Zwecke verwenden. Die Parade selbst geht mich nichts an. Sie ist Angelegenheit des Ortskommandanten von Murcia. – Übrigens glaube ich nicht, dass die Parade stattfinden wird.»

«Weshalb meinen Sie das?»

Er betrachtete mich und wich der Antwort aus. Von ihm fuhr ich zum Ortskommandanten. Er hatte seine Geschäftszimmer in einer Artilleriekaserne, in deren verwahrlostem Hof ein paar Geschütze und Protzen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts herumstanden.

Kaum war ich angemeldet, als sich gewaltsam eine Tür öffnete und er selbst herausstürzte. Es war ein ältlicher Artillerieoberst. Aufgeregt übergoss er mich mit einem Schwall von Worten. Ich begriff zunächst nur, dass er mich seit einigen Stunden vergebens zu erreichen suchte. Als er sich etwas beruhigt hatte und ich ihm gegenüber in seinem Geschäftszimmer sass, teilte er mir mit, er hätte von General Cabrera aus Valencia einen Anruf bekommen, er solle ihm melden, wieviel Mann die Elfte Brigade hätte, und inwieweit sie ausgebildet wäre, um sofort abzumarschieren.

Ich nannte ihm unsere Tagesstärke und bat ihn, dem General Cabrera mitzuteilen, dass wir erst heute Gewehre erhalten hätten von einem System, das keiner von uns kannte. Maschinengewehre hätten wir nicht, noch Geschütze und Lastwagen, da das alles an die Verteidigung von Madrid abgegeben wäre.

Der Oberst telefonierte sofort und sagte mir dann im Namen von Cabrera, die Brigade wäre zu alarmieren, und wir sollten sofort am neuen Gewehr instruieren, noch heute Mittag. Ich blickte verblüfft auf meine Armbanduhr. Es war schon 17 Uhr und fast Abenddämmerung.

Der Oberst begleitete mich sehr förmlich zu meinem Auto, und ich kehrte zu meinem Stab zurück. Unterwegs beschloss ich, niemandem davon Mitteilung zu machen, dass wir im Alarmzustand wären. Denn das hätte die Leute nur unruhig gemacht und die Ausbildung behindert. Ich wusste aus zwei Kriegen: die Generale überlegen sich nie, dass die Truppe in viel kürzerer Zeit abmarschbereit ist, als die übrigen Massnahmen bei einer Alarmierung dauern. Wie wollte man uns zum Beispiel hier fortbringen? Wagen hatten wir nicht, und selbst die bestorganisierte Eisenbahn braucht viele Stunden, um Truppentransportzüge bereitzustellen.

Etwas belustigt dachte ich, welche Krämpfe wohl der General Cabrera bekäme, wenn er erführe, dass ich seinen wichtigen Befehl geheimhielt.

Oberstleutnant Alberti und die Waffenmeister hatten sich unterdessen die neuen Gewehre angesehen und waren sehr zufrieden.

«Das sind fabrikneue russische Gewehre», sagte einer von den deutschen Waffenmeistern, «im Gebrauch sehr einfach. Sogar ein technischer Dummkopf lernt spielend damit umzugehen. Wir wissen nur noch nicht, wie ihre Schiessleistungen sind.»

Ich bat Alberti, sich um die Ausbildung am Gewehr zu kümmern, da ich mit der Vorbereitung der Parade für übermorgen zu tun hatte. Holz musste gekauft und Tribünen errichtet werden. Dafür mussten wir Geld beschaffen, wozu wir wiederum einen Voranschlag brauchten. Bis in die Nacht hinein gingen die Besprechungen.

Am folgenden Tage zu Mittag liess mir der Ortskommandant sagen, die Parade mit Fahnenübergabe wäre verboten worden. «Verboten?» fragte ich verblüfft.

«Ja, verboten hat man mir gesagt.»

Was bedeutete das? Unsere Politkommissare hatten dafür sicher noch weniger eine Erklärung als ich. Aber ich musste wissen, was das heissen sollte, und fuhr zum Haus der Kommunistischen Partei. Nach kurzem Warten empfing mich der Parteisekretär und sagte: «Ich kenne die Sache schon. Du musst das nicht falsch auffassen. Es richtet sich nicht gegen euch, sondern die Absage der Parade ist aus Gründen der Einheitsfront geschehen.» Bei meiner Rückkunft meldete der Brigadeschreiber, wir bekämen heute oder morgen 1'500 Mann spanischen Ersatz bekommen

würden. Abends kam die Nachricht, es wären nicht 1‘500, sondern 1‘150. Auch das waren noch zwei Bataillone.

Dann kam der Offizier vom Dienst und meldete, der Ersatz wäre eingetroffen. Ich liess den Brigadeschreiber rufen und fuhr mit ihm und Leutnant Kugler zum Bahnhof. Dort standen im Halbdunkel die Mannschaften, noch in Zivil und ohne Waffen, vor der Front zwei Majore und zwei Hauptleute. Der eine Major meldete mir 900 Mann.

«Es sind 1‘150 angesagt.»

«Auf dem Transport sind etwa 150 desertiert.»

«Sind die Mannschaften ausgebildet?» Etwas zögernd bejahte er. Nach diesem Zögern hatte ich eine Ahnung, dass sie höchstens schiessen und durch die Strassen marschieren konnten.

«Habt ihr Politkommissare?»

Der Major blickte mich erstaunt an: «Die Mannschaften sind noch nicht eingeteilt.»

Ich nahm die grobe Einteilung sofort vor und liess die Leute in die vorbereiteten Quartiere bringen.

Am nächsten Tage kam Hans endlich aus Valencia zurück, aber nicht kraftstrotzend, wie ich angenommen hatte, sondern sehr angegriffen. Er ging gleich in sein Zimmer im Hotel Victoria. Da stand ein riesiges Ehebett mit schweren Vorhängen von der Decke bis zum Boden. Ächzend liess er sich von seinem Burschen die hohen Stiefel ausziehen und legte sich ins Bett. «Ich habe grosse Schmerzen im Fuss», sagte er. «Und dieses Valencia ist ja auch kein Spass. Der General Ascensio hat mich überhaupt nicht empfangen, und der General Cabrera ist nicht gerade angenehm. Vor allem sind die Nachrichten aus Malaga schlecht. Largo Caballero soll Kleber angeboten haben, ihm den Generalsrang wiederzugeben, wenn er das Kommando in Malaga übernähme. Aber er hat das abgelehnt, wie man behauptet.»

«War das richtig?»

«Persönlich kann ich es verstehen. In einen solchen Saustall hineingesetzt zu werden, das ist eine Aufgabe! Aber für unsere Sache wäre es besser gewesen, wenn er das Kommando dort übernommen hätte.»

«Ich nehme an», sagte ich, «Cabrera hat dir gesagt, dass er die Elfte Brigade vor drei Tagen in Marschbereitschaft gesetzt hat. Ist das wegen Malaga? Oder wo brennt es sonst?»

«Nein, kein Wort hat er mir gesagt! – Ich nehme an, es ist deswegen. Dort stellen sich die Faschisten zum Angriff bereit.»

Ich berichtete ihm von der heimlichen Werbung durch Thälmann, und von den 500 Mann deutscher Ersatz und den 900 Spaniern, die letzte Nacht angekommen waren.

«Der eine Major hat noch nie eine Truppe geführt. Ihn müssen wir zum Stab nehmen und irgendwie verwenden. Wenn nur diese Leute nicht gleich zu Majoren befördert würden! Was macht man nun mit ihnen? Der andere muss wohl oder übel das spanische Bataillon übernehmen. Für die Mannschaften haben wir so gut wie keine Uniformen und Waffen.»

«Dann», sagte Hans entschieden, «werden wir ihnen keine Gewehre geben, sondern zuerst einmal Ausbildungspersonal aus den Reihen der Internationalen Bataillone stellen, das ein paar Instruktionsgewehre mitbringt.»

«Du sprichst von Internationalen Bataillonen. Jetzt gibt es in jeder Kompanie von Edgar André, Commune de Paris und Thälmann einen spanischen Zug. In der ganzen Brigade mit ihren vier Bataillonen sind über die Hälfte Spanier.»

An diesem Nachmittag waren wir vom Zivilgouverneur ins Theater eingeladen. Hans und ich sassen in einer Loge, der Zivilgouverneur uns gegenüber. Man gab kein Stück, das unsere Freiwilligen ja auch nicht verstanden hätten, sondern ein Tanz folgte dem andern. Die Tänzerinnen hatten lange Gewänder an mit einem Volant über dem andern. Wenn sie den Rock einmal hoben, sah man darunter nichts ausser einem dichten Meer von Rüschen oder Spitzen in vielen Schichten. Die Tänzer dagegen trugen enganliegende Hosen und sehr kurze Jacken.

Alle diese Tänze stellten in Andeutung Liebesakte dar, wobei die Frau am Schluss am ganzen Körper zitterte und der Mann ihr völlig erschöpft nachtorkelte. Hans beugte sich zu mir und flüsterte: «In Deutschland würde hier die Sittenpolizei eingreifen.»

Manche der Szenen mochten noch aus der Rokoko-Zeit stammen, vor der Französischen Revolution. Es waren Schaustellungen für einen üppigen und gelangweilten Hof, die unserem überwiegend proletarischen Publikum hier geboten wurden. Unsere Freiwilligen sassen mit sorgsam gezogenen Scheiteln im Parkett und rührten sich nicht. Ihre Erlebnisse aus Konzentrationslagern und von den schweren Kämpfen vor Madrid lasteten noch auf ihnen. Sie schienen, wenn die Spanier klatschten, nur aus Höflichkeit mitzuklatschen.

Am Abend gab es noch ein ganz anderes Fest. Der Leutnant unseres Stabes, Otto Höppner, hatte sich in den zehn Tagen unseres Aufenthaltes hier in ein Mädchen verliebt und beschlossen, sie zu heiraten. Diese Gelegenheit zu einer grossen Geste der Verbrüderung zwischen Spaniern und Internationalen liessen wir uns nicht entgehen. Wir hatten dazu den

grössten Saal gemietet, lieferten das Essen aus den Bataillonsküchen und bezahlten den Ball, zu der Höppners Braut einladen konnte, wen sie wollte. Die Liste der Gäste aber, die der Leutnant einlud, hatten wir sorgfältig zusammengestellt, damit die Volksfront gleichmässig vertreten wäre und niemand vergessen würde, der in der Stadt politisch wichtig war.

Die Braut mit ihren schwarzen Augen und dem dichten schwarzen Haar sass etwas steif neben dem Leutnant, einem ehemaligen Unteroffizier der Reichswehr, der sich für seine Hochzeit einen neuen Rock hatte machen lassen. Ich blickte öfters zu ihnen hinüber, um zu sehen, wie sich das Brautpaar verständigen würde. Er konnte nicht Spanisch und sie nicht Deutsch, und sie versuchten nicht einmal, miteinander zu sprechen. Schliesslich waren sie ja die Opfer einer politischen Schaustellung der Freundschaft und bemühten sich, dabei recht ordentlich zu erscheinen.

Die Familie der Braut hatte sich wohl eine solche Ehrung niemals erträumt, und so sassen sie alle steif da. Die Gäste aber waren umso ausgelassener. Nach einer geschickten Rede von Hans sah man da und dort einen Spanier aufspringen und einen der Internationalen stürmisch umarmen.

Hans sah nach der Rede recht gequält aus. Er hatte wieder starke Schmerzen im Fuss. Ich aber genoss in Murcia zum erstenmal eine ruhige Stunde, ohne dass Boten, Offiziere, Spanier, Politkommissare kamen und sofort abgefertigt sein wollten.

Am 26. Januar erfuhren wir, dass am Vortage starke italienische Kräfte nördlich Malaga angegriffen hatten. An der Strasse von Malaga nach Gibraltar war uns Marbella verlorengegangen, und auch an der Strasse nach Granada hatten wir Boden verloren. Da kam ein Anruf vom Kriegsministerium in Valencia. Der Stabschef, General Cabrera, wünschte Hans und mich heute Abend in Albacete zu sprechen.

«Das bedeutet unseren Einsatz an der Front von Malaga», sagte Hans. Nach dem Mittag machten wir uns auf den weiten Weg nach Albacete. Dort fuhren wir zu einem grossen Saal, von Möbeln fast leer und in dunkeln Farben ausgemalt. An den Wänden standen Stühle und Hocker.

Wir setzten uns an eine Wand, einer Reihe von höheren Offizieren in schwarzen Umhängen mit rotem Futter gegenüber, was zwar sehr malerisch aussah, auf uns aber nicht gerade den Eindruck von Frontsoldaten machte. Sie sassen steif da und unterhielten sich leise und zeremoniell.

«Wie am Hof des Königs von Spanien», sagte Hans. In den Saal traten zwei ganz andere Gestalten, Sancho Pansa und Don Quijote nicht unähnlich, aber in modernen Felduniformen. Der Untersetzte, Kräftige war der Ungar Gal, der eben die Fünfzehnte Internationale Brigade zusammenstellte. Der andere war Gais Stabschef, ein eleganter, schlanker Mann mit scharfen englischen Gesichtszügen. Ohne die Herren mit den schwarzroten Umhängen zu beachten, kamen sie gerade auf uns zu, und Gal sagte: «Für meine englisch-amerikanische Brigade muss ich Material anfordern, weiss aber nicht, wieviel.»

«Du musst dich an Renn wenden», sagte Hans. «Er weiss die Zahlen.» Gal hatte sein Notizbuch aufgeschlagen und fragte, wieviel Kilometer Telefondraht wir hätten, wie viele Geschütze, wie viele Lastwagen. Das konnte ich ihm beantworten. Er notierte sich alles und sagte bei jeder meiner Antworten mit Bedauern: «Viel zu wenig!»

Ich dachte bei mir: Der Mann kann arbeiten! Aber bei ihnen erledigt der Kommandeur die Aufgaben des Stabschefs.

Wir vier sassen den spanischen Offizieren wie Feinden gegenüber. Vielleicht verdienten diese Leute so eine Behandlung, aber es war mir doch peinlich. Erst mit beträchtlicher Verspätung kam der General, ein grosser, starker Mann mit hastigen Bewegungen. Wir hatten uns erhoben und wurden ihm vorgestellt.

Er bat uns, Platz zu nehmen und begann zu sprechen, dabei machte er immer einmal ein paar unruhige Schritte zur Seite. Sein Vortrag war eifrig und handelte von der neuen Taktik. Immer wiederholte er, dass man von der Bewegung in dichten Schützenschwärmen abgehen und sich an die leichtbeweglichen Schützentrupps gewöhnen müsste. Das war für uns wirklich nichts Neues, wir betrachteten das als einen Kernpunkt unserer Ausbildung. Wir übten diese Dinge nur etwas anders als die Spanier, die mit Schützentrupps schematische Marschbewegungen auf den Exerzierplätzen ausführten, ohne den Gruppenführern klarzumachen, wozu das diente. Wir dagegen gingen stets von einer klaren militärischen Lage aus. Denselben Formalismus der Gefechtsausbildung, wie ihn die Spanier betrieben, hatte ich aber auch bei unserem französischen Bataillon beobachtet und erfahren, dass er in der französischen Armee üblich war. Da unsere französischen Offiziere zum Teil eine gute militärische Ausbildung hatten und die neue Taktik überhaupt von Frankreich hergekommen war, bemühte ich mich bei meiner Kritik am Gefechtsexerzieren, die Franzosen nicht zu verletzen.

Als nun Cabrera seine Rede über die neue Taktik hielt, wartete ich darauf, dass er vor allem auch den Unsinn der schematischen Bewegungen kritisieren würde. Aber davon sagte er nichts. Alles blieb an der Oberflä-

che. Er machte auch den Friedensoffizieren uns gegenüber gar nicht klar, was er unter Schützentrupps verstand, und ich war überzeugt, dass sie nicht wussten, was das ist.

Weshalb waren übrigens von all den Führern mit jüngsten Fronterfahrungen einzig Hans und ich da? Vor Madrid, wo um das Wohl und Wehe Spaniens gekämpft wurde, hatten sich als die entscheidenden Führer Modesto, Lister, der Campesino, Gallo hervorgetan. Sie freilich waren zuvor Arbeiter gewesen, der Campesino Bauer. Hier aber, in diesem schönen altspanischen Saal, sassen die feinen Herren, deren Interesse am Sieg der Republik über den Faschismus fragwürdig war. Ihnen hielt der Chef des Stabes des Kriegsministeriums langatmig Vortrag, als ob sie die Armee gewesen wären.

Schliesslich wandte sich Cabrera an uns: «Die Elfte Internationale Brigade muss am 28. Januar, also übermorgen, einsatzbereit sein.»
Damit beendete er seinen Vortrag, und wir waren entlassen.

Verärgert fuhren wir den weiten Weg durch die Nacht zurück.

«Übermorgen?» sagte Hans. «Ausgeschlossen! Unser spanisches Bataillon müssten wir beim Einsatz dann hinten lassen und es für Transporte oder für Einzelersatz bei Verlusten der Frontbataillone verwenden. Es hat weder Uniformen noch Waffen. Walter Romann, unser rumänischer Artilleriekommandeur, weiss nicht einmal, was für Geschütze er bekommen wird, wieviel leichte und schwere! – Mich beunruhigt auch die Frage unserer Uniformen. Die Base der Internationalen Brigaden in Albacete hat uns nur für die Internationalen die warmen Uniformen der französischen Alpenjäger geschickt. Für die Spanier aber haben wir helle Sommeruniformen erhalten. Wir können doch unmöglich innerhalb einer Kompanie einem Ausländer eine warme Uniform geben, und dem Spanier, der neben ihm steht, eine Strandbluse! Kannst du dir nicht einmal überlegen, ob man die guten Uniformen an die Zug- und Gruppenführer ausgibt und die hellen Röcke und Hosen für die übrigen?»

«Ja», erwiderte ich, «da kämen wir in etwa hin.»

Für den nächsten Tag hatte ich mir Urlaub ausbedungen, da ich noch keinen Tag Ruhe gehabt hatte, seit wir aus der Schlacht von Las Rozas herausgekommen waren.

Als ich gerade abfahren wollte, liess Hans mich rufen. «Da ist wieder ein Befehl umgeworfen!» rief er mir entgegen. «Jetzt sollen wir auf einmal weniger Mannschaften in den einzelnen Bataillonen haben und dafür ein Milizbataillon aufstellen! Was soll denn das heissen, ein Milizbataillon? Ein schlecht ausgebildetes Bataillon oder was? Und wie soll man arbeiten, wenn täglich die Pläne geändert werden?»

Mit etwas Verzögerung fuhr ich dann doch ab. Der Kaderkommissar Hauptmann Albert Denz hatte sich mir angeschlossen, er hatte den ehemaligen Küchenjungen Antonio Poveda mitgebracht, mit dem er befreundet war. Nach einer Strecke Wegs ragte auf der linken Seite, mitten in der Ebene ein sonderbarer Felsen steil auf. Oben sahen wir eine Ruine: Ich vermutete, dass dort eine mittelalterliche Burg gewesen war. Wir fuhren dicht heran und sahen nun, dass sich um den Felskegel herum eine Strasse hinaufwand. Wir fuhren auf ihr, bis wir an Trümmer kamen, die dem Wagen dem Weg versperrten. Wir stiegen aus und betrachteten besorgt, wie mein spanischer Fahrer den langen Wagen auf der schmalen Strasse wendete. Er fuhr bis ganz dicht an den Abgrund und konnte jedesmal nur wenig über Handbreit weiterwenden. Aber mit seiner grossen Ruhe gelang es ihm.

Dann stiegen wir den Berg vollends hinauf. Antonio erinnerte sich, von diesem Felsen schon gehört zu haben. «Das war ein berühmter Wallfahrtsort», sagte er. «Hier oben stand eine gewaltig hohe Jungfrau. Aber sie haben sie gesprengt.»

«Wer hat das getan?»

«Vielleicht die Anarchisten. Die herrschen ja hier. Es ist mir aber gleich. Ich bin zufrieden, dass sie zerstört ist. An solchen Wallfahrtsorten zogen die Priester den Leuten das Geld aus der Tasche, und die Bischöfe haben es dazu verwendet, den Krieg der faschistischen Generale zu finanzieren.»

«Denken viele Spanier so wie du?»

«In Madrid ja, hier mag es freilich noch alte Weiber geben.»

Bei der Weiterfahrt sah ich erstaunt, dass auf der Ebene mit dem weissen, trocknen Boden schon die Obstbäume zu blühen begannen, Pfirsiche und Mandelbäume. An Stellen, die künstlich bewässert waren, standen Haine tiefgrüner Apfelsinenbäume mit Blüten und den reifen rötlichen Früchten zur gleichen Zeit. Immer fremder und trockner wurde die Landschaft. Dann tauchten Palmen auf. Oben unter dem Blätterschopf hingen gelb die Trauben der Datteln. Nun erst erinnerte ich mich, dass hier unten die berühmten Palmenhaine stehen, und sich die Landschaft nicht von der nordafrikanischen unterscheidet.

Da war auch schon die Stadt Elche mit ihren hochgetürmten Häusern zu beiden Seiten der Brücke.

Wir fuhren weiter nach Alicante, der Stadt am Meer mit ihrer alten Festung darüber. Nach dem Essen stiegen wir zu ihr hinauf. Man konnte überall hineingehen. Ich blickte in alte, halb in den Felsen gehauene Räume, deren mächtige Eisengitter verbogen oder zerbrochen waren.
Da hatte man früher Gefangene gehalten wie wilde Tiere.

Die laue Seeluft machte uns faul und zufrieden. Schweigend und müde fuhren wir am Abend zu unseren Pflichten zurück und zu der Aussicht, vielleicht schon morgen an die Front zu müssen.

Die Schmerzen, die Hans plagten, stellten sich als eine Sehnenscheiden-Entzündung heraus. Er konnte nicht mehr in den Stiefel hinein und musste im Bette bleiben.

Am 29. Januar traf für unsere Brigade ein fünftes Bataillon ein. Der Bote, der es ankündigte, ein parteiloser Spanier, sagte entsetzt: «Das sind alles Anarchisten, Offiziere wie Mannschaften!»

Ich liess das Bataillon in seine Quartiere bringen, um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen. Hans, den ich benachrichtigte, bat sofort den Kommissar der Brigade und die der Bataillone zu sich. Bei den Deutschen und Franzosen waren sie Kommunisten, der vom spanischen vierten Bataillon war ein Sozialist.

Hans lag in seinem Riesenbett mit den schweren Vorhängen wie ein König aus dem 17. Jahrhundert, und die Politkommissare sassen vor ihm in tiefen Polsterstühlen. Aber keiner von ihnen bemerkte, wie unzeitgemäss diese Versammlung wirkte. Der sozialistische Politkommissar begann sofort heftig auf Spanisch zu schimpfen: «Das ist eine unerhörte Bande, die da gekommen ist! Wir werden es nicht dulden, dass unsere Brigade durch diese Anarchisten zersetzt wird! Die Kameraden meines Bataillons haben sich sofort mit ihnen gestritten. Wir verlangen, dass der General Cabrera dieses Pack woanders hinschickt!»

Hans hob begütigend die Hand und sagte auf Spanisch: «Ich muss das erst den anderen übersetzen.»

Dann sagte er auf Spanisch und deutsch: «Die Spanische Republikanische Armee ist aus Partei- und Gewerkschaftstruppen entstanden, die in der Volksfront verbunden waren. Jetzt gerade befinden wir uns im Prozess der Vereinheitlichung dieser Armee. Schon bisher war es so, dass sich ein Armeeführer nicht dagegen sträuben konnte, wenn er Truppen der verschiedensten Parteien unter seinem Kommando hatte: Kommunisten, Sozialisten, anarchistische Gewerkschafter, Anarchisten, Republikanische Linke, Sozialistische Gewerkschafter, Mitglieder der Katalanischen Sozialistischen Einheitspartei, Basken. Jetzt ist es soweit, dass auch in einer Brigade verschiedene Parteien zusammenarbeiten müssen. Du, lieber Freund von den Sozialisten, sag mal, hast du mit uns Kommunisten zusammenarbeiten können?»

«Ja, natürlich. Ihr seid vernünftige Leute. Aber diese Anarchisten!»
«Auch die Anarchisten, lieber Freund, gehören zur Volksfront. Können wir den Krieg ohne sie gewinnen?»

«Nein, nein, wir brauchen sie. Aber sie mögen woanders hingehen!»

«Du willst also, dass sie dahin gehen, wo die Führung politisch schwächer ist als bei uns? Dort können sie erst wirklich Unheil anrichten. Diese Pille eines anarchistischen Bataillons müssen wir schlucken.»

Plötzlich sagte Artur Dorf entschieden: «Es bleibt uns nichts anderes übrig, als einen Anarchisten in das Politkommissariat der Brigade hereinzunehmen!» Alle blickten ihn erstaunt an.

«Ja, das müssen wir!» fuhr er fort. «Und ihr werdet sehen, dass es geht. Wer ist politisch stärker, sie oder wir? Wir sind es, weil wir ein klares Programm haben und nicht nur radikale Phrasen dreschen. Was wir tun müssen, ist eben, mit ihnen nicht allgemein zu diskutieren. Da würden sie uns wahrscheinlich zu Tode schwatzen. Wir stellen sie jeweils vor klare Fragen, zum Beispiel die: Wollt ihr militärisch ausgebildet werden?
Wenn sie dann sagen: nein, so sagen wir ihnen: Der Soldat, der nicht ausgebildet ist, hat mehr Aussichten, im Kampfe zu fallen, als der ausgebildete. Sagen sie aber zur militärischen Ausbildung ja, so fahren wir fort: Aber dann, Freunde, müsst ihr euch auch der Disziplin fügen. Denn ohne Ordnung können wir euch nicht ausbilden.» Er blickte sich im Kreise um, ob er die anderen überzeugt hätte, und sogar der Sozialist nickte: «So ist es gut.»

«Also», fasste Hans von seinem königlichen Bett aus das Ergebnis der Sitzung zusammen, «darin sind wir einig. Ich kann leider nicht aufstehen. Du, Ludwig, begrüsst wohl zusammen mit Artur die Anarchisten. – Als Verbindungsmann zu ihnen erscheint mir der österreichische Leutnant Harry Helfeldt am geeignetsten. Er hat selbst etwas anarchistische Auffassungen und arbeitet doch gut mit uns zusammen. Er wird sich mit ihnen am besten verstehen. Ausserdem spricht er fliessend Spanisch.»

Da die Politkommissare einverstanden waren, liess ich mir den Leutnant Helfeldt gleich kommen und sagte ihm: «Du gehst hinüber zu den Anarchisten und kündigst unseren Besuch für 15 Uhr an. Und höre: Uns liegt an einer freundschaftlichen Zusammenarbeit, wir werden dem Bataillon jede Hilfe gewähren, die es braucht. Das kannst du ihnen schon mal mitteilen.»

Pünktlich um 15 Uhr betraten wir das Haus, das wohl einmal ein Adelspalast gewesen war. Jetzt wirkte es etwas heruntergekommen, aber doch noch recht stattlich. Die Anarchisten hatten sich im Hofe aufgestellt. Ein Teil stand auch oben in den Säulengängen, die den Hof in zwei Stockwerken umgaben, und blickten herunter.

Ein Major kam mir entgegen und führte mich höflich hinauf in den ersten Stock, auf die Schmalseite, dorthin, wo die Treppe heraufführte. Ich trat vor an die Brüstung und sagte die ersten Worte zur Begrüssung auf Spanisch. Dann liess ich den Leutnant Helfeldt übersetzen. Nach mir kam Artur, der mir in dieser Umgebung erstaunlich deutsch vorkam mit seinen breiten Schultern, dem grossen Kopf, mit übertrieben roten Backen und ebenso übertrieben blauen Augen. Nach uns antwortete der Politkommissar der Anarchisten, ein kleiner Mensch mit grosser Stimme. Und nun geschah etwas, worauf ich nicht vorbereitet war: Die Soldaten oben auf der Galerie wie unten auf dem Hofe hoben beide Arme über den Kopf und fassten die eigene Linke mit der rechten Hand. Das war der anarchistische Gruss, und ich hatte den Eindruck, dass diese Freundschaftsbezeigung ehrlich gemeint war. Nun wandten wir uns um. Man stellte mir die Hauptleute vor. Ich bat sie zu einer ersten Besprechung. Wir zogen in einen Raum, in dem zwei Tische standen, wo aber die Stühle nicht ausreichten. Ich sagte ihnen: «Unser Politkommissar wird mit eurem besprechen, wie wir politisch zusammenarbeiten. Von euch aber, den Offizieren, möchte ich eure militärischen Wünsche erfahren. Denn wir wollen euch helfen, soweit es uns nur möglich ist.»

Der Major rückte dichter an mich heran und sagte mit nettem Gesichtsausdruck: «Ihr seid eine berühmte Brigade. Wir wollen so gut kämpfen lernen wie ihr. Das ist es, wobei wir eure Hilfe brauchen.»

Ich war überrascht, wie schnell unsere Taktik eingeschlagen hatte. «Einverstanden», sagte ich. «Vielleicht müssen wir schon in den nächsten Tagen an die Front, und da sollten wir sofort mit der Unterweisung beginnen.» Bei den nun folgenden Erklärungen über moderne Taktik kam es mir sehr zustatten, dass ich unseren sechs spanischen Bataillonsführern schon in Remisa vieles zuerst mit, dann fast ohne Übersetzer dargestellt hatte. Die anarchistischen Offiziere waren so aufmerksam, dass es mir Spass machte. Nach diesem ersten Unterricht schieden wir sehr herzlich.

Nun musste ich rasch in das Hotel Victoria, denn der österreichische General Julius Deutsch wurde erwartet. Er war einmal Wehrminister gewesen und galt für einen jener Sozialdemokraten, die bereit waren, mit den Kommunisten zusammenzuarbeiten. Jetzt kam er mit Liebesgaben der internationalen Arbeiterschaft zu unserer Brigade.

Ich fand ihn schon unten in der Halle des Hotels. Er kam mir freundlich lächelnd entgegen.

Am folgenden Morgen stand Hans auf, weil Julius Deutsch die Liebesgaben offiziell übergeben wollte. Das war eine Versammlung, zu der

nicht die ganze vielköpfige Brigade erscheinen konnte, sondern zu der wir nur die militärischen und politischen Führer gebeten hatten.

General Deutsch hielt eine lange Rede. Hans beugte sich zu meinem Ohr: «Er hat die Volksfront nicht ein einziges Mal erwähnt. Nun wird er sie vorgesetzt bekommen.»

In seine Antwortrede flocht Hans das Wort Volksfront wirklich so oft ein, dass es wohl verstanden werden musste. Als alle noch herumstanden und sich unterhielten, vor allem die Österreicher mit dem General Deutsch, zog mich Walter Romann zur Seite. Er war rotblond und stammte aus Rumänien, sprach aber vorzüglich Deutsch, seine Mutter war Wienerin. «Wann bekommen wir Geschütze?» fragte er beschwörend.

«Vermutlich erst an der Front.»

«Aber wie soll ich da ausbilden? Ich habe meine Artilleriegruppe nach Anna Pauker genannt. Das ist eine wunderbare Genossin, die seit Jahren im rumänischen Gefängnis sitzt. Wenn unsere Gruppe schon nach ihr heisst, so muss sie auch das leisten, was Anna Pauker mit ihrem grossen Namen von uns verlangen kann.»

«Hast du nur Rumänen in deinen Batterien oder auch Spanier?»

«Leider nur wenige Rumänen. Die meisten von uns sind Franzosen. – Aber ich flehe dich an, besorg uns Geschütze! Dann werdet ihr sehen, was wir leisten!»

Mich beeindruckte die Dringlichkeit, mit der er immer wieder um seine Geschütze bat. Täglich telefonierten und schrieben wir nach Waffen. Aber wir hatten bis jetzt nicht mehr als einige alte Maschinengewehre.

Am letzten Januartag feierte das Bataillon Edgar André zusammen mit der Volksfront ein Fest in jenem Dorf, in dem es lag. Es war kühl und regnerisch. Auf dem Dorfplatz hatte man eine Tribüne errichtet, von der herunter zuerst etwas zu viele Reden gehalten wurden. Dann mischten die Politiker sich unter das Publikum. Man stellte vier Stühle auf. Auf sie setzten sich zwei Spanier mit Gitarren und zwei ohne. Zuerst schienen sie sich zu beraten, was sie uns bieten wollten. Dann brummten die Gitarren los, und der eine Mann setzte im Sitzen durch die Nase den Ton zu einem Flamenco an. Singend wiederholte er immer wieder die Worte: La Pasionaria, la Pasionaria. Er sang das mit vielen Schnörkeln, bis das Klatschen und Rufen der Bauern ihn abbrechen liess.

Die Pasionaria war nicht nur als Kommunistin und wegen ihrer Rednergabe berühmt, auch ihre Mütterlichkeit machte sie im Volke so be-

liebt. Diese Art der Huldigung einer tapferen Frau durch den Flamenco ging zu Herzen.

Wieder brummten die Gitarren los. Nun begann der andere Mann ohne Musikinstrument auf seinem Stuhle leicht herumzurücken und sich in Rhythmen zu bewegen. Dann erhob er sich, bewegte sich stärker und drehte sich mit einem Ruck nach links, so dass man ihn von der Seite sah. Die Bauern begannen zu lachen. Ich aber verstand seine Bewegungen nicht. Erst nach einiger Zeit ging mir auf, dass er einen Picador nachahmte, einen Lanzenreiter im Stierkampf, der sein Pferd mit dem Gesäss vorwärtstreibt, es aber gleichzeitig mit dem Zügel zurückhält, weil er sich vor dem Stier fürchtet. Das war eine der Pantomimen Altspaniens, zu deren Verständnis man mehr Darbietungen dieser Art gesehen haben muss.

Unterdessen war es dunkel geworden, und man erleuchtete die Tribüne mit Scheinwerfern. Da sprang in das Licht ein Kerl mit ganz enganliegenden Sachen und von einer unglaublichen Schlankheit. Seine Arme und Beine flogen sofort in die Luft und wirbelten nun wie toll umher. Das war ein englischer Step-Tänzer, der zum Bataillon Edgar André gehörte.

Dann trat ein deutscher Chor auf und sang das Lied der Moorsoldaten:

Wohin auch das Auge blicket,
Moor und Heide nur ringsum.
Vogelsang uns nicht erquicket;
Eichen stehen kahl und krumm.
Wir sind die Moorsoldaten
Und ziehen mit dem Spaten
Ins Moor.

Danach sangen sie Erich Weinerts Lied:

Wir im fernen Vaterland geboren
Nahmen nichts als Hass im Herzen mit,
Doch wir haben die Heimat nicht verloren,
Unsre Heimat ist heute vor Madrid.

Nach den Deutschen sangen Ungarn, dann Serben, schliesslich Schweizer. Sie brachten eines ihrer Volkslieder, das in einen Jodler ausging.

Jetzt reckten die spanischen Bauern ihre Köpfe und zogen die Augenbrauen hoch, so sonderbar klang ihnen das. Als aber der Gesang in die

Kopfstimme überging, öffneten sie die Münder und fingen plötzlich an, sich vor Lachen zu biegen. Das war der grösste Erfolg des Abends.

Vom 1. Februar an begannen wir mit der Besichtigung der Bataillone, die wir trotz aller Alarme vierzehn Tage lang unbeirrt geschult hatten, vor allem in Gefechtsbewegungen. Hans, Alberti und ich waren hinausgefahren und betrachteten von einem Hügel aus einen Angriff des Bataillons Commune de Paris, als einer der Motorradfahrer der Brigade angesaust kam und mir ein Telegramm überreichte. Ich las es und gab es Hans. Darin stand: «Die Brigade hält sich zum sofortigen Abmarsch bereit. Im Falle des Abtransports hat die Brigade die nötigen Eisenbahnzüge unmittelbar bei der Eisenbahnbehörde anzufordern.»

Hans blickte mich fragend an: «Können wir die Besichtigung noch durchführen?»

«Du weisst», entgegnete ich, «wie viele falsche Alarme es schon gegeben hat. Hätte ich in deiner Abwesenheit die zahlreichen Alarmbefehle nicht einfach missachtet, so wären wir nicht so weit, wie wir es sind.»

«Aber dieses Mal scheint es doch ernst zu sein. Bei Malaga drohen die Faschisten mit einem Angriff.»

«Noch ist das kein richtiger Alarmbefehl, sondern ein Voralarmbefehl. Lass mich erst einmal bei der Eisenbahn anfragen, wie lange es dauert, bis die Transportzüge da sind. Es dauert sicher länger als die Marschbereitschaft der Brigade herzustellen.»

Wir führten die Besichtigung dieses Morgens durch, und erst dann fuhr ich auf den Bahnhof. Dort sagte mir der Vorstand: «Zur Bereitstellung der Züge brauchen wir mindestens vierundzwanzig Stunden.» Mit dieser Nachricht fuhr ich zu Hans und sagte ihm: «Nach den letzten Erfahrungen brauchen unsere Bataillone von der Benachrichtigung bis zum Abmarsch vier bis höchstens sechs Stunden. Das einzige; was unter Umständen nicht so schnell fertig ist, sind die Lastwagen, die von der Intendantur ausgeschickt sind, um von weit her Lebensmittel zu holen. Daher schlage ich vor, dem Intendanten den Inhalt des Telegramms mitzuteilen, die Bataillone aber nicht zu beunruhigen.»

So fuhren wir in unseren Besichtigungen fort. Am folgenden Tage wollten wir feststellen, was unsere beiden spanischen Bataillone in der sehr kurzen Zeit ihrer Ausbildung gelernt hätten. Zur bestimmten Stunde stand unser Stab am Rande eines Hohlwegs, durch den die Bataillone kommen mussten. Voran marschierten die Anarchisten. Als sie nahe wa-

ren, hoben Hans und ich die geballte Faust. Der anarchistische Major geriet in Verwirrung, weil dieser Gruss bei den Truppen seiner Partei nicht üblich war. Aber er entschloss sich, auch die Faust zu heben. Die Kompanien hinter ihm kamen ordentlich an, blickten zu uns herauf und schienen es als nett zu empfinden, dass wir sie so stramm grüssten. Die meisten von ihnen hoben beide Arme und drückten sich über dem Kopf die Hände. Andre ballten die Faust. Fast alle lachten freundlich.

Mit kurzem Abstand folgte das sozialistische Bataillon, dessen Soldaten in Wirklichkeit meist keine politische Einstellung hatten. Der Major ritt auf einem kleinen Pferd voraus. Hinter ihm folgten einige Leute zu Fuss und zwei ungesattelte Maultiere, auf denen je zwei Mann hintereinander sassen. Es wäre für die Tiere eine zu schwere Belastung gewesen, wenn zwei Deutsche auf ihnen gesessen hätten. Aber die Spanier waren so klein und dünn, dass die Maultiere fast wie Pferde erschienen. Alle Offiziere und Soldaten hoben die geballte Faust zum Gruss. Nach dem Vorbeimarsch gaben wir einzelnen Zügen des anarchistischen Bataillons kleine Gefechtsaufträge: über ein Feld anzugreifen, einen Hügel zu besetzen, sich in welligem Gelände möglichst ungesehen vorzubewegen. Sie mussten das ohne Gewehre tun, weil wir ja für sie noch keine hatten.

Wir waren überrascht, wieviel die Anarchisten in diesen drei Tagen von Oberstleutnant Alberti und den Ausbildungstrupps der Internationalen Bataillone gelernt hatten.

Das sogenannte sozialistische Bataillon leistete lange nicht soviel, weil seine Offiziere sich sehr viel weniger interessiert zeigten.

Am Nachmittag wurde mein Geschäftszimmer zu einem Taubenschlag. Der Verpflegsoffizier von Edgar André berichtete, sie hätten von der Base der Internationalen Brigaden in Albacete Butter bekommen. «Das ist sowjetische Butter in grossen Konservenbüchsen, ganz hervorragend! Wir gaben sie natürlich als Abendverpflegung an alle aus, in kleinen Portionen, wie man das beim Militär macht. Die Spanier besahen sich die Butterhäufchen, bissen hinein und spuckten sie aus. Für uns war das zunächst ein Rätsel. Unsere Internationalen freuten sich, einmal gute Butter zu kriegen. Dann erst stellte sich heraus, dass die Spanier – und es sind doch meist Bauern und Arbeiter – noch nie Butter gegessen hatten. So arm ist das Volk! Einige schlugen vor, nur den Internationalen Butter zu geben und den Spaniern grössere Portionen von etwas anderem. Das erscheint mir aber bedenklich. Zu leicht können sich die Spanier benachteiligt fühlen. Wie sollen wir uns verhalten?»

Gerade wollte ich darüber nachdenken, als mich der Waffenmeister des französischen Bataillons ganz dringend sprechen wollte und auch schon lossprudelte: «Du hast uns getadelt, dass unsere Maschinengewehre in einem schlechten Zustand wären. Ich muss schon zugeben, sie waren schlecht geputzt. Aber weisst du, wir Franzosen kennen dieses System nicht. Es sind ehemalige deutsche Maschinengewehre, aus dem Weltkrieg, wie wir anhand der Herstellungsjahre festgestellt haben. Irgendwer hat die Waffen aus alten, ausgeleierten Teilen zusammengesetzt und uns das schlechte Zeug hierher nach Spanien verkauft. Das ginge alles noch, aber bei Schiessproben habe ich festgestellt, dass die Maschinengewehrgurte für unsere Munition nicht passen. Da gibt es Ladehemmungen.» Während er mir noch technische Vorschläge machte, kam erregt der Brigadezahlmeister herein.

«Hast du Geld bekommen?» fragte ich sofort.

Traurig schüttelte er den Kopf: «Unser Politkommissar Nicoletti hat mir einen Packen Geldscheine in die Hand gedrückt. Als ich ihn fragte, wieviel das wäre, antwortete er, das wüsste er nicht genau, ich sollte es zählen. ‚Aber', fragte ich, ‚wofür ist es denn?' – ‚Für die Brigadex Dazu machte er eine Handbewegung, die nur heissen konnte: Für irgendetwas! Mich regte das auf, und ich sagte ihm: ‚Aber, Genosse Nicoletti! so darf ein Zahlmeister nicht arbeiten! Er bekommt Geld für die Löhnung oder Verpflegung oder irgendetwas genau Festgelegtes. Stell dir nur vor, wenn ich unehrlich wäre! Dann könnte ich sehr viel Geld unterschlagen!' Aber er hatte keine Zeit mehr für mich. Hier liegt der Fehler darin, dass Politkommissare Geld verwalten sollen. Aber dazu sind sie doch nicht da, und das können sie vielfach auch nicht.»

«Gestern», sagte ich, «war hier ein Beamter vom Kriegsministerium und brachte ein riesiges Anforderungsformular für Löhnung und Gehälter mit. Man will also aus den bisherigen Phantasiezahlungen organisierte und staatlich bis unten hin durchprüfte Zahlungen machen. Wie ich gehört habe, sind bei dem bisherigen wilden Verfahren wirklich sehr bedeutende Summen unterschlagen worden.»

«Die Neuregelung wird nicht viel nützen», erwiderte er betrübt, «denn die Base der Internationalen Brigaden in Albacete wünscht nicht, dass wir unmittelbar vom spanischen Staat bezahlt werden. Sie will uns verwaltungsmässig selbständig erhalten.»

«Ist das eine richtige Politik?» fragte ich ihn.

«Ich halte sie für gründlich verkehrt.»

«Aber», sagte ich ihm, «wir können nicht das Prinzip der einheitlichen Armee durchdrücken, bevor es sich nicht im grossen Rahmen in ganz Spanien durchgesetzt hat.»

Harry Helfeldt, der Verbindungsoffizier zum anarchistischen Bataillon, kam herein und wollte mich allein sprechen. Ich führte ihn in mein Zimmer. Da hatte ich wegen des allgemeinen Mangels an Möbeln keinen Stuhl, und wir setzten uns auf mein Bett.

«Ich möchte mich einmal aussprechen», sagte er. «Meine Entwicklung ist so gewesen, dass ich erst hier in Spanien richtig zur Politik gekommen bin, und du weisst, wie das war. Man traf in Barcelona meist Anarchisten, und sie haben mich beeinflusst. Darum habt ihr mich ja auch zum anarchistischen Bataillon geschickt. Die Soldaten dort und auch die Offiziere sind gut. Trotzdem sehe ich – vielleicht gerade weil sie gut sind und sich solche Mühe geben –, dass ihr System falsch ist. Die wenigen Tage bei ihnen haben mir klargemacht, dass ich nicht zu ihnen, sondern zu euch gehöre. – Aber das ist nicht die Hauptsache, weshalb ich zu dir kam, sondern so wie mir geht es noch vielen anderen.»

«Du meinst, dass einige von den anarchistischen Soldaten beginnen, sich dem Kommunismus zuzuneigen?»

«Ich meine noch mehr. Die meisten Anarchisten sind doch Gefühlsrevolutionäre und gehen mit jedem, der ihnen ebenfalls revolutionär erscheint. Da ist der Übergang nicht schwer. Die Zersetzung der Anarchisten ist selbst in ihre Führung hineingedrungen. Es gibt bei ihnen zwei Flügel. Der eine erklärt: ‚Wir müssen mit den Kommunisten und Sozialisten zusammengehen, aber nur zum Scheinx Der andere erklärt: ‚Zusammenarbeit mit ihnen, aber ehrlichx In Murcia herrschte bis zur Ankunft unserer Brigade jener Flügel, der nur zum Schein mit den Kommunisten gehen wollte. Unser Auftreten, die Disziplin und der Anstand unserer Freiwilligen hat die Stadt sehr beeindruckt. Dazu kam die freundschaftliche Aufnahme des anarchistischen Bataillons durch euch. Das alles erleichterte es dem anderen Flügel, an die Macht zu kommen.»

«Da geben jetzt unsere Freunde unter den Anarchisten den Ton an?»

«Ja. Aber so ein Umschwung geht bei ihnen nicht so vor sich wie bei euch. Ihr diskutiert, versucht zu überzeugen, geht mit Geduld heran und greift erst dann zu scharfen Mitteln, wenn die Mehrheit einen klaren Beschluss gefasst hat. Bei ihnen geht das wild vor sich. Jede Nacht, hat man mir mitgeteilt, erschiessen sie zehn von den Anarchisten, die zum anderen Flügel, dem unehrlichen, heuchlerischen gehören.»

Es klopfte: «Oberstleutnant Hans und die Politkommissare warten auf dich.»

In der nun folgenden Sitzung wurde beschlossen, den Zahlmeister wieder zur Base nach Albacete zu senden, um das Löhnungsgeld zu erhalten,

diesmal aber zu seiner Unterstützung zusammen mit den Politkommissaren.

Am nächsten Tag fuhren sie nach Albacete.

Unterdessen verschärfte sich unsere Finanznot weiter. Der Leiter des Autoparks erhielt Benzin nur noch gegen Bezahlung.

Gegen Abend erschien im Geschäftszimmer die Verbindungsfrau zu den Partisanen. Sie stand plötzlich unauffällig da, fiel aber doch auf, weil ja bei uns ausser einigen Krankenpflegerinnen keine Frauen zu verkehren pflegten. Da ich nicht wollte, dass man sie nach ihren Wünschen fragte, nahm ich sie mit in mein Zimmer, vor dessen Fenster man einen Lautsprecher angebracht hatte, der gerade wieder mit höchster Lautstärke auf die Strasse hinunter schrie. Da war es schwer, sich zu verständigen, ohne zu schreien, wovor wir uns hüten mussten.

«Sie kommen», sagte ich, «wegen der Löhnung?»

«Ja, hier ist die Liste.»

«Leider haben wir im Augenblick kein Geld.» Und ich erzählte ihr von unsern Schwierigkeiten.

«Tut nichts», erwiderte sie erstaunlich gelassen. «Besprechen Sie das, bitte, mit meinem Chef. Er muss gleich kommen.»

«Ist er denn auch hier?» fragte ich erstaunt. «Ich glaubte ihn vor Madrid.»

«Nein, wir sind hier an der Front.»

An welcher Front? wollte ich fragen, schwieg aber. Sie konnte mir erzählen, was sie für richtig hielt, ich jedoch wollte sie nicht ausfragen.

Man rief mich zu Hans. Als ich an sein grosses Hotelzimmer klopfte, öffnete seine Frau, die schon vor Tagen aus Paris eingetroffen war, sehr zur rechten Zeit. Denn es stand mit seiner Sehnenscheiden-Entzündung nicht gut, und er brauchte Pflege.

«Komm herein!» sagte sie. «Du trinkst wohl einen Kaffee mit?» Da kam jemand mit eiligen Schritten den Gang entlang. Es war der Partisanenführer.

«Sie wollen mich sprechen?» fragte ich auf Russisch, damit es Frau Kahle nicht verstünde.

«Ich weiss schon, Sie haben kein Geld. Aber ich wollte Ihnen eigentlich etwas von unserer Tätigkeit erzählen, vielleicht auch Hans?»

«Aber wie soll ich Sie ihm vorstellen?»

«Das ist nicht nötig. Er kennt mich und hält unsere Truppe für Russen mit Spezialauftrag. Aber solche Russen gibt es nicht –, ausser in der Phantasie der Journalisten. Unsere Partisanen haben alle spanische Na-

men und können zum Teil kein Wort Spanisch. Sie sind aber keine Russen, sondern viel eher Deutsche und von andern Nationen.»

Frau Kahle hörte unserem russischen Gespräch geduldig zu. Nun wandte sich der Partisanenführer auf Französisch an sie. Ich überliess es ihm, wie er sich einführen würde. Er behandelte sie so, als ob sie schon lange miteinander bekannt wären. Vermutlich dachte sie, sie sei ihm in Paris begegnet und fragte nicht weiter.

Hans lag fröhlich in seinem riesigen Bett mit den Vorhängen von der Decke bis zum Boden. Wir setzten uns an ein niedriges Tischchen daneben, und Frau Kahle goss den Kaffee ein.

«Ich komme gerade von der Malaga-Front», sagte der Partisanenführer.

«Wie steht es dort?»

«Nicht gut. Unsere Verteidigung war schlecht organisiert, wenn man das überhaupt eine Verteidigung nennt. Da kamen die Italiener mit Panzern und allem, was wir hier nicht haben. Das heisst, etwas war bei uns doch da: einige russische Versuchsflugzeuge, sehr schnelle Jäger. Unglücklicherweise musste aber eine der Maschinen hinter der faschistischen Front notlanden. Wir wollten nicht, dass die Nazis dieses neueste Modell bekämen. Da erhielt ich den Auftrag, das Flugzeug hinter der faschistischen Front zu vernichten.»

«Das ist ja eine tolle Aufgabe!» rief Hans.

«Wir wussten, wo das Flugzeug lag, aber nicht, wie weit die Faschisten unterdessen vorgerückt waren. Unsere eigenen Truppen gingen weiter zurück und hatten jede Fühlung mit dem Gegner verloren. Wir fuhren also im Auto auf gut Glück die Strasse entlang in die Nacht hinein und sahen schliesslich vor uns ein Feuer. Das schien die faschistische Vorhut zu sein. Die Leute liefen herum und passten nicht auf. Da bogen wir mit unserem Auto von der Strasse ab und fuhren auf Feldwegen an der Vorhut vorbei. So kamen wir tatsächlich viele Kilometer weit hinter die Front, ohne bemerkt zu werden, und fanden das Flugzeug. In der Nähe, waren Truppen. Auch sie passten nicht auf. So konnten wir in Ruhe den Sprengkörper am Flugzeug befestigen und die Zündschnur anbrennen. Erst mit der Explosion, wurden die Faschisten aufmerksam und schossen zu uns herüber. Aber sie trafen nicht, weil sie uns nicht sehen konnten. Wir stiegen ins Auto, rumpelten wieder an der Vorhut vorbei, bogen dann zurück auf die Strasse und haben so unseren Auftrag erfüllt.»

«Fabelhaft!» sagte Hans. «Ich habe im Weltkrieg auch Patrouillen gemacht, aber so etwas hörte ich noch nie! Ich bezweifele, dass die Faschisten so etwas auch fertigbrächten.»

«Dazu braucht man andere Soldaten», sagte der Partisanenführer mit Bestimmtheit, «Kerle, die ihrer Sache treu ergeben sind. Die Faschisten werden zur stumpfsinnigen Disziplin erzogen. Aber das geht bei ihnen hier in Spanien nicht anders.»

Hans sagte nachdenklich: «Wir haben an all den Fronten, an denen wir waren, nie etwas von faschistischen Patrouillen gehört! Dagegen sind vor der Schlacht von Las Rozas genügend ihrer Soldaten zu uns übergelaufen.»

Der Zusammenbruch von Malaga

25. Januar bis 12. Februar 1937

Da ich in den nächsten Tagen nicht erfuhr, was an der Front von Malaga vor sich ging, verlasse ich hier die Erzählung des Selbsterlebten für kurze Zeit und berichte einiges, was mir zum Teil erst im Jahre 1950 durch ein Manuskript bekannt wurde, das Hans Kahle nach seinem Tod infolge einer Magenoperation hinterliess. Es behandelt den Spanischen Krieg vom strategisch-politischen Gesichtspunkt aus und ist nicht fertig geworden.

In Südspanien besassen die Faschisten das Städte-Dreieck Sevilla-Cordoba-Granada, während südlich Granada der gesamte Küstenstreifen noch 150 Kilometer weit nach Westen republikanisch war. Dort reichte unser Gebiet bei Marbella bis 60 Kilometer an Gibraltar heran. Dieser Streifen mit der grossen Hafenstadt Malaga in der Mitte war vom Meere bis zu den Küstengebirgen und teilweise darüber hinaus nur etwa 40 Kilometer breit. Infolge der militärischen Schlamperei Largo Caballeros organisierte man dort kein Verteidigungssystem auf dem Rücken der hohen und steilen Bergketten, sondern überliess es den örtlichen Ausschüssen, irgendetwas zu tun, und wartete, ob die Faschisten gegen diesen Zipfel vorgehen würden.

Die Faschisten wussten aber genauestens darüber Bescheid, was in und um Malaga vorging. Dafür sorgten ihre Freunde in der Stadt, die es wegen der dort herrschenden Anarchisten leicht hatten. Wie die Anarchisten keine richtige militärische Verteidigung einrichteten, so gab es auch keine systematische politische Überwachung. Darauf war es wohl zurückzuführen, dass der deutsche Schriftsteller Artur Koestler zusammen mit einem Engländer und anderen undurchsichtigen Ausländern gerade in Malaga seinen Aufenthalt genommen hatte.

Auf faschistischer Seite waren immer mehr Italiener in Cadiz gelandet und befanden sich in Sevilla, Cordoba und Granada, unserer Malaga-Front gerade gegenüber. Sie lagen nicht in Stellung, sondern lebten in den schönsten Städten Spaniens, nachdem sie im vorigen Herbst den Alcazar von Toledo fast ohne Verluste von unserer Belagerung befreit hatten und in der ganzen faschistischen Welt für diese Heldentat gefeiert worden waren. Von Francos Standpunkt aus gesehen gehörten sie jedoch an die Front von Madrid, waren sie uns an Zahl und Bewaffnung doch weit überlegen. Damals gab es etwa 10’000 Internationale Freiwillige auf unserer Seite und 30’000 Italiener auf Seiten Francos. Aber das italienische Legionärskorps hatte keine Lust, sich den bewährten Truppen des Fünften Regiments der spanischen Republik und den Internationalen Brigaden vor Madrid zu stellen, sondern erstrebte billige Siege. Franco musste sich fügen, hielt es aber augenscheinlich für besser, die italienischen Faschisten mit Teilen seiner besten Truppen zu stärken – er konnte ja nicht wissen, wie gross die Stosskraft der Mussolini-Soldaten wirklich war. So sammelten sich vor Malaga 25’000 Italiener, 5’000 Mauren, 5’000 Fremdenlegionäre und 1’000 irländische katholische Faschisten.

Diese Bedrohung wurde der republikanischen Regierung in Valencia sofort bekannt, weil das Volk in Francos Gebiet meist zu uns hielt und es in den Bergen viele Wege gab, über die Nachrichten gebracht werden konnten. Largo Caballero hatte aber gerade wenig Zeit für die Kriegsführung. Denn viele Mitglieder seiner eigenen, der Sozialistischen Partei, waren wegen seines unverantwortlichen militärischen Dilettantismus gegen ihn aufgebracht. Vor etwas über einem Monat, im Dezember 1936, war eine ganze Gruppe von Sozialisten aus diesem und aus ähnlichen Gründen zur Kommunistischen Partei übergetreten. Nun warf Caballero den Kommunisten vor, sie schufen Proselyten, das heisst, sie versuchten, «Rechtgläubige» zu ihrer Meinung zu bekehren. So unsachlich und sonderbar kirchlich dieser Vorwurf auch war, die Kommunisten versprachen ihm doch, sie würden denen, die zu ihnen übertreten wollten, künftig davon abraten. Aber auch diese Erklärung beruhigte den starrköpfig nur an sich selbst glaubenden Ministerpräsidenten nicht. Mehr als den Untergang der Republik fürchtete er das sichtbare Wachstum der Kommunistischen Partei, obwohl gerade diese Partei ihn bisher selbst dann unterstützt hatte, wenn sie es schwer verantworten konnte. Sein unsachlicher Hass entfremdete ihm seine kommunistischen Bundesgenossen endgültig.

Da er in der Volksvertretung kaum mehr eine Mehrheit hinter sich hatte, sah er sich nach neuen Bundesgenossen um und fand nur die Anar-

chisten, die er zu umschmeicheln begann. Gerade zu dieser Zeit kam eine grössere Menge Waffen an. Da die Faschisten sowohl vor Madrid wie vor Malaga Truppen zusammenzogen, hätte Caballero diese Waffen vor allem an diese beiden Fronten schicken müssen. Aber er verteilte sie gleichmässig an alle Fronten und kam damit den Anarchisten entgegen, die seit vielen Monaten untätig vor allem an der katalanischen Front gestanden hatten, ohne sich dazu bewegen zu lassen, dem schwer bedrängten Madrid durch Vorstösse an ihrer Front zu helfen. Mehr noch: da die neuen Waffen im Allgemeinen durch Barcelona hindurch mussten, organisierten die Anarchisten dort den Raub von Waffen, die für Madrid bestimmt waren, und der Ministerpräsident tat nichts gegen diese Übergriffe.

Bei dieser inneren Lage des republikanischen Spanien griffen die Italiener mit ihrer ungeheuren Überlegenheit am 25. Januar 1937 zum erstenmal unsere Malaga-Front an. Sie gingen auf der Küstenstrasse von Gibraltar bei Marbella vor und nordöstlich an der Gebirgsstrasse von Granada bei Alhama und trieben die Milizionäre vor sich her.

Darauf verlangten die kommunistischen Mitglieder des Kabinetts in Valencia, dass sofort etwas zur Verteidigung Malagas, der wichtigsten Stadt Südspaniens, getan würde. Die Generale Ascensio und Cabrera sandten dorthin den Oberst Villalba. Das war kein schlechter Mann. Er hatte sich früher als treuer Anhänger der Republik und geschickter Organisator bewährt. Aber er wurde dem gänzlich unfähigen General Monje unterstellt, dem Chef der Südfront, der ein persönlicher Freund Cabreras war.

Als Oberst Villalba nach Malaga kam, wurde die Stadt täglich von deutschen und italienischen Flugzeugen bombardiert. Er fragte nach dem Verteidigungsplan der Stadt und des gesamten Frontabschnitts. Es gab nichts dergleichen. Er musste erst selbst an die Front fahren, um festzustellen, wo seine Truppen standen. Da fand er Steinbarrikaden quer über die Strassen, die bei Tage von Milizionären praktisch ohne Ausbildung besetzt waren. Es gab keine Anschlussstellungen, keine Zwischenposten und sonstige Verbindungen, keine Reserven. Dazu fehlte es fast vollkommen an Artillerie und Maschinengewehren. Die Munition war selbst für diese klägliche Truppe knapp.

Was sollte er tun? Er begab sich zu den Ausschüssen, von denen die Milizen abhingen, und verhandelte mit ihnen einzeln, statt es so zu machen wie in Madrid im Herbst 1936. Da hatte der General Miaja eine sogenannte Junta, einen Ausschuss der Volksfront, unter seinem Vorsitz gebildet, und Madrid war gerettet worden. Oberst Villalba aber verlor viel Zeit mit Verhandlungen in Geschäftszimmern vor allem der schwät-

zenden Anarchisten und sandte wirkungslose Berichte an den traurigen General Monje und nach Valencia zu den verdächtigen Mitarbeitern Largo Caballeros.

Unbegreiflicherweise liessen die Italiener dem Oberst Villalba nach dem Vorstoss am 25. Januar Zeit bis zum 4. Februar. Da stiessen sie bei Ardales und El Burgo vor, wurden aber von den Milizen zurückgewiesen. Am selben Nachmittag griffen die motorisierten Truppen des italienischen Generals gleichzeitig an verschiedenen Punkten an. Die Milizen wichen zurück. An einigen Orten wurde der Rückzug zu einer wilden Flucht. Trotzdem tasteten sich die Italiener nur ängstlich weiter vor und gewannen nicht viel Boden.

Am 5. Februar kamen drei spanische Kreuzer der Faschisten und drei kleinere Schiffe vor die Küstenstrasse und beschossen sie aus ihren weitreichenden Kanonen. An diesem Tage gingen die Italiener weiter vor, aber wie am vorhergehenden Tag, gelang es Villalba, an diesem Abend eine Art Front wiederherzustellen. Am 6. Februar aber löste sich die Ordnung. Die Anarchisten verliessen einfach die Front. Niemand meldete mehr, wo er sich befand. So erhielt der Oberst nur noch Schreckensnachrichten, ohne eine Möglichkeit zu haben, noch etwas zu tun.

Kurz nach Mittag verliess der Zivilgouverneur die Stadt. Diese Nachricht verbreitete sich im Nu. Wer es sich leisten konnte und nicht ein Freund der Faschisten war, packte in aller Eile etwas zusammen und schloss sich dem Strom der Flüchtlinge an, der sich nach Osten aus der Stadt hinausschob. Auf der Küstenstrasse bewegten sich auf einer Länge von Dutzenden Kilometern bald Lastautos, Frauen mit Kindern, Bauernwagen, Esel, Zivilisten und Soldaten. Von Valencia kamen Lastwagen mit Munition, sie kamen aber gegen den Strom der Flüchtlinge nicht durch.

Am nächsten Tag, dem 7. Februar, nahm die Flucht noch zu, da die faschistischen Kriegsschiffe die Stadt aus geringer Entfernung beschossen. Häuserfassaden stürzten ein und erschreckten die Menschen noch mehr. Flugzeuge kamen angebraust und liessen ihre Bomben fallen. Entsetzt flohen die Menschen. Aber die Flugzeuge folgten ihnen. Sie sausten in niedriger Höhe über die Strasse hin und schossen mit Maschinengewehren in die Fliehenden hinein. Vom Meere her donnerten die Kanonen der Kriegsschiffe, deren Granaten von der Seite her in den Flüchtlingsstrom hineinbrausten und mit wüstem Krachen explodierten.

Oberst Villalba versuchte, die fliehenden Milizionäre aufzuhalten, um wenigstens östlich der Stadt mit ihnen noch eine neue Front aufzubauen.

Dabei half ihm eine Reihe energischer Offiziere und Politkommissare. Aber die Milizionäre wollten sich nicht zurückhalten lassen. Wie konnte die Tradition der Anarchisten, deren gefühlsrevolutionäre Unordnung als Ideal, mitten in der Panik gebrochen werden? Von denen, die sich bemühten, eine neue Front aufzubauen, fielen die Besten. Weiter zogen die Flüchtlinge, – langsam, zum Verzweifeln langsam, weil immer einmal ein stehengebliebener Wagen die Strasse versperrte. Oder es mussten durch Bomben oder Granaten Getötete und Verwundete erst fortgebracht werden, bis sich der Zug der Angstbleichen weiterschieben konnte.

Am Abend dieses Tages waren die italienischen Panzer nur noch fünf Kilometer von Malaga entfernt.

Am nächsten Morgen, dem 8. Februar, besetzten sie kampflos die Stadt.

Auf der Küstenstrasse wurde erst am 12. Februar eine Front gebildet. Das geschah durch die Sechste Spanische Brigade und die erst kürzlich aufgestellte Dreizehnte Internationale Brigade unter dem General Gômez. Hinter diesem spanischen Namen stand ein deutsch aussehender Mann mit Namen Wilhelm Zaisser, der seitdem sehr bekannt geworden ist.

Die faschistische Presse der ganzen Welt schrie den grossen Sieg von Malaga heraus, wobei die Nazi-Presse bei Weitem kühler war als die Mussolinis. Das lag wohl daran, dass die Nazis fürchteten, ihre italienischen Bundesgenossen würden nun wieder monatelang ihren Triumph im sicheren Hinterland feiern, statt endlich an der entscheidenden Front vor Madrid ihren Mut zu beweisen. Allerdings setzte auch Hitler seine Soldaten dort nicht als Infanterie ein, wohl weil er der Meinung war, es wäre besser, wenn seine Verbündeten das schwere Blutopfer brächten. Jedenfalls behaupteten die Offiziere des italienischen Legionärskorps, sie wären nun unüberwindlich.

Das republikanische Spanien war durch die schnelle Katastrophe von Malaga und den ungeheueren Geländeverlust aufs Tiefste erschreckt. Alle Leute fragten, woher das käme, und verlangten eine Untersuchung. General Cabrera, der Stabschef Largo Caballeros, war so unklug zu sagen, durch den Fall von Malaga würde die Front verkürzt, und das wäre ein Vorteil. Diese Bemerkung liess die Leute stutzen und brachte sie auf den Verdacht, dass die Leitung der Armee die lange Front von Malaga absichtlich aufgegeben hätte.

Der Protest der Bevölkerung nahm noch zu, und Largo Caballero musste endlich etwas tun. Er liess jemanden verhaften, aber nicht die Ge-

nerale Ascensio und Cabrera, sondern den Oberst Villalba, der vor eine fast unlösbare Aufgabe gestellt worden war. Damit gab sich die Kommunistische Partei nicht zufrieden. Sie forderte die Entlassung des verdächtigen Generals Ascensio. Largo Caballero konnte ihn als Unterstaatssekretär im Kriegsministerium nicht halten, nahm ihn aber als seinen Privatsekretär. Das steigerte die Empörung über Caballeros Zusammenarbeit mit den Reaktionären noch weiter, denn als Privatsekretär war Ascensio der Kontrolle durch Kabinett und Volksvertretung entzogen und konnte hinter den Kulissen Weiterarbeiten. In vielen Städten kam es zu Demonstrationen gegen den Ministerpräsidenten und seine Kriegspolitik. Die mächtigste dieser Demonstrationen fand in der provisorischen Hauptstadt Valencia statt. Bei diesen Kundgebungen wurde die Forderung aufgestellt, endlich an Stelle der bisherigen Partei- und Gewerkschaftsmilizen eine vereinigte Volksarmee mit einheitlichem Kommando zu schaffen. Das Schlagwort dafür hiess «Mando unico» – Einheitskommando.

Largo Caballero wollte den Sinn dieser Losung nicht erkennen und verdrehte ihn dahin, dass die Truppen und das Volk die Einrichtung der Politkommissare satt hätten. Er versuchte, sie abzuschaffen. Dadurch waren viele alarmiert, die bisher den politischen Streitigkeiten ferngestanden hatten. Denn die Politkommissare waren die Organe in der Armee, die den halb faschistischen oder sonstwie unzuverlässigen Offizieren auf die Finger gesehen hatten. So wurden selbst solche Leute zu energischen Verteidigern der Politkommissare, die sie bis dahin wenig geliebt hatten. Ihnen allen war klargeworden: Largo Caballero bildete eine Gefahr für die Republik und musste gestürzt werden. Er hatte sogar die Stirn gehabt, den unzuverlässigen, nicht besonders klugen General Cabrera als Chef des Stabes zu halten.

Wenn jetzt die Vertrauensfrage gestellt worden wäre, hätten die Kommunisten zusammen mit einem beträchtlichen Teil der Sozialisten und anderen den Ministerpräsidenten abgewählt. Aber die Faschisten retteten Largo Caballero durch ihre Offensive am Jarama, wo es zum vierten Male um Madrid ging. In dieser Lage wollte die Opposition keine Kabinettskrise heraufbeschwören, und Caballero konnte seine unselige Tätigkeit noch eine Zeitlang fortsetzen.

Schlacht am Jarama

8. Februar bis 6. März 1937

Wir befanden uns noch in Murcia. Als ich am 4. Februar in meinem kahlen Zimmer aufwachte, dachte ich sofort an unsere Geldsorgen. Alles schien mir trübe.

Mein spanischer Bursche, ein Uhrmacher aus Toledo, brachte die Schuhe herein. Ich erhob mich unlustig, fühlte mich kalt und schwindlig. Nach kurzer Arbeit im Geschäftszimmer legte ich mich ins Bett und stand erst wieder auf, als man die Politkommissare und den Zahlmeister meldete. Sie hatten in Albacete wieder kein Geld bekommen. Nach einer entmutigenden Besprechung legte ich mich erneut ins Bett und bat um einen Arzt. Er stellte eine Grippe fest.

Mit dem Lautsprecher vor dem Fenster, der mich bis in die Nacht hinein nicht schlafen liess, und dem Strom der Offiziere und Melder, der sich nun von morgens bis abends in mein kahles Zimmer herein ergoss. Die Krankheit wurde recht quälend. Aber wer sollte mir die Arbeit abnehmen? Hans lag ebenfalls im Bett, und noch war keiner der Offiziere so weit, um mich wirklich zu ersetzen.

Am nächsten Morgen, dem 5. Februar, kamen die ersten Meldungen vom Hauptstoss der Italiener auf Malaga, und nun rechneten wir damit, dass wir jede Stunde dorthin gerufen werden könnten.

Am 6. Februar erschien Hauptmann Fritz Münster, der Brigadeschreiber, früh an meinem Bett und meldete: «Es wurde angerufen. General Cabrera befiehlt den Abmarsch der Brigade nach Morata de Tajuna.»

«In einem offenen Telefongespräch? Das wäre ja eine unglaubliche Sache! Und auch noch mit Angabe des Namens der Brigade und dem Bestimmungsort?»

«Ja, mit beidem. Ich muss sagen, ich glaube nicht mehr an die Ehrlichkeit dieser Leute!»

«Wo liegt Morata de Tajuna?»

«Wir haben es noch nicht finden können.»

«Es könnte an der Malaga-Front sein oder südöstlich von Madrid. Man munkelt schon längere Zeit von einer grossen Offensive, die wir zwischen Madrid und Aranjuez planen, um die Eisenbahn zwischen Valencia und Madrid wieder in unsere Hand zu bekommen. Bring mal Karten von dort! Ich habe unserem Kartenzeichner den Auftrag gegeben, eine Karte von dieser Gegend herzustellen, die wir fotografisch schnell in unserer Kartenstelle reproduzieren können.»

Als Hauptmann Münster mit den Karten kam, fand ich Morata de Tajuna sofort. Es lag südöstlich von Madrid, nicht weit von der Stelle, wo wir beim ersten Einsatz des Bataillons Thälmann gegen das Kloster auf dem Cerro de los Angeles angegriffen hatten.

Nun musste ich Eisenbahnzüge zum Transport anfordern. Aber was sollte mit unseren beiden spanischen Bataillonen ohne Waffen werden, dem anarchistischen und dem sozialistischen? Ich liess telefonisch in Valencia anfragen. Die Antwort kam schnell: wir sollten sie in Murcia lassen.

Nun hatten wir wieder wie früher drei Internationale Bataillone, zwei deutsche und ein französisches, in denen über die Hälfte Spanier waren. Jedes Bataillon besass ausser den guten russischen Gewehren acht klapprige Maschinegewehre fast ohne Ersatzteile. Ausserdem hatten wir die Internationale Artilleriegruppe.

Von 10 Uhr vormittags ab war die Tür meines Zimmers offen. Vor meinem Bett standen den ganzen Tag über Offiziere neben- und hintereinander. Dazwischen diktierte ich Befehle, während der Lautsprecher vor dem Fenster so krähte, dass alle schreien mussten, um sich zu verständigen. Besondere Schwierigkeiten machte mir das sogenannte Fünfte Büro, die Versorgungs- und Nachschubabteilung des Stabes. Der ältliche Hauptmann an seiner Spitze war lässig und hatte als Bataillonsführer vor Madrid einmal tagelang seine Adresse nicht angegeben. Er unterhielt Beziehungen zur Schweizer Gesandtschaft, die mir verdächtig vorkamen, Hans und der Politkommissar des Bataillons sahen darin allerdings nichts Gefährliches. Jedenfalls hatte ich darauf gedrungen, dass er wegen seiner Unfähigkeit und seines Mangels an Verantwortungsgefühl als Bataillonsführer abgesetzt würde. Nun versagte er wieder in seiner neuen Abteilung, in der ich ihn unter meiner unmittelbaren Aufsicht halten wollte.

Mit Hans verkehrte ich durch Boten, die von meinem Bett zu seinem grossen Himmelbett liefen. So ging das bis halb elf Uhr abends. Zur selben Zeit wurde auch der Lautsprecher abgestellt. Ich hüllte mich fest ein und fühlte tiefe Müdigkeit. Die Anstrengung dieses Tages wich einer völligen Entspannung.

Ich mochte noch nicht lange geschlafen haben, als mich jemand weckte. Es war einer der Verpflegsoffiziere, der mit mir über die Versorgung seines Bataillons auf dem Transport nach Morata sprechen wollte. Schon vorher war er mir durch die Unverschämtheit aufgefallen, mit der er für das Bataillon Thälmann besondere Vorteile herauszuholen versuchte. Zuerst hörte ich erstaunt zu, wegen welcher Wichtigkeit er mich weckte. Als es aber nur ganz gewöhnliche Fragen waren, schrie ich ihn

an: «Weshalb kommst du jetzt? Was würdest du sagen, wenn man dich in der Nacht wegen einer Sache störte, die du zu dieser Zeit nicht erledigen kannst! Oder glaubst du, ich würde wegen deiner Unorganisiertheit die Schreiber wecken lassen? Die haben auch ein Recht auf Ruhe!»

Ich hatte mich so erregt, dass ich heftig zu schwitzen begann und nun stundenlang mit offenen Augen im Dunkeln lag, während mein ganzer Körper vor Nässe triefte. Dabei hatte ich schwere Gedanken. Ich war an die achtundvierzig Jahre alt und empfand, wie schon in den ersten Tagen vor Madrid, dass ich den ungeheuren Anstrengungen nicht mehr gewachsen war. Überhaupt taugen so alte Soldaten nicht mehr viel. Ich sah das an einem unserer Schreiber, der noch älter war. Er machte seine Arbeit vorzüglich, aber er passte nicht zu den jüngeren, noch unbekümmerten Freiwilligen. Und die alten Generale, die ich im Weltkrieg als meine Vorgesetzten erlebt hatte – auf sie konnte die deutsche Armee nicht stolz sein. Freilich waren sie ausser ihrer körperlichen Brüchigkeit auch geistig stehengeblieben. Wir sagten von ihnen: «Wenn die noch einmal eine Kriegsschule zu besuchen hätten, würden sie durchfallen.» So stand es mit mir nicht. Ich hatte in den letzten Jahren Kriegsgeschichte und Militärtheorie eifrig studiert, sogar im Gefängnis, wo die dämlichen Gefängnisbeamten dachten, ich wäre doch noch für die Sache Hitlers zu gewinnen, weil ich schon wieder den Krieg studierte. Sie hatten mir sogar zu Kriegsliteratur verholfen, und waren unbegreiflicherweise nicht auf den Gedanken gekommen, dass ich die Kriegstheorie dazu studierte, um sie einmal gegen die Nazis anzuwenden. Und doch, was nützte das, wenn ich nicht mehr die körperliche Kraft hatte?

Endlich schlief ich wieder ein.

Am folgenden Morgen versuchte ich aufzustehen, schwankte aber so, dass ich mich gleich wieder legte. An diesem Tag arbeitete ich den genauen Transportplan aus und übergab ihn dem ältlichen Hauptmann der Nachschub-Abteilung zur Durchführung. Er sollte Murcia als letzter verlassen, während ich schon morgen nach Morata fahren wollte, um die Lage kennenzulernen und das Stabsquartier festzulegen.

Gerüchteweise war uns bekannt geworden, dass der Generalstab eine grosse Operation gegen die Faschisten südlich Madrid vorbereitete, an der die besten Madrider Brigaden von Modesto, Lister, Mera und Duran teilnehmen sollten, sowie vier Internationale Brigaden, die Elfte, Zwölfte, Vierzehnte und Fünfzehnte. Ich erwartete also, dass wir wieder über das Kloster auf dem Cerro de los Angeles vorstossen würden wie damals bei meinem ersten Einsatz vor Madrid.

Am 8. Februar stieg ich sehr wacklig die Treppe hinunter und packte mich im Auto in eine Decke ein. Mit mir kamen einige Melder und der Ordonnanzoffizier Kugler in seinem kleinen Wagen.

Die Sonne schien, es war warm. Aber irgendetwas an diesem Wetter stimmte mich schlecht. Oder lag es an meiner Grippe?

Wir fuhren ganz langsam durch die engen Strassen Murcias. Als wir ins Freie kamen, sah ich erst die geballten Wolken und die unregelmässige Beleuchtung. Es war das, was wir Aprilwetter nennen, und dazu Sturm. Da er von Süden kam, hatten wir ihn zuerst fast im Rücken. Als wir aber die Stadt Albacete durchquert hatten und auf der weiten Ebene der Mancha nach Westen fuhren, umheulte uns der Sturm so, dass selbst mein schwerer Wagen schwankte. Plötzlich klapperte es. Etwas flog vor uns vorbei. Der Fahrer bremste. Die Motorhaube aus Blech war uns heruntergeweht worden und lag etliche Meter entfernt rechts im Feld.

Gegen Abend kamen wir in das breite Tal des Tajuna, eines Nebenflusses des Tajo, in das grosse Dorf Morata. Auf dem Platz stieg ich aus und traf in einem Hause einen Major, der Französisch sprach, aber das R so schnurrte, ab ob er Ungar wäre.

«Eure Brigade», sagte er, «wird im Raum nordwestlich von Morata eingesetzt werden.»

«Wann geht es los?» fragte ich. «Man erzählte uns, hier würden alle Interbrigaden zur Offensive eingesetzt.»

Er starrte mich an: «Offensive? Nein, damit ist es leider nichts mehr! Heute hat Franco mit einer Reihe von Divisionen selbst zu einer Offensive angesetzt. Unsere Truppen vorn haben nicht standgehalten. La Maranosa soll schon aufgegeben worden sein.»

«Wo stehen sie vor uns?»

Er hob die Achseln: «Weiss ich nicht. Irgendwo vor dem Jarama-Fluss.»

Ich wollte noch weiter fragen, aber mich packte ein Schauer, die Zähne schlugen mir aufeinander. Ich verabschiedete mich von ihm mit so viel Haltung, wie es in meinem Zustand ging.

Wir fuhren auf der Suche nach dem Stabsquartier nordwestlich aus Morata hinaus. Dort lagen dicht beieinander erhöht zwei Häuser. Sie waren leer und gerade das, was wir suchten. Ich stieg klappernd ins Bett. Pflichten hatte ich heute nicht mehr, da die Brigade frühestens morgen Abend eintreffen würde.

Am Morgen erhielt ich ein Telegramm. Es bestand aus Buchstaben ohne Sinn. Es war chiffriert, aber ich hatte keinen Schlüssel dafür und kannte auch das spanische Chiffriersystem nicht. Da es sich sicher um ei-

nen sehr dringenden Befehl handelte, setzte ich mich in den Wagen und fuhr nach Morata. Aber auch da besass niemand den Schlüssel. Daher fuhr ich weiter nach Arganda, weil ich wusste, dass dort der Stab der Zwölften Internationalen Brigade lag.

General Lukácz empfing mich fröhlich, wie es seine Art war. Ich legte ihm das Telegramm vor. Er kniff ein Auge zu: «Ach, das haben wir auch bekommen. Es ist die Parole und das Fliegerzeichen.»

«Was?» rief ich verblüfft. «Im Weltkrieg wussten wir an der Front fast nie die Parole und wozu auch? Nur die Generale, die einmal in den Schützengraben kamen, kannten sie. Wir lachten aber über ihr steifes Benehmen. Und wegen dieses alten Unsinns schickt man chiffrierte Telegramme, während man uns den Marschbefehl für die Brigade mit Ortsangabe offen durchs Telefon gab!»

Lukácz stellte mir ein Glas Wein hin. «Du besinnst dich auf unsere Kämpfe im vorigen Jahr um den Cerro de los Angeles? Alles dort ist gestern und heute verlorengegangen.»

«Und was ist da geschehen?»

«Schlamperei, schlecht organisierte Truppen, – und natürlich vor allem die enorme Überlegenheit der Faschisten an Menschen und Material, die sie hier konzentriert haben.»

«Weisst du, was vor uns ist?»

«Meine Brigade scheint heute keine anderen Truppen mehr vor sich zu haben, höchstens noch ein paar verstreute Gruppen. Wie es links vor uns steht, das habe ich noch nicht feststellen können. Die Lage – so wie ich sie sehe – ist so: Beide Parteien, wir wie die Faschisten, scheinen von ihren gegenseitigen Absichten nichts gewusst zu haben. Die Faschisten wussten nicht, dass unsere Truppen sich hier gerade zur Offensive zu sammeln begannen. Bei uns wurde der Oberst Mena, der diesen ganzen Abschnitt kommandiert, von der faschistischen Offensive überrascht. Es war nur ein Glück, dass meine Brigade schon bereitstand. Sonst hätten die Faschisten gestern oder spätestens heute die grosse Strasse von Madrid nach Valencia schon abgeschnitten. Jetzt ist die Frage, wann die Faschisten merken, dass links von mir nichts steht. Wir warten auf eure Brigade. Lustig ist das für uns nicht.»

In ziemlicher Unruhe fuhr ich zu unserem Stabsquartier. Ich konnte nichts tun, als ruhig zu bleiben und meine Grippe schnell zu überwinden. Daher legte ich mich in dem fast leeren Haus ins Bett.

Gegen Abend kam Oberstleutnant Alberti an. Ich erklärte das wenige, was ich wusste.

«Aber da dürfen wir doch nicht hierbleiben, ich meine, mit dem Stab!» sagte er.

«Wir können uns nach Monita de Tajuna zurückziehen» erwiderte ich, «aber, Genosse Alberti, dort hätten wir auch keine Truppen zu unserer Sicherung vor uns, und trotzdem liegen dort Stäbe. Die Gefahr ist dort fast so gross wie hier. Man muss im Krieg manchmal leichtsinnig sein und hoffen, dass der Gegner seinen Vorteil nicht erkennt. Hier vor der Tür steht ein Posten. Er kann das Gelände weithin übersehen. Wenn die Faschisten kommen, müssen wir ausreissen und haben Zeit genug dazu.» Alberti ging unruhig auf und ab. Zwar wusste er nichts mehr zu sagen, aber auf seinem Gesicht zeigte sich Sorge.

Spätabends erreichte uns die erste Nachricht von Teilen der Brigade, die von Süden her im Anrollen waren. Gegen Morgen kam ein Melder des Bataillons Edgar André. Seine Angaben erschienen mir aber etwas sonderbar. Sie entsprachen nicht den Anordnungen, die ich für den Transport gegeben hatte. Daher begann ich ihn genauer auszufragen und erkannte nun, dass der Hauptmann der Nachschubabteilung meinen Befehl vollkommen umgeworfen hatte, ohne dass ich dafür einen Grund erkennen konnte. Da kein einziger Lastwagen mit dem ersten Zuge gekommen war, wurde die Verpflegung der Truppe für einen oder zwei Tage ernstlich in Frage gestellt.

Erst bei Tage übersah ich den Wirrwarr, den der Hauptmann angerichtet hatte. Nach meinem Befehl sollte ein Teil der Gewehrmunition mit dem ersten Transport kommen, die Munitionsreserve aber am Schluss. Der Hauptmann hatte alle Munition an den Schluss geschoben und dem Bataillon Edgar André keine Taschenmunition ausgegeben. So kam es kampfunfähig an, und ich konnte es nicht zur Deckung der Flanke der Zwölften Brigade vorschieben. Ich kochte vor Wut. Dabei hatten die Faschisten schon San Martin de la Vega eingenommen, nur zehn Kilometer vor uns. Vor der Argandabrücke freilich waren sie von der Zwölften Brigade aufgehalten worden.

Alberti forderte erneut die Rückverlegung des Stabs, und wir zogen in ein grosses Haus in Morata um, was ihn merkwürdigerweise beruhigte, mich aber nicht.

Zu Mittag kamen die Lastwagen mit dem französischen Bataillon an. Es war guter Stimmung und hatte auch Taschenmunition. Ich zog es in die Tal-Ebene westlich Morata vor, so dass wir endlich einen wirksamen Schutz für das Dorf besassen.

Am Morgen des 11. Februar schien die Sonne hell. Aber die Grippe war zurückgekommen. Frierend setzte ich mich zum Frühstück, alles widerstand mir. Unterdessen gab es erregte Gespräche vor der Tür. Als ich heraustrat, meldete Leutnant Kugler, die Faschisten hätten den Übergang über den Jarama bei der Pindoque-Brücke erzwungen. Dabei war eine

Kompanie des französisch-belgischen Bataillons fast aufgerieben worden. Unsere Brigade sollte dort Anschluss an die Zwölfte Brigade nehmen. Ich befahl, dass unsere Franzosen dem Bataillon Edgar André einen Teil ihrer Gewehrmunition abgäben, und schob beide Bataillone auf der Strasse von Morata vor, auf die Arganda Brücke zu, bis etwa zweieinhalb Kilometer östlich der am Morgen verlorenen Pindoque-Brücke. Nun war die Flanke der Zwölften Brigade gesichert, unser eigener linker Flügel aber hing in der Luft.

Gegen Abend kam Hans endlich von Murcia an. Er hinkte noch etwas, sah aber sonst frisch und fröhlich aus. Ich berichtete ihm von der Lage vorn und der grossen Gefahr für unsern linken Flügel. «Irgendwann müssen die Faschisten bemerken, dass wir hier noch ganz schwach sind», sagte ich und erzählte weiter von der Desorganisierung des Transports durch den Hauptmann.

Hans schüttelte den Kopf: «Ich glaube nicht, dass er das absichtlich getan hat. Er ist nur ein bisschen vertrottelt bei seinem Alter.»

Die Nacht wurde sehr unruhig. Als ich mich gerade niederlegen wollte, kam ein Melder von Edgar André und forderte Gewehrmunition.

«Ihr habt heute von Commune de Paris Patronen bekommen!»

«Ja, aber die jungen Spanier, die zum erstenmal an der Front sind, haben kurz nach Einbruch der Dämmerung in die Dunkelheit hineingeknallt, bis keine Patrone mehr da war.»

«Ich kann euch jetzt keine Munition verschaffen, hoffe aber, dass morgen früh der Tross ankommt. Allen Kompanie-, Zug- und Gruppenführern ist auf jeden Fall einzuschärfen, dass so ein Panikschiessen unter Androhung schwerster Strafe verhindert werden muss. Unsere Munitionslage ist nicht so, dass wir uns diesen Unfug leisten können!»

Etwas später kam der Verpflegsoffizier des französischen Bataillons und erbat zwei Lastwagen, um das Essen vorzubringen. Da der Tross noch nicht da war, konnte ich ihm keinen geben.

Ich legte mich hin. Aber bald wurde ich wieder geweckt. Das Bataillon Thälmann war angekommen. Ich fragte gleich, ob sie den Hauptmann der Nachschub-Abteilung gesehen hätten. «Ja, der sauste aufgeregt auf dem Ausladebahnhof herum. Der ist ja ganz unfähig für so etwas.»

Als es hell zu werden begann, erschienen die ersten Lastwagen des Trosses. Später begann der Stab aufzustehen. Ich setzte mich zu Hans an den Tisch, klapperte aber vor Frost mit den Zähnen, obwohl der Tag für die Jahreszeit recht warm war.

«Leg dich hin!» sagte Hans. «Jetzt bin ich da, und du kannst dich ausruhen.»

«Das kann ich leider nicht. Wenn der Hauptmann des Nachschubs kommt, muss ich mit ihm sprechen. Wenn man damit wartet, verpasst man unter Umständen die Möglichkeit, den Fall zu klären.»

Hans blickte mich lächelnd an und öffnete den Mund. Da meldete sich der Hauptmann. Er sah müde und angegriffen aus. Seine Brille hing ihm fast auf der Nase. Ich liess mich durch seinen Anblick nicht zum Mitleid erweichen, sondern sagte ihm kalt: «Wir müssen uns gleich unter vier Augen sprechen!»

Dann sassen wir in meinem Zimmer.

«Weshalb hast du meinen Befehl umgeworfen?»

«Er ging nicht durchzuführen, weil der erste Transportzug nur Personenwagen hatte.»

«Weshalb hast du entgegen meinem Befehl keine Munition an das Bataillon Edgar André ausgegeben?»

«Du fragst mich aus, als ob du ein Untersuchungsrichter wärst und ich ein Verbrecher.»

«Du kannst das ruhig so auffassen. Oder glaubst du, dass ich der Desorganisierung der Brigade ruhig zusehe? Weisst du, dass es nur einem unverständlichen Versagen der Faschisten zuzuschreiben ist, dass sie nicht hier durchstiessen? Edgar André stand da und hatte nicht einen Schuss, um zu widerstehen! Dafür verlange ich eine Erklärung.»

Während er viel sagte, wurden wir von Heinz, dem Führer des Trosses, unterbrochen. Er blickte den Hauptmann und mich etwas sonderbar an und sagte unsicher: «Kann ich dich allein sprechen?»

Wir gingen vor die Tür. «Nun?» fragte ich.

«Es sind 220’000 Patronen auf dem Transport verloren gegangen.»

«Wie ist das geschehen?»

«Der Hauptmann hat sie auf dem Bahnhof unbewacht liegenlassen. Als man sich wieder darum kümmerte, waren sie weg.»

«Dabei», sagte ich, «war das Munition, die nur zu unseren russischen Gewehren passt! Glaubst du an Sabotage? Und von wem?»

«Das wird man schwer feststellen können. Es war dunkel und der ganze Bahnhof voller Menschen.»

Ich ging wieder zu dem Hauptmann und sagte ihm, dass 220’000 Patronen verloren wären. «Die Verantwortung dafür trägst du! Überlege dir, wie du dich rechtfertigen willst! Jetzt sorgst du dafür, dass Patronen zu den Bataillonen vorkommen und der Verkehr zwischen dem Lebensmittellager und den Bataillonen normalisiert wird. Das hat bis heute Abend zu klappen! Morgen früh erwarte ich deinen Bericht über deine Massnahmen.»

An diesem Tage setzte Hans das Bataillon Thälmann vorn ein.

Am nächsten Morgen fühlte ich mich etwas besser. Ich fuhr mit Hans zur Front vor, hinauf auf eine flache, weite Höhe mit einem Ölbaumbestand, der diese Gegend sehr eintönig erscheinen liess. Die Ölbaumwälder erstreckten sich bis zu unseren Bataillonen, wir konnten in ihnen nicht weit sehen. Hans hatte sich die ehemalige Radio-Relais-Station, ein ziemlich hohes weisses Gebäude, als Beobachtungsstand ausgesucht. Als wir auf das flache Dach stiegen, fanden wir dort einen Zivilisten, der durch das Fernglas nach vorn blickte. Er wandte sich zu uns um und lächelte auffallend freundlich. Es machte den Eindruck, als ob er wüsste, wer ich war. Auf Französisch sagte er: «Ich bin Pietro Nenni.»

Das also war der Führer der italienischen Sozialistischen Partei.

«Ein bisschen weit vorn!» sagte Hans lächelnd. «Nicht so weit vorn», entgegnete er mit angenehmer Ruhe, «wie die internationalen Freiwilligen, die jetzt wieder die ganze Last des Kampfes tragen müssen und nicht fragen, ob das gefährlich ist.»

Unten auf der Strasse hörten wir Schritte und blickten hinab. Von vorn kamen einige Verwundete. Hans rief auf Französisch: «Was ist los? Wann seid ihr verwundet worden?»

Sie hoben die Köpfe und blickten herauf. Da hatten sie spanische Gesichter. Hans wiederholte die Frage auf Spanisch. «Die Faschisten greifen an», erwiderte einer. Unterdessen blickten Nenni und ich wieder nach vorn, konnten aber über die Kronen der Ölbäume weg nur die Bewegung einer Truppe sehen, die vielleicht unsere linke Nachbarbrigade war, die sich zwischen uns und die englisch-amerikanische Fünfzehnte Internationale Brigade eingeschoben hatte. Nur undeutlich hörten wir Gewehrschüsse.

Ein Mann kletterte auf unser Dach. Es war ein Melder von Edgar André: «Wir sind heute schon zweimal angegriffen worden. Ausser einem Postenloch haben wir kein Gelände verloren.»

«Und die Verluste?»

«Bei uns gering. Die Franzosen scheinen mehr verloren zu haben.»

Links vor uns bellten kurz hintereinander Kanonen, wie es schien von kleinem Kaliber. Als ich das Gelände mit dem Fernglas absuchte, sah ich durch die Baumkronen, wie sich in ziemlicher Entfernung etwas Graues bewegte. Da war noch mehr. Nun kam etwas auf eine Lichtung. Das war einer unserer Panzer, der kurz darauf nach vorne schoss. Immer mehr Panzer erschienen und sahen hier im Walde unheimlich gross aus. Wenn die schon da waren, so bestand für diesen Morgen keine grosse Gefahr.

Ich stieg hinunter und fuhr nach Morata.

Ich hatte zwar erwartet, dass der Hauptmann der Nachschub-Abteilung nach der Anstrengung der letzten Tage heute etwas länger schlafen würde, dass er aber nun zum Bericht bei mir bereitstünde. Er war jedoch von niemandem gesehen worden. In dem für ihn bereitgestellten Quartier hatte er nicht geschlafen und auch nicht hinterlassen, wo er sich befände. Ich diktierte eine Reihe Befehle und sah zu Mittag wieder nach ihm aus. Endlich, am Nachmittag, erschien er, ohne seine Verspätung zu entschuldigen, und konnte auf meine Fragen keine Auskunft geben, weder über den Transport der Lebensmittel, noch die Lagerung der Munition. Ich musste erst zu unserem Trainführer gehen, um zu erfahren, wie es stand. Ich fragte den Hauptmann, weshalb er wieder, wie schon früher in Madrid, sein Quartier nicht angegeben hätte. Er schien darauf nicht klar antworten zu wollen.

Darauf setzte ich mich in den Wagen und fuhr zu Hans vor. Er verhandelte gerade mit unserem rotblonden Artillerie-Kommandeur Walter Romann, der endlich seine Kanonen bekommen hatte.

Ich trug Hans den Fall des Hauptmanns vor und bat um seine sofortige Enthebung von dem Posten im Stabe.

«Aber was sollen wir mit ihm tun?»

«Das Beste wäre, ihn nach Paris zurückzuschicken. Als Truppenführer taugte er nichts und als Offizier beim Stabe noch weniger.»

«Auf jeden Fall», sagte Hans, «wird er sofort seines Postens enthoben. Aber dann musst du doch seine Arbeit mitmachen?»

«Das macht mir weniger Mühe, als wenn er mir alles durcheinanderbringt.»

Wieder kamen Verwundete von vorn.

«Heute haben die Faschisten viermal angegriffen», sagte Hans. «Es macht den Eindruck, als entwickele sich ein fünfter Angriff. Die Faschisten, die in den letzten Tagen vor allem auf die Zwölfte Brigade gedrückt haben, scheinen jetzt den Hauptstoss gegen uns zu richten. Unsere Verluste sind bedauerlich hoch.»

Am 14. Februar traf Franz Dahlem bei uns vorn auf der Gefechtsstelle ein. An Stelle des gefallenen Hans Beimler war er der Vertreter aller in Spanien kämpfenden Deutschen geworden. Wir besprachen die dringendsten Probleme der Brigade.

«Vor allem brauchen wir bessere Maschinengewehre an Stelle der alten Klapperkästen, ferner Minenwerfer, Granatwerfer und Lastautos», sagte Hans. «Wir sind ja nicht eine Brigade im Sinne der Brigaden der alten deutschen Armee, sondern eine Einheit aller Waffen, eine kleine Division.»

«Könnte nicht einer von euch mit mir nach Madrid kommen, mit einem Übersetzer», schlug Dahlem vor. Wir besprechen dann alles mit der Kommunistischen Partei Spaniens und anderen Stellen.»

Hans antwortete: „Ich kann während der Schlacht nicht die Truppe verlassen. Aber Ludwig fährt mit dir.»

Dahlem und ich fuhren über das altspanische Städtchen Alcala de Henares nach Madrid. Bei der Kommunistischen Partei mussten wir ziemlich lange warten, weil gerade eine Sekretariats-Sitzung stattfand. Schliesslich empfing uns ein kleiner, nervöser Genosse. Schon nach wenigen Worten unterbrach er unsere Bitten: «Genossen, solche Wünsche bekommen wir jeden Tag von vielen Einheiten. Aber ihr wisst, die Lieferung von Waffen hängt davon ab, dass sie entweder bei uns produziert werden, was bis her nur in geringem Umfange möglich ist, oder dass Frankreich sie hereinlässt. Aber trotz aller freundschaftlichen Erklärungen lässt sie der Sozialist Leon Blum nicht über die Pyrenäen zu uns durch. Das ist unser einziger Landweg. Zur See ist es fast noch schlimmer. Da besteht ein Abkommen des sogenannten Nichteinmischungs-Komitees, wonach weder wir noch Francos Faschisten Waffen bekommen sollen. Daher ist die gesamte Mittelmeerküste Spaniens durch Kriegsschiffe der verschiedenen Mächte abgesperrt. Diese Überwachung haben Leon Blum und die Engländer an unserer Mittelmeerküste ausgerechnet den Nazis und den Faschisten übergeben. Vor unserer Küste schaukeln die deutschen und italienischen Kreuzer, und die nehmen es sehr genau. Zwar sind ein paar Sowjetschiffe durchgekommen, aber andere mit Waffen und Benzin an Bord wurden torpediert und versenkt. Glaubt mir, dass wir euch Waffen geben, wenn wir welche erhalten. Denn natürlich rüsten wir unsere besten Brigaden zuerst aus.»

Viel später, als ich gewünscht hatte, kehrte ich nach Morata zurück. Man wärmte mir etwas auf, aber ich konnte es nicht essen. Alles widerstand mir. Das war sicher die Folge der verschleppten Grippe. Ich fühlte mich auch so schwach, dass ich zu Frau Kahle hinüberging, die eben von Murcia angekommen war und ein paar selbstgepflückte Blumen für die Abendtafel ordnete. «Ich muss mich niederlegen», sagte ich. «Bitte, mich bei Hans zu entschuldigen.» Sie nickte freundlich.

In meinem Zimmer fiel ich gleich in Schlaf und wachte erst auf, als ich fröhliches Sprechen hörte. Es war Nacht geworden. Ich fühlte mich bedeutend besser, so dass ich aufstand. Ich trat in den Mittelraum, in dem man sich gerade zum Nachtessen setzen wollte.

«Du siehst mich hier», rief Hans, «obwohl ich fast gefangengenommen worden wäre. Heute Nachmittag ist das polnische Bataillon der Zwölften

Brigade rechts von uns nach einer schweren Beschiessung zurückgegangen und mit ihm das spanische Bataillon, das uns eben erst unterstellt worden war. Kurz nach 16 Uhr wurde gemeldet, dass die Fremdenlegion uns von links umfasst hätte. Als ich gerade im Keller der Radio-Relais-Station telefonierte, geht oben ein Mordskrach los. Im Nu ist die Telefonverbindung weg. Die Faschisten beschiessen uns mit Artillerie. Es klingt so, als ob alles zusammenbräche. Die halbe Treppe kommt herunter. Wir können nicht mehr hinaus. Es schiesst auch immerfort vor den Hauseingang. Als das Schiessen aufgehört hat, klettern wir durch ein Fenster ins Freie. Die Telefonisten beginnen sofort die Drähte zu flicken. Ich habe keine Ahnung mehr, was los ist, ob die Bataillone vorn noch stehen? Da sehe ich durch die Bäume, dass nördlich von uns die Faschisten vorgehen. Sie haben uns überflügelt, aber bemerken uns nicht. Was auf der anderen Seite, wo sie uns ja umfasst hatten, geschehen ist, weiss ich nicht. Eine ekelhafte Lage! Da höre ich etwas von hinten. Sollten das unsere Panzer sein? Wirklich kommen zwei Panzerkompanien an. Die Mauren, die nördlich durchgebrochen sind, stutzen und reissen aus. Das war unsere Rettung!» Er lachte. «Aber jetzt setzt euch! Esst! Hier gibt es ja sogar Blumen, wohl die ersten dieses Jahres? Man merkt, dass eine Frau im Hause ist.»

Das war der bisher schwerste Angriff der gesamten Jarama-Offensive. In der Nacht schob sich zwischen unsere zwei sehr geschwächten Brigaden, die Elfte und Zwölfte, eine neue Brigade, die Vierzehnte Internationale. Dadurch wurde das Loch zugestopft, durch das gestern die Mauren eingedrungen waren. Sie hätten in den Abendstunden bis Morata de Tajuna durchstossen können und wurden nur durch unsere Panzer zurückgeworfen, die gerade zur rechten Zeit erschienen. Vermutlich waren die gegnerischen Verluste mindestens so hoch wie unsere. Die Frage war, ob die Faschisten weiter versuchen würden, hier durchzukommen.

Der folgende Tag, es war der 15. Februar, brachte zwei Angriffe der Faschisten gegen unsere Brigade, aber nur mit Infanterie. Vielleicht wollten sie durch das gestern eröffnete Loch in der Front erneut hindurch. Das war jetzt jedoch zu.

Ich ging mit Hans zum Bataillon Edgar André vor, um zu sehen, wie es dort aussah. Da fing es an zu schiessen. Durch die Ölbäume schwirrten Infanteriegeschosse und schlugen peitschend in die Stämme. Wir rannten zu einer Schützenkuhle, in der sich zwei Freiwillige befanden und kauerten uns zu ihnen hinein. Sie wandten sich um und begrüssten uns lachend.

«Wenn ihr uns schon besucht», sagte der eine, «dann müsst ihr auch einen Willkommenstrunk annehmen!» Er goss Wein in einen Feldbecher. Wir tranken.

Der eine von ihnen war aus Westfalen, der andere aus Thüringen. Ihre Frauen arbeiteten in Paris. Beide hatten im Konzentrationslager gesessen, die Frau des Thüringers auch.

Wir sahen über den Rand der Kuhle weg rechts an einem Schienenstrang ein paar Faschisten vorspringen. Im Nu waren sie verschwunden. Im Wald zirpten die Geschosse. Nach einer halben Stunde wurde es still. Wir verliessen unsere Gastgeber mit einem Händedruck.

Als ich am 16. Februar zum neuen Brigade-Gefechtsstand hinauffuhr, schien die Sonne warm. Von drüben erschienen Flugzeuge, grosse, langsame Junkers, von uns einige Jagdflugzeuge. Es knatterte in der Luft. Eine dreimotorige Junkers neigte sich zu einer Kurve und stürzte plötzlich ab.

Da wir wieder einmal kein Benzin hatten, fuhr ich gegen Mittag nach Arganda, zum Stab des Armee-Korps. Dort, vor einem flachen Hause stand auf einer Treppe ein ältlicher Offizier mit einem goldgestickten Militärmützchen. Auf der Schulter sass ihm ein kleiner Affe. Das war der Oberst Mena, der diesen ganzen Frontabschnitt kommandierte. Liebenswürdig unterhielt er sich mit einigen Milizionären, die ihn um etwas zu bitten schienen. Als er mich sah, reichte er mir die Hand und fragte, was ich wünschte. Ich wollte die Bitte um ein paar tausend Liter Benzin nicht ihm, sondern seinen Wirtschaftsoffizieren vortragen und war wegen seiner Nettigkeit verlegen. Ausserdem fand ich nicht gleich die rechten Worte auf Spanisch und einen Übersetzer hatte ich nicht mit. Ich kam auch nicht zum Sprechen. Denn plötzlich blickte der Oberst erschrocken an mir vorbei. Wir hörten lautes Schimpfen. Von links kam eine Menschenmenge an, die drohend die Fäuste gegen jemanden erhob, der sich in dieser Menge befinden musste.

Oberst Mena sandte einen Adjutanten dorthin, zu fragen, was da los wäre. Er kam gleich zurückgerannt: «Sie haben die faschistischen Flieger in ihrer Mitte, Spanier, die wir heute in den deutschen Flugzeugen abgeschossen haben. Die Milizionäre beschimpfen sie als Vaterlandsverräter.»

Ein Milizionär löste sich von der Menge und kam zu Mena gerannt. «Genosse!» rief er mit entrüsteten Augen, «diese Spanier haben uns Spanier von deutschen Flugzeugen aus bombardiert!»

«Freund», antwortete Mena, während der Affe zu seiner Rocktasche herunterrutschte, um da nach etwas zu suchen, «wenn diese Spanier auch Vaterlandsverräter sind, so muss ich sie doch vor euch schützen lassen.

Vielleicht erfahren wir von ihnen Wichtiges über die Absichten der Faschisten.»

«Hostie!» fluchte ein anderer. «Ihr habt die Mauren aus Afrika gegen uns Spanier geholt, weil das Volk nicht hinter euch steht! Die Feinde Spaniens seit Jahrhunderten habt ihr auf den deutschen Flugzeugen aus Marokko herübergebracht, um uns zu Sklaven zu machen!»

Die Gefangenen gingen mit gesenkten Köpfen zwischen einigen Milizionären, die ihre Kameraden fernhielten. Menas Affe sass wieder auf der Schulter und kratzte sich. Der Oberst schien verlegen. Erst als die Gefangenen in einem Haus verschwunden waren, verlief sich die Menge. Ich konnte meine Benzin-Angelegenheit erledigen.

Seit Tagen hatten wir ein neues spanisches Bataillon, Bauern, unter denen man noch nie Propaganda für unsere Kriegsziele betrieben hatte.

Auf dem Wege zu uns waren viele ausgerissen, vermutlich eine alte Gewohnheit aus der Zeit der Zwangsaushebungen früherer Jahrhunderte. Andere hatten sich in die Hand geschossen, um nicht an die Front zu müssen. Soweit wir feststellen konnten, gab es etwa dreissig Selbstverstümmler. Wir vermieden, diese Angelegenheit dem Gericht zu übergeben, weil die spanischen Verhältnisse nicht als normal anzusehen waren. «Wir können auch unsere Politkommissare nicht mit dieser Angelegenheit betrauen», sagte Hans. «Kein einziger von ihnen kann Spanisch, und sie sind hundertprozentig deutsch. Ihnen ist die Mentalität dieser spanischen Bauern ganz fremd.»

Wir gaben dem spanischen Bataillon den Befehl, sich in einer Stellung hinter den Internationalen einzugraben, um sich allmählich an den Krieg zu gewöhnen. Die Selbstverstümmler sollte man verbinden lassen und beim Bataillon behalten, bis ruhigere Verhältnisse einträten und wir den Fall als ganzes klären könnten.

Heute griffen die Faschisten unsere Internationalen Bataillone mehrmals mit Panzern an. Als es vorn anfing zu schiessen, riss das spanische Bataillon erneut aus, obwohl es nicht gefährdet war. Vorn entwickelte sich der Kampf ganz anders. Wir hatten den Panzerleuten gesagt, wir hätten keine Antitank-Kanonen und auch keine anderen Mittel gegen Panzer. Darauf gaben sie uns von ihren Maschinengewehren etwas panzerbrechende Infanteriemunition, verpflichteten uns aber, niemandem davon zu erzählen, weil sie sonst ununterbrochen angebettelt würden.

Ich beruhigte sie: «Da braucht ihr euch nicht zu fürchten. Denn soviel ich weiss, hat unsere Brigade von den hier liegenden Truppen als einzige russische Gewehre, für die eure Munition passt.»

Wir gaben die wenigen Patronen nur an besonders ausgesuchte, ruhige Schützen. Ihnen schärften wir ein, diese Munition nie gegen andere Ziele als gegen Panzer zu verwenden und erst auf kurze Entfernungen zu schiessen.

Die Faschisten griffen mit kleinen Zwei-Mann-Panzern an, sogenannten Tanketts. Sie hatten als Waffe nur ein Maschinengewehr und waren italienischer oder deutscher Herkunft. Unsere Scharfschützen liessen sie, wie es befohlen war, ruhig herankommen. Dann schoss einer. Das Tankett blieb sofort stehen, und die beiden Leute sprangen heraus in ein Loch. Das hob das Sicherheitsgefühl unserer Verteidiger sofort. Ein Tankett kam bis in unsere Linie und wurde erst dort abgeschossen. Etwas später untersuchten unsere Freiwilligen die Wirkung der Gewehrkugel. Sie hatte den vorderen Panzer glatt durchschlagen, war aber auch zu dem schwächeren hinteren wieder hinausgepfiffen. Da wunderte es uns nicht, dass die Faschisten sie sofort verlassen hatten. Die Meldungen über diese Erfolge Agaren geradezu enthusiastisch. Dann aber berichtete ein Bote von Edgar André: «Zwei unserer Kompanieführer sind ausgefallen.»

«Was soll das heissen?» fragte Hans. «Sind sie verwundet oder was?»

Der Bote wusste das auch nicht, fügte aber hinzu, auch die beiden anderen Kompanieführer sollten verwundet sein. Uns erschien diese Meldung sonderbar, nachdem die Panzerangriffe so leicht zurückgewiesen worden waren.

Etwas später kam das Gerücht, Edgar André wäre nach dem Verlust aller seiner Kompanieführer zurückgegangen. Wir konnten in dem unübersichtlichen Ölbaumwald nichts sehen und sandten den Leutnant Kugler vor, um die Lage zu klären. Während wir auf seine Rückkunft warteten, kam der Brigadeschreiber, Hauptmann Münster, vor und bat mich sofort um eine Besprechung. Wir gingen etwas zur Seite. «Hinten in unserm Stabsquartier», sagte er, «sind irgendwelche Internationale eingetroffen, ich glaube, es sind Engländer. Einer, der sich Gal nennt und ein Offizier zu sein scheint, verlangt, wir sollen ihm unser Haus abtreten.»

«Das ist unser künftiger Divisions-Kommandeur, der General Gal, der bisher die Fünfzehnte Internationale Brigade befehligt hat. Du weisst wohl, dass der Aufbau der Republikanischen Armee bisher von unten her nur bis zur Brigade durchgeführt war. Nun werden die Brigaden zu Divisionen und die Divisionen zu Armee-Korps zusammengezogen. Wir werden Gal unser Haus übergeben müssen.»

«Was soll ich tun?»

«Warte mal! Hier kommt Kugler gerade von seiner Erkundung zurück.»

«Es stimmt», meldete Kugler, «Edgar André ist zurückgegangen. Die Faschisten haben zweihundert bis dreihundert Meter Gelände gewonnen. Vorläufig sind sie nicht weitergegangen, obwohl bei uns ein grosses Loch in der Front ist, wo früher das Bataillon Edgar André lag.»

Hans blickte zu Boden: «Es ist anzunehmen, dass jetzt kein Angriff mehr erfolgt, da es schon dunkel ist. Ich gehe zu Commune de Paris und Thälmann vor, um zu sehen, wie wir die Lücke einigermassen schliessen.» Ich fuhr mit Hauptmann Münster zu General Gal und besprach die Übergabe unseres Hauses an ihn im Laufe der Nacht. Wir teilten unseren Stab. Nur Hans, Kugler und ein paar Läufer blieben in dem überfüllten Morata, während ich mit allen Geschäftszimmern nach Perales de Tajuna zog. Schon eine halbe Stunde später fuhr ich mit dem Brigadeschreiber durch das dunkle Tajuna-Tal nach Perales. Vor einem alten Haus hielten wir. Münster zeigte mir das Lazarett gegenüber, das zur Brigade gehörte. Dann gingen wir in unser Stabshaus. Im engen Hof fand ich einige auffallend grosse und gutgekleidete Soldaten.

«Was sind das für Leute?» fragte ich den Brigadeschreiber. Ein Leutnant trat aus der Tür des Hinterhauses und meldete auf Deutsch: «Ich heisse Hans Niessen. Wir sind die Polizei der Brigade. Die Hälfte von uns sind Deutsche, die anderen Spanier.»

«Und was tut ihr?»

«Im Augenblick noch sehr wenig. Künftig haben wir in einem solchen Fall wie der heutigen Flucht des spanischen Bataillons einzugreifen.»

«Werden da die Spanier unter euch deinen Anordnungen folgen?»

«Die sind gegen die Spanier viel schärfer als wir. Wir verstehen uns vorzüglich mit ihnen. Es sind feine Kerle, die uns die Verteidigung von Madrid gesandt hat.»

Plötzlich erschienen zwei spanische Majore auf dem Hof. Der eine war gross und etwas schwammig. Er hatte ein listiges Gesicht. In vorzüglichem Französisch sagte er: «Mein Name ist Cabrera. Wir kommen mit einem Bataillon an, das der Elften Internationalen Brigade zugeteilt ist.»

«Willkommen», antwortete ich. «Wo befindet sich euer Bataillon?»

«Draussen auf Lastautos.»

«Dann muss es gleich weiter nach Morata de Tajuna. Wer von euch beiden führt das Bataillon?»

«Mein Kamerad hier. Vom Militär verstehe ich nichts. Ich war sozialistischer Abgeordneter bei den Cortes, dem spanischen Parlament.»

Ich liess meinen Wagen vorfahren, und wir setzten uns an die Spitze der Wagenkolonne nach Morata. Unterwegs überlegte ich, wie wir den unmilitärischen Major verwenden wollten. Wäre es nicht günstig, einen ehemaligen Abgeordneten beim Stab zu haben? Der konnte bei Verhandlungen mit Behörden nützlich sein.

Als ich Hans in dem verdunkelten Morata fand, war er begeistert über das neue Bataillon. Er liess es sofort vorbringen, um es in die Lücke zwischen Commune de Paris und Thälmann einzuschieben. Auch er war einverstanden, dass ich Major Cabrera als meinen Stellvertreter zum Stab nahm.

Am folgenden Morgen wollte ich wie immer zur Gefechtsstelle vorfahren. Mein Fahrer meldete aber, dass er dazu nicht mehr genug Benzin hätte. Ich würde bei der bedeutenden Entfernung zu viel Zeit verlieren, wenn ich statt des Autos ein Pferd nähme. Es war auch nicht nötig. Wir erwarteten für heute einen ruhigen Tag, da die faschistische Offensive augenscheinlich im Abflauen war. Die Benzinknappheit kam daher, dass die deutschen und italienischen Kriegsschiffe im Mittelmeer mehrere sowjetische Schiffe mit Treibstoff versenkt hatten.

Ich benutzte die unfreiwillige Verbannung von der Front, um in der Verwaltung einiges aufzuarbeiten. Für unsere neuen Bataillone mussten Listen angelegt werden. Sie hatten bisher noch keine richtige Verwaltung. Gegen Abend kam ein Bote: «Das neueste spanische Bataillon hat heute angegriffen.»

«Bravo!» sagte ich. «Es ist nicht so sehr bravo», antwortete der Bote. «Sie haben dabei ihre ganze Gewehrmunition verschossen und sind dann zurückgelaufen, so weit, dass der Oberstleutnant Hans nicht daran denken konnte, es wieder einzusetzen.»

Nun hatten wir drei Bataillone hinter der Front, von denen nur das Bataillon Edgar André in kurzer Zeit wieder kampffähig werden konnte. Die beiden spanischen Bataillone bedurften erst einmal einer richtigen Ausbildung, vor allem ihrer Offiziere.

Am 18. Februar konnte ich wieder zur Beobachtungsstelle vorfahren. Während ich mit Hans einige organisatorische Fragen besprach, näherten sich fünf faschistische Bomber, strichen an uns vorbei und schienen Morata bombardieren zu wollen. Plötzlich stand in der Luft neben ihnen ein weisses Wölkchen am Himmel, noch eins und wieder eins. Unsere neuen russischen Flugzeug-Abwehrkanonen schossen zum erstenmal. Die fünf Bomber flogen ziemlich tief, weil sie noch nie beschossen worden waren, und schwenkten sofort ab. Ihre Bomben liessen sie auf leere Felder fal-

len, wo sie mit Getöse zersprangen. Endlich waren wir gegen die faschistischen Flieger nicht mehr schutzlos!

Spät abends gab es noch eine mächtige Schiesserei. Sie begann um 21.30 Uhr. Als es wieder ruhig geworden war, kam ein Bote: «Die Faschisten haben schwer angegriffen.»

«Wo?»

«An der ganzen Brigadefront. Bei uns haben sie nichts erreicht.»

Am nächsten Morgen, als ich mich rasierte, kam der Brigadeschreiber eilig herein: «Unser Fahrdienstleiter ist mit drei Fahrern fort!»

«Was heisst fort?»

«Sie haben sich ins Auto gesetzt und sind irgendwohin gefahren.»

«Weshalb nimmst du an, dass sie nicht zurückkommen?»

«Wir untersuchen das schon. Kann ich den Polizeileutnant Niessen gleich mal hereinlassen?»

Der schlanke, gutmütige Niessen kam: «Ich hatte schon seit Tagen einen Verdacht. Es gibt bei der Brigade-Intendantur fast nur Franzosen, meist gute Leute. Unter ihnen habe ich einen Vertrauensmann, einen Kommunisten. Der hat mir gesagt, dass man gegen uns Propaganda macht. Major Dupre, der Intendant, ist eingeweiht. Er bemüht sich auch, die Sache aufzuklären. Es macht den Eindruck, als ob eine ausländische Gesandtschaft dahintersteht. Einem der Männer hat man ein Visum nach Frankreich angeboten. Die Spur führt aber nicht zum französischen, sondern zum Schweizer Konsulat. Das kann aber ein Trick sein, um die Aufmerksamkeit von den Schuldigen abzulenken.»

«Du weisst wohl», sagte ich, «dass ich Misstrauen gegen die Schweizer habe? – Bist du wegen dieser Dinge in Verbindung mit der Kommunistischen Partei Spaniens?»

«Selbstverständlich. Wir haben unter uns einen Verbindungsmann der Partei.»

«Wie hängt die Flucht des Fahrdienstleiters mit den Vermutungen in Richtung Schweizer Konsulat zusammen?»

«Den Fahrdienstleiter kannte ich nicht. Er war ein verschlossener, nicht sehr angenehmer Typ. Für ihn als Franzosen ist die Flucht nach Frankreich nicht schwierig.»

«Hat er, ausser dass er drei Fahrer mitgenommen hat, anderen Schaden angerichtet?»

«Soweit wir wissen, nicht. Aber du wirst dich erinnern, dass sich ein spanischer Leutnant bei dir vorgestellt hat?»

«Ja, er brachte die Anweisung des spanischen Korps-Kommandos, dass er mit der Überwachung unserer Wagen beauftragt sei. Er trägt übrigens den französischen Namen Dugnol.»

«Dieser Mann scheint die Flucht der vier veranlasst zu haben. Ist er wirklich ein Spanier? Er spricht ja Französisch wie ein Pariser.»

Ich überlegte, ob ich den Major Cabrera, unseren sozialistischen Abgeordneten, in die Sache einweihen sollte. Aber auch er sprach das Französische so wunderbar und hatte vor allem dieses listige Gesicht. Sollte etwa auch er? Ich verwarf den Gedanken sogleich wieder. Aber ins Vertrauen wollte ich ihn nicht ziehen.

«Untersuch weiter!» sagte ich dem Polizeileutnant. «Aber in enger Verbindung mit der spanischen Partei. Wir sind hier Gäste im Land. – Ich muss jetzt nach Benzin fahren. Wir brauchen täglich für unsere Wagen 1‘600 Liter und haben wieder einmal nichts mehr.»

«Wäre es nicht die Angelegenheit des Leutnants Dugnol, das zu besorgen?» fragte der Brigadeschreiber.

«Ja, aber wo wohnt er?»

«Er taucht nur manchmal irgendwo auf, gibt aber seine Wohnung nicht an.»

«Also genau wie der abgesetzte Hauptmann, der den Transport der Brigade desorganisiert hatte, und der etwas zu freundliche Beziehungen zur Schweizer Gesandtschaft unterhielt!»

«Allerdings sieht eine solche Ähnlichkeit der Fälle fast wie dasselbe Rezept einer Spionage-Organisation aus», sagte der Brigadeschreiber. «Trotzdem halte ich den Hauptmann nicht für einen Agenten.»

«Gut», antwortete ich, «aber man muss sehen, wo der Leutnant Dugnol wohnt. Das kann uns auf weitere Spuren führen oder den Mann rechtfertigen.»

Die Verteidigung von Madrid hatte sich entschlossen, die Faschisten am Jarama nicht nur zurückzuweisen, sondern eine kurze Gegenoffensive zu starten. Sie sollte am 21. Februar beginnen. Es war noch Nacht, als ich aufstand. Beim Hinaustreten auf die Strasse riss mir der Wind fast die Mütze vom Kopf. Es war ein eisiger Morgen. Beim Vorfahren überlegte ich mir die Möglichkeiten dieser Gegenoffensive. Hier am Jarama waren jetzt die besten spanischen Brigaden eingesetzt und fast alle Internationalen, die Engländer, Amerikaner, Polen, Franzosen, Italiener, Deutschen. Aber die meisten von diesen Truppen hatten noch keinen siegreichen Angriff gemacht. Alle höheren Stäbe waren sogar erst während dieser Abwehrschlacht gebildet worden. Der Stab unserer Division war noch kaum arbeitsfähig. Selbst unser Stab, der schon seit Monaten bestand, gefiel mir noch nicht.

Als eben die Morgendämmerung begann, erreichte ich den Gefechtsstand. Es war ein Hohlweg, in dem wir unsere Besprechungen abhielten

und zu Mittag zu essen pflegten. Davor erhob sich ein Hügel, von dem wir unseren linken Nachbarn besser sehen konnten als unsere eigene Brigade, die in dem Ölbaum-Wald verborgen lag. Kaum war ich da, als ein Auto heransurrte. Hans und seine Frau stiegen aus. In der Hand hielt sie eine Thermosflasche und goss uns auch gleich heissen, starken Kaffee ein. Das ermunterte uns.

Im fahlen Morgenlicht kam ein Melder und sagte auf Französisch: «Bataillon Commune de Paris ist zum Angriff bereit.»

«So früh? Es soll erst 10.30 Uhr losgehen. Wie ist die Stimmung bei euch?»

«Man friert wie hier. Sonst ist die Stimmung gut.»

Endlich war es 10 Uhr. Wir stiegen gemächlich auf den Hügel und stellten uns in den Windschatten der krummen Ölbäume. Aber bei dem Sturm nützte das nicht viel. Es wurde 10.30 Uhr. Nichts war zu sehen und nichts als der Wind zu hören, der vermutlich den Gefechtslärm abtrieb. Erst 11.10 Uhr sah ich links vorn eine Bewegung, konnte aber noch nicht erkennen, was es war. Als das Etwas, auf eine Lichtung kam, erkannten wir die vorgehenden Sowjetpanzer und einzelne Infanteristen. Das musste die Nachbarbrigade sein.

Hans schickte Kugler vor. Dann warteten wir, ohne etwas zu hören und zu sehen. Endlich kam ein Mann mit einem Handschuss, augenscheinlich ein Spanier.

«Wie steht es?» fragte Hans. «Wir gehen vor. Es geht gut.» Kurz darauf erschienen Melder von allen Bataillonen, auch der Ordonnanzoffizier. Die Meldungen glichen sich: Es ging vorwärts, obwohl unsere Brigade keine Panzerunterstützung erhielt. Die hatte man den beiden Nachbarn rechts und links gegeben, weil sie weniger kampfgeübt waren. Erst zu Mittag gab es einen Rückschlag. Da gingen die Panzer zurück, um neue Munition zu holen. Sofort brach rechts beim Bataillon Primero de Mayo eine Panik aus, und auch das neunte Bataillon der 70. Brigade ging zurück. Das waren Anarchisten, die fast keine Offiziere hatten.

Ab 15 Uhr griffen wir erneut an. Es gab gegenüber unserer Brigade nur an der Radio-Relais-Station, unserm früheren Gefechtsstand, etwas Widerstand. Die Fünfzehnte Brigade, ein Stück links von uns, ging unaufhaltsam vor. Das waren die Engländer, Amerikaner, Polen und Franzosen.

Als es dunkel wurde, trat Ruhe ein.

Am 22. Februar blies der Wind noch schärfer als gestern. Wir sassen, in Mäntel eingehüllt, in unserem Hohlweg. Frau Kahle fror mit uns, aber mit viel Nettigkeit, die sie beim Essen und Einschenken zu zeigen wusste.

Wir sollten heute nicht angreifen, sondern die Direktive hiess: aktive Verteidigung.

Durchgefroren kam ich erst in der Abenddunkelheit nach Perales de Tajuna zurück. Der Polizeileutnant Niessen öffnete mir den Wagenschlag. Bei der Art, wie er das tat, war mir gleich klar, dass etwas geschehen sein musste. Ich nahm ihn mit in mein Zimmer. «Was gibt es?»

«Der Führer des Wagenparks ist verhaftet.»

«Leutnant Dugnol?»

«Nein, den haben wir noch nicht wieder gesehen und wissen nicht, wo er sich aufhält. Es ist der deutsche Leiter, der verhaftet ist.»

«Weshalb denn? Er hat sich immer grosse Mühe gegeben. Wer hat ihn verhaften lassen?»

«Die Spanier. Wir wissen nur: wegen Spionageverdacht.»

Wir berieten nun mit dem Brigadeschreiber, wem wir die sehr schwierige Leitung des Autoparks übergeben sollten. Schliesslich fanden wir einen, der mit den Vorgängen dort nichts zu tun haben konnte.

Auch am 23. Februar blies noch immer der unangenehme Nordwind. Ich befand mich eben bei General Gal auf dem Gefechtsstand der Division, als er einen dringenden Befehl erhielt, der ihm auf Ungarisch mitgeteilt wurde, so dass ich ihn nicht verstand. Dann wandte er sich auf Russisch an mich: «Die Faschisten weichen links von uns auf der ganzen Linie zurück. Lister greift mit seinen Truppen bei Pingaron an. Er blickte auf seine Armbanduhr: «Jetzt ist es 10 Uhr. Angriff unserer Division um 11 Uhr!»

Ich brachte Hans den Befehl auf die Gefechtsstelle, und er gab ihn an die Bataillone weiter. Wir besprachen allerhand, weil bis zum Angriff noch eine halbe Stunde blieb. Da kam von vorn ein französischer Läufer gerannt: «Man greift an!»

«Wer?»

«Wir!»

Von unserem Beobachtungshügel aus sahen wir zwar nichts, aber bald meldeten auch die anderen Bataillone, sie hätten sich in Bewegung gesetzt.

«Da muss doch der faschistische Widerstand recht schwach sein, wenn unsere Bataillone schon vor der Zeit solche Angriffslust zeigen!» rief Hans und rieb sich fröhlich die Hände.

Unterdessen beobachtete ich in der Ferne weisse Wölkchen. Dort musste heftiges Artilleriefeuer auf einem runden Hügel liegen. Ich zog die Karte hervor und suchte die Stelle. Es war Pingaron, jene Höhe, an der Listers Truppen angriffen.

Lister war schon seit einiger Zeit zu einem der berühmtesten spanischen Truppenführer geworden. Er war Arbeiter gewesen, dann in die Sowjetunion gegangen, wo er an der Moskauer Untergrundbahn mitgebaut hatte. Dort nahm er an einem militärischen Kurs teil.

Engländer und Amerikaner dachten oft, er müsste zu ihnen gehören. Aber der Name kommt in Spanien ebenso gut vor, und Lister war ein Spanier durch und durch.

Einige Tage später, am 26. Februar, sass ich im Geschäftszimmer über Papieren, als ich eine tönende Stimme auf Deutsch fragen hörte: «Kann ich Ludwig Renn sprechen?»

Ich blickte auf und sah eine Gruppe Herren in Zivil, an deren Gesichter ich mich sofort erinnerte. Es waren Journalisten führender englischer und amerikanischer Zeitungen. «Was führt Sie zu unserem Verwaltungsstab?» fragte ich überrascht.

«Verwaltungsstab? Wir wundern uns, Sie so weit vorn zu finden.»

«Vorn?» fragte ich noch erstaunter. «Die Front liegt recht weit vor uns.» Der Engländer übersetzte das den anderen und wandte sich wieder an mich: «Sie müssen verstehen, dass die ‚New York Times' und andere Zeitungen vor ein paar Tagen gemeldet haben, die faschistischen Truppen hätten Morata de Tajuna und Perales eingenommen. Perales, das sehen wir, ist in Ihrer Hand. Aber Morata?»

«Meine Herren», erwiderte ich, «darf ich Sie einladen, in meinem Wagen nach Morata mitzukommen?»

Die Journalisten nahmen das Angebot gern an.

«Wissen Sie», sagte mir der Engländer, «der Berichterstatter der ‚New York Times' drüben bei Franco hat gemeldet, er selbst wäre in Morata de Tajuna gewesen. Wenn wir melden, dass seine Nachricht falsch sein muss, so bedeutet das einen schweren Schlag gegen seine Autorität bei der grössten bürgerlichen Zeitung der Welt.»

Unterdessen fuhren wir im grünen Tal des Tajuna nach vorn. Kein Mensch war zu sehen. Ich deutete auf eine romantische Mühle am Flusse: «Dort befindet sich unser Politkommissariat, und das kann auch nicht vor der Front liegen.»

Bei einer Strassenbiegung tauchte Morata auf. Ich liess langsam fahren, damit die Journalisten das Ortsschild lesen konnten. Das Dorf war voll von Menschen und Wagen. «Das», sagte ich, «haben Sie nun gesehen. Wollen Sie auch noch vor zum Gefechtsstand der Brigade?»

«Wenn es möglich ist, natürlich.» Die Zeitungsleute nickten heftig.

Wir fuhren die Strasse hinaus und auf einem Feldweg den Talhang hoch. Hier mussten wir wegen des schlechten Weges langsam fahren und

brauchten eine gewisse Zeit. Als wir im Hohlweg des Stabes ankamen, stand gerade die Frau von Hans da. Sie begrüsste die Gäste auf Englisch. Wir führten die Journalisten vor zum Scherenfernrohr und liessen sie unsere vordersten Truppen sehen.

Bei der Rückfahrt sagte der Engländer: «Wir sind sehr beeindruckt. Die Offenheit, mit der Sie uns alles zeigen, entwaffnet alle Meldungen der Faschisten. Bei Ihnen herrscht ein so zuversichtlicher Ton. Davon müssen wir berichten.» Als ich nach Perales zurückkam, stand vor dem Stabsgebäude ein recht grosses Auto mit einem Kasten auf dem Verdeck. Es sah wie ein Lautsprecherwagen aus. Aber was sollte der in dem kleinen Perales? Da kam schon der Brigadeschreiber aus der Tür: «Madrid hat uns einen Wagen geschickt, um zu den Faschisten hinüber zu sprechen. Das kommt daher, dass unser Politkommissariat ein Flugblatt mit dem Aufruf zweier Überläufer ausgearbeitet hat. Es gefiel den zentralen Stellen in Madrid so gut, dass sie es gedruckt und durch Flugzeuge über den faschistischen Linien abgeworfen haben.»

Ich liess den Leuten des Lautsprecherwagens erst einmal Wein und etwas zu essen geben. Dann sandte ich sie nach Morata vor.

In dieser selben Nacht fuhr der Wagen in die Ölbaumwälder vor bis einige hundert Meter vor die Faschisten und hat mit seiner mächtigen Stimme hinübergesprochen. Dann aber musste er zurück, weil an unserer Front Truppenverschiebungen stattfanden. Die Brigade Duran, die aus den Bataillonen bestand, die uns zu Weihnachten bei Las Rozas ausgerissen waren, hatte sich vorzüglich entwickelt. Sie wurde in dieser Nacht zwischen uns und der 24. Brigade eingeschoben. Hinter ihr stand die Zwölfte Internationale Brigade des Generals Lukácz bereit.

In der Morgendämmerung des 27. Februar waren wir auf unserem Gefechtsstand. Etwas später kam der russische General Pawlow zu uns.

Gegen 9 Uhr begann unser Artilleriefeuer, das von den Faschisten schwächer beantwortet wurde. Sie waren offenbar nicht darauf vorbereitet, dass wir einen neuen Vorstoss machen wollten. Die beiden Angriffsbrigaden waren, ebenso wie unsere, überstark und hatten jede fünf und mehr Bataillone. Um 9 Uhr begann der Scheinangriff am Jarama nach Norden, eine Stunde später der Hauptangriff der Brigade Duran. Als Flankenschutz sollte sich das Bataillon Thälmann mit vorschieben. Das Infanteriefeuer wurde erregend laut, vielleicht auch deshalb, weil heute der Wind von Westen kam, gerade von der Angriffsfront her.

Am frühen Nachmittag kam heisse Suppe vor und wir assen. Da erschien ein Bote von Thälmann. Die Aufgabe des Flankenschutzes für Duran war schwierig. Es gab Verwundete.

Nach dem Essen stellten wir uns wieder zusammen mit dem General Pawlow auf den Beobachtungshügel. Hans bat mich, ihm ins Russische zu übersetzen: «Weshalb gehen die Panzer nicht rücksichtslos vor, ziehen sich zurück und stossen wieder vor, um den Gegner in ständiger Unruhe zu erhalten?»

Pawlow schien sich über diese Frage zu ärgern. Er blickte durch sein schweres Fernglas. Dann wandte er sich um. «Ich fahre dort hinüber», sagte er zu Hans, «und werde mich selbst an die Spitze des Angriffs setzen!»

Kurze Zeit, nachdem er abgefahren war, tauchte sein Wagen auf einer Waldblösse bei einer Gruppe von sechs Panzern auf. Er stieg rasch aus und kletterte in einen Panzer. Dann bewegten sie sich vor und verschwanden bald hinter Ölbäumen.

Das war um 16 Uhr.

16.40 Uhr sahen wir links Schützenlinien zurückgehen, zum Teil richtig ausreissen. Aber wovor? Keine faschistische Infanterie war zu sehen. Nur einige Panzer kamen zurück und öffneten die Klappen, wahrscheinlich weil die Innentemperatur durch das Schiessen mit der Kanone über sechzig Grad gestiegen war. Da hatten die Truppen dort das Zurückkehren der Panzer wieder nicht verstanden! Statt vorn zu bleiben und das gewonnene Gelände zu halten, rissen sie vor einer eingebildeten Gefahr aus!

17.05 Uhr wurde die Zwölfte Internationale Brigade zum Angriff angesetzt. Wir konnten aber ihr Vorgehen nicht sehen.

Nach einiger Zeit kam der General Pawlow zurück, den wir ja nicht hatten beleidigen wollen. Er schien missgestimmt und war einsilbig. Sein Übersetzer sagte leise zu Hans auf Spanisch: «Es ist nicht so leicht. Die Faschisten haben Panzerabwehrkanonen, die in dem unübersichtlichen Gelände geschickt versteckt sind, so dass man nicht weiss, woher sie schiessen. Wenn sich ein Panzer bewegt, hört man ja wegen des Motorengeräuschs überhaupt schlecht.»

Ich beobachtete durch das Fernglas, solange in der zunehmenden Diesigkeit noch etwas zu sehen war. Dabei überlegte ich: Diese Kämpfe hier in Spanien sind die ersten Versuche mit modernen Panzern. Schon hat sich gezeigt, dass die ganz leichten Zwei-Mann-Panzer der Nazis und Italiener wenig taugen, weil sie zu schwach gepanzert sind und nur ein Maschinengewehr haben. Die sowjetischen Panzer sind viel besser mit ihrer 4,5-Zentimeter-Kanone, bieten aber recht grosse und weithin sichtbare Ziele. Es ist verständlich, wenn ein Panzerspezialist enttäuscht ist, dass auch der Panzerangriff nicht so stolz vorwärts geht, wie das bei Friedensübungen schien.

Kurz nach Anbruch der Nacht schlief der Gefechtslärm ein, ging jäh noch einmal los. Dann wurde es ganz still.

Der 28. Februar war wieder recht kühl, und es blies ein starker Wind, der einen erschauern machte. Freund und Feind schien ermüdet zu sein. Die Front schwieg. Abends, bald nach Sonnenuntergang, kamen Überläufer zu unseren Bataillonen. Es waren fünf miteinander verabredete Männer. Zur Nachbarbrigade kamen sogar sieben. Sie alle waren vom Tercio, das heisst zwangsausgehobene Rekruten, die deshalb Tercio – der Dritte, hiessen, weil es vor Jahrhunderten üblich gewesen war, jeden dritten Mann auszuheben und die Bezeichnung sich erhalten hatte.

Bei der Vernehmung sagten einige, sie wären Kommunisten, einer wies sich auch durch ein verborgenes Papier aus. Alle hatten die Rede über unseren Lautsprecherwagen gehört. Das hatte sie ermutigt, zu uns zu kommen.

Hans und ich waren nicht auf den Gefechtsstand gegangen und besprachen in Perales mit Hauptmann Münster, dem Brigadeschreiber, die Schwierigkeiten unserer Verwaltung. In der deutschen Armee lag ja die Führung der Stammrollen, also der Mannschaftslisten, in der Hand der Kompanien. Aber da hatte auch jede Kompanie ihre eigene Küche, den Verpflegswagen, den Munitions- und den Packwagen, auf denen die Stammrollen, Löhnungslisten, Reserveröcke, Schuhe, Mäntel transportiert wurden. In unserer spanischen Armee aber hatte keine Kompanie auch nur ein Maultier, um etwas zu tragen. Daher lag der Küchenbetrieb und auch die Listenführung bei den Bataillonen. Aber das klappte bei ihnen schlecht, weil nur unsere Internationalen Bataillone einige Wagen besassen, die uns zugewiesenen spanischen Bataillone aber ohne Wagen, ja ohne Maultiere zum Essentransport anzukommen pflegten. Freilich hatten wir 42 Lastkraftwagen in der Brigade, mussten aber mit ihnen auch die Munition unserer Batterien transportieren, Lebensmittel oft Hunderte von Kilometern weit herholen, Bekleidung und alles das verfrachten, was zu einer Brigade aller Waffen gehört. Dazu waren wir schliesslich eine motorisierte Brigade.

«Jetzt», sagte ich zu Hans, «will die Armeeführung endlich das Problem der Wagen einheitlich regeln. Dazu sollen wir von unseren 42 Lastautos 27 abgeben und nur 15 behalten. Diese Reglung bedeutet für uns, dass die Bataillone noch weniger eigene Bestände an Waffen, Bekleidung und Ausrüstung haben, und dass sie auch die Listen kaum mehr führen können, weil dazu ein Verwaltungsapparat gehört, der einen eigenen Wa-

gen braucht, wenn nicht gelegentlich alles verlorengehen soll. Ich habe in den letzten Tagen mit dem Stabschef der Brigade Duran gesprochen – du weisst, dass er ein Deutscher ist. Der sagte mir, er hilft sich so, dass bei seinem Verwaltungsstab ein ganzer Saal voll Listenführer sitzt, die alle Personalveränderungen von der Front erfahren und danach die Listen führen. Auf diese Weise kann die Brigade in wenigen Minuten feststellen, wo sich ein Mann befindet. Wenn bisher nach jemandem gefragt wurde, dauerte es stets Tage, oft sogar Wochen, bis wir Antwort erhielten. Ich schlage also vor...»

Wir wurden von einem Schreiber unterbrochen, der den Major Dupre in einer sehr dringenden Angelegenheit meldete. Dupre war ein nur wenig wie ein Franzose aussehender schwerer Mann. «Bitte», sagte er mit einem Blick auf Hauptmann Münster, «ich möchte etwas sehr Persönliches mitteilen.»

Wir schickten also den Brigadeschreiber hinaus und setzten uns. «Ihr wisst», sagte Dupre, «dass bei mir in der Intendantur eine Propaganda getrieben wird, die mit ausländischen Mächten zusammenzuhängen scheint. Jetzt weiss ich mehr darüber. Fünf Franzosen haben sich verschworen, uns bei passender Gelegenheit zu erschiessen.»

«Was heisst uns?» fragte Hans lachend. «Dich, Renn und mich?»

«Weshalb gerade uns? Oder weisst du darüber nichts?»

«Doch, das weiss ich vielleicht. Angeblich ist es deshalb, weil wir gegen Ausreisser und Leute, die sich selbst verstümmeln, scharf vorgehen. Da aber die Selbstverstümmler ohne Ausnahme Spanier aus einer rückständigen Provinz sind und die verschworenen Franzosen an ihnen kaum interessiert sein dürften, so kann es nur einen anderen Grund haben, nämlich den, dass wir die Sabotageversuche aufdecken wollen, die von aussen angeregt werden. Es sind die Hinterleute, die uns drei hassen, also wohl das französische Generalkonsulat in Verbindung mit anderen diplomatischen Verbrechern.»

«Aber», sagte ich, «mir erscheint diese Verschwörung nur für dich gefährlich zu sein. Wir haben es mit den Kämpfern der Internationalen Bataillone und mit Spaniern zu tun. Ich glaube nicht, dass sich ein Spanier so leicht zu so etwas hergibt. Die Verschwörung scheint mir auf einen recht kleinen Kreis beschränkt zu sein.»

«Trotzdem», sagte Dupré, «müssen wir etwas gegen diese Propaganda tun.»

Hans antwortete: «Französische politische Angelegenheiten können wir nicht ohne das französische Politkommissariat und ohne den Führer des Bataillons Commune de Paris erledigen. Wir wollen sie also für heute

um 18 Uhr in das Politkommissariat der Brigade bitten. – Wie ist übrigens der neue Führer des französischen Bataillons, Major Sagnier?»

«Was er militärisch leistet, müsst ihr besser wissen. Politisch ist er sehr energisch. Er lässt nicht die leiseste Disziplinlosigkeit durch. Wir haben ihn den französischen Preussen getauft. Ich finde ihn sehr gut.»

Abends trafen wir uns in der idyllischen Mühle am Tajuna, wo das Kommissariat lag. Wir setzten uns um den grossen runden Tisch. Mir war es lieb, dass ich die Schädlingsarbeit bei unserem Autopark und der Intendantur einmal im Zusammenhang darstellen konnte, die von den Regierungen der angeblich demokratischen Länder betrieben wurde.

Man beschloss, das spanische Politkommissariat in Madrid zu benachrichtigen und bei uns schärfer hinzusehen.

Nach der Sitzung fuhren Hans, Sagnier und ich zum französischen Bataillon vor. Es war eine dunkle, feuchtkühle Nacht. Am Gefechtsstand der Brigade stiegen wir aus. In der Dunkelheit waren die krummen Stämme der Ölbäume nur gegen den Himmel undeutlich zu sehen. Unsicher tappten wir vor. Nach einer Weile hörten wir links leise Geräusche. Jemand knipste eine Taschenlampe an, was Frontsoldaten nicht tun. Bei dem Schein sahen wir den Lautsprecherwagen. Seine hintere Tür war geöffnet. Man bemühte sich, einen Mann hineinzuschieben. «Aber geh doch!» sagte jemand freundlich auf Spanisch. Der Mann sperrte sich. Er war klein und dünn. «Was fürchtest du dich!» sagte die Stimme wieder. «Denkst du wirklich, dass du da drin ermordet werden sollst? Guck doch hinein! Nur der Elektromonteur ist drin. Ohne den kannst du nicht sprechen. Er muss den elektrischen Strom einschalten. Denn glaubst du, deine Stimme würde dazu reichen, um bis zu den Faschisten hinüber gehört zu werden?»

Der Mann sträubte sich nicht mehr. Nun stand er drin. Der Monteur zeigte ihm, an welcher Stelle er sprechen müsste. Dann knackte es von irgendwelchen Nebengeräuschen. Darauf kam eine laute, aber etwas verzagte Stimme: «Kameraden drüben bei den Faschisten!» Er setzte ab und begann sicherer von Neuem: «Ich bin gestern hierher übergelaufen. Man hat uns immer erzählt, hier würden alle ermordet. Aber Kameraden», er geriet in Begeisterung, und es schien ihm Eindruck zu machen, dass er eine so gewaltige Stimme hatte, die wohl kilometerweit hallte, «man hat mich gut aufgenommen, wie unter Kameraden. Zu essen haben sie mir gegeben, Garbanzos mit Speck. Und Zigaretten haben sie mir gegeben.» Nun sprach er ganz flüssig und forderte seine Kameraden auf, auch herüberzukommen.

Dann kam er aus dem Wagen wieder heraus. Bei dem schwachen Licht der Taschenlampe sah ich sein Gesicht, glücklich und stolz. Und noch

vor ein paar Minuten hatte er gefürchtet, ermordet zu werden. Zufrieden tappten wir durch den nächtlichen Ölbaumwald zurück zu unseren Wagen.

In den ersten Tagen des März sollte unsere Brigade abgelöst, werden. Das war für die Nacht vom 4. zum 5. befohlen. Die ganze Brigade sollte in dem überfüllten Morata unterkommen. Freilich hatten wir nur noch 1‘300 Mann. Weiter war befohlen, das vierte Bataillon auf die drei Internationalen Bataillone aufzuteilen. Wir hatten nichts dagegen, dass der Anteil der Spanier noch weiter stieg. In manchen Gruppen kam auf neun Spanier nur noch ein Deutscher, Österreicher oder Franzose. Aber gerade dieses vierte Bataillon wünschten wir uns am wenigsten als Ersatz, weil die Bauern in ihm noch immer den Sinn unseres Kampfes nicht eingesehen hatten.

Am folgenden Tag, dem 6. März, kam der Befehl, auch die beiden anarchistischen Bataillone der 33. Brigade auf unsere drei Internationalen Bataillone zu verteilen. Darauf gab es aufgeregte Szenen beim Politkommissar unserer Brigade. Diese beiden Bataillone mit Namen Teruel und Primero de Mayo hatten zusammen gekämpft und erklärten, sie wollten zusammenbleiben und nicht aufgeteilt werden. Unsere Erfahrungen mit diesen Bataillonen waren nicht gut. Nach zwei Tagen Aufregung wurde der Befehl aufgehoben, und man nahm uns zu unserer Erleichterung diese Bataillone wieder ab.

Im Wirrwarr der Ablösung und gleichzeitigen Aufteilung des vierten Bataillons war ein ziemlicher Teil dieses Bataillons irgendwohin ausgerissen. Der Major Cabrera, unser Cortes-Abgeordneter, sagte mir: «Ich bin von dort, wo diese Bauern herkommen. Wo sollen sie schon hin sein als zu ihren Familien? Ich schlage dir vor, dass ihr mich dahin schickt, die Soldaten zurückzuholen. Ich spreche mit den Bürgermeistern. Wir werden die Sache ohne Gerichtsverfahren regeln.»

Hans war mit diesem Vorschlag sehr zufrieden.

Schlacht bei Guadalajara

8. bis 21. März 1937

Am Morgen des 8. März meldete man mir, die Bataillone Teruel und Primero de Mayo hätten den Befehl erhalten, an die Front von Guadalajara zu gehen.

Kurz darauf kam Hans ins Geschäftszimmer, blickte sich ernst um und sagte mit leise: «Kann ich dich allein sprechen?» Da er über irgendetwas sehr verstimmt schien, gab ich die Anweisung, uns Kaffee in mein Schlafzimmer zu bringen. Sofort hellte sich sein Gesicht auf. Wir setzten uns. Der Kaffee kam auch gleich.

Als sich die Tür geschlossen hatte, wurde er wieder sehr ernst: «Von der Front bei Guadalajara gibt es schlimme Nachrichten. Dort hat Mussolini drei Divisionen der italienischen Armee eingesetzt. Sie sind mit allem ausgerüstet und motorisiert. Der strategische Plan kann nur der sein, mit einem Blitzvormarsch die letzte noch offene Versorgungsstrasse Madrids von Osten her abzuschneiden. Die italienischen Truppen haben bereits nach einer gewaltigen Artillerievorbereitung unsere Front östlich Guadalajara durchstossen. Unsere Truppen dort waren sehr schlecht. Stell dir vor, da hat es einen Stab gegeben, der sich nie an der Front sehen liess. Er wohnte in Madrid. Karten der Stellungen gab es nicht. Bei einem Vorstoss regulärer Truppen gegen eine solche Front musste natürlich sofort alles zusammenbrechen. Ich war heute schon bei dem Stabe unserer Division. Dort sagt man, vor Guadalajara gäbe es keine Front mehr.»

«Und du denkst, wir werden dort eingesetzt?»

«Ich sträube mich gegen den Gedanken. Bedenke, wie müde und abgekämpft unsere Bataillone sind! Die militärische Lage ist aber so wie damals, als die ersten Internationalen Hals über Kopf vor Madrid eingesetzt wurden. Welche guten Truppen sind sonst frei? Die beiden Bataillone Teruel und Primero de Mayo, die man dorthin schicken will, taugen nichts. Es sind Anarchisten. Unter denen gibt es auch gute Leute, aber diese beiden Bataillone gehören nicht zu ihnen. Jetzt diskutieren sie, ob sie wirklich an die Front von Guadalajara gehen wollen. – Ich fahre gleich wieder nach Morata. Denn auch bei unseren Stammbataillonen wird man unruhig. Sie möchten einmal ernstlich in Ruhe kommen.»

Als es am Abend schon dunkel geworden war, hörte ich aufgeregte Stimmen vor dem Hause. Der Ordonnanzoffizier Kugler kam hereingestürzt und flüsterte mir ins Ohr: «Das Bataillon Teruel ist draussen und will nicht nach Guadalajara fahren, sondern nach Valencia. Ich habe ihnen gesagt, das dürften sie nicht. Aber sie hören nicht auf mich.»

Ich setzte mir die Majorsmütze auf mit dem goldenen Streifen am Schirm und schnallte um. Draussen konnte ich in der Dunkelheit zunächst nichts erkennen. Menschen bewegten sich durcheinander. Manchmal kamen sie plötzlich in das Licht der Scheinwerfer von Lastautos.

Jemand hielt eine Rede. Ich schnappte ein paar Sätze auf, während ich mich zu dem vordersten Lastwagen schob, von dem herunter er sprach. «Wir wollen nach Valencia!» rief er, «um mit der Regierung zu sprechen! Man kann uns nicht von der Front des Jarama zu der von Guadalajara hinüberwerfen!»

«Das ist ja eine Rasselbande!» sagte neben mir der lange, ältliche Übersetzer des Stabes, der sehr gut Spanisch sprach. «Gut, dass du hier bist!» sagte ich ihm. «Während ich jetzt mit diesem Hauptschreier zu sprechen versuche, siehst du zu, die Namen der Rädelsführer festzustellen!»

«Mache ich gleich!» erwiderte er. «Ja, man muss solche Kerle festnageln!»

Der Redner auf dem vordersten Wagen sah sonderbar aus. Auf dem Kopf hatte er einen schwarzen Melonenhut, wie ihn sonst nur noch alte Spiesser in England tragen. Dieser Hut passte nicht zu seinem jugendlichen Gesicht und seinem Uniformrock.

«Also fahren wir nach Valencia!» schloss er.

Der lange Übersetzer tauchte schon wieder neben mir auf. Seine Brille glitzerte im Licht der Scheinwerfer. «Ich habe seinen Namen», flüsterte er, «und auch die Namen von drei anderen Schreiern. Nicht alle Leute des Bataillons sind mit ihnen einverstanden, sondern viele wollen ernstlich kämpfen. Die Spanier sind doch fast immer ehrliche Leute.»

«Sag dem Menschen, der hier oben gesprochen hat, dass ein Befehl da ist, dass sein Bataillon nach Guadalajara fährt. Und frage ihn, ob er sich dem Befehl des Kommandos der Volksfront widersetzen will!»

Während er das mit lauter Stimme übersetzte, dachte ich nach, was ich weiter tun sollte. Der junge Mensch antwortete von oben herunter: «Wir widersetzen uns nicht der Volksfront, sondern wir wollen mit ihr sprechen, weil es nicht so geht, wie es befohlen ist.»

«Bist du Politkommissar?» liess ich ihn fragen. «Ja, ich bin der des Bataillons.»

«Dann musst du die Einsicht haben, dass du durch dein Verhalten den Faschisten hilfst!»

«Nein, das ist nicht wahr!»

«Ob es wahr ist, das wird man dir vor Gericht zeigen, falls du dein Bataillon in diesem Augenblick der Gefahr für die Republik dazu bringst, zu meutern!»

«Das ist keine Meuterei!» schrie er.

«Doch, du willst dein Bataillon zur Meuterei bringen! Und dafür wirst du erschossen werden, du und deine Helfershelfer!»

Neben mir tauchten aus dem Dunkel zwei hochgewachsene Menschen auf. Das waren Hans und ein spanischer Major, der sich mir vorstellte. Hans flüsterte mir zu: «Das ist der Stabschef der Division, zu der dieses Bataillon bisher gehörte. Er will zu ihnen sprechen.»

Der Major war nicht mehr jung. Sein Gesicht sah fein und angegriffen aus. Er begann seine Rede aufgeregt und dabei so leise, dass ihn wahrscheinlich schon auf dem dritten Lastwagen keiner verstehen konnte.

«Das ist nichts!» sagte Hans. «Hier muss man ein anderes Geschütz auffahren. Sieh mal, jetzt diskutiert er mit dem Kerl da oben, als ob das eine Privatsache zwischen den beiden wäre!»

Hans holte tief Atem und rief mit weitschallender Stimme auf Spanisch: «Kameraden! Man will euch betrügen! Ihr, ehrliche Kämpfer für Spaniens Sache, sollt dazu gebracht werden, nicht an die Front zu gehen, an der ihr so dringend nötig seid!»

«Wir wollen nicht!» schrie einer.

«Ihr wollt nicht? – Ich hier und die Kameraden um mich sind keine Spanier, sondern Internationale. Als hier bei euch die Generale gegen das Volk aufstanden und der Bürgerkrieg begann, da haben wir Frau und Kind verlassen. Wir sind herübergekommen, um gegen den Faschismus zu kämpfen. Wenn einer von uns Internationalen von der Front fortläuft, so bestraft man ihn strenger, als wenn einer von euch die Front verlässt. So macht man es mit uns, die wir nicht Spanier sind und nicht für Weib und Kind kämpfen! Ihr aber, deren Frauen und Kinder erschlagen und entehrt werden, wenn Franco siegt, ihr wollt nicht kämpfen?»

Von den Lastwagen herunter schrien sie durcheinander. Ich sah, dass auch diese gute Rede von Hans noch nicht die entscheidende Wirkung gehabt hatte. Da schoss mir ein Gedanke durch den Kopf. Ich sagte dem Übersetzer: «Lauf sofort hinüber und hole unsere Polizei! Umgeschnallt mit Gewehren!»

Der Übersetzer lief fort. Unterdessen musste ich Zeit gewinnen. Dazu wollte ich mit ihnen sprechen. Aber mein Spanisch war noch nicht weit her. Dafür war meine Wut auf diesen Lumpen von Politkommissar sehr gross. So laut ich konnte, rief ich ihm zu: «Willst du noch immer nach Valencia?»

«Wir wollen mit der Regierung sprechen!»

«Weisst du auch, dass ich deinen Namen kenne? Und weisst du, wozu?» Ich machte eine Pause. «Ich habe deinen Namen, damit das Gericht dich finden kann! – Wenn euer Bataillon nicht nach Guadalajara fährt, so sorge ich dafür, dass du erschossen wirst! Und mit dir werden

deine Freunde erschossen, die anderen Verräter! Auch ihre Namen habe ich!»

Der Kerl schrie etwas auf mich herunter, was ich nicht verstand. Da sah ich den langen Polizeileutnant Niessen durch die Menge kommen. Hinter ihm folgten, einer dicht hinter dem anderen, die Spanier und Deutschen mit ihren Gewehren. Das waren alles starke, grosse Leute. Mit fest geschlossenen Mündern kamen sie. Ich hob den Arm und gab ihnen damit das Zeichen mitzukommen.

Wir standen an der Strassengabel, wo es links nach Guadalajara und rechts nach Valencia ging. Mit meinen elf Mann zog ich nach rechts hinüber und stellte sie quer über die Strasse. Wird ihnen dieses Trüppchen imponieren? fragte ich mich. Aber nachdem Worte nichts genützt hatten, muss man das versuchen! Auf dem ersten Lastwagen war man still geworden. Nur weiter hinten hörte ich noch schreien.

«Fahrt, wenn ihr wollt!» rief ich. «Aber wenn ihr auf dieser Strasse hier zu fahren versucht, so schiessen wir!»

Wir standen steif da, elf Mann gegen ein ganzes Bataillon. Der Politkommissar mit der Melone auf dem Kopf beriet sich leise mit seinen Leuten. Dann hörte ich Motorengeräusch. Einer meiner Polizisten hob das Gewehr, liess es aber wieder sinken, weil seine Kameraden sich nicht rührten.

Der vorderste Lastwagen bewegte sich langsam vorwärts. Seine Lichtaugen streiften über die Menschen nach links. Man wich davor zur Seite.

Sie fuhren tatsächlich nach Guadalajara, die ganze Kolonne. Von einem Wagen herunter rief einer: «Zur Front!» und da setzte Fröhlichkeit ein.

«Auf Wiedersehen, Kameraden!» rief uns einer zu. «Wir werden siegen!»

Ich blickte meine Polizisten an. Es war ein zu wechselndes Licht, um viel zu erkennen. Aber ich sah doch, dass sie noch immer starr und bleich waren. Nun ging ich zu dem Leutnant Niessen und drückte ihm stumm die Hand, dann allen anderen.

Hans kam lachend auf mich los: «Das hätten wir erreicht! Jetzt aber trinken wir ein Glas Wein!»

Er wandte sich an den spanischen Major und bat ihn, in unser Stabshaus zu treten. Er kam mit, blieb aber einsilbig und brach bald auf. Als er sich von mir verabschiedete, sah ich, dass er einen guten Blick hatte. Aber vielleicht dachte er dasselbe wie ich: Wird dieses Bataillon an der Front etwas taugen? Es kann ja auf Stunden ankommen, um Madrid zu retten!

In der kommenden Nacht weckte mich der Hauptmann Münster: «Ein eiliger Befehl!» Es war 5.30 Uhr. Der Befehl sagte: Die Brigade ist sofort zu alarmieren und soll nach Torija an der Front von Guadalajara. Eine Kolonne Lastautos wird in den frühen Morgenstunden kommen und sie hinbringen.

«Soll ich den Ordonnanzoffizier wecken?» fragte der Brigadeschreiber.

«Es ist nicht so eilig», antwortete ich. «Autokolonnen sind noch nie schnell gekommen. Unsere Bataillone sind in ihrer Massenunterkunft in Morata binnen einer halben Stunde abmarschbereit. Wer schnell benachrichtigt werden muss, das ist die Intendantur, die Sanität und der Wagenpark, damit sie nicht Wagen zu weit fortschicken. – Ich arbeite jetzt den Vorbefehl aus: Bitte, mir jemand zum Diktat zu schicken! Dann fahre ich mit dem Vorbefehl selbst zu Hans. Erst wenn wir die Zahl der Transportwagen und ihr Fassungsvermögen kennen, wird der endgültige Befehl ausgegeben. Wir wissen ja nicht, ob die ganze Brigade auf einmal fahren kann, oder ob Kompanien oder ganze Bataillone zunächst Zurückbleiben müssen.

Als ich etwa eine Stunde später zu Hans fuhr, war es noch Nacht. Er wohnte beim Stabe des Thälmann-Bataillons in der Niederung des Tajuna. Der Weg dorthin war im Frühlingsregen zu einem tiefen Morast geworden. Mein grosser Wagen schaukelte durch Pfützen und tiefe Rinnen zu dem düsteren Hause.

Hans lag mit anderen Offizieren zusammen in einem kleinen Raum am Boden auf einer Matratze. Als man mich mit einem Licht einliess, war er sofort hellwach und fragte munter: «Du bringst den Abmarschbefehl?»

«Ja. Da aber die Transportkolonne noch nicht da ist, will ich dir erst einmal allgemein Bericht erstatten. Hier hast du eine leider recht schlechte Karte, auf der du die kerzengerade Strasse von Zaragoza nach Madrid siehst. Sie läuft von Nordosten nach Südwesten hier auf einer langen, ebenen Zunge zwischen zwei tiefen Tälern. Dieser erhöhte Streifen ist durchschnittlich etwa zehn Kilometer breit. Wer ihn hat, der beherrscht nicht nur die wichtige Strasse, sondern auch das Gelände auf den Seiten. Auf dieser Zunge sind die motorisierten Divisionen Mussolinis angesetzt und haben unsere Verteidigung über den Haufen gestossen. Wo sie jetzt stehen, wissen wir nicht. Die Zunge endet bei dem Städtchen Torija, das unser Transportziel ist. Wenn es den Faschisten gelänge, Torija zu nehmen, so besässen sie damit die gesamte Zunge und könnten dann leicht bis Guadalajara und darüber hinaus vorstossen. Wir müssen also den Stoss nordöstlich Torija aufhalten.»

Hans betrachtete aufmerksam die Karte und zog eine grössere Übersichtskarte hervor: «Die Lage ist verflucht gefährlich. Wenn die Faschisten über Guadalajara hinaus bis Alcala de Henares vorstossen, so nehmen sie uns die letzte grosse Strasse zur Versorgung von Madrid. Dann könnte sich Madrid nicht mehr halten, und mit der Stadt fiele die gesamte Front der Sierra de Guadarrama nördlich von Madrid. – Jetzt befinden sich vor Torija nur geschlagene und schlechte Truppen.»

«Ich schlage dir vor», sagte ich, «dass du mit dem Operationsleiter und dem Ordonnanzoffizier schon bald nach Torija fährst und ich die Brigade dir nachführe, sobald die Transportkolonne da ist.»

«Einverstanden. – Übrigens habe ich gehört, dass bei Torija ein ganz anderes Klima herrscht als hier im Tajuna-Tal. Hier blühen schon die Bäume. Dort in immerhin tausend Meter Höhe soll es sehr rauh sein und gelegentlich Schnee fallen. Das wird für unsere erschöpften Bataillone eine besonders böse Sache werden!»

Die Transportkolonne kam um 10 Uhr. Sie bestand aus achtzig Lastwagen. Ich gab die endgültigen Befehle, liess den Brigadeschreiber die Kolonne führen und fuhr ihr dann voraus nach Torija. Der Tag war trübe und leicht regnerisch. Die Felder lagen steinig da, die Dörfer schmucklos und vielfach verfallen.

Wir erreichten Alcala de Henares, eine berühmte alte Universitätsstadt mit einigen grossen Gebäuden aus der Glanzzeit Spaniens. Von dort sausten wir die breite Zaragoza-Strasse auf Guadalajara zu. Auch diese berühmte alte Stadt erschien mir reichlich klein. Rechts lag der Palaccio del Infantado aus der Zeit des spätesten Mittelalters. Die Faschisten hatten ihn zerbombt. Der berühmte Hof war zum grössten Teil zerstört. Nur die Mauern standen noch.

Jenseits Guadalajara fing die Strasse an zu steigen. Sie führte bald in einem engen, bewaldeten Tal aufwärts. Danh erschien rechts oben das kleine Städtchen Torija. Der Wagen surrte aufwärts. Ein Lastwagen mit schreienden Soldaten kam uns entgegen und sauste wie verrückt durch eine Kurve. Für diese Art Fahrerei waren die Anarchisten berüchtigt. So hatten sie schon viele Wagen in Klump gefahren.

Als wir oben waren, lag rechts das Städtchen mit elenden Häusern. Vor uns dehnte sich im Halbnebel eine kahle Ebene.

Ich liess halten und stieg aus. Mich schauerte vor feuchter Kälte und schneidendem Wind. Das musste eine Temperatur um null Grad sein. Es fielen auch ein paar Schneeflocken.

Wo mochte sich Hans mit dem Frontstab aufhalten?

Aus einem Haus winkte jemand. Es war der Oberstleutnant Alberti. «Hier herein!» rief er.

Er führte mich eine Treppe hinauf und öffnete eine Tür. In der Stube sassen Hans und die anderen um einen runden Tisch herum inmitten einer dunklen Kleinbürger-Gemütlichkeit des vorigen Jahrhunderts.

«Kalt!» sagte Hans. «Aber die Leute hier sind sehr nett. Sie haben uns ein Becken mit glühenden Holzkohlen unter den Tisch gestellt. Da die Tischdecke bis zum Boden hinunter reicht, ist man wenigstens von unten her warm. – Wann kommt die Brigade?»

«Das Bataillon Edgar André ist das erste. Es kann in einer halben Stunde da sein.»

«Es kommt auf Stunden an, obwohl es in diesem Augenblick vorn ruhig zu sein scheint. Als ich durch Alcala de Henares kam, habe ich die Verteidigung von Madrid angerufen, um zu erfahren, wie es hier steht. Da kam Oberstleutnant Rojo, der Stabschef von General Miaja, selbst an den Apparat. Er teilte mir mit, drei italienische Gefangene haben ausgesagt, dass der Führer des italienischen Armeekorps, General Bergonzoli, am 15. März in Madrid sein will. Das ist in sechs Tagen.»

«Echt italienische Ruhmredigkeit!» sagte Kugler.

«Ja, ja», antwortete Hans. «Aber er hat die Kräfte dazu. Er hat drei motorisierte Divisionen. Das sind etwa 40’000 Mann mit Artillerie und allem. Wir aber haben rund 1‘300 Mann und ein paar unzuverlässige Truppenteile dazu. – Wenn unsere Bataillone hoffentlich nur so früh kommen, dass sie noch bei Tageslicht Stellung beziehen können! Rechts von uns stehen die Bataillone Teruel und Primero de Mayo. Hier oben befindet sich ein anarchistisches Bataillon, das sich Leones Rojos nennt, Rote Löwen! Wie schön das klingt! Ich habe sie zum unmittelbaren Schutz von Torija eingesetzt. Denn wenn sie in den Häusern übernachten können, so verlassen sie nicht so leicht die Stellungen. Dieses Bataillon hat in echt anarchistischer Weise eine Abneigung gegen Offiziere. Sie sollen ihre militärischen Beschlüsse durch Abstimmung fassen. – Aber ich denke, wir fahren, bevor Edgar André kommt und die Dämmerung hereinbricht, noch einmal vor. Ich habe angeordnet, dass jedes unserer Bataillone durch einen Offizier des Stabes vorgeführt wird. Oberstleutnant Alberti übernimmt Edgar André, Leutnant Kugler Commune de Paris und Major Richard Staimer Thälmann.»

Wir gingen zu den Autos und fuhren die breite, gerade Strasse vor. Es war wenig zu sehen ausser nackten, winterlichen Feldern, auf denen weisslich etwas Schnee lag.

Ein Trupp Soldaten kam uns entgegen. Einige trugen Gewehre. Dann erschien ein grösserer Trupp. Wir hielten an, Hans fragte: «Wo kommt ihr her?» Sie deuteten nach vorn. «Weshalb geht ihr zurück?»

«Wir haben seit Tagen nichts gegessen.»

«Wo sind eure Offiziere?»

Sie zuckten die Achseln. «Vielleicht in Guadalajara», sagte einer.

«Sind sie nicht bei euch an der Front gewesen?»

Sie blickten Hans erstaunt an.

Plötzlich prasselte ein Lastauto an uns vorbei nach hinten. Oben stand eine Kanone. Gleich darauf kam ein zweites. Wir streckten die Arme aus, um es aufzuhalten. Es hielt auch an. «Weshalb geht ihr zurück?» fragte Hans.

«Die Faschisten kommen!» schrie ein Offizier herunter.

«Wie weit sind sie noch entfernt?»

«Das weiss ich nicht.»

«Hast du sie gesehen?»

«Nein.»

«Wieviel Kilometer von hier wart ihr in Stellung?»

«Vielleicht zehn.»

«Wieviel Gelände ist denn heute aufgegeben worden?»

«Es sollen 25 Kilometer gewesen sein.»

«Und das habt ihr kampflos aufgegeben?» Hans wurde unterbrochen. Denn ein weiteres Lastauto mit einem Geschütz kam an. Man schimpfte. Die Leute schienen vor Schrecken toll zu sein.

«Weiter! Weiter!» schrie jemand. Unterdessen fuhr das erste Auto wieder an und hätte Kugler fast überfahren.

«Vielleicht zehn Kilometer vor uns», sagte Hans überlegend, «hat eben noch unsere Artillerie gestanden. Da können wir unbekümmert ein bedeutendes Stück weiter vorfahren.»

Nach einem Stück Fahrt sahen wir rechts vor uns im Halbnebel einen Wald. Das war günstig und auch ungünstig. Ungünstig, weil es schwer sein würde, in der Dämmerung oder einer Nebelnacht dort eine Front aufzubauen. Günstig aber war es, weil es auch den Faschisten schwer sein würde, sich dort zurechtzufinden. Man konnte sie verhältnismässig leicht aufhalten, selbst wenn sie mit Panzern kämen.

Wir fuhren zurück. Es dämmerte.

In Torija erwartete uns ein spanischer Generalstabsoffizier und brachte Befehle. Da erschienen auch die ersten Lastautos mit dem Bataillon Edgar André. Hans sandte es sofort weiter vor: «Ihr müsst sehen, noch in dieser Nacht eine einigermassen ordentliche Verteidigungslinie zu bilden. Die Schwierigkeit besteht darin, dass wir vorläufig auf der etwa zehn Kilometer breiten Hochebene die einzige verlässliche Truppe sind und noch keine Artillerie da haben. Wir können nicht die ganze Breite der Hochebene verteidigen, sondern nur die grosse Strasse von Zaragoza.

Euer Bataillon steht rechts von ihr in Höhe von Kilometerstein 83. Links von euch kommt Commune de Paris bis zum Rande der Hochebene. Rechts mit einem beträchtlichen Zwischenraum schliesst das Bataillon Thälmann an. Es kommt sehr darauf an, dass ihr euch hier bewährt!»

Oberstleutnant Alberti ging mit Edgar André vor.

Bald darauf kam das französische Bataillon. Obwohl es schon ganz dunkel geworden war, musste es verhältnismässig leicht sein, bei ihm eine Linie aufzubauen, weil dort das Gelände eben und unbewaldet war. Am schwierigsten war die Aufgabe für Thälmann im Walde. Als Flankenschutz sollte sich rechts von ihm die Aufklärungskompanie unseres Stabes setzen, etwa hundert Mann unter dem tüchtigen Hauptmann Louis, dem Ruhrarbeiter, der die Gefangenen zu vernehmen pflegte. Wer noch weiter rechts war, wussten wir nicht, vermutlich auf viele Kilometer niemand. Das Korpskommando hatte uns versprochen, dort sobald wie möglich die Zwölfte Internationale Brigade einzusetzen. Aber wann würde sie eintreffen?

Hans und ich gingen von der kalten Strasse in das Haus und setzten uns an den runden Tisch mit dem Kohlenbecken darunter. Über uns hing eine Öllampe und gab ein mattes Licht, bei dem man die Landkarte nicht studieren konnte.

Nach einiger Zeit kam der Brigadeschreiber. Er hatte mit Hilfe des Bürgermeisters Nachtquartiere für unseren Stab gemacht. Aber die lagen nicht zusammen, so dass wir uns nicht hinlegen konnten, bevor nicht die Meldungen von den Bataillonen da waren. Morgen mussten wir uns ein richtiges Stabsquartier suchen.

Erst nach Mitternacht kam Oberstleutnant Alberti vom Bataillon Edgar André zurück. Er war nicht zufrieden und beschwerte sich über die Unordnung in der Nacht. Bald darauf kam Kugler, nass und schmutzig. Am längsten dauerte es mit einer Nachricht von Thälmann. In der Dunkelheit war es unmöglich gewesen, sich im Walde zurechtzufinden. Einige Züge waren verlorengegangen, ja eine ganze Kompanie. Man würde sie wahrscheinlich erst am Tage finden können.

Jetzt liess sich sicher nichts mehr machen. So sagten wir einander gute Nacht und verliessen die altmodische Stube mit dem warmen Heizbecken unter dem Tisch. Draussen stand die Nacht undurchdringlich und feuchtkalt.

Der 10. März war trüb und regnerisch. Aber der Wind hatte wenigstens nachgelassen. Wir fuhren hinaus und suchten einen Gefechtsstand. An der grossen Strasse hatten wir nirgends eine gute Übersicht.

Daher suchten wir rechts davon an der Nebenstrasse von Torija nach Brihuega. Dort fanden wir auch eine flache Höhe, von der aus man eine gute Übersicht bis zum Walde hatte und vor allem links die grosse Strasse Zaragoza – Madrid weithin übersehen konnte.

Unterdessen war die Zwölfte Internationale Brigade angekommen. Sie bezog rechts von uns Stellung bis zum rechten Rande der Hochfläche. Jede von unseren beiden Brigaden hatte nun etwas über fünf Kilometer zu decken. Unserer Brigade gegenüber aber stand mindestens eine italienische Division, vermutlich mit einer zweiten dahinter in Reserve. Um die Stabsgeschäftszimmer einzurichten, fuhr ich nach Torija zurück. In der engen Strasse, durch die ich musste, kam ich schlecht vorwärts, weil dort Lastwagen standen mit einer Menge Zivilisten darum, die Bettzeug und allerhand anderen Hausrat auf die Wagen luden. Die Regierung hatte die Räumung der Stadt von Zivilisten angeordnet. Augenscheinlich befürchtete man, dass sie von den Faschisten eingenommen würde.

Auf der Suche nach dem Brigadeschreiber fuhren wir zu einem Platz, an dem rechts eine Burgruine mit einem halb verfallenen Turm stand. Links lag ein freundliches Haus mit einer Doppeltreppe. Auch dort zog die Familie aus. Hauptmann Münster kam von da und sagte: «Dieses Haus wird unser Stabsquartier. Es enthält einen kleinen Saal und genügend Nebenräume.»

Ich hielt mich nicht lange auf und fuhr wieder zum Gefechtsstand. Hans stand oben auf der Höhe und blickte angespannt durch das Fernglas. Er hatte sich neben einen runden Bau gestellt, der aus Feldsteinen errichtet war und für meine Augen wie eine afrikanische Eingeborenenhütte aussah. Solche Hütten waren über das Gelände verstreut und dienten wohl als Feldscheunen.

Hans setzte sein Fernglas ab und sagte: «Wahrscheinlich haben die Faschisten heute ihren Vormarsch fortsetzen wollen. Dabei sind sie auf unsere Linien gestossen. Als sie die ersten Schüsse erhielten, haben sie sich wieder zurückgezogen. Jetzt ist es vom ruhig. Aber die Verbindungsleute zwischen unseren Bataillonen, Kompanien und Zügen irren noch immer im Walde umher, und die Offiziere versuchen, ein System in unsere Verteidigung zu bringen. Hoffentlich lassen uns die Faschisten so lange Ruhe, bis die Bataillonsführer ihre Truppe wieder richtig in der Hand haben!»

Mit der Zwölften Internationalen Brigade wollten wir selbst Verbindung aufnehmen und fuhren die Nebenstrasse Torija-Brihuega weiter vor. Nach etwa drei Kilometern kamen wir in den Wald. Dort lag links der Strasse zwischen hohen Bäumen ein altersgraues, schweres Gebäude, der

Palacio de Don Luis. Vor ihm, im tiefen Schlamm des Vorplatzes, standen eine Reihe Personenautos. Das war das Stabs-Quartier. General Lukácz empfing uns sehr munter.

«Wie steht es bei euch?» fragte Hans. «Gut. Die Mussolini-Italiener haben angegriffen. Aber da haben sie von meinen Garibaldi-Italienern eine hübsche Abfuhr erhalten. Jetzt sehen wir sie nicht mehr. – Leider steht es unten im Grunde gar nicht gut; Der Oberst Lacalle, der dort kommandiert, hat die Stadt Brihuega geräumt, kurz bevor wir ankamen. Etwa um 10 Uhr ist die Stadt von den Faschisten kampflos besetzt worden. Nach diesem leichten Erfolg sind sie gleich weitergegangen. Hinter Brihuega standen zwei anarchistische Bataillone. Die sind abgerückt, als die Faschisten mit Panzern und Infanterie auf Transportwagen erschienen. Sie haben nicht einmal versucht, Widerstand zu leisten. Wo sie sich jetzt befinden, weiss der Teufel! Durch ihr Zurückgehen hängt unsere rechte Flanke hier oben wie ein Balkon in der Luft.»

«Heissen die beiden Bataillone etwa Teruel und Primero de Mayo?» fragte Hans.

«Ja, so heissen sie. Die kennt ihr wohl schon?»

«O ja, sehr gut. Sie wollten, statt hier an die Front zu gehen, nach Valencia zur Regierung, um mit ihr ihren Einsatz zu diskutieren. Da hat sich ihnen in Perales de Tajuna Ludwig mit elf Mann entgegengestellt. Das hättest du sehen sollen! Ordentlich wie zu einer Wache vor dem Königlichen Schloss zogen sie auf. Über diesen militärischen Glanz aus kaiserlichen Zeiten waren die Anarchisten so erstaunt, dass sie hierherfuhren und Ludwig und seiner Garde im Vorbeifahren in bester Laune auch noch revolutionäre Losungen zuriefen!» «Ich bin auch für gute Laune», sagte Lukácz. «Aber leider sind wir im Krieg. Und sich mit zwei Brigaden fast ohne Artillerie gegen drei reguläre Divisionen mit allen Waffen, zu verteidigen, das ist kein Spass! – Übrigens ist zwischen meiner Brigade und eurer noch ein verflucht grosses Loch! Hoffentlich kommen bald weitere Truppen von der Jarama-Front heraus. Sonst können wir hier in die Wurst gehackt werden.»

Wir kehrten zu unserm Gefechtsstand zurück. Im Laufe des Tages versuchten die Faschisten noch mehrmals vorwärtszukommen, aber ohne Energie und mit schwachen Kräften. Als es dunkel zu werden begann, fuhren wir nach Torija und vereinigten uns zum erstenmal im Saal unseres Stabshauses. Unsere Stimmung war besser als gestern. Ein Tag war gewonnen, der Gegner an der Hauptstrasse nach Madrid zum Stehen gebracht. Wir hatten gegessen und wollten schlafen gehen, als ein Bote von

vorn kam. Ich sah, wie Hans mit ihm sprach und verwundert den Kopf schüttelte. Dann sagte er mir: «Eben meldet der Hauptmann Louis von der Aufklärungskompanie, sie hätten mehrere Italiener gefangengenommen, darunter einen Major. Er wird Genaueres mitteilen.» Wir blieben sitzen und fragten uns, wie denn so etwas geschehen konnte. «Wenn unsere Truppen», sagte Hans, «einen Vorstoss gegen die Italiener gemacht haben, so wäre das sehr unklug. Bei unserer zahlenmässigen Schwäche können wir es uns nicht leisten, Vorstösse zu machen.»

Es dauerte nicht lange, und der Fall klärte sich auf. In der Dunkelheit der Nacht war plötzlich von vorn ein Lastwagen erschienen. Er wurde von unseren Leuten angehalten. Die Italiener waren sehr erschrocken, als ihnen klar wurden, dass sie sich beim Feinde befanden. Es waren ein Major, zwei weitere Offiziere und zweiunddreissig Mann, die in Guadalajara Quartier machen wollten, das sie schon in ihrer Hand glaubten.

«Wie schlecht muss drüben das Nachrichtenwesen sein!» rief Hans. «Oder haben sie wegen ihres leichten Sieges von Malaga und wegen ihres Anfangserfolges hier jede Vorsicht verloren?»

Wieder wollten wir schlafen gehen, als noch ein Bote kam. Er meldete, dass ein Italiener zu uns übergelaufen sei. Der hatte uns auch noch ein Geschenk mitgebracht. Über seinem Kopfe hielt er ein leichtes Maschinengewehr. Das war eine willkommene Beute. Denn wir besassen nicht ein einziges in der ganzen Brigade.

Als wir am 11. März auf die Strasse traten, um vorzufahren, fegte ein solcher Sturm über den Platz, dass wir unsere Mützen festhalten mussten. Dazu regnete es.

Unser Gefechtsstand bot fast keinen Schutz gegen das Wetter. Vom Beobachtungshügel aus war heute sehr wenig zu sehen, obwohl der Sturm uns aus dem Rücken kam. Da die Front ruhig zu sein schien, fuhr ich zurück nach Torija. Kaum war ich dort, als man wieder zwei Gefangene meldete. Aus ihren Aussagen wurde klar, dass uns nicht aktive italienische Soldaten gegenüberstanden, sondern meist ältere Leute. Sie waren lange Zeit arbeitslos gewesen und hatten sich als Arbeitskräfte für Afrika anwerben lassen. Dort aber steckte man sie in Uniform und transportierte sie nach Spanien. An dem Krieg gegen uns, ja überhaupt am Kriege, hatten sie kein Interesse. Zu Mittag setzten wir uns gerade zum Essen, als der Leutnant Kugler hereingestürzt kam: «Unsere ganze Front scheint zurückzugehen!»

«Unsere Bataillone?» fragte Hans. «Das konnte ich auf die Entfernung nicht sehen, jedenfalls strömt man die grosse Strasse zurück!»

Wir sprangen auf und fuhren in den Sturm hinaus. Es war 13.30 Uhr. Auf der grossen Strasse kamen uns ganze Trupps von Infanteristen entgegen. Wir fuhren mit achtzig Kilometer Geschwindigkeit und waren sehr bald im Dorf Trijueque, halbwegs zur Front. Da kamen uns drei unserer Panzer entgegen. Wir sprangen aus den Wagen und bildeten eine Kette über die Strasse. Die Panzer hielten vor uns, und der vorderste öffnete die Klappe.

«Weshalb geht ihr zurück?» fragte Hans.

«Wir können nichts sehen», antwortete einer in reinstem Spanisch. Das waren also die eben ausgebildeten spanischen Panzerleute, die vermutlich zum ersten Male im Gefecht waren.

«Das ist Unsinn!» rief Hans ärgerlich. «Wenn ihr die Faschisten nicht seht, so werden wohl keine da sein! Jetzt macht ihr wieder kehrt und fahrt wieder zur Front!» Sie wendeten wirklich. Unterdessen kam aus einer Seitenstrasse des Dorfs Artillerie. Wir versuchten, sie aufzuhalten, aber sie waren wie irr vor Angst.

Walter Romann, der Führer unserer Brigadeartillerie, kam angerannt. «Ich habe das Bataillon Espartaco aufgehalten, Anarchisten natürlich! Was soll ich mit ihnen tun?»

Hans befahl: «Lass sie links der Strasse auf dem Hügel dort vor dem Dorf in Stellung gehen!»

«Wo sind die Panzer?» fragte plötzlich Alberti. Wirklich, sie waren verschwunden. Vermutlich hatten sie unsere Beschäftigung mit anderen Flüchtlingen benutzt, um unbemerkt wieder zu wenden und auszureissen. Unterdessen kamen uns ununterbrochen Infanteristen entgegen, fast in Marschkolonne. Wir Offiziere des Stabes verteilten uns. Hans führte einige wieder vor, Kugler und unser Frontübersetzer andere. Ich versuchte einen Zug aufzuhalten. Aber sie wichen seitlich auf das Feld aus. Mir gelang es nur, sieben Mann dazu zu bringen, wieder Front zu machen. Auffallend war an der ganzen Flucht, dass sich unter den Ausreissern keine Offiziere befanden. Durch uns vier vom Stab entstand vor dem Dorfe eine schwache Schützenlinie, bei der wir Gruppenführer waren. Wir legten uns hin.

Der Strom der Flüchtlinge war versiegt. Schon näherte sich auf der Strasse die Spitze der Mussolini-Truppen, geführt von zwei kleinen Panzern, die langsam auf uns zukrochen. Wo befanden sich nur unsere beiden Bataillone Commune de Paris und Edgar André, die etwa vier Kilometer vor uns die grosse Strasse gesichert hatten? Unter den Flüchtigen hatten wir keine Internationalen gesehen.

Vor uns krochen die Tanketts näher an uns heran. Ihnen folgten einige Infanteristen, während weiter hinten die Faschisten in Marschkolonnen

angerückt kamen. Ich sagte meinen sieben Mann: «Schiesst nicht auf die Tanketts, sondern auf die Infanteristen, die sie begleiten!» Das schwache Feuer unserer dünnen Linie hatte sofort Erfolg. Die italienischen Infanteristen verkrochen sich in den beiden Strassengräben, und die Tanketts blieben stehen. Das gab uns etwas Zeit. Aber ich konnte doch als Stabschef nicht hier liegenbleiben.

Hans kam zu mir herüber: «Wir persönlich gehören nicht hierher. Mit unseren Bataillonen muss etwas geschehen sein, und hier erreichen uns keine Meldungen. Fahren wir also zu unserm Gefechtsstand! Übrigens», er deutete die Strasse nach vorn, «die faschistischen Tanketts gehen zurück. Im Augenblick gibt es keine Gefahr.»

Im Dorf Trijueque hinter uns war es still geworden. Da gab es keine ausreissende Artillerie mehr. Merkwürdigerweise war das anarchistische Bataillon Espartaco noch nicht wieder abgerückt.

Als wir zu unseren Wagen zurückgingen, kam von hinten ein schwerer Personenwagen und hielt. Aus ihm stieg mit wehendem Mantel der General Pawlow. «Ihr hier?» sagte er, augenscheinlich befriedigt. «Ich bin zwar nicht der Chef, helfe aber bei dem Armeekorps. Wie ist die Lage?»

Hans berichtete ihm, und ich übersetzte es.

«Heute Abend», sagte Pawlow, «treffen zwei Bataillone ein. Das eine gehört zu der bekannten Brigade des Campesino. Das wird zwischen der Zwölften und Elften Brigade eingeschoben. Das andere Bataillon ist von der vielleicht besten spanischen Brigade, von Lister. Das wird hierher nach Trijueque kommen. Diese beiden Bataillone sind nur die Anfänge ihrer Brigaden. Wir müssen in diesem Augenblick einfach zu halten versuchen, was zu halten geht.» Um zu unserem Gefechtsstand zu kommen, mussten wir durch Torija. Dort steuerte uns Leutnant Kugler durch den Sturm entgegen und schrie in den Wind hinein: «Endlich finde ich euch! Major Sagnier sucht euch. Er ist in unserm Haus. Sein Bataillon ist gerückt. Das Bataillon Edgar André soll sich ganz zerstreut haben!»

«Und Thälmann?»

«Es ist nicht angegriffen worden und befindet sich vorn in Stellung.»

Wir fuhren zum Stabshaus. Als wir die Treppe hinaufstiegen, schimpfte Alberti auf die beiden Bataillone. Oben trat uns Sagnier entgegen.
Er hatte sein Gesicht düster zusammengezogen.

«Was habt ihr gemacht!» schrie ihn Alberti an.

Sagnier wollte berichten wurde aber immer wieder von Alberti unterbrochen, der Russisch sprach und von niemandem ausser mir verstanden

wurde. Hatte er vielleicht zu viel getrunken? Hans versuchte, ihn zu beruhigen, um endlich zu erfahren, was geschehen war.

«Die Faschisten», sagte Sagnier, «haben mit einer grossen Anzahl Geschütze regelrecht auf uns getrommelt.»

«Wir haben nicht einen Ton davon gehört», sagte Hans. «Der Sturm blies zu den Faschisten hinüber und hat den Schall wohl abgetrieben. Aber weshalb meldet ihr nichts, wenn ihr unter schwerem Feuer liegt?»

«Vielleicht», antwortete Sagnier, «sind die Boten verwundet worden. Die Katastrophe kam dadurch, dass die Spanier von dem schlechten Bataillon, das erst seit zwei Tagen bei uns eingereiht war, dieses Artilleriefeuer nicht ausgehalten haben und sehr bald anfingen zu rücken. Ich weiss, dass unsere internationalen Freiwilligen an einigen Stellen versucht haben, sie aufzuhalten. Aber da war nichts zu machen: sie rissen eben aus! Bald lagen nur noch einzelne Schützen weit verstreut im Gelände. Wir haben auch durch das Artilleriefeuer viele Verwundete gehabt.»

Hans unterbrach ihn: «Als wir auf der grossen Strasse vorfuhren, sahen wir nicht einen einzigen Verwundeten.» «Das kommt daher», antwortete Sagnier, «dass die Verwundeten und die meisten anderen nicht entlang der Strasse zurückgegangen sind, weil es dorthin zu stark schoss, sondern links hinunter in das Tal. – Als wir nur noch eine dünne Linie hatten, griffen die Faschisten unser Bataillon mit 25 Panzern an, hinter denen Flammenwerfer folgten. Die waren für die meisten von uns ganz neu. Da ist der Rest des Bataillons zurückgegangen – so nehme ich wenigstens an. Denn zu erkennen war bei dem Regensturm zeitweise nur sehr wenig.»

«Was weisst du von Edgar Andre?»

«Nur gerüchtweise, dass es in alle Winde zerstreut ist. Auch auf ihm hat schweres Artilleriefeuer gelegen.»

Sagnier bekam Befehl, sein Bataillon unten im Tal zu sammeln, wo es sich befand, und seine Stärke zu melden, sobald er eine Übersicht über die Reste hätte. Bald darauf kam ein Ordonnanzoffizier vom Korpskommando und brachte die Ermächtigung, die Stadt Torija zu räumen, wenn es nötig wäre.

«Vorläufig», antwortete Hans, «besteht eine Notwendigkeit dafür nicht. Die Faschisten sind nicht weiter vorgedrungen.»

Nun kam auch schon die Abenddämmerung. Unsere Lage war schlimmer als am ersten Tage. Denn nun hatten wir nur noch das Bataillon Thälmann als zuverlässige Truppe. Ich ging auf den Platz hinaus, um nachzusehen, ob der Sturm noch blies, und zu horchen.

Auf der Treppe prallte ich fast mit einem Mann zusammen, der heraufkam. Er schien an die Dunkelheit gewöhnt zu sein und sagte auf Spanisch: «Salud, Genosse Renn.» Das war Lister.

Ich führte ihn zu Hans. Er war ziemlich gross und breitschultrig. Die dichten schwarzen Augenbrauen waren ihm über der Nase zusammengewachsen, was ihm einen finsteren und energischen Ausdruck gab.

«Da bin ich», sagte er zu Hans. «Ich war schon vorn bei Trijueque. Da sieht es böse aus.»

«Haben die Faschisten dort nochmal angegriffen?» fragte Hans.

«Ja, es scheint um 17 Uhr gewesen zu sein. Das anarchistische Bataillon ist natürlich ausgerissen! Das sind alles nur Worthelden, und was für welche! Jetzt sitzen die Faschisten in Trijueque und haben sich Feuerchen gemacht, überall. Sie wollen nicht frieren!» Er wandte sich unwillig ab. «Übrigens, kann man bei euch etwas zu essen bekommen? Mein Stab ist noch nicht da.»

Wir luden ihn sofort zum Essen ein, bei dem aber wenig gesprochen wurde, weil man zu bedrückt war. Die Faschisten standen in der Flanke unseres einzigen Stellungsbataillons Thälmann. Reserven besassen wir nicht. Vier Kilometer vor unserm Stabsquartier übernachteten die Faschisten. Sie hatten die Hälfte unserer Verteidigung auf der Hochebene in etwa fünf Kilometern Breite durchstossen.

Nach dem Essen zog sich Lister in unseren Keller zurück, um zu schlafen. Dieser Keller war ganz unähnlich deutschen Kellern. Man konnte ihn richtiger als unterirdische, aus dem harten Boden herausgehackte Höhle bezeichnen. Hauptmann Münster hatte ein paar Öllämpchen hineingehängt, damit man bei einem Fliegerangriff auf dem unebenen Boden nicht stolperte. Lister erschien mir dort unten wie eine Figur aus einem Märchen oder einer Räubergeschichte.

Als ich am 12. März aufstand und zum Fenster hinaussah, lag ein dünner Hauch von Schnee auf dem Platz. Wir tranken Kaffee und setzten uns dann in die Wagen. Trüb hingen dichte Wolken über uns. Der Regen prickelte an die Scheiben. Als wir auf die öde Fläche hinauskamen, schwebten ein paar Schneeflocken an die Glasscheiben und zerrannen. Die Gegend erschien mir trostloser als je. Vielleicht waren es die Sorgen, die trauriger erscheinen liessen, was sicher reizlos war.

In einer kleinen Geländevertiefung hielten wir unsere Wagen an. Oben auf dem Hügel stand Kugler und beobachtete durch das Fernglas. Der Wind wehte ihm die Enden seines Mantels um die Beine.

Wir stiegen zu ihm hinauf. Der Boden war leicht gefroren. Auf den gelben Grashalmen des vorigen Jahres lagen Reif und einzelne Schnee-

flocken. Auch wir hoben die Ferngläser. Auf den kahlen Feldern vor uns war nichts zu sehen.

Kugler setzte sein Glas ab und sagte: «Unsere Genossen von Thälmann liegen dort vorn im Freien in nur ganz flachen Kuhlen. Der Boden ist ja zu steinig, um hineinzukommen. Wer noch eine Zeltbahn hat, ist gut dran. Aber wer hat eine? Die anderen sind in den letzten Tagen nass geworden, und nun hat es gefroren. Das auszuhalten, ist doch fast unmenschlich!»

Niemand antwortete. Wir suchten mit den Gläsern weiter das Gelände ab. Auf der grossen, geraden Strasse gingen ein paar Leute, die Italiener sein mussten. Zwei gingen nach Trijueque vor, einer kam von dort zurück.

Unterdessen fielen um uns Schneeflocken. Von Minute zu Minute wurde durch sie die Gegend heller. Dann verschwand der Wald vor uns im grauweissen Schneetreiben.

Hans deutete nach vorn: «Von dort, wo der linke Flügel des Thälmann-Bataillons liegen muss, bis zu Listers Stellung links hinter Trijueque ist ein Loch von sechs Kilometern Breite. In diesem Loch steht nichts als unser Stab hier. Wenn die Faschisten nicht von allen guten Geistern verlassen sind, müssen sie durch dieses Loch hereinstossen. Wir können das nicht einmal sehen, wenn das Schneetreiben so weitergeht. Wenn wir aber ihr Vorgehen bemerken, so können wir auch nichts tun. Denn wir haben keine Reserve.» Nach einer Pause fuhr er fort: «Ich bin beunruhigt über das Bataillon Edgar André. Jetzt wäre es doch wirklich Zeit, dass es meldete, wieviel Mannschaften es nach der Katastrophe von gestern noch hat. Wir können hier vorn nichts tun. Ich werde selbst zu Edgar André fahren, und du, Ludwig, fährst nach Torija! Dort haben wir nähere Verbindung zu Lister, dessen andere Bataillone doch bald ankommen müssen.»

Wir stiegen in die Wagen. Nun fuhren wir gegen die Schneeflocken, und mein Fahrer musste mehrmals aussteigen, um die schneebedeckten Scheiben frei zu wischen. Gut! dachte ich. Da können sich die Faschisten nicht so leicht klarwerden, wie schlimm es bei uns steht, weil ihnen der Schneewind die Sicht auf uns noch schwerer macht, als uns zu ihnen.

In Torija auf dem Platz vor der Burgruine stand Lister mit einigen Offizieren. Er winkte mich heran: «Wie steht es bei euch?»

Bevor ich antworten konnte, fuhr er fort: «Ich habe das Haus dort mit meinem Stab bezogen. Eben kommt ein weiteres meiner Bataillone an. Wir müssen versuchen, vorn mit euch Verbindung herzustellen.»

Ich erklärte ihm unsere Lage. Er blickte mit festgeschlossenen Lippen vor sich hin und schwieg. Wir trennten uns und gingen jeder in seinen Stab. Dabei hatte ich den Eindruck, dass wir das mit einem etwas gekünstelten Gleichmut taten.

Zu Mittag war Hans noch nicht zurück, und ich setzte mich mit den anwesenden Offizieren des Stabes allein zu Tisch. Gerade hatte ich gegessen, als man meldete: «Ein Bote von vorn mit einer sehr dringenden Sache!»

Ich ging in den Flur und sah im düsteren Licht dieses Tages etwas undeutlich einen Menschen in nassem Mantel. Hastig sagte er: «Leutnant Kugler lässt melden, dass sich Schützenlinien auf uns zu bewegen!»

«Was heisst, auf uns zu? Von wo? Wohin?»

Er konnte das nicht genauer angeben.

Es war 14 Uhr. Ich gab einem Offizier den Befehl, die Reste der Fünfzigsten Brigade, die uns gerade unterstellt worden waren, zur Beobachtungsstelle unserer Brigade zu bringen. Dann fuhr ich vor.

Ausserhalb des Städtchens war zunächst nichts zu sehen. Die Scheiben beschlugen immer wieder. Wir sausten die schmale Strasse zum Gefechtsstand vor. Dort rannte ich den Hügel hinauf. Kugler beobachtete nach links durch das Fernglas. Längs der Strasse bei Trijueque bewegten sich Schützenlinien. Die Faschisten griffen Lister an. Wir sahen das aus zwei Kilometern Entfernung recht gut.

«Die Italiener sind schlecht geführt!» sagte ich. «Wenn sie mit geringen Kräften zwischen der Strasse und uns weiter ausholten, so würde Lister umgangen und müsste zurück. So aber greifen sie ihn frontal an.»

«Vorhin», sagte Kugler, «sah das viel schlimmer aus. Da ging eine breite Schützenlinie gerade auf uns zu. Du kannst sie dort liegen sehen, auf der flachen Erhebung.»

«Aha!» erwiderte ich. «Da haben sie eine Flankendeckung gegen uns herausgeschoben. Wenn sie wüssten, dass hier gar nichts liegt!» Ich beobachtete weiter und wartete auf die Reste der Fünfzigsten Brigade.

Um 16 Uhr sahen wir, dass sich die Faschisten im Dorf Trijueque stark bewegten. Weshalb, war zunächst nicht zu erkennen. Kurze Zeit später gingen sie in grösseren und kleineren Trupps auf der grossen Strasse zurück. Wieder war unverständlich, weshalb. Lister griff sie nicht an.

Jetzt endlich meldete sich ein spanischer Offizier bei mir. Als ich mich umblickte, sah ich in der Vertiefung hinter uns auf der Strasse etwa einen

Zug Infanterie stehen. «Sind das die ganzen Reste der Fünfzigsten Brigade?»

«Ja, wir...»

Ich unterbrach ihn: «Du musst mir das nicht erklären. In unserer Lage sind auch die wenigen Soldaten eine grosse Hilfe. Ich werde euch selbst dorthin vorführen, wo wir euch brauchen. – Wie steht es denn bei euch mit der Verpflegung?»

«Wir haben schon seit vorgestern fast nichts mehr gegessen.»

«Ich werde euch etwas verschaffen. In zwei, drei Stunden, so hoffe ich, könnt ihr eine heisse Suppe haben.»

Der Offizier hatte mich bisher fast teilnahmslos angeblickt. Nun bewegte er die Augen, als ob er aufwachte. Dann zog er seinen Mund breit und sagte erleichtert: «Das wäre gut!»

«Du bist kein Berufssoldat?» fragte ich.

«Nein, ich habe früher nicht gedient.»

Ich erklärte ihm nun die Lage, zeigte ihm die grosse Lücke in der Front und mitten darin die italienische Kompanie, die uns gegenüber auf der Bodenwelle lag. Er betrachtete das mit leichtem Grauen, wie mir schien.

«Du musst dich nicht fürchten», sagte ich. «Diese italienischen Truppen haben gute Waffen, sind aber schlecht geführt. Das, was die dort machen, können wir auch. Wir gehen jetzt nicht zum Angriff vor, sondern legen uns nur so weit hier vorn her, dass sie uns noch nicht wirksam beschiessen können.» Ich liess den Zug unten auf der Strasse ausschwärmen und zog ihn den Hügel hinauf.

Als wir in Sicht der faschistischen Truppen kamen, rannten drüben plötzlich einige Leute herum und warfen sich dann auf den Boden. Ein Mann lief eilig nach hinten, sicher ein Melder. Unterdessen bewegten wir uns stumm und langsam vorwärts.

Von drüben fingen sie an zu schiessen. Aber es war noch zu weit. Wir hörten nicht einmal die Kugeln sausen.

«Seht ihr!» rief ich. «Sie sind nervös und schiessen zu früh!» Ich tat das, um sie zu ermuntern. Denn wahrscheinlich hatte keiner von diesen Spaniern Kriegserfahrung. Nun schossen sie stärker. Auch ein leichtes Maschinengewehr ratterte. Es klang immer noch nicht gefährlich. Daher ging ich ruhig weiter vor. Ein paar Faschisten drüben sprangen auf, liefen ein Stück zurück und warfen sich wieder hin. Kugeln zirpten über uns weg. Wir gingen stetig weiter. Drüben erhob sich eine ganze Gruppe und ging zurück. Weiter rechts nahmen sie das leichte Maschinengewehr auf, setzten es wieder hin, nahmen es wieder auf und verschwanden in einer

Bodensenke. «Siehst du», sagte ich zu dem spanischen Offizier, «vor den Helden da braucht ihr euch nicht zu fürchten!» Nun waren wir schon etliche hundert Meter vorangekommen und befanden uns gerade auf einer sehr flachen Höhe mit gutem Überblick. Da liess ich die Reste der Fünfzigsten Brigade in Stellung gehen und sagte dem Offizier, er sollte einen Verbindungsmann zu unserer Beobachtungsstelle schicken, damit wir sie benachrichtigen könnten, wenn die Suppe da wäre. Ich selbst ging langsam zurück, stand eine Weile auf der höchsten Kuppe, um für das Kriegstagebuch der Brigade die genauen Zeiten sofort aufzuschreiben. Unterdessen schoss man von drüben. Von der italienischen Kompanie war nur noch etwa ein Zug übriggeblieben. Der grösste Teil der Faschisten war abgerückt.

Nachdem ich meine Notizen gemacht hatte, ging ich zum Beobachtungsstand zurück. Dort war Hans unterdessen angekommen und empfing mich mit lautem Lachen: «Du führst ja einen Privatkrieg! Was hast du denn da auf der Höhe gemacht? Durch das Fernglas sah ich einen langen Bleistift in deiner Hand und ein Papier. Wenn Egon Erwin Kisch da gewesen wäre, hätte er geschrieben, dass Ludwig Renn in Verzückung ein Gedicht schrieb, während die Schlacht um ihn tobte und er davon nichts merkte!»

Ich zeigte ihm meine gar nicht verzückten Gefechtsnotizen. Aber er liess sich nicht davon abbringen, der grosse Bleistift auf der Höhe müsste festgehalten werden. «Weisst du was», rief er, «ich werde das Kisch mitteilen, damit er daraus eine lustige Geschichte macht!»

Aber plötzlich wurde er sachlich: «Ich habe vergessen, dir zu sagen, dass wir da ein Bataillon mit Namen Apoyo bekommen haben. Was dieser Name bedeuten soll, weiss ich nicht. Apoyo heisst ja Stütze.»

«Sollte das nicht Apollo heissen?» sagte Kugler. «In manchen Gegenden Spaniens spricht man diese beiden Worte gleich aus.»

«Und wenn es der Sonnengott Apoll ist», erwiderte Hans, «was soll dann dieser Name für ein revolutionäres Bataillon? – Aber das ist gleichgültig. Es ist hierher unterwegs, und wir werden es neben den Leuten von der Fünfzigsten Brigade einsetzen.»

Der trübe Tag wurde noch grauer. Auf der Strasse hinter uns kam das Bataillon Apoyo anmarschiert, diesmal ein richtiges Bataillon mit drei vollen Kompanien. Hans gab dem Major dieses Bataillons den Einsatzbefehl. Dann sprach ich mit ihm. Dabei merkte ich, dass er nicht wusste, wie man ein Bataillon im Gefecht führt. Daher ging ich auch mit dieser Truppe vor, liess die Kompanien sich entwickeln und schob eine von ihnen als Flankenschutz rechts hinaus. Das alles befahl ich aber nicht unmittelbar, sondern blies dem Major die Befehle sozusagen ein.

Als wir auf Schussentfernung an die Faschisten herangekommen waren, liess ich eine Kompanie in Stellung gehen und schiessen, die andere aber die Italiener überflügeln. Nach kurzer Zeit verschwanden die Faschisten in der Senke. Wir besetzten ihre Stellung. Unterdessen begann auch Lister auf dem zu uns zeigenden Flügel eine Bewegung nach vorn. Von dort schob sich etwa eine Kompanie auf Apoyo zu, und wir bekamen Verbindung. Nun war die Lücke zwischen unseren Kräften vor Trijueque und dem Bataillon Thälmann nur noch vier Kilometer breit. Vor allem aber hatten wir den Faschisten ihren Flankenschutz weggenommen. Das war kein grosser Erfolg, aber wir waren nicht mehr im Zurück weichen wie in den letzten Tagen.

Ich ging nun über die halbgefrorenen Wiesen zurück. Jetzt musste ich mich sofort um die Verpflegung unserer neuen spanischen Truppen kümmern. Wie ich so ging, wurde ich auf ein sonderbares Brausen aufmerksam, das von Madrid heranzukommen schien. Es fiel mir ein, dass heute in der Abenddämmerung neue sowjetische Schnellbomber das Städtchen Brihuega bombardieren sollten. Das lag rechts von der Front unserer Garibaldi-Italiener unten im Grunde. Nach Fliegermeldungen hatten die Faschisten dort grosse Mengen von Lastautos stehen. Es waren ja motorisierte Divisionen, die einen riesigen Wagenpark besassen. Es brauste stärker. Zwischen rasch ziehenden Wolken sah ich einige schlanke Flugzeuge noch schneller als die Wolken in derselben Richtung vorwärts gleiten. Das war ein Flugzeugtyp, den ich noch nicht gesehen hatte. Man sagte, sie wären Bomber, aber gleichzeitig so schnell, dass sie keine Begleitung von Jagdfliegern brauchten. Dann sah ich ganze Gruppen von Bombern aus den Wolken kommen und zählte fünfundfünfzig. Bald verschwanden sie wieder. Von der Bombardierung hörte ich nichts. Der Wind trieb die Geräusche ab.

Diesen Abend kamen wir müde, aber zufrieden zum Stab und assen wie immer im kleinen Saal unseres Hauses. Hans sass lächelnd in einem tiefen Rokoko-Sessel und liess sich den Wein gut schmecken. Er hatte endlich erfahren, wie es gekommen war, dass vorgestern das Bataillon Edgar André in alle Winde zerstreut wurde. Die Faschisten waren um 13 Uhr durch die Lücke zwischen ihm und Thälmann hereingekommen und ihm in die Flanke gestossen. Das war zur selben Zeit geschehen, als Commune de Paris von 25 Panzern und mit Flammenwerfern angegriffen wurde.

Während des Essens kam ein Bote von General Lukácz: «Heute sind die Polen und Jugoslawen der Zwölften Brigade von einer ganzen italienischen Division mit zehn Panzern angegriffen worden. Sie haben widerstanden.»

13. März. Durch die Fenster war nichts als Nebel zu sehen. Bis in unsere Zimmer kroch die feuchte Luft. Wie war das erst an der Front! Es konnte keine Rede davon sein, von unserer Beobachtungsstelle aus irgendetwas zu sehen. Die Bataillone meldeten Ruhe. Da fuhr ich zu unserer Intendantur in Guadalajara, um die Verpflegung der uns neu unterstellten Truppen zu besprechen.

Von dem Städtchen Torija aus fällt die Strasse im Bogen in ein ziemlich enges Tal mit hohen Bäumen, um deren noch unbelaubte Äste der Nebel hing. Düsterrot brannten ein paar Feuer im Grunde. Als wir näherkamen, erkannten wir eine lange Kolonne von Panzern, die dort lagerte. Einige Leute arbeiteten an den schweren Maschinen. Andre lagen in Decken eingehüllt unter den Lastwagen. Diese starke Panzerreserve musste erst kürzlich angekommen sein und bedeutete eine viel grössere Sicherheit für uns.

Wir bogen nach links von der Strasse ab auf den verschlammten Wiesenweg. Neben einem Haus standen dort einige Lastwagen. Das war die Autowerkstatt unserer Brigade, der ein Schweizer Hauptmann vorstand. Er erhob sich von seiner Arbeit an einem Motor und hielt seine schwarz verschmierten Hände steif vor sich hin, während er mir berichtete. «Eine grosse Schwierigkeit», sagte er, «ist die Verunreinigung des Benzins. Ich weiss nicht, ob das von einer Sabotage kommt, jedenfalls verstopfen sich dadurch die feinen Öffnungen. Wir sind dabei, in alle Wagen Filter einzubauen.»

«Wie steht es mit dem Handwerkszeug?»

«Da ist es nicht so schlecht. Aber kannst du nicht einen Kranwagen beantragen, damit wir die kaputten Wagen selbst abschleppen können, wenn sie irgendwo stehengeblieben sind?»

«Gut, gerade jetzt kann ich das, weil unsere Brigade wieder einmal an entscheidender Stelle steht.»

Ich fuhr weiter. Da der Nebel immer dichter wurde, mussten wir uns sehr langsam bewegen. Erst als wir aus dem Tal heraus und in die Ebene von Madrid kamen, wurde es mit einem Schlage klarer. Da war es auch wärmer. Man merkte schon etwas wie Frühlingsluft, während oben auf unserer Hochebene noch richtiger Winter herrschte.

Schnell kamen wir nun nach Guadalajara. Unsere Intendantur lag in der inneren Stadt in einer von aussen ziemlich schmucklosen Kirche. Ich trat ein, und war betroffen. Den weiten Raum schloss ein mächtiger Hochaltar in Dunkelgrün und Mattgold. Alles war in gutem Zustand. Vor dem feierlichen Altar lag aber rot und blutig ein Haufen abgehäuteter Schafe, ein richtiger Berg von Fleisch. Merkwürdig! dachte ich. Das ist barbarisch und entspricht doch so vollkommen dem ursprünglichen Sinn

des Opfers. Trotzdem würde sich ein richtiger Katholik hier bekreuzigen.

Aus einem Nebenraum trat ein französischer Leutnant und führte mich herum. In der Sakristei lagen Uniformen und Wäsche auf dem Boden. Damit sie nicht schmutzig würden, hatte man sie auf Priestergewänder gelegt. Ich blieb vor einem solchen Stoss stehen und sagte dem Leutnant: «Sieh mal, das da drunter ist eine wertvolle Barockstickerei aus dem 17. Jahrhundert. Ihr solltet euch ansehen, was ihr als Unterlage für unsere Bestände verwendet. Dieses Stück bitte ich wegzunehmen und gut zu verwahren, denn es ist wertvolles Eigentum des spanischen Volkes.»

Der Leutnant war etwas betreten. Obwohl er vermutlich auch katholisch erzogen worden war, schien er doch keine Ahnung vom Wert solcher Stücke zu haben. «Sag mal», fragte ich ihn, «hier kommen doch auch Spanier herein?»

«Natürlich.»

«Was sagen die dazu, dass eine Kirche – und eine so schöne Kirche! – als Magazin verwendet wird?»

«Sie kümmern sich überhaupt nicht darum. Das spanische Volk ist nicht besonders gläubig.»

Nachmittags klärte sich das Wetter auf, und ich fuhr wieder zur Beobachtungsstelle hinaus. Hans empfing mich lachend. «Sieh dorthin!» rief er und liess mich erst einmal raten, was da vor sich ging. Ich sah eine sehr breite Schützenlinie auf das Dorf Trijueque zugehen. Sie befand sich schon dicht davor. Das Sonderbarste war die Richtung. Sie kam nicht die grosse Strasse entlang von den Faschisten, sondern von uns her. «Was ist das?» fragte ich verblüfft.

«Es sind unsere Bataillone Apoyo und Pasionaria. Plötzlich haben sie sich in Bewegung gesetzt, weil sie merkten, wie sie die Faschisten drüben in die Wurst hacken können. Ich habe sie nicht aufgehalten. Es ist doch grossartig, wenn sie vom Angriffsgeist gepackt werden! – Aber wir müssen gleich dafür sorgen, dass auch dieses neueste Bataillon Pasionaria Verpflegung bekommt!»

«Gut, sie werden noch heute zu essen kriegen, besonders auch für ihren Angriff! Ich fahre gleich, um es anzuordnen!»

Beflügelt von diesem neuen Erfolg rannte ich den Hügel hinunter zu meinem Wagen.

Da kam von Torija her ein grosses Auto angesaust und hielt rasch. Die Tür öffnete sich, und der mir bekannte russische General Petrowitsch blickte wütend heraus: «Was heisst das! Wer hat Ihnen befohlen anzugreifen? Wir befinden uns in der Verteidigung!» schrie er.

«Genosse General», antwortete ich, «blicken Sie nur dort hin! Die Faschisten reissen ja aus! Hier besteht keine Gefahr für uns, und wir sind dabei, Trijueque wieder zu nehmen!»

Petrowitsch hob das Glas und blickte hinüber. «Sie haben recht», murmelte er. Er brach in Lachen aus: «Greifen Sie an! Ich schicke Ihnen gleich Panzer zu Ihrer Unterstützung!»

«Die werden zu spät kommen!» rief ich. Er hörte es nicht mehr, denn schon sass er wieder im Wagen. Noch einmal blickte ich hinüber, sah aber nur, wie die Italiener die Strasse entlang ausrissen, auch jenseits über die Wiesen. Im Ort selbst schien alles durcheinander zu wirbeln. Als ich später wieder vorkam, war die Dämmerung schon weit fortgeschritten und kein Offizier mehr auf der Beobachtungsstelle.

Ein spanischer Unteroffizier sagte mir: «Der Stab ist dort hinüber zu Lister, weil dessen Truppen noch immer nicht vorgegangen sind, obwohl wir das Dorf Trijueque vor seiner Front ganz eingenommen haben.»

«Was melden unsere Bataillone Apoyo und Pasionaria?»

«Sie haben sieben Kanonen erbeutet. Handgranaten und Munition soll herumliegen, Decken und Wäsche. Alles liessen die Faschisten bei ihrer Flucht da! Aber einige kämpften doch. Die haben Häuser mit Handgranaten verteidigt.»

Als ich in völliger Dunkelheit nach Torija zurückkam, kamen eben auch Hans und die anderen an.

«Endlich», sagte er, «geht auch Lister vor. Ich fürchte aber, sie werden nicht weit kommen und unsere Stellungen vorn nicht wieder einnehmen. Denn in Trijueque sind alle Verbände durcheinandergeraten. Unsere Soldaten sind ausser Rand und Band vor Begeisterung, auch weil sie auf Schritt und Tritt etwas finden. Jetzt regnet es in Strömen. Da werden sie lieber im Dorf bleiben. Das ist nicht gefährlich. Denn die Faschisten sind heillos gelaufen. Wir haben das nur von unserer Gefechtsstelle aus nicht gesehen, weil sie die steilen Hänge ins Tal hinunter ausgerissen sind.»

Das Ergebnis dieses Tages waren hundert italienische Gefangene, Dutzende von Maschinengewehren, zwei Batterien, viele Wagen und Traktoren.

13. März. Die Sonne schien. Wir hofften, unsere Soldaten würden endlich einmal ihre Sachen trocknen können. Bald kamen wieder Wolken. Ein Hagelschauer ging nieder und brachte eine unangenehme Kälte. Die Bataillone meldeten, dass sie den Eindruck hätten, die Faschisten zögen sich weiter zurück. Durch das Fernglas konnten wir auf etwa sechs Kilo-

meter Entfernung eine italienische Batterie stehen sehen mit keinem einzigen Menschen bei den Geschützen. Vielleicht waren die Bedienungen bei der allgemeinen Flucht von gestern mit ausgerissen, obwohl unsere vordersten Truppen noch einige Kilometer entfernt waren.

Für diese Nacht plante die Zwölfte Internationale Brigade rechts von uns ein Unternehmen gegen den Palacio de Ibarra. Das war ein Schloss, etwas über einen Kilometer vor der Front des französisch-belgischen Bataillons. Uns war ein solcher Vorstoss sehr lieb. Denn trotz unserer Erfolge von gestern und vorgestern war die Lücke innerhalb unserer Brigade noch immer mehrere Kilometer breit, und unsere Bataillone Edgar André und Commune de Paris waren nach ihrer schweren Niederlage nicht einsatzfähig. Die Faschisten nutzten diese Lage noch immer nicht aus, ihre Truppe war wohl zu schlecht, um im Wald vor uns Patrouillen zu machen. Sonst hätten sie bemerkt, dass im ganzen nördlichen Teil dieses Waldes niemand von uns lag. Daher war es uns sehr erwünscht, dass die Zwölfte Brigade die Aufmerksamkeit der Faschisten von uns ablenkte und ihre Stärke auf der anderen Seite der Hochebene zeigte. Da das Gewaltunternehmen erst für den späten Abend geplant war, fuhren Hans und ich nach Torija zurück, assen und warteten auf Nachrichten. Wir waren nicht sicher, dass die Sache gelingen würde, zumal Panzer teilnehmen sollten und es sich herausstellte, dass die schweren Maschinen bei dem tief aufgeweichten Boden nicht über die Felder konnten, sondern allein auf die Strassen angewiesen waren. Ausserdem sind Panzer in der Dunkelheit überhaupt nicht viel wert, weil sie durch die Schlitze fast nichts sehen. Schliesslich kam ein Bote: «Das Unternehmen ist vollkommen geglückt. Die Garibaldi-Italiener haben zusammen mit den Franzosen und Belgiern den Palast gestürmt und hundertelf italienische Faschisten gefangen, darunter viele Verwundete. Drei Lastwagen wurden erbeutet und eine Anzahl Maschinengewehre.»

14. März. Wir hatten eben gefrühstückt, als der General Pawlow bei uns vorfuhr. Er war guter Laune und bat uns beide um eine Besprechung ohne weitere Zeugen. Wir blieben im Saal und setzten uns.

«Genossen», sagte er, «ihr müsst verstehen, dass wir trotz gelegentlicher Vorstösse heute in Spanien eine Ermattungsstrategie betreiben. Aber das hindert uns nicht, gelegentlich örtliche Vernichtungsschläge auszuteilen. Wir werden die drei motorisierten Divisionen Mussolinis hier vor Guadalajara schlagen.» Wir blickten ihn erstaunt an. «Genosse General», sagte Hans, «unsere Brigade hat sich noch immer nicht von dem schwe-

ren Schlag vor drei Tagen erholt. Wenn man angreifen will, muss man eine Überlegenheit haben.»

«Und doch», sagte Pawlow, «wir werden ...»

Ein entsetzliches Krachen unterbrach ihn. Das Haus zitterte. Neues Krachen, noch lauter! Ich sprang auf, lief die Treppe hinauf zu einem Fenster, von dem ich hoffte etwas zu sehen. Gleich draussen auf dem Felde wälzten sich die dichten Wolken der Fliegerbomben. Über uns weg zogen schwere Junkers-Flugzeuge, erstaunlich tief. Ich lief wieder hinunter und sagte: «Es ist nichts. Alles ging auf die Felder.»

«Sie haben die Ruhe weg», erwiderte Pawlow lachend. «Wir werden die italienischen Divisionen schlagen. Das wird für die Sache des republikanischen Spanien und der Freiheit eine grosse Bedeutung haben.»

«Natürlich», erwiderte Hans, «aber ich glaube noch nicht daran.» «Das», sagte Pawlow, «war eine vertrauliche Mitteilung!» Er stand auf. Wir brachten ihn hinaus zu seinem Wagen, der in der Sonne stand. Endlich war es ein warmer Tag! Dann kehrten wir in das Haus zurück, noch beeindruckt von Pawlows Worten. Bei allem Zweifel wussten wir doch, dass er zwar nicht unser Truppenführer war, aber zusammen mit dem General Petrowitsch einen grossen Einfluss auf die Entschlüsse des Spaniers hatte, der unser Armeekorps führte, wohl aber etwas zu alt und nicht geschult im modernen Kampf mit Flugzeugen und Panzern war.

Wir setzten uns zur Arbeit an den Tisch. Hauptmann Münster brachte einen hohen Stoss gleichartiger Papiere und legte sie vor Hans hin.
Er blickte darauf: «Was soll ich mit den Löhnungslisten?»

«Wir legen sie dir vor», antwortete ich, «damit du siehst, was man von dir verlangt. Es gibt eine Verfügung, nach der die Löhnungslisten vom Brigadeführer zu unterschreiben sind.»

«Ja, wo soll ich unterschreiben?» fragte Hans uninteressiert. «Das ist eben die Sache. Du sollst hinter jedem Namen die Richtigkeit mit deiner Unterschrift bestätigen.»

«Das ist eine Angelegenheit des Zahlmeisters. Der kann und muss das durchsehen und bestätigen. Aber ich? Da müsste ich ja ein paar tausend Unterschriften geben!»

«Du siehst noch nicht den Umfang der Arbeit. Du sollst nicht nur einmal für jeden Mann der Brigade unterschreiben, sondern diese Listen sind in dreifacher Ausfertigung aufzustellen. Daher sollst du dreimal für jeden Mann der Brigade unterschreiben.»

«Das ist doch heller Wahnsinn! Dazu würde ich ja bei jeder Löhnung viele Stunden brauchen. Nicht einmal im Frieden mag das gehen. Aber jetzt im Kriege, wo ich die Schlacht zu leiten habe?»

«Ich muss einen bösen Verdacht aussprechen», sagte ich. «Diese Forderung der dreifachen Unterschrift für jeden Mann dürfte eine Methode gewisser reaktionärer Bürokraten sein um unsere Truppenführung lahmzulegen. Das ist eine Sabotage Verfügung! Deshalb schlage ich vor, die Unterschriften abzulehnen, erstens als rein formale, nicht ernst zu nehmende Bestätigung der Richtigkeit der Zahlungen, zweitens vor allem deshalb, weil dadurch der Brigadeführer an der Erfüllung seiner wichtigsten Pflichten gehindert wird.»

«Gut. Kannst du das Schreiben aufsetzen?»

Wieder begannen Bomben zu krachen, weiter entfernt als vorhin.

«Nein!» sagte Hans und erhob sich. «Das ist der Nachteil der schönen Tage. Vorn an der Front fühle ich mich sicherer.»

Während wir auf der Beobachtungsstelle waren, wurde das Städtchen Torija noch fünfmal von den deutschen Flugzeugen bombardiert, aber nicht ein einziges Mal getroffen. Immer wieder fielen die Bomben auf die Felder. Als wir zu Mittag assen, ging das Gepolter wieder los, dieses Mal ganz nah. Auch danach meldete man, dass nichts Ernstliches geschehen war.

Nachmittags fuhren Hans und ich nach dem Dorf Iriépal ins Hinterland. Dort hatten wir das Gericht der Brigade und spanische Offiziere als Ausbildende für die Bauern in Uniform, die uns an der Jarama-Front desertiert waren. Die Leitung hatte Major Cabrera, der ehemalige Abgeordnete der Cortes.

Da unser Fahrer ein Spanier war, der kein Wort Deutsch verstand, sagte mir Hans, während wir zwischen leicht grünen Feldern hinglitten: «Man munkelt, dass die Frau von Cabrera eine ganz üble Person ist. Sie soll ein Bordell besitzen und darin eine schamlose Ausbeuterin sein. Ausserdem ist sie angeblich eine Faschistin.»

«Die Frage ist», antwortete ich, «ob das Verhältnis zu seiner Frau nicht überhaupt ein politisches und keineswegs ein Liebesverhältnis ist. Denn er interessiert sich nur für Männer. Du kennst ja die Anzeige eines Deutschen gegen ihn.»

«Ja, ich hatte dich gebeten, das in Ordnung zu bringen. Ist das geschehen?»

«Ich habe mir den Gerichtsoffizier bestellt und ihm erst einmal einen Vortrag darüber halten müssen, dass es in Spanien nicht ein solches Gesetz gegen die Homosexualität gibt wie in Deutschland. Ich fragte den Gerichtsoffizier auch, was Cabrera dem Deutschen denn getan habe. Dabei stellte sich heraus, dass es sich um einen sehr kräftigen Burschen handelt, der nicht daran dachte, den Major an sich heranzulassen und ihn im Notfall spielend abgewehrt hätte. Dieser gar nicht mehr junge Deutsche

hielt es unbegreiflicherweise für seine Pflicht, so etwas anzuzeigen. Ich fragte nun den Gerichtsoffizier: ‚Hältst du es denn für deine Pflicht, den Fall zu verfolgen?' – ‚Ja', sagte er, allerdings etwas unsicher. – ‚Du glaubst also', fragte ich ihn weiter, ‚dass es Angelegenheit der Deutschen ist, die Spanier zu einer bestimmten Art der Moralität zu erziehen? Welche Anmassung!»'

«Mir scheint», sagte Hans, «der Gerichtsoffizier ist ein Rindvieh. – Ist der Fall nun niedergeschlagen?»

«Nein, das musst du bestimmen.»

«Selbstverständlich niederschlagen! Cabrera wegen so etwas zu verfolgen, bedeutete einen völligen Mangel an internationalem Takt. – Aber abgesehen von dieser Sache, was hältst du von Cabrera?»

«Er ist sehr geschickt, und ich bin etwas vorsichtig mit ihm. Wie die Ausbildung aussieht, die er in Iriepal mit den Deserteuren machen lässt, das werden wir ja sehen.» Wir hielten auf dem Dorfplatz neben dem Brunnen. Dort befand sich das Gericht. Wir klopften und wurden zu dem Gerichtsoffizier hineingelassen. Er sass vor einem grossen Stoss Akten. Wir hatten ihn für dieses Amt ausgewählt, weil er eine grosse Zahl Sprachen konnte, was natürlich bei Gerichtsverhandlungen in einer so vielsprachigen Truppe wünschenswert war. Unter den Fällen, die er gerade zu behandeln hatte, gab es keinen bösartigen. Der gewöhnliche Spanier ist ja harmlos und ehrlich. Gefährlich waren nach unserer Auffassung nur die Leute, die Verbindungen zum französischen Geheimdienst hatten und dergleichen. Die aber kannte der Gerichtsoffizier kaum Diese Fälle fing ich ab, um sie mit dem spanischen Geheimdienst zu besprechen.

«Wie steht es mit Cabreras Erziehungsversuchen?» fragte Hans.

Der Gerichtsoffizier schien beträchtlich verlegen und sagte: «Ich sehe ihn selten, obwohl wir fast nebeneinander wohnen. Aber was ich an den Milizionären gesehen habe, denen er den Sinn unseres Krieges beibringt, da muss ich sagen, leistet er Gutes. Persönlich tut er wohl wenig, aber er hat einige spanische Offiziere, die es verstehen, auf eine volkstümliche Weise mit den Bauern zu sprechen und sie zu guten Kämpfern zu machen. Erstaunlich ist es, dass sich unter den ehemaligen Selbstverstümmlern eine Art Aktivistenbewegung entwickelt. Einige von ihnen sind jetzt so überzeugt von der Richtigkeit und Notwendigkeit unseres Kampfes, dass sie zu ihren Kameraden sprechen und auch sie zu überzeugen versuchen.»

Hans schüttelte lächelnd den Kopf: «Ich werde aus Cabrera nicht klug. – Aber wir müssen jetzt zu ihm. Er hat uns zum Krebs-Essen eingeladen.»

Als wir aus dem Hause traten, trafen wir einen spanischen Hauptmann mit energischem, dunklem Gesicht. Er kam sofort auf uns zu und berichtete über seine Arbeit bei den ehemaligen Ausreissern und Selbstverstümmlern: «Wenn ihr sie sehen wollt, einige exerzieren hier hinter dem Hause.» Wir bogen dorthin und fanden einige Soldaten, die unter einem Leutnant Gewehrgriffe machten. Der Leutnant wandte sich um und zeigte ein sehr jugendliches Gesicht mit etwas aufgeworfenen Lippen. Nun meldete er mit einer Mischung von Strammheit und Vertraulichkeit.

«Was für Arten von Übungen», fragte ich ihn, «machst du mit den Milizionären? Nur die hier?» Er blickte mich erschrocken an, und ich wusste Bescheid, bevor er antwortete: er hatte sicher keine Ahnung von einer richtigen Ausbildung. «Wir müssen einen Offizier mit Fronterfahrung hierherschicken», sagte Hans.

Unterdessen war auch Cabrera erschienen und lud uns ein, in sein Haus zu treten. Als wir die Treppe hinaufstiegen, fielen mir einige gut gemalte Porträts auf. Da sah man einen straff aussehenden Herrn aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und eine Dame aus derselben Zeit mit feingeschnittenem Gesicht.

«Oben», sagte Cabrera, «findet ihr noch mehr Bilder dieser Art. Sie sind von der Königin Isabel der Zweiten und ihrem Hof.

«Wir traten in ein Zimmer, in dem der Tisch nett gedeckt war. Cabrera bat uns Platz zu nehmen und sagte: «Ich habe in Paris gelebt und werde euch die Krebse auf Pariser Art vorsetzen.»

In diesem Raum hingen so gute Bilder, dass ich sie immer wieder betrachtete. Da war die Königin Isabel, die um 1850 regiert hatte. Man erkannte ihren königlichen Rang aber nur an dem kronenähnlichen reichen Diadem, nicht an ihrem Gesicht. Das war nicht hässlich, aber erschreckend grob. Sie war nicht umsonst die Tochter des üblen Ferdinand des Siebenten. Neben ihr hing ein Bild ihres Mannes mit eben erst keimendem Bart. Auch die Uniform gab seinem Gesicht wenig Königliches. Er schien nichts empfunden zu haben als seine Minderwertigkeit, wie so mancher Fürst nach der Französischen Revolution.

«Mit ihm», sagte Cabrera, «ist die Königin verheiratet worden. Damals war Spanien nicht mehr mächtig, und seine Königin bekam daher nur einen Kümmerling zum Manne. Sie hat sich dafür gerächt und sich mit allen Männern, die sich ihr boten, ins Bett gelegt. Von ihrem Sohn Alfons dem Zwölften weiss niemand, wer sein Vater war. Manche meinen, ein Jude oder ein Maure. – Ich weiss nicht, ob nicht auch im monarchistischen Deutschland über die Könige allerhand süssliche Geschichten erzählt wurden. Bei uns in Spanien sagten die Lehrer im Geschichtsunter-

richt, Isabel die Zweite sei gutmütig und im Volke beliebt gewesen. Aber sie löste durch ihre reaktionäre Politik eine Revolution aus und zeigte sich als so unbeliebt, dass sie abdanken musste. Das gewöhnliche Volk machte sich nichts aus ihr und nannte sie Reina Puta, Hurenkönigin. Papst Pius der Neunte aber schätzte sie wegen ihrer kirchlichen Politik so sehr, dass er ihr die Goldene Rose schickte. Besonders pikant ist daran, dass die Hurenkönigin diese Rose ausdrücklich wegen ihrer grossen Tugend erhielt. Sie hat sich auch auf diesem Bilde wie eine Unschuld vom Lande aufgemacht.» «Und wen», fragte ich, «stellen die anderen Bilder dar? Sie haben alle ausgesprochen schöne und edle Gesichter.»

«Das waren Hofdamen und Kammerherren: Zwei Jahrhunderte früher siehst du auf den Bildern des Velazquez Zwerge und Missgeburten bei Hofe. Durch diese Scheusslichkeiten erschienen die Majestäten umso schöner. Hier aber, im Niedergang der Monarchie, umgaben sich die Königinnen mit den schönsten Damen. Nach der Hurenkönigin Isabel gab es unter den spanischen Königen nur noch ein Kommen und Gehen.»

15. März. In den letzten zwei Tagen waren nicht nur Truppen für die Hochebene bei uns angekommen, sondern auch für links und rechts von uns. Links hatte man Nino Nanetti mit seiner Zwölften Division eingesetzt, rechts im Grunde Cipriano Mera mit der Vierzehnten Division. Das waren Madrider Anarchisten. Ferner befanden sich hinter uns ein weiteres Bataillon Panzer und achtzig Flugzeuge.

Für heute Mittag 13 Uhr war ein Angriff geplant. Aber die angegebene Stunde verging, ohne dass genauere Befehle kamen und etwas geschah. Hinterher erfuhren wir, dass die Truppen noch nicht eingetroffen waren, die als Reserve herangezogen werden sollten. Während wir auf dem Gefechtsstand Anweisungen erwarteten, gab es 17.20 Uhr schwere Explosionen hinter uns. Bei unserer Rückkehr nach Torija in der Abenddämmerung erfuhren wir, dass die deutschen Bomber die Stadt zum ersten Male wirklich getroffen hatten. Auch auf unserm Platz sollte es böse aussehen. Da überall Balken und Steine herumlagen, konnten wir auf der engen Hauptstrasse nur langsam fahren. Sie war immerhin schon leidlich aufgeräumt. Nur am Ausgang zum Platz ragten Balken wild in die Luft. Sie stammten von dem völlig zertrümmerten Haus neben Listers Quartier. Unser Haus lag ganz unberührt.

16. März. Nun war unsere Front wieder ganz hergestellt. Unsere Brigade lag mit vier Bataillonen in vorderer Linie auf fünf bis sechs Kilometern

Breite. Von rechts nach links folgten einander Thälmann, Edgar André, Commune de Paris, während Apoyo links etwas rückwärts die Verbindung zu Listers Truppen herstellte.

Trotzdem fühlten wir uns nicht sicher. Denn die Italiener waren uns an Zahl noch immer weit überlegen und hatten viel Artillerie, mit der es bei uns sehr schlecht stand. Wenn sie wieder zu trommeln begannen, so könnte der für morgen geplante grosse Angriff der Garibaldi-Italiener fast unmöglich gemacht werden.

Der Tag verlief sehr still. Stetig fiel der Regen, weichte die Felder immer weiter auf und durchnässte unsere Soldaten. Ich hatte eine lange Besprechung mit den Intendanten und Politkommissaren. Wieder einmal handelte es sich darum, dass die Spanier ganz anders zu essen gewohnt waren als unsere Internationalen. Jetzt hatten wir polnischen gekochten Schinken in grossen Blechbüchsen bekommen, den die Deutschen wie die Franzosen zart und vorzüglich fanden. Die Spanier aber waren damit unzufrieden. Sie sagten, es wäre eine Barbarei, Schinken zu kochen. Dann hätte man ja gar nichts mehr zu beissen, und es schmecke auch nach nichts. Wir wieder mochten den zähen und salzigen Schinken der Spanier nicht. Ähnlich war es mit der Zubereitung der Zunge. Auch wollten die Spanier alles in Öl gebraten haben, und sie verlangten andauernd Garbanzos, die man in Deutschland nicht kennt und die unsere internationalen Köche nicht zuzubereiten verstanden. Auch die Franzosen wollten etwas Besonderes. Zu jeder grossen Mahlzeit verlangten sie Pommes frites. Das aber machte viel Arbeit und war nicht immer möglich. Die Besprechung führte nur dazu, dass wir erneut beschlossen, abwechselnd allen entgegenzukommen.

17. März. Von Mittag an befanden wir uns auf dem Gefechtsstand der Brigade. Wieder blies ein kalter Wind zu den Faschisten hinüber und trieb unregelmässige Wolken verschiedener Farbe über den Himmel. Es wurde 13.30 Uhr. Da begann das Brausen unseres Luftangriffs. Ab und zu sahen wir in den Wolken Flugzeuge auftauchen und rasch wieder verschwinden. Zuerst kamen Jagdflugzeuge, dann, ruhigeren Fluges, die Bomber. Angeblich waren es 120, eine für die bisherigen Kämpfe in Spanien hohe Zahl. Sie sollten Brihuega bombardieren, das rechts vor uns tief im Tale lag. Wir hörten aber bei dem Winde nichts von den Explosionen, sondern nur etwas später das Brummen der zurückkehrenden Flugzeuge.

Dann warteten wir wieder. Um 14 Uhr sollte der Angriff der Infanterie mit Panzern beginnen. Die Hauptangriffstruppen waren die Zwölfte In-

ternationale Brigade, die 70. gleich rechts von uns und auch das Bataillon Thälmann. Wir hörten und sahen nichts und erhielten auch keine Meldungen.

Um 16 Uhr fing es an zu regnen. Wir wurden ungeduldig. Ich stieg mit dem Operationsleiter Richard Staimer in den Wagen, um den neuen Führer des Thälmann-Bataillons aufzusuchen. Auf der Strasse fuhren wir bis knapp vor den Gefechtsstand der Zwölften Brigade im Palacio de Don Luis. Dort war reger Verkehr von Menschen und Wagen.

Ich fragte einen Hauptmann: «Wie steht es bei den Garibaldinos?» «Gut, gut!» antwortete er rasch. «Wir gehen unaufhaltsam vor. Die Faschisten rennen!» Wir gingen einen Weg in den dünnstehenden Wald hinein. Die rötliche Erde war so aufgeweicht, dass wir auf Steine traten oder Baumwurzeln, die aber glitschig waren. So brauchten wir für die zwei Kilometer Entfernung eine beträchtliche Zeit. Dabei überholten uns zwei unserer Panzer. Wir hörten es schiessen, konnten aber die genauere Richtung nicht feststellen. Allmählich hörten wir einzelne Gewehrschüsse an die Bäume knallen. Dazwischen gab es ab und zu einen harten Krach wie von einem kleineren Geschütz. Nun kamen wir zu kleineren Grabenstükken, die nicht mehr besetzt waren. Aber in ihnen schienen noch vor Kurzem Soldaten gewesen zu sein. Nicht weit links davon sahen wir einen höheren Aufwurf mit einem tiefen Loch. In ihm sass der lange Bayer Franz Raab, der neue Führer des Thälmann-Bataillons. «Wie steht es?»

«Wir haben nicht viel erreicht», antwortete Franz. «Die 70. Brigade zwischen uns und der vorgehenden Zwölften Brigade hatte zwar nur einen schmalen Abschnitt griff aber doch nicht an. Da konnten wir nicht weit vorgehen. Ausserdem hat es schon wieder einmal eine Panik gegeben. Wahrscheinlich hat sie bei den Espartaco-Leuten begonnen. Diese verfluchten Kerle mit ihren anarchistischen Phrasen! Sie gingen plötzlich zurück und nahmen einen Teil der Spanier unseres Bataillons mit, weil die Faschisten angeblich einen Gegenstoss gemacht hätten. Natürlich ist davon nicht die Rede.»

«Was hört man ab und zu so laut knallen?»

«Das muss ein kleines Geschütz der Faschisten sein. Es steht nur wenige hundert Meter vor uns. Aber wir können es nicht genau finden.» Wir beobachteten aus dem Bataillonsführerloch, wie die zwei Panzer links von uns durch unsere vorderste Linie gingen und dann nach rechts vorn abbogen. Sie fuhren langsam schräg hintereinander und gaben ab und zu einen Schuss aus ihrer Kanone.

Der vordere Panzer näherte sich einem kleinen Häuschen und schoss auf dessen Tür. Plötzlich wendete er mit einem Ruck, fuhr einige Schritte

in der neuen Richtung und blieb stehen. Die Seitenklappe öffnete sich. Drei Mann kamen her aus, rannten auf uns zu und verschwanden in einem Gebüsch. Der andere Panzer wendete und verschwand im Walde. Da es dunkel zu werden begann, verabschiedeten wir uns von Franz und gingen auf dem schlechten Wege recht mühsam durch die zunehmende Dunkelheit zurück. Beim Abendessen in Torija erzählte Hans von der Einnahme der Stadt Brihuega durch die Garibaldi-Italiener: «Die Mussolini-Truppen sind so gelaufen, dass einige Motorradfahrer sich nicht mehr die Zeit genommen haben, ihre Maschinen anzutreten, und zu Fuss ausgerissen sind. Die Beute ist natürlich sehr gross, Maschinengewehre, Lastwagen, Kanonen, alles haben die Mussolinis stehengelassen! Jetzt scheint es vor den Garibaldinos keine Front mehr zu geben. Hätten wir genügend Reserven, so könnten wir in dieser Nacht noch tief in das Loch stossen und uns morgen gegen die Flanken der übrigen Faschisten wenden.»

Hans übersetzte das auch den spanischen Offizieren. Unterdessen kam ein Bote vom Bataillon Commune de Paris. Es hatte im Walde vor uns die Casa del Cobo einnehmen sollen, aber so schweres Maschinengewehrfeuer erhalten, dass es nichts erreicht hatte. Dagegen meldete Thälmann 25 Gefangene, meist Verwundete. Unter ihnen befand sich ein schwerverletzter Hauptmann.

Später wurden die Aussagen der Faschisten bekannt. Sie stammten sämtlich aus Unteritalien und waren schwächliche, zum Teil ziemlich alte Leute. Von ihnen erfuhren wir auch, wie es gekommen war, dass unsere Bataillone Apoyo und Pasionaria vor fünf Tagen das Dorf Trijueque so leicht wieder nehmen konnten. Bei dem scheusslichen Wetter waren die faschistischen Offiziere nach hinten gegangen, um einmal wieder warm zu schlafen. Die Truppe vorn fühlte sich verlassen. So kam es, dass da eine grosse Unordnung ausbrach und einige Gruppen nach Mittag anfingen, nach hinten abzurücken. Das hatten unsere Bataillone richtig gedeutet und waren den Faschisten in die Flanke gestossen.

Nach diesem Abendessen blieben wir zur Feier des Sieges der Zwölften Brigade im Speisesaal sitzen. Unsere spanischen Offiziere sangen die Lieder, die in der ganzen Armee beliebt waren, zum Beispiel das alte Volkslied, dessen Text man umgedichtet hatte:

Die Herren Generale,
Mamita mia,
Hab‘n uns verraten.

Wer hat denn diese Herren,
Mamita mia,
So schlecht beraten

Madrid, du wunderbare,
Mamita mia,
Dich wollten sie nehmen.

Doch deiner treuen Söhne
Mamita mia,
Brauchst dich nicht zu schämen.

Und alle deine Tränen,
Mamita mia,
Die werden wir rächen.

Und die verfluchte Knechtschaft,
Mamita mia,
Die werden wir brechen.

Sie sangen das voller Begeisterung und wir mit ihnen. Als es eine Pause im Gesang gab, hörten wir auf dem Platz unter uns Geräusche. Ein spanischer Leutnant ging hinaus und kam strahlend wieder: «Es sind die italienischen Gefangenen», rief er. «Der ganze Platz ist voll.»

«Alle sprangen auf und strömten zur Tür hinaus ins Dunkle.

Jemand hielt von der Doppeltreppe unseres Hauses eine Rede auf Italienisch. Das war ein Sergeant der Garibaldinos. Von den Gefangenen unten waren in der Dunkelheit nur die Helme, Mützen, Kapuzen und ein Teil der Gesichter zu sehen.

Der Garibaldino sprach klingend und mit grossem Schwung.

Als er geendet hatte, begann unten jemand die Bandiera Rossa zu singen, das Lied von der Roten Fahne. Einige fielen ein. Dann sangen plötzlich alle. Diese italienischen Faschisten-Truppen kannten alle das grosse revolutionäre Lied Italiens!

Hätte Mussolini das gehört, es hätte ihn vor Wut zerrissen.

18. März. Nachdem gestern die Garibaldinos die Verteidigung der Faschisten rechts von uns zertrümmert hatten, sollten heute wir und Lister auf der Hochebene mit Mussolinis Truppen aufräumen. Das schien mir aber nicht so einfach. Wir würden keine Unterstützung von so vielen

Flugzeugen und Panzern haben. Die Panzerleute sagten uns, sie versänken im Schlamm, wenn sie von der Strasse herunterführen, und auf unserem Gefechtsabschnitt gab es ausser der grossen Strasse nach Zaragoza keine festen Wege.

Das Wetter war schlimmer denn je. Ein spanischer Offizier sagte mir mit einem Blick hinaus: «Das ist der Tag von San José!»

«Und was bedeutet das?»

«Da ist das schlimmste Wetter des Jahres.»

Auf dem Platz lag Schneematsch. Es schneite und taute mir sofort auf dem Mantel.

Als wir vorn ankamen, traten wir frierend auf der Höhe herum und versuchten, etwas warm zu werden, wurden aber nur von Minute zu Minute nässer. Zu sehen war nichts, da der Regen und Schnee strichweise immer die Aussicht verhängte.

Zu Mittag meldeten die Franzosen, sie hätten die Casa del Cobo besetzt, die sie gestern nicht nehmen konnten. Die Faschisten hatten keinen Widerstand mehr geleistet. Das war freilich eine Nachricht, die uns hoffen liess, der Angriff würde auch an anderen Stellen gelingen.

13.40 Uhr sollte die allgemeine Vorwärtsbewegung unserer Brigade beginnen. Wir blickten dann und wann auf die Uhr. Fünf Minuten vor der angesetzten Zeit begann ein heftiger Regenguss, der rasch in Schnee überging. Nicht mehr fünfzig Meter weit konnte man sehen. Dazu wurde es schneidend kalt. Der Wind musste den Faschisten diesen eisigen Schnee ins Gesicht treiben.

Nach einer Viertelstunde war das Ärgste vorbei. Nun sah man die Landschaft wieder. Sie war weiss geworden. Kein Mensch auf der Fläche bis zum Walde. Etwas später ging ich wie gestern mit Richard wieder vor. Der Weg war noch schlechter geworden. Wir rutschten mit den Schuhen hin und her und zogen sie aus dem glucksenden Schlamm.

Als wir zum Loch von Franz kamen, lachte er: «Heute geht es besser! Dort vorn könnt ihr unsere Kompanien gerade noch in den Büschen verschwinden sehen. Rechts geht auch die 70. Brigade vor.»

Das war 16 Uhr. Es war wenig Gefechtslärm zu hören. Wahrscheinlich liefen die Faschisten also und schossen nicht.

Ich ging den Spuren nach, die gestern von den Ketten unserer beiden Panzer in den Boden gedrückt worden waren, und sah nun, dass sie gerade dort nach rechts abbogen, wo ein Schützenloch der Faschisten lag. Es war mit Ästen überdeckt, drinnen lag eine Wolldecke. Das Loch war recht flach und hatte nach vorn einen niedrigen Steinwall. Einige Schritte entfernt befand sich ein zweites Loch, über das eine grün und grau bemal-

te Zeltbahn gespannt war. Darin lagen Tornister und anderes. Erst beim Näherkommen entdeckte ich darin zwei Tote mit schweren Wunden von der kleinen Granate unseres Panzers. Auch in einem dritten Loch befand sich ein Toter. Neben ihm war Papier ausgebreitet auf dem ein angeschnittenes Brot lag. So ging ich die ganze Linie des Zuges entlang und fand in fast jedem Loch einen oder zwei Tote, die von den Granaten unserer beiden Panzer zerrissen waren. Gestern hatte ich aus einiger Entfernung das Schiessen unserer Panzer gesehen, aber keine Ahnung von der furchtbaren Wirkung gehabt. Von dem ganzen Zuge war hier über die Hälfte tot und alle anderen waren vermutlich verwundet. Es machte mir keine Freude, das zu sehen. Der neue Weltkrieg, der heraufzog, musste bei dieser Waffenwirkung noch viel fürchterlicher werden als der erste.

Nun kam ich zu dem Panzer selbst, der gestern hier stehen geblieben war. Er zeigte den Einschuss einer kleinen Granate, war also von einem Antitankgeschütz getroffen worden.

Schon wenige Schritte weiter sah ich auch die Deckung dieses Geschützes, in der nichts mehr stand. Gleich dahinter lief eine Strasse quer durch den Wald. Hier weiterzugehen und dem Thälmann-Bataillon zu folgen, hatte wenig Sinn. So gingen wir zurück.

Mir fiel auf, dass merkwürdig viele Menschen im Walde in derselben Richtung liefen wie wir. Zwei tauchten hinter einem Busche auf. Es waren italienische Faschisten, beide leicht verwundet.

«Wo sollen wir hin?» fragte einer mit halb gesenktem Blick.

«Dort ist eine Verbandsstelle», antwortete ich.

Unterdessen kamen noch mehr Italiener nahe heran, ziemlich kleine Menschen von sehr harmlosem Aussehen. Die Verbandstelle war bei einem grossen Sanitätswagen, um den herum ein Haufen italienischer Gefangener stand, die geduldig warteten, bis sie drankamen. In ihrer Mitte hantierte ein Arzt, sachlich und rasch. Ich blieb einen Augenblick stehen, weil mich etwas beeindruckte, worüber ich mir nicht gleich klarwerden konnte. Der Arzt hatte ein helles, angenehmes Gesicht und schien nur von dem Gedanken bestimmt, zu helfen. Ich kannte ihn nicht genauer, entsann mich aber seines Gesichts, wohl aus dem tschechischen Lazarett. So sollten Ärzte sein! dachte ich, blickte noch einmal über die geduldigen Gesichter der italienischen Gefangenen und stapfte weiter durch den tiefen Schlamm, versuchte auf Steine zu treten und schwankte zwischen den kahlen Stachelsträuchern am Pfad hin und her.

Als ich zu meinem Wagen zurückkam, blickte mein Fahrer ängstlich hinter einer Häuserwand vor. Er war ein grosser, hübscher Kerl, der mich

überall hinfuhr, wohin ich wollte. Aber die helle Furcht stand ihm in den Augen, wenn es über die Beobachtungsstelle hinaus nach vorn ging. Stets überschätzte er die Gefahr, weil er wohl von den militärischen Vorgängen nicht das geringste verstand. So begriff er jetzt nicht, dass sich unsere Truppen stetig nach vorn bewegten, und dass er ganz ausser Gefahr war.

Als ich ihn so verängstigt stehen sah, dachte ich: Armer Mensch! Er ist nur daran gewöhnt zu gehorchen, harmlos wie alle, die hier leiden, auch die Italiener. Und warum? Weil das grosse Kapital es will mit seinen Agenten Mussolini, Hitler, dem sogenannten Sozialisten Leon Blum und dem konservativen Neville Chamberlain. Für diese wenigen müssen die vielen so unerhört leiden, jeder auf seine Weise! Der Hass stieg in mir hoch, während ich plötzlich zu frieren begann.

Auch ich war völlig durchnässt. «Nach Torija!» sagte ich dem Fahrer.

Auf der raschen Fahrt über die leeren Felder überholten wir ein paar Gruppen italienischer Gefangener, die denselben Weg zogen. Waren sie noch unruhig, weil sie uns noch nicht genauer kannten? Oder schon etwas beruhigt, weil die unmittelbare Lebensgefahr für sie vorüber war?

In Torija liess ich den Fahrer rechts auf die grosse Strasse zur Front abbiegen, um zu erfahren, wie weit Listers Truppen gekommen wären und vielleicht auch etwas von unserer Brigade zu sehen.

Rasch kamen wir nach Trijueque, sausten daran vorbei und weiter vor. Rechts stand ein kleiner italienischer Zwei-Mann-Panzer, eine der Fehlkonstruktionen, die selbst für unsere schlechten Schutzwaffen zu schwach waren. Von den etwas stärkeren deutschen Tanketts sagte man wieder, sie hätten einen so spröden Panzer, dass er Risse bekäme, wenn er beschossen würde. Der italienische und der deutsche Generalstab hatten sie nach Spanien geschickt, um sie auszuprobieren.

Links von der Strasse lagen Tornister, Patronenkästen, Schlafdecken, Uniformen. Lastautos mit allerhand halb herausgerissener Ausrüstung standen herum. Andere waren ausgebrannt, daneben lag in gekrümmten Stellungen eine Gruppe toter Italiener.

Mein Fahrer blickte bleich vor sich hin. Er hatte Schweisstropfen auf der Stirn. «Weiter?» fragte er tonlos.

«Ja. Aber du musst dich nicht fürchten. Unsere Truppen sind weit vor uns.» Schon kreuzten wir die Stellungen, die Edgar André und Commune de Paris an dem Tag besetzt hatten, als wir an dieser Front ankamen, und in denen sie nach schwerem Trommelfeuer überrannt wurden.

Für Lister war das Angriffsziel für heute der Kilometer 85 an dieser Strasse. Aber hier war schon der Stein mit der Nummer 85, und noch sahen wir keinen Menschen. Lister war also über das Ziel hinausgestossen, wahrscheinlich weil kein Faschist mehr da war.

Ich fuhr noch einen Kilometer weiter und erblickte nun durch den Regen die vormarschierenden Spanier Listers. Er hatte etwa den Kilometer 87 erreicht und schien noch immer in Bewegung zu sein. Da liess ich wenden und fuhr zurück.

War es die Dämmerung, die alles veränderte? An den Seiten sah ich noch viel mehr Tote, Munition, Konservenbüchsen. Da es wieder schneite, überzog sich alles mit weissen Hauben.

Wie gross unser Sieg war, wurde mir erst jetzt klar. Als die Faschisten hier vor zwei Wochen ihre Offensive begannen, hatten sie fast nichts vor sich. Da können sie auch nur sehr wenig erbeutet haben. Hier aber lag die Ausrüstung einer reich ausgestatteten Truppe. Mussolinis drei motorisierte Divisionen waren auf der ganzen Front geschlagen.

Im Stabsquartier zog ich mir erst trockene Sachen an und ging dann in den Saal. Bald kam Hans. Alle waren erregt und hatten Augenringe, wohl auch vom Ansehen der vielen Toten.

Hans teilte mir mit, dass links von der Hochebene die Zwölfte Division von Nino Nanetti nicht vorgegangen wäre und die Faschisten daher noch tief in unserer linken Flanke sässen.

Wieder sang man nach dem Abendessen. Dann aber überkam alle eine schwere Müdigkeit. Gerade als wir uns auf unsere Matratzen strecken wollten, kam unser spanischer Verbindungsoffizier zu Lister und meldete, dass seine Truppen bis Kilometer 90 an der grossen Strasse vorgestossen wären, also fünf Kilometer über das Tagesziel hinaus. «Das hat allerdings seinen Grund», sagte er, «alle sind so durchnässt, und auf den Feldern liegt der Schnee. Da wollten sie bis zu einem Dorf vorgehen, um darin zu schlafen. Bei Kilometer 90 liegt das Dorf Gajanejos. Noch etwas Wichtiges ist geschehen: Heute abend sind drei Spanier gefangen worden, Falangisten, eine Elitetruppe Francos. Daraus schliesst Lister, dass Mussolinis Italiener so demoralisiert sind, dass man sie herausgezogen und durch spanische Truppen ersetzt hat. Damit wird wahrscheinlich der Widerstand stärker werden. Denn die spanischen Truppen sind viel besser als diese Art Italiener.»

19. März. Merkwürdig hell schien der Tag ins Zimmer, als ich aufwachte. Zuerst glaubte ich, die Sonne schiene. Aber es war Schnee, der es so hell machte. Von den Dächern taute es. Man hörte es überall tropfen und glucksen. Dazu war es recht windig.

Durch den gestrigen Vormarsch hatte sich der Abschnitt unserer Brigade beträchtlich verkleinert, so dass ein Teil als Reserve hinter Lister stand. Am Morgen bekam Lister den Befehl, längs der Strasse weiter vorzugehen. Da in unserer linken Flanke die Faschisten standen, sollten wir nun Lister als Flankenschutz dienen. Hans und ich fuhren die grosse Strasse bis zu Kilometer 83,7 und bogen dann auf einer kreuzenden Strasse nach links ab. Nach zwei Kilometern erreichten wir den Rand der Hochfläche, die hier jäh nach einem engen Tal hinabstürzte.

Wir stiegen aus und liessen unsere Wagen etwas zurückfahren, da uns zunächst nicht klar war, wie weit der Gegner entfernt lag. Vermutlich befand er sich auf der jenseitigen Höhe de la Alcarria mit ihrem höchsten Punkt links, dem Picaron, in etwa zwei Kilometer Entfernung. Wir befanden uns in tausend Meter Höhe. Der Picaron drüben war 1‘015, das Tal zwischen uns aber nach der Karte 790 Meter über dem Meere. Es war also um über 200 Meter tief eingeschnitten. Unten schlängelte sich das Flüsschen Badiel und lag das kleine Dorf Muduex, auf dessen dunkle Ziegeldächer wir hinunterblickten. Man sah einige Frauen herumgehen und einen Bauern auf dem Feld hacken.

Wir sandten eine Patrouille hinab und zogen unsere Batterien ziemlich nah an den Rand vor. Denn es bestand wenig Wahrscheinlichkeit, dass der Gegner Artillerie uns gegenüberstehen hatte, weil es bei den tiefen Schluchten drüben fast unmöglich war, Geschütze zu bewegen.

Als unsere Patrouillen in das Tal kamen, wurden sie von drüben mit Gewehren und Maschinengewehren beschossen.

Ein Offizier des Armeekorps kam und berichtete, Nino Nanetti hätte die Höhe drüben schon besetzt. Wir sagten ihm, das erschiene uns recht unwahrscheinlich. Jedenfalls sandten wir den französischen Hauptmann Jacquot in meinem Wagen auf einem Umweg nach dem Dorf Valdearenas, dreieinhalb Kilometer flussabwärts von Muduex, weil dort die Truppen von Nino Nanetti schon gestern gewesen sein sollten.

Plötzlich tauchte ein Zivilist mit umgehängtem grossem Photogerät bei uns auf. Das war der holländische Kinomann Joris Ivens, der hier einen sensationellen Kampf erwartete, der vielleicht gefilmt werden könnte. Von der modernen Schlacht ist ja sonst fast nichts zu sehen, am wenigsten die vorgehende Infanterie. Aber vorläufig war hier nichts zu fotografieren als eine sehr merkwürdige Landschaft.

Oberstleutnant Alberti sagte: «Wir müssen vorgehen. Denn drüben stehen keine Faschisten mehr, sondern Nino Nanetti!» Er war also noch im-

mer nicht davon überzeugt, dass drüben nicht unsere Truppen waren.

Unterdessen besprachen wir mit den Panzerleuten, wie man die Höhe jenseits angreifen könnte. Der Hauptmann sagte uns: «Wir können zwar die gute Strasse nach Muduex hinunter, aber drüben nicht hoch, weil der Weg hinauf zu steil und schlecht ist.»

Da wir also auf die Hilfe unserer Panzer verzichten mussten, wollten wir den Angriff wenigstens mit der Artillerie vorbereiten. Während ein Bataillon nach Muduex hinunterging und versuchen sollte, den jenseitigen Hang zu erklimmen, begannen 15.30 Uhr unsere Geschütze die Steinaufwürfe drüben mit direkten Einzelschüssen zu belegen. Auch unsere Panzer hatten sich halb verdeckt aufgestellt und schossen mit ihren Kanonen hinüber. Auf der Höhe Picaron tauchten darauf einige Köpfe auf, und einige Leute liefen mit Gewehren nach rechts davon. Damit wurde endgültig klar, dass drüben Faschisten standen. Denn sonst wären sie nach unserer Seite hin ausgerissen.

Eine Kompanie war unten vor Muduex angekommen und zog sich zu Schützenlinien auseinander. Wir hörten Infanteriefeuer. Es waren also nicht alle Faschisten ausgerissen, sondern die meisten lagen am Rande in Stellung. Dieser Rand sah merkwürdig aus. Die Felswand darunter war rot und weiss gebändert. Darüber, an einem schwärzlichen Steinband, schienen die Maschinengewehrnester zu liegen.

Unsere Schützen rannten jetzt durch das Dorf unten nach dem steilen Felshang drüben, wo sie wohl in Schussdeckung waren. Sie kletterten langsam den Hang hinauf, blieben dann aber liegen.

Auch ein spanisches Bataillon einer fremden Brigade war rechts von uns in den Grund gegangen. Seine Bewegungen konnten wir nicht sehen, aber bald kamen Verwundete zurück. Es wurden immer mehr. Nun meldete unser eigenes Bataillon: «Wir haben Verluste. Es ist unmöglich, den unglaublich steilen Hang im gegnerischen Feuer hinaufzuklettern. Der Telefonoffizier der Brigade, Leutnant Schäfer, ist in Muduex durch Herzschuss gefallen.»

Ich wartete auf die Rückkunft von Jacquot, ging ein paarmal zum Parkplatz unserer Autos in einer flachen Mulde, sah aber meinen Wagen nicht.

Gegen Abend fing es stark an zu regnen. Hans gab den Befehl, unser Bataillon solle zurückkehren, aber so, dass weitere Verluste vermieden würden.

Da kam der Brigadeschreiber: «Die Stabsverpflegung ist da.»
Dann machte er eine Pause und wollte noch etwas sagen.

«Was gibt es noch?»

«Hast du deinen Fahrer allein zurückgeschickt?»

«Nein, ich habe ihn mit dem Hauptmann Jacquot nach Valdearenas geschickt.»

«Wir haben ihn ohne Wagen getroffen, und er schien mir etwas zu lügen. Aber ich verstehe nicht genug Spanisch.»

«Wo befindet er sich?»

«Ich habe ihn mitgebracht und kann ihn herholen.»

Gleich darauf kam er mit dem Fahrer zurück. Der ging mit gesenktem Kopf und zitterte.

«Wo ist der Wagen?» fragte ich.

«Wir haben Feuer bekommen.»

«Wo ist der Wagen?»

Er blickte mich scheu an: «Ich weiss nicht.»

«Wo hast du ihn gelassen?»

«Dort drüben.»

«Wo ist Hauptmann Jacquot?»

«Ich weiss nicht.»

«Du musst doch wissen, wo er war? Ist er tot?»

«Ich weiss nicht. Er war im Wagen, als ich fort bin.»

«Wie ist geschossen worden?»

«Es hat an die Scheibe geschossen.»

«Du bist ausgerissen und hast den Hauptmann allein gelassen?»

«Ja», antwortete er kläglich.

«Er kann also tot sein?»

«Ich weiss nicht.»

«Du weisst aber, wo der Wagen steht?»

«Ja.»

«Ich schicke dich jetzt mit zweien von unserer Polizei zum Wagen. Wenn du den Hauptmann lebend zurückbringst, so soll die Sache vergessen sein. Aber hüte dich, wieder auszureissen!
Sonst geht es dir schlecht!»

Während man die zwei Mann von unserer Polizei holte, stand er hilflos neben mir. Bald bewegte er die Hände nach vorn, bald nach hinten und verdrehte die Augen in Todesangst. Ich wusste, er gehörte zu den Leuten, die aus irgendeinem Grunde nicht mutig sein können.

Es wurde dunkel, und Hans gab die Befehle für die Nacht. Unsere Bataillone sollten hier oben den Felsrand besetzen. Der Regen rann an uns allen nieder und tropfte von den Zipfeln der Mäntel.

Mir war schwer zumute. Unsere Freiwilligen mussten ohne irgendwelchen Schutz übernachten, zum wievielten Male in diesem bitterkalten März auf der Hochebene.

Dann fuhren Hans und die anderen ab. Ich wartete. Es wurde sehr dunkel. Ob Hauptmann Jacquot noch lebte?

Schliesslich kamen ein paar Lichtaugen und blendeten wieder ab. Ich ging darauf zu. Jemand kam auf mich los. Das war Jacquot.

«Bist du verwundet? Was ist eigentlich geschehen?»

«Ein Gewehrgeschoss schlug an ein Seitenfenster, durchschlug es aber nicht. Da sprang dein Fahrer hinaus und lief fort. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Weil ich einen Wagen nicht fahren kann, blieb ich in der Erwartung sitzen, er käme zurück. Es hat ein bisschen lange gedauert.» Er lachte.

«Hast du das meinem Fahrer vorgehalten?»

«Nein, die Spanier haben ihm schon so die Wahrheit gesagt, so dass ich es nicht mehr zu tun brauchte. Er stirbt ja sowieso bei jeder Gelegenheit vor Furcht. – Aber jetzt bin ich hungrig. Habt ihr noch etwas zu essen?»

«Fahren wir sofort nach Torija! Ich bin ja so froh, dass dir nichts geschehen ist!»

In Wirklichkeit war ich auch froh, dass ich nun meinem Fahrer nichts zu tun brauchte.

20. März. Wieder schneite es. Dazu hing draussen dichter Nebel.

Schon in der Morgendämmerung fuhren wir in die feuchte Kühle hinaus. Denn um 8 Uhr sollten wir angreifen, und zwar diesmal über Utande auf Miralrio. Utande lag wie Muduex tief unten im Grunde, nur etwas weiter flussaufwärts. Dort musste sich nach der Karte eine Brücke befinden, über die unsere Panzer fahren sollten.

Eine Patrouille, die wir dorthin gesandt hatten, stellte fest, dass die Brücke gesprengt war. Mit dieser Meldung waren aber die Panzerleute nicht zufrieden. Sie wollten wissen, ob man nicht seitlich durch das Flüsschen durchkäme. Daher fuhren nun zwei Panzer hinunter. Aber selbst das stellte sich als recht schwierig heraus. Denn der Nebel war so dicht, dass ein Mann aus einem Panzer steigen und den Weg zeigen musste, weil sonst leicht einer der Kolosse über den steilen Strassenrand in die Tiefe gestürzt wäre.

Erst nach beträchtlicher Zeit kehrten die Panzer zurück. Sie hatten festgestellt, dass an den Seiten der gesprengten Brücke eine sumpfige Wiese war. Da konnten sie nicht durch. Ausserdem waren die Panzerleute düster gestimmt. Sie hatten auf einen ihrer Kameraden nicht geachtet und erst später sein Fehlen festgestellt. Da waren sie zurückgekehrt und hatten ihn schliesslich tot aufgefunden, durch eine Gewehrkugel gefallen. Es war ein Jugoslawe.

Eine Besprechung mit dem Armeekorps ergab, dass wir bei diesem Nebel nicht angreifen sollten. Wir sassen dann in den Wagen und warteten, dass es klarer würde.

So verstrich der Tag. Gegen Abend kam der Befehl, drei unserer Bataillone als Reserve aus der Front zu ziehen.

Die Schlacht bei Guadalajara war beendet. Wir hatten die faschistischen Divisionen nach ihrem anfänglichen Erfolg um 18 Kilometer wieder zurückgeworfen. Zerstört war der Ruhm, den die Mussolini-Italiener durch den Alcazar von Toledo und die Einnahme von Malaga errungen hatten. Ihre 40'000 Mann mit 300 Kanonen, 150 Panzern und 125 Flugzeugen waren von uns völlig geschlagen worden. Wir hatten dabei 1'500 Gefangene gemacht, über 100 Maschinengewehre erbeutet, sechs Batterien, 120 Lastwagen und Traktoren und sehr viel Munition.

Ereignisse an anderen Fronten

Ende März bis Mai 1937

Die Elfte Brigade gehörte nun zur Hauptreserve der Armee des Zentrums. Wir betrachteten die Bildung einer solchen Reserve als einen grossen Schritt vorwärts in der Entwicklung zu einer modernen Armee. Wir wussten aber noch nicht, wieviel an anderen Stellen als an der Madrider Front noch zur Formierung kampferfahrener Reserven fehlte. An den übrigen Abschnitten herrschte weiter Largo Caballeros schlampiges Milizsystem ohne eine richtige Zusammenarbeit der einzelnen Teile und völlig ohne Reserven. In Katalonien und dem westlich angrenzenden Aragon lagen unsere zum Teil von den Anarchisten beherrschten Truppen untätig da. Es war nicht möglich, Truppen von dort nach Madrid oder dahin zu ziehen, wo man sie brauchte. Nur darauf war es zurückzuführen, dass wir nach unserem Sieg an der Strasse von Guadalajara nach Zaragoza nicht tief in faschistisches Gebiet hineinstossen konnten, obwohl rechts von uns zwischen Brihuega und Cuenca so gut wie keine faschistischen Truppen standen.

Gerade jetzt, Ende März, gab es wieder eine grosse Gefahr. General Queipo de Llano, der fast selbständige faschistische Herr von Andalusien, hatte den Plan ausgeheckt, Pozoblanco einzunehmen.

Diese landwirtschaftlich arme Gegend verfügt über grosse Bodenschätze, die Kupfervorkommen von Riotinto und das Quecksilber von

Almaden. Dort verfolgte nicht nur das Londoner Bankhaus Rothschild seine Interessen, sondern auch der englische Ministerpräsident Neville Chamberlain persönlich. Dieses Gebiet war natürlich auch für die Republik sehr wichtig.

Als die Faschisten dort angriffen, konnte der armselige Generalstabschef Cabrera in Valencia die unfähigen und untätigen Truppen der Aragonfront nicht brauchen und griff zur Dreizehnten Internationalen Brigade. Sie stand unter der Führung des deutschen Generals Gomez an der Südfront bei Motril und wurde eilig nach Pozoblanco verladen. Am 1. April 1937 griff sie in Richtung Penaroya an, wobei ihr drei weitere spanische Bataillone unterstellt wurden. Sie brachte die Faschisten nicht nur zum Stehen, sondern drängte sie weit zurück und bedrohte die für Franco so wichtige Eisenbahnlinie Sevilla – Salamanca. Auch dieser Erfolg konnte nicht grosszügig ausgenutzt werden, weil sich Largo Caballero und sein Generalstab keine Reserven geschaffen hatten.

Die Republikanische Armee war nun vor Madrid so stark geworden, dass Franco nach der Schlacht bei Guadalajara nicht mehr versuchte, die Hauptstadt einzunehmen. Stattdessen sah er sich nach Zielen um, die er leichter erreichen konnte. Als er und die übrigen Generale sich im Sommer des vorigen Jahres erhoben hatten, fanden sie den wenigsten Widerstand in den landwirtschaftlichen Gegenden Galicien, Alt-Kastilien, Estremadura und Andalusien. Auch bei ihren späteren Vorstössen hatten sie im Wesentlichen nur rückständige Gebiete erobern können. Wir aber besassen die Gegenden der Industrie in Katalonien und vor allem das Land am Golf von Biscaya mit seiner Kohle und seinen Hüttenwerken, das durch einen breiten Streifen faschistischer Gebiete vom Hauptteil der Republik abgetrennt war.

Auf dieses nördliche Gebiet, Asturien und das Baskenland, kam es Mussolini an. Denn dort gab es das, was ihm in Italien fehlte, Kohle und Eisen. Er hoffte auch, dort seine schlechten Truppen mit weniger Gefahr einsetzen zu können und vermehrte sie auf sechzigtausend Mann, ohne dass ihn die Westmächte ernstlich daran hinderten.

Asturien und das Baskenland waren auf schwere Kämpfe nicht so schlecht vorbereitet wie Katalonien mit seinen verantwortungslosen Anarchisten und dem schwachen Präsidenten Companys. Die asturischen Bergarbeiter galten als die besten Soldaten Spaniens und hatten politische Erfahrung, ja eine gewisse Kriegserfahrung aus ihrem grossen Aufstand von 1934. Aber sie waren nach dem System Largo Caballeros in Milizen organisiert, statt in einer einheitlichen Armee. Das war umso schlimmer,

als es an der Biscaya-Küste eine Menge Parteien gab, die teils wirklich zusammen gingen, teils nur zum Schein. Da waren die Basken, ein kleines Volk mit einer Sprache, die weder mit dem Spanischen, noch dem Katalanischen oder Französischen eine Verwandtschaft hat. Mit grosser Zähigkeit hat sich dieses Volk erhalten und allen Versuchen der Monarchie getrotzt, es zu Spaniern zu machen.

Am 1. Oktober 1936 war ihm durch einen Beschluss der Cortes, des republikanischen Parlaments, die nationale Selbständigkeit gegeben worden. Das hatte die Mehrheit der Basken an unsere Sache gebunden. Aber die baskische Regierung war aus Vertretern der verschiedensten Parteien zusammengesetzt, von denen man zum Teil nicht recht wusste, was sich hinter ihren offiziellen Programmen verbarg.

Die Basken hatten sich in früherer Zeit von einem politischen Abenteurer missbrauchen lassen. Das war der letzte der drei Infanten, Prinzen, mit dem Namen Don Carlos, die den spanischen Thron erobern wollten. Sein Grossvater hatte sich den Namen Karl der Fünfte, sein Vater Karl der Sechste und er Karl der Siebente beigelegt, und für diesen überflüssigen Menschen kämpften die Basken treu von 1869 bis 1876 im blutigsten der sogenannten Karlisten-Kriege. Weshalb kämpften sie für diesen ehrgeizigen und gewissenlosen Prinzen? Wegen einiger Versprechen, die er sicher nicht halten wollte. War nicht zu befürchten, dass dieses Volk in seinem zu eng gesehenen nationalen Streben wieder von unehrlichen Leuten mit selbstsüchtigen Plänen missbraucht werden könnte?

Ich hatte einmal einen Mann kennengelernt, der sich einen baskischen Nationalisten nannte, den ich aber für einen richtigen Franzosen hielt und für einen Agenten Frankreichs. Mir war nur nicht klargewesen, ob er für die französische Regierung oder für eine französische Kapitalgruppe arbeitete.

Eigentümlich war auch die Stellung der Katholischen Kirche im Bergwerksgebiet, ganz anders als in Mittel- und Südspanien, wo es eine enge Verbindung der Geistlichkeit mit den Grossgrundbesitzern gegeben hatte. Diese Freundschaft der Pfaffen mit dem Adel schuf eine solche Kühle zwischen den landhungrigen Bauern und den Priestern und Mönchen, ja zum Teil einen solchen Hass, dass die Revolution und der Krieg die Kirche an vielen Orten wegschwemmte, fast so, als ob sie niemals im Herzen der Leute gewesen wäre. In Asturien jedoch hatte sich die Kirche um die Bergarbeiter bemüht. Dort hatten die Priester einen guten Namen, und sie waren auch nicht solche reaktionären Dummköpfe wie vielfach im Süden. Es gab bei ihnen auch demokratische Strömungen, so dass Priester und

Mönche zum Teil auf der Seite der Republik standen und in den Milizen mitkämpften. Daher hatte die Katholische Kirche und mit ihr die Katholische Partei im Norden, völlig im Gegensatz zum Süden, einen grossen Einfluss. Das wäre keine solche Gefahr gewesen, wenn nicht der Vatikan, trotz seiner offenen Begünstigung der Faschisten, unter den demokratisch gesinnten Priestern noch eine Geltung gehabt hätte.

Ausser Mussolini und dem Papst hatten auch die Nazis Interessen in den Nordprovinzen. Vor dem Spanischen Krieg wurden beträchtliche deutsche Kapitalien in der Schwerindustrie der Biscaya angelegt. Da die Weimarer Republik schwere Waffen nicht herstellen durfte, aber doch aufrüsten wollte, hatte sie zum Beispiel Unterseeboote heimlich in Nordspanien bauen lassen. Tausende von deutschen Ingenieuren und anderen Spezialisten waren dort zusammen mit dem Kapital und den Aufträgen eingewandert. Das aber waren Leute, die nicht nur nach ihren fachlichen Fähigkeiten ausgewählt wurden, sondern auch nach ihren politischen Ansichten, ausgesprochene Reaktionäre, die vielfach schon Nazis waren, bevor Hitler zur Macht kam. Als dann die Arbeiter den Aufstand der faschistischen Generale im Norden niederschlugen, dürften die offensten Faschisten unter den Deutschen geflohen sein, in der Hoffnung, einmal wieder zurückzukehren. Denn der am engsten mit den Nazis zusammenarbeitende spanische General Sanjurjo hatte den Nazis im Sommer 1936 versprochen, ihnen nach dem Sieg des Aufstandes die Kontrolle über die Eisenproduktion der Nordprovinzen zu überlassen.

Nachdem der Aufstand missglückt war und die Demokraten die Macht übernommen hatten, blieben viele verkappte Gegner der Republik übrig, die für die Gestapo und für Franco spionierten. Das Parteienchaos verhinderte eine richtige Überwachung aller verdächtigen Leute. Es herrschte eine sträfliche Sorglosigkeit gegenüber denen, die Beziehungen zum Ausland unterhielten. Dazu arbeiteten Asturien und das Baskenland nicht zusammen, weder bei der politischen Überwachung noch militärisch. Jedes der beiden Gebiete hatte sein eigenes Verteidigungssystem. Das war die Auswirkung der Militärpolitik Largo Caballeros und seiner anarchistischen Freunde. Durch diese Unordnung kam die Tapferkeit der Asturier und Basken nicht richtig zur Wirkung.

Die Faschisten zogen gewaltige Kräfte gegen die Nordprovinzen zusammen, unter anderem 60’000 Italiener. Sie begannen den Angriff am 31. März 1937. Der Generalstab in Valencia musste etwas tun. Er sandte Bombenflugzeuge hinüber. Die Jagdflugzeuge aber hatten einen zu kleinen Aktionsradius, das heisst, die Strecke, die sie fliegen konnten ohne

Benzin nachzufüllen, war zu kurz. Unsere Armee konnte sie nur dann nach den Nordprovinzen schicken, wenn Frankreich erlaubte, dass sie über sein Gebiet flögen und dort nachtankten. Die spanische Regierung wandte sich an die französische. Die war aber nur den Faschisten gegenüber zu Zugeständnissen bereit und lehnte ab.

Die Republik sandte eine Reihe von militärischen Führern im Flugzeug nach dem Norden, unter anderem Nino Nanetti, der später dort gefallen ist. Er, der Vertreter der revolutionären Jugend Italiens, war ein hochgewachsener, lebhafter und noch recht junger Mensch.

Trotz der Schwierigkeiten, die unsere nördlichen Truppen hatten, setzten sie den an Menschen und Material so überlegenen Faschisten durch viele Monate einen zähen Widerstand entgegen. Um ihnen zu helfen und faschistische Truppen aus dem Norden abzuziehen, entwarf Largo Caballeros Stabschef Cabrera den Plan zu einer Offensive an der Front von Madrid. Es gab eine Reihe von Punkten, an denen wir die Faschisten empfindlich treffen konnten, und Vorschläge für solche Angriffe waren von Oberstleutnant Rojo, Miajas tüchtigem Stabschef, gemacht worden. Aber General Cabrera entschied sich für einen frontalen Angriff auf die stärksten Stellungen Francos westlich von Madrid. Gegen sie wurden die besten spanischen Truppen angesetzt. Das sollte zum erstenmal eine Offensive ohne Verwendung Internationaler Brigaden sein.

Man hätte die stark ausgebauten Stellungen der Faschisten durch eine starke Artillerie-Vorbereitung mürbe machen können. Aber es standen uns nur 25 Batterien zur Verfügung, während Mussolinis Truppen in der Schlacht bei Guadalajara schon 75 Batterien gehabt hatten. So konnten die faschistischen Stellungen westlich Madrid nur ganz ungenügend beschossen werden, und dann griffen unsere Spanier an, erreichten aber die gegnerischen Befestigungen nicht.

Wenn schon der Angriff an dieser Stelle ein blutiger Stumpfsinn gewesen war, so verschlimmerte sich die Lage dadurch, dass General Cabrera die Angriffe tagelang fortsetzen liess. Auf diese Weise wurden die Madrider Truppen massenhaft niedergemäht, ohne dass-dadurch irgendetwas erreicht wurde. Die militärischen Führer Madrids, die ihre Truppen zu diesem Unsinn hergeben mussten, waren erbittert: «Da seht hin! Das ist der Stab von Largo Caballero!» schrien sie. «Er lässt die Anarchisten weiter faulenzen und vernichtet auf diese durchsichtige Weise die besten kommunistischen Truppen! Fort mit diesem Gesindel aus dem Generalstab!»

Die Empörung war so gross, dass Largo Caballero zu einer Untersuchung gezwungen wurde, wie nach dem Verlust von Malaga. Aber wie

damals wurden wieder nicht die wahrhaft Schuldigen bestraft, sondern der Offizier, der die Operation unmittelbar befehligt hatte. Diesmal war das der Oberst Azeguray, weil er zu optimistische Berichte nach Valencia gesandt hätte.

Die missglückte Offensive vor Madrid hatte den Hauptzweck gehabt, faschistische Truppen vom Ansturm gegen die Nordprovinzen abzuziehen. Aber davon war nichts erreicht worden. Nicht ein einziges der Nazi-Bombenflugzeuge kam vor Madrid, sondern sie bombardierten weiter die Städte an der Biscaya. Sie zerstörten dort nicht die Industrie, weil in ihr Nazi-Kapital angelegt war, sondern die offenen Städte, unter ihnen Guernica.

Mit diesem Städtchen verbanden sich Traditionen der Basken, die ihnen heilig waren. Auf feinere Gefühle haben aber die Faschisten nie Rücksicht genommen. Die Stadt wurde vollkommen zerstört, obwohl sie militärisch nichts bedeutete.

Wie das Gemetzel von Badajoz im August 1936, so entflammte die Zerstörung von Guernica die Entrüstung der Welt. In allen Ländern, ausser in den faschistischen, schrieb man darüber, und die Maler nahmen sie als Thema für Zeichnungen, Holzschnitte und Bilder. Besondere Berühmtheit erlangte das Fresko von Pablo Picasso, der wie andere spanische Künstler auf Seiten der Republik stand.

Gegen die Schädlinge

21. März bis 20. Mai 1937

Unsere Brigade kam in die vom Kriege noch unberührten Dörfer Ciruelas, Canizar und Heras, die nicht oben auf der kalten Hochfläche lagen, sondern nordwestlich Torija unten in einem leicht gewellten Gelände. Unser Stab legte sich diesmal nicht zu den deutschen Bataillonen, sondern zog mit dem französischen Bataillon Commune de Paris in einen gemeinsamen Ort, um die internationale Brüderlichkeit zu betonen.

Zwei Tage nach unserer Ankunft in den neuen Quartieren fuhren Hans und ich zu dem Bataillon Pasionaria nach Heras, dem einzigen rein spanischen Truppenteil, der nach Beendigung der Schlacht bei uns blieb. Das Wetter war freundlich. Im Dorfe wimmelten die spanischen Soldaten umher. Man rief fröhlich zu einer Versammlung auf dem Dorfplatz.

Aus der Menschenmenge tauchte der lebhafte Bataillonsführer Castro auf und führte uns zu einer Tribüne, von der aus wir die lachende Soldatenmasse überblickten. Er sprach dann als erster, einfach und herzlich. Dabei hatte er Schwung. Nach ihm kam sein Politkommissar und dann Hans. Alle Reden waren auf Freundschaft abgestimmt und wurden von den Soldaten ebenso freundlich aufgenommen.

Nachdem Castro noch etwas gesagt hatte, schloss er mit den Worten: «Weiter nichts!» Diese Redensart war allgemein üblich und gehörte wohl zu den Sitten der spanischen Arbeiterbewegung.

Nun geleitete uns Castro durch die Menge der eng stehenden Soldaten, die uns in einer natürlichen Weise anlächelten. Wir gingen in ein grösseres Haus, in dem Frauen Tische aufgestellt und mit Tüchern bedeckt hatten. Alles war etwas ärmlich, aber es war ein grosses Fest. Die lebhaft sprechenden Offiziere unterschieden sich fast durch nichts von den gewöhnlichen Soldaten, weder im Typ noch in der Uniform.

Castro fasste eine Frau am Arm und zog sie zu uns herüber: «Das ist meine Frau», sagte er energisch. «Sie hat gekocht. Das kann sie!» Sie gab uns lachend die Hand, ebenso lebhaft und vielleicht noch weniger elegant als er.

«Genossen!» sagte Castro mit plötzlich ausbrechendem Feuer. «Ich muss etwas sagen! Bei euch ist Ordnung! Von dem Tage ab, an dem wir zu euch kamen, hat alles geklappt. Wir haben regelmässig das Essen bekommen, was uns vorher noch nie passiert war. Ihr beherrscht – das brauche ich kaum zu sagen – die militärischen Dinge perfekt. Wir möchten bei euch bleiben! Unser ganzes Bataillon! Alle! Gebt uns Ausbilder, und wir versprechen euch, eine Truppe zu werden, die sich mit euren Bataillonen messen kann! Nur etwas: Ihr müsst uns bei den höheren Dienststellen helfen, dass wir bei euch bleiben können!»

«Gut», antwortete Hans. «Wir fahren morgen zum Armeekorps. Und wenn ihr bei uns bleibt, verspreche ich euch zwei Lastautos, eins für die Verpflegung, das andere für Waffen und die anderen Bestände. Ausbilder werden wir euch selbstverständlich schicken, unsere besten Offiziere, die Spanisch können.»

«Bravo!» riefen die Offiziere, die uns umstanden.

«Zum Essen! Zum Essen!» rief die Frau des Bataillonsführers. «Setzt euch! Lasst euch gut schmecken, was wir gemacht haben!»

Wir setzten uns. Es gab eine Suppe, in der Knoblauchzwiebeln schwammen, hinterher Garbanzos mit etwas Fleisch.

«Das ist Burro!» sagten die Offiziere lachend. Burro heisst Maultier. Man behauptete allgemein, die ältesten Maultiere würden für die Armee geschlachtet. Übrigens behauptete man das ohne Bitterkeit.

Bei den Besprechungen der nächsten Tage stellte sich heraus, dass der spanische Generalstab mit unseren Plänen nicht einverstanden war. Er hatte das Bataillon Pasionaria und seinen kleinen energischen Führer auch schon entdeckt. Man wollte das Bataillon zur Stammtruppe einer neuen Brigade machen, die Castro führen sollte. Trotzdem schickten wir schon am nächsten Tag unsere geschicktesten Offiziere zu Pasionaria und halfen bei der Ausbildung, bis uns das Bataillon fortgenommen wurde.

In diesen Tagen erhielten wir Besuch von ausländischen Schriftstellern und Filmleuten, die sich das Schlachtfeld von Guadalajara ansehen wollten. So kam der Amerikaner Ernest Hemingway. Ich nahm ihn in meinem Wagen mit vor nach Trijueque und Brihuega, wo wir auf dem Marktplatz den russischen Schriftsteller Ilja Ehrenburg trafen, der sich ebenfalls gerade herumführen liess. Ein anderes Mal kamen spanische Aktivisten aus Madrid auf einem Lastwagen, um uns eine gestickte Seidenfahne zu überreichen. Das gab in Canizar ein richtiges Fest, bei dem wir den Kindern des Dorfes Schokolade kochten. Sie kamen mit ihren Müttern, sassen dann ernsthaft auf Holzbänken und assen das, was wir für sie hatten backen lassen. Unsere Internationalen, die fast alle durch Konzentrationslager oder wenigstens durch eine Emigration mit ihrer Vereinsamung hindurchgegangen waren, freuten sich über die vielen Kinder. Sie waren gerade das, was sie so lange entbehrt hatten.

Ich fragte die Madrider Arbeiter, ob sie das Schlachtfeld sehen wollten. Sie wollten das brennend gern und pressten sich zu neunt in meinen grossen Wagen.

Vorn im Walde, wo ich sie hinfuhr, lagen die meisten Toten noch unbeerdigt, und an diesem sonnigen Tag stank es sehr. Ich nahm mein ganzes Spanisch zusammen – unterdessen konnte ich schon ziemlich viel – und machte ihnen die Kämpfe klar, nicht nur rein militärisch, sondern ich erzählte ihnen auch von den Nöten, der Kälte und Nässe. Sie hörten ganz still zu. Ich mochte sie gern. Sie waren aufgeschlossener als die oft etwas stumpfen Bauern. Ihre Augen blickten klar. Übrigens waren sie auffallend sauber angezogen.

Als wir nach Canizar zurückkamen, gingen die Kinder gerade mit ihren Müttern nach Hause. Auch die Arbeiter bestiegen bald das Lastauto. Als sie uns die Hände drückten, empfanden wir uns als Brüder und nicht als verschiedene Nationen.

Unsere Aufgabe in den Dörfern war, uns rasch wieder auf die militärische Höhe zu bringen und als Reserve hinter dieser Front zu stehen.

Bei dem langen Liegen in Regen und Schnee hatten unsere Waffen gelitten. Die Gewehre zeigten Rost, und die schlechten Maschinengewehre waren noch schlechter geworden. Auch sonst gab es mancherlei zu tun, was liegen geblieben war.

Mitte März kamen Briefe von den Alkalden einiger Dörfer aus der Gegend von Ciudad Real. Die Bürgermeister baten um Rückerstattung der Löhnung für Milizionäre, die unserer Brigade angehört hatten. Es handelte sich dabei um Ausreisser, die in ihre Dörfer zurückgekehrt waren. Augenscheinlich war den Alkalden und vielleicht auch den Milizionären nicht bewusst, dass sie schwer bestraft werden konnten. Daher wollten wir die Sache nicht scharf behandeln, wandten uns also nicht an die Gerichte, sondern sandten Telegramme an die Alkalden, sie sollten die Leute herschicken. Darauf kamen Ende März auch wirklich etwa zwanzig Mann. Da sie sich alle Handschüsse beigebracht hatten, um sich von der Front zu drücken, sahen wir zunächst keine andere Möglichkeit, als sie bei unserem Gericht einzusperren, sandten aber auch den Brigadearzt hin. Noch am selben Tage kam er erregt zu mir. Wie es schien, wollte er mir Vorwürfe machen: «Die Strafgefangenen sind in einem schlimmen Zustand», sagte er und blickte düster an mir vorbei. «Zum Teil haben sie gar keine Pflege gehabt, zum Teil eine ganz unsachgemässe. Ich möchte vom ärztlichen Standpunkt aus dringend empfehlen, sie sofort in ein Lazarett zu überführen oder doch wenigstens erst einmal freizulassen.»

Er schien das noch weiter begründen zu wollen, aber ich unterbrach ihn: «Einverstanden. Sollen wir einen Teil freilassen oder alle?»

«Wenn es nach mir ginge», erwiderte er zögernd, «alle.»

«Gut, du sollst sie alle frei haben. Das übrige werde ich mit dem Kaderkommissar besprechen und mit Major Cabrera, damit man diese Leute nach ihrer Wiederherstellung möglichst nicht bestraft. Sie haben ja für ihren Unsinn genug Schmerzen zu erleiden. Man wird sie belehren und umerziehen. Wir haben damit schon gute Erfahrungen gemacht. Diese Angelegenheit hängt damit zusammen, dass wir morgen einen spanischen Hauptmann nach der Provinz Ciudad Real schicken, um die übrigen Ausreisser zurückzuholen. – Wie ist übrigens der Gesundheitszustand der Brigade? Ich könnte mir denken, dass es sehr viele Erkältungskrankheiten und Erschöpfungen gibt.»

«Der Zustand ist nicht schlecht. In diesen paar Tagen haben sich alle prächtig erholt. Schlimm ist es nur mit den Geschlechtskrankheiten bei den Spaniern. Das Volk ist sehr schwer verseucht und dazu kommen mittelalterliche Vorstellungen. Viele Milizionäre glauben, man könnte die Geschlechtskrankheit loswerden, wenn man ein Mädchen damit ansteckt.

Damit schenkt man sozusagen die Krankheit dem Mädchen. Daher schlage ich eine Belehrung über diese Dinge und über allgemeine Hygiene vor, aber in einer menschlichen Weise, ohne die Leute zu verängstigen und zu beschimpfen, wie das in der preussischen Armee üblich war.»

Als der Hauptmann aus der Provinz Ciudad Real zurück war, kam er mit Cabrera zu mir. Er hatte eine ziemliche Zahl unserer Ausreisser mitgebracht, ohne Gewalt und mehr oder weniger mit Überredung. In der jungen spanischen Republik liebte man die Gewalt nicht. Man hatte sie seit der Zeit des Diktators Primo de Rivera und der alten Monarchie gründlich satt. Aber unter diesen Umständen war die Rekrutierung doch recht schwierig, besonders in der Provinz Ciudad Real mit ihrer rückständigen Bauernschaft.

Mit der Verbesserung der Schlagkraft der Armee kamen allerhand Veränderungen im Kommando. Zuerst erschien eine neue Persönlichkeit, der polnische General Walter, der mit seinem eigentlichen Namen Karl Swierczewski hiess. Er wurde zuerst unser Divisionskommandeur. Bald aber übernahm er eine andere Division, und Hans trat an seine Stelle. Dadurch wurde das Kommando der Elften Brigade frei, und nun sollte es einem Offizier proletarischer Herkunft gegeben werden. Das sollte Richard Staimer sein. Zur Regelung dieser Angelegenheit war Franz Dahlem aus Valencia gekommen. Er stellte mich vor die Frage, ob ich als Stabschef bei der Brigade bleiben oder als Stabschef der Division zu Hans gehen wollte. Mir kam dieser Zwang, mich zu entscheiden, unangenehm überraschend. Vom Standpunkt des Angenehmen sprach alles dafür, dass ich mit Hans zur Division ging. Ich hatte vorzüglich mit ihm zusammengearbeitet und mochte ihn als offenen und fröhlichen Charakter gern. Stabschef der Division zu werden, war auch ein Aufstieg. Aber ich wusste andererseits, dass es in der Brigade keinen brauchbaren Ersatz für mich gab, und ich hielt es für meine Pflicht, erst einen neuen Stabschef wenigstens etwas heranzubilden. So entschied ich mich, als Stabschef bei Richard zu bleiben.

Rasch stellte sich heraus, dass die Voraussetzungen für diese Entscheidung falsch gewesen waren. Vor allem wurde ich unmittelbar darauf so mit Arbeiten überhäuft, dass ich nicht dazu kam, mich um einen neuen Stabschef zu kümmern.

Noch war die Ernennung von Richard als Führer der Brigade nicht genehmigt, als ein neues spanisches Bataillon mit Namen Triana bei uns ankam. Man hatte uns die vertrauliche Weisung gegeben, dieses Bataillon völlig aufzulösen und seine Offiziere und Mannschaften auf unsere übrigen Bataillone zu verteilen.

Hans sass schon als Divisionskommandeur in Torija. Bisher hatte er alle Verhandlungen mit den Spaniern geführt, weil er dazu keinen Übersetzer brauchte und er auch viel Geschick im Umgang mit fremden Nationen hatte.

Da weder Richard noch der Politkommissar der Brigade auch nur etwas Spanisch konnten, war ich gezwungen, nun alle Verhandlungen in spanischer Sprache zu führen. Dabei ergab es sich aber, dass ich vieles auch gleich endgültig entschied und allein arbeitete.

Das Erste, was mich jetzt interessierte, war, den Grund festzustellen, warum das Bataillon Triana so restlos aufgelöst werden sollte. Noch bevor ich das herausbekommen hatte, kam der Bataillonsführer von Triana zu mir. Es war ein verhältnismässig junger Hauptmann, der mit etwas schlenkernden Gliedern in mein grosses Geschäftszimmer eintrat, in dem rings die Schreiber hinter den Stammrollen sassen und ein dauerndes Kommen und Gehen herrschte.

Ich sah, dass er sehr verlegen und unsicher war und bat ihn in den Nebenraum. Dort sagte ich ihm: «Ich begrüsse dich und dein Bataillon herzlich bei unserer Brigade.»

Überrascht blickte er mich an und sagte: «Wir haben gehört, dass wir aufgeteilt werden sollen. Was soll da aus mir werden?»

«Wir haben Anweisung erhalten, dich auf einen Kurs für Stabsoffiziere zu schicken.»

«Werde ich dann hierher zurückkehren?»

«Das ist Angelegenheit des spanischen Generalstabs. Die Führung unserer Brigade hat darauf keinen Einfluss.»

Er blickte weg, sah mich dann wieder an, wollte etwas sagen. Aber er konnte wohl nicht. Um ihn aus seiner peinlichen Lage zu befreien, fragte ich: «Ihr habt doch einen Politkommissar beim Bataillon?»

«Ja, auch er ist sehr beunruhigt, was aus unserem Bataillon werden soll. Wir sind Andalusier aus Sevilla und durchweg Kommunisten. Wir verstehen nicht.»

Der Brigadeschreiber kam herein und sagte mir leise auf Deutsch: «Eben ist ein Mann aus Madrid eingetroffen, der sofort um eine Unterredung unter vier Augen bittet. Er scheint vom Geheimdienst zu sein.»

Ich erhob mich und sagte dem Hauptmann: «Glaube mir, wir Internationalen werden mit dem Bataillon Triana so verfahren, wie es die spanischen Dienststellen wünschen. Wir werden euch Andalusier als unsere Freunde und Genossen betrachten und alles versuchen, ihnen die Veränderung nicht schwer zu machen.»

Er gab mir die Hand. Ich sah aber an seinem Gesicht, dass er sich tief verletzt fühlte, weil man ihn so abgesetzt hatte. Aber er sagte nichts.

Beim Hinausgehen begegnete er in der Tür dem Madrider, einem kleinen Menschen, der einen Regenmantel bauschig umhatte. Sie betrachteten einander aufmerksam.

Ich schloss die Tür hinter dem neuen Besucher und bat ihn, sich zu setzen. Er zog seine Brieftasche heraus und reichte mir sein Ausweispapier: «Ich bin von der Kommunistischen Partei in Madrid. Eben war ja der Bataillonsführer von Triana bei dir. Hoffentlich hast du ihm nichts versprochen.»

Ich schüttelte den Kopf.

«Gut. Er ist kein schlechter Mensch, aber an der Front hat er versagt. Sein Bataillon ist zurückgegangen und hat dadurch den Faschisten die Front geöffnet.»

«Absichtlich?»

«Natürlich nicht. Das Bataillon besteht sogar aus besonders guten Genossen, die schon lange an der Front sind. Unter den Offizieren befinden sich jedoch verdächtige Elemente. Sie alle sind von ihrer Heimat abgeschnitten, da Sevilla von Franco und dem Trunkenbold Queipo de Llano besetzt ist. Wir möchten nicht, dass sie zusammenbleiben, weil sie in ihrer bisherigen Zusammensetzung versagt haben. Aber ihr sollt auch nicht die Mannschaften für das Versagen ihres Führers bestrafen. Das wird für euch nicht leicht sein, denn die Andalusier hängen sehr aneinander und möchten zusammenbleiben.»

Er blickte mich fragend an. Mir schoss ein Gedanke durch den Kopf: «Gerade das wird vielleicht gehen. Wir haben bei unserer Brigade das Problem der Ausreisser und Selbstverstümmler aus der Provinz Ciudad Real. Die Triana-Leute könnten mit ihrem revolutionären Bewusstsein helfen, unsere schlechten Soldaten zu erziehen.»

«Versuch es!» sagte der Madrider. Ich besprach meinen Plan kurz mit dem Brigadeführer, dem Politkommissar der Brigade und dem von Triana. Das war ein noch ganz junger Mensch, der bei meinen Worten den Kopf schüttelte. Er glaubte, seine Andalusier würden so leicht nicht mitmachen.

Gerade wollten wir uns in den Wagen setzen, um das Bataillon zu begrüssen, als Major Cabrera eilig ankam und mich sofort zu sprechen verlangte. «Ich habe gehört», sagte er mit bösem Blick, «dass Richard Brigadeführer werden soll?»

«Ich kann über eine Angelegenheit, die noch nicht entschieden ist, keine Auskunft geben.»

«Ich weiss es aber! Und ihr habt das unter euch Deutschen ausgemacht. Das ist aber eine Angelegenheit des spanischen Generalstabes. Ich werde alles tun, um zu verhindern, dass er Brigadeführer wird!»

«Weshalb?»

«Der bisherige Brigadeführer Hans sprach nicht nur Spanisch, sondern verstand es auch, mit uns Spaniern umzugehen. Richard aber gibt sich nicht die geringste Mühe zu verbergen, dass er uns verachtet. Denkst du etwa, das fühlen wir nicht, auch wenn wir kein Deutsch verstehen? –

Wenn er Brigadeführer wird, gehe ich fort!»

Man rief mich, alle sässen schon in den Wagen.

«Ich warne dich!» rief mir Cabrera noch nach.

Eilig stieg ich ein und betrachtete die Landschaft, während ich nachdachte. Die Wiesen und Felder begannen nach dem ergiebigen Regen der letzten Zeit grün zu werden. Was wollte Cabrera? Handelte es sich wirklich um Richards politische und nationale Überheblichkeit? Oder steckte etwas anderes dahinter? Cabreras Eintreten für die Ausreisser hing sicher damit zusammen, dass er sich in seinem Wahlkreis eine gute Stimmung schaffen wollte. Aber das hatte doch mit Richard nichts zu tun. Denn der hatte sich noch nie um diese Angelegenheiten gekümmert. Die Zusammenhänge wurden mir nicht klar, aber Cabreras Auftreten sagte mir, dass er uns nicht mochte und uns entgegenarbeiten wollte.

Ich musste mir jetzt meine Worte vor dem Bataillon Triana zurechtlegen. Das war ja meine erste Rede auf Spanisch vor einem grösseren Kreis, und sie war politisch auch noch besonders schwierig. Die Strasse ging in scharfen Kurven hinauf zur Hochebene auf Torija zu. Dann wendeten wir nach links zu dem Dorf Trijueque, das in der Schlacht mehrmals seinen Besitzer gewechselt hatte. Schon von weitem sah ich das Bataillon Triana angetreten. Es sah diszipliniert aus. Als wir ausstiegen und auf das Bataillon zuschritten, fiel mir auf, wie ausserordentlich klein und zierlich die Andalusier waren. Die Offiziere standen vor der Front und grüssten stramm mit der geballten Faust.

Wir stellten uns vor sie. Ich nahm meine Stimme zusammen und rief: «Genossen Andalusier! Wir begrüssen euch als neue Mitglieder der Elften Brigade! Ihr habt vielleicht gehört, wie wir als Internationale vor Madrid kamen, um es mit euch Spaniern zusammen vor dem Faschismus Mussolinis und Hitlers zu schützen. Wir hörten aber auch von euch, von Triana, von der Tradition Sevillas als einer der Städte Spaniens, wo der revolutionäre Geist besonders stark und kühn war! – Nun glaubt ihr, wir wollten euer Bataillon in unsere Brigade aufteilen, damit es verschwindet. Ihr nehmt wohl auch an, unsere Brigade bestünde aus Fremden, deren Sprache ihr nicht versteht. Aber beides trifft nicht zu. Schon seit Langem hat unsere Brigade mehr Spanier in ihren Reihen als Franzosen, Deutsche, Norwegerund alle die anderen.

Um nun von unseren Spaniern zu sprechen: Ein Teil von ihnen ist gut, tapfer und versteht den Sinn unseres Kampfes. Ein anderer Teil aber versteht ihn noch nicht. Es ist für uns Ausländer schwer, diesen rückständigen Leuten zu erklären, weshalb ihr kämpfen müsst. Ihr aber, Andalusier, wisst das! Deshalb brauchen wir euch! Wir wollen euch nicht aufteilen, weil ihr schlecht seid, sondern damit ihr mit eurem guten Geist unsere Brigade durchdringt! Die Elfte Internationale Brigade soll eure Brigade werden, eine Brigade, die in ihrem besten Kern andalusisch wird mit der revolutionären Tradition Trianas!»

Damit brach ich ab.

Wir begrüssten nun einzeln die Offiziere der Kompanien. Unterdessen ging ein Raunen los. Die Politkommissare der Kompanien sprachen zu ihren Leuten. Sie schienen von meiner Idee begeistert zu sein und erklärten meine Worte in einer volkstümlicheren Weise.

Was aber für die Mannschaften annehmbar war, machte bei den Offizieren einige Schwierigkeiten. Mit ihnen und den Politkommissaren hatten wir lange Besprechungen. Auf der einen Seite wollten wir die deutschen, französischen und anderen internationalen Offiziere mit ihrer Kriegserfahrung nicht absetzen. Auf der anderen Seite aber mussten wir sehen, dass die Kommandostellen immer mehr in spanische Hände kamen. Schliesslich lösten wir das Problem so, dass jede Kompanie und jeder Zug zwei Führer bekam, einen spanischen und einen internationalen. An einer Stelle war der Spanier der Befehlende und der andere der Gehilfe. An anderer Stelle war es umgekehrt. Gleichzeitig nahmen wir in unseren Stab noch mehr Spanier herein.

Der andalusische Politkommissar hatte mir einen noch sehr jungen Leutnant mit Namen Bravo besonders empfohlen. «Er ist zwar aktiver Offizier gewesen, hat sich aber mit solcher Begeisterung den Kommunisten angeschlossen, dass wir zu ihm grosses Vertrauen haben. Dazu ist er ungewöhnlich begabt.»

Ich liess mir Bravo kommen und sagte ihm, wir wollten ihn in den Brigadestab nehmen. Er war ein straffer, schlanker Mensch mit dunklem, feinem Gesicht und ernsten Augen von tiefer Schwärze.

«Darf ich eine Bitte aussprechen?» fragte er. «Ich habe einen Freund, der ebenfalls in meinem Alter und Leutnant ist. Kann er mit zum Stabe kommen?»

Wir hatten einen solchen Überfluss an Offizieren, dass sich das leicht machen liess. Ich nahm mir vor, diesen jungen Offizieren des Stabes etwas beizubringen. Aber Richard war krank. Er hatte Magengeschwüre und musste in ein Sanatorium, so dass ich die Brigade führte und gleichzeitig die Stabsarbeit hatte.

Am Vormittag des 13. April besichtigte ich zusammen mit unseren Bataillonsführern die Stellungen der 71. Brigade, für den Fall, dass wir dort einmal abzulösen hätten. Beim Rückweg zu unseren Wagen zog mich ein spanischer Major etwas abseits und fragte leise: «Bei euch ist doch ein ehemaliger sozialistischer Abgeordneter Cabrera?»

«Ja, er ist Chef der Organisationsabteilung unseres Stabes.»

Er hob warnend den Zeigefinger und sagte mir ins Ohr: «Der ist gefährlich! Von ihm wissen wir allerhand. Ich gebe dir den dringenden Rat, ihn loszuwerden. Sonst bekommt ihr grosse Schwierigkeiten!»

Da ich den Major nicht näher kannte und hier auch nicht so viel besprechen konnte, fuhr ich auf dem Rückweg zu Hans Kahle, um ihn zu fragen, was er von diesem Rat dächte. Als ich dabei den Namen des spanischen Majors nannte, zog er die Brauen hoch: «Den kenne ich. Der weiss politisch Bescheid. Ich würde seinen Rat befolgen.»

Als ich nach Canizar in unser Geschäftszimmer kam, liess ich mir den Tagesbefehl zeigen, den ich aufzusetzen pflegte. Er wurde dann ins Spanische und Französische übersetzt und in drei Sprachen herausgegeben. Da ich anfangs die spanische Art des militärischen Schriftverkehrs nicht kannte, hatte ich die deutsche eingeführt. Der Unterschied bestand darin, dass in Spanien jeder Befehl an jedes Bataillon oder sonstige Einheit einzeln auf einem Bogen an den Führer persönlich gerichtet wurde und dabei auch noch Höflichkeitsformeln aus einem uralten Kanzleistil über die Hälfte des Blattes füllten. Ich konnte diesen krausen Unsinn überhaupt nicht verstehen und suchte stets mit einiger Mühe den meist sehr einfachen Inhalt herauszubekommen. Dieses Verfahren bedeutete nicht nur Papierverschwendung, sondern auch die Beschäftigung der Schreiber mit viel zuviel überflüssiger Schreibarbeit.

Demgegenüber waren unsere Befehle nicht an Personen, sondern an Dienststellen gerichtet, ganz ohne Höflichkeitsformeln, und enthielt in einer grossen Anzahl Punkte alles, was die Brigade betraf, auch wenn es die betreffende Dienststelle nichts anging. Obwohl so jeder Truppenführer alles, was vorging, in seiner Sprache erfuhr, verbrauchten wir viel weniger Papier, als uns das spanische Verfahren gekostet hätte.

Ich liess mir stets den Befehl vorlegen und las ihn in allen drei Sprachen durch, weil Fehler vorkamen. So stand neulich, als ich bei der Herausgabe des Befehls nicht da war, zu meinem Erstaunen darin: «Die Toten sind täglich 9 Uhr im Brigade-Geschäftszimmer abzugeben.» Das sollte natürlich heissen, dass die Papiere der Toten abzugeben wären. Gegenüber solchen Fehlern war ich empfindlich, weil ich im Weltkrieg im Schützengraben die Befehle der höheren Stäbe als Witzblatt gelesen und

zusammen mit einem anderen Kompanieführer den weltfremden Unsinn glossiert hatte, der oft darin stand.

Hauptmann Münster brachte mir gleich den Befehl und berichtete: «Major Cabrera hat in den wenigen Stunden deiner Abwesenheit versucht, die spanische Befehlsart einzuführen. Ich habe natürlich abgelehnt, das zu ändern, ohne mit dir zu sprechen. Da hat er wenigstens in die von dir ausgearbeiteten Punkte Änderungen hereingebracht. Du hattest befohlen, dass dieser Punkt hier über die Löhnung nicht bekanntgegeben wird, bevor sich die Base der Internationalen Brigaden in Albacete dazu geäussert hat. Du sagtest mir noch, dass die sofortige Veröffentlichung nur zur Folge haben würde, dass die Zahlmeister zu uns gestürzt kämen, um zu fragen, wie sie das machen sollen. Cabrera aber stellte sich auf den Standpunkt, dass du nicht das Recht hättest, eine Verfügung der spanischen Armeeführung zu unterschlagen. Ich habe den Eindruck, dass Cabrera ein ganz falscher Hund ist und Schaden anrichten möchte.»

Unterdessen hatte ich einen Teil des Befehls in spanischer Sprache gelesen und fragte: «Was soll das hier heissen?»

«Ich verstehe das auch nicht», antwortete der Brigadeschreiber. «Kann ich den Übersetzer rufen?»

Der war schlechter Laune und knurrte: «Diesen Quatsch hat Cabrera hereingebracht. Ich verstehe ihn auch nicht und kam bei der Übersetzung ins Deutsche und Französische in die grösste Verlegenheit.»

«Lass mal Cabrera rufen!» sagte ich dem Hauptmann Münster.

«Ich muss dir noch etwas berichten», antwortete er, «was auch dazu gehört. Wir haben hier mehrere Wachen, die beim Wagenpark und die beim sogenannten Calabozo, dem Arrestlokal. Da ist Cabrera hingegangen und hat die Wachen gegeneinander ausgetauscht. Dabei befahl er, die Gewehre am Ort zu lassen und der neuen Wache zu übergeben. Das gab beinahe eine Revolte. Die Soldaten wollten ihre Gewehre nicht hergeben. Welcher ordentliche Soldat tut das auch? Schliesslich liessen sie aber die Gewehre da. Hinterher stellte sich heraus, dass auf der anderen Wache Gewehre eines anderen Systems waren, so dass die Munition, die sie hatten, nicht passte und sie nicht schiessen konnten.»

Man suchte Cabrera, aber er war fortgefahren. Ich liess in seinem Quartier sagen, er solle nach seiner Rückkunft sofort zu mir kommen. Dann befahl ich, die Wachen wieder so auszutauschen, wie sie vorher gewesen waren.

Erst am folgenden Tage erschien Cabrera. Er versuchte sich damit zu rechtfertigen, dass er behauptete, ich hätte den Befehl des spanischen Kommandos über die Löhnung sabotieren wollen.

«Ach!» rief ich. «Du willst mich zum Saboteur stempeln! Ich aber habe den Eindruck, dass eher du sabotieren willst. Was du machtest, war aber so dumm, dass du dich nur blossgestellt hast. Ich werde dich von deiner Funktion im Brigadestab entheben und gebe dir den Rat, dir eine andere Stelle für deine Wirksamkeit zu suchen!»

«Du kannst mich nicht absetzen!» entgegnete er. «Das kann nur das spanische Kommando.»

«Richtig», entgegnete ich. «Und du wirst sehen, es gibt mir recht.»
«Du sprichst heute recht gut Spanisch», erwiderte er höhnisch. «Ist das immer so, wenn du wütend bist?»

Auf diese Unverschämtheit antwortete ich nicht und wurde auch von Hans unterbrochen, der im Auto ankam und mit mir zusammen die Stellungen der 48. Brigade besichtigen wollte.

Im Vorfahren berichtete ich ihm von dem Vorfall mit Cabrera.

«Soso!» sagte er. «Da haben wir es ja schon. Ich werde die Abberufung Cabreras von euerer Brigade noch heute verfügen. Das ist meine Antwort auf diesen Kerl. Übrigens kann das mit einer schlimmen Sache Zusammenhängen. Ich weiss noch nicht genau Bescheid und kann nicht davon sprechen. Aber ein schwerer politischer Konflikt liegt in der Luft.»

Die Entfernung Cabreras konnte nicht geheim bleiben, aber ich hielt es nicht für richtig, über die Gründe zu sprechen. Es konnte Verbindungen von Cabrera über seine Frau zu den Faschisten geben, und die waren eine Angelegenheit des spanischen Geheimdienstes, in die ich nicht hineinpfuschen durfte. Dazu hatte Cabrera unter den Offizieren Freunde, die mit dem schlechten Bataillon aus Ciudad Real zu uns gekommen waren. Ferner hatte mir der Geheimdienst mitgeteilt, dass sich unter den Offizieren des Bataillons Triana fünf befänden, die des Trotzkismus verdächtig waren. Ich wusste von einer geheimen Zusammenkunft dieser Offiziere vor zwei Tagen. Aber, hatte man mir sagen lassen, ich sollte in diese Untersuchungen nicht eingreifen. Daher unterrichtete ich nur den Kaderkommissar Albert und Hans Kahle, die beide dieselben Nachrichten schon erhalten hatten.

Die Geheimnistuerei schadete unserer Stabsarbeit.

Der Nachfolger Cabreras, ein freundlicher spanischer Hauptmann, wagte zwar nicht zu fragen, was vorgegangen war, aber ich sah, dass er sich vor mir fürchtete. Wahrscheinlich hielt er mich für einen unberechenbaren Menschen, der wohl auch ihm misstraute. Vielleicht auch gab es Gerüchte unter den spanischen Offizieren, die von Freunden Cabreras ausgestreut waren und das Vertrauen zwischen mir und den mehr bürgerlichen unter den Spaniern schädigen sollten.

Am Tage nach der Absetzung Cabreras liess mich Hans nach Torija kommen und teilte mir mit: «In Madrid gibt es schwere Auseinandersetzungen zwischen Kommunisten und Anarchisten. Der Anlass dazu ist hier an dieser Front entstanden. Bei der anarchistischen Vierzehnten Brigade ist ein Offizier zu den Faschisten übergelaufen. Man hat das untersucht, und dabei hat sich der Stabschef dieser Brigade in Widersprüche verwickelt, die darauf deuten, dass er mit dem Übergelaufenen etwas zu tun hatte. Man hat ihn verhaftet. Ich persönlich nehme an, dass es sich bei beiden um richtige Faschisten handelt, die in die anarchistische Organisation eingetreten sind, weil man bei der dortigen Unordnung viel leichter Schädlingsarbeit leisten kann als etwa bei uns. In diesem Falle handelt es sich wahrscheinlich um Spionage. Trotzdem hat sich die anarchistische Gewerkschaftszeitung CNT für den verhafteten Stabschef eingesetzt. Da der General Miaja es sich nicht gefallen lassen will, dass eine unserer Zeitungen für einen Spion eintritt, hat er die Zeitung verboten. Nun bestürmen ihn die Anarchisten, er soll das Verbot wieder aufheben. Er aber gibt nicht nach. Jetzt fürchtet man, dass die Vierzehnte Brigade wegen der Verhaftung ihres Stabschefs Schwierigkeiten macht. So einer Anarchisten-Brigade ist ja zuzutrauen, dass sie plötzlich die Front verlässt und auf Madrid marschiert. Daher soll ich euere Brigade für alle Fälle alarmieren-aber, bitte, heimlich! – Du bist doch ein Meister in geheimgehaltenen Alarmen.»

«Das heisst», erwiderte ich, «die Lastautos bereit haben, die Truppe in den Quartieren halten, etwa mit Vorträgen der Politkommissare?»

«Ja, das ist ein Gedanke. Ausserdem müsst ihr eine Patrouille aussenden, die die Vierzehnte Brigade in einer geschickten Weise überwacht. Hast du einen geeigneten Offizier?»

«Ja, ich werde mit dem jungen Leutnant Bravo sprechen, dem ich aber reinen Wein einschenken müsste. Er könnte etwa einen angeblichen Freund bei der Vierzehnten Brigade suchen und dann die Nacht über dortbleiben.»

Hans war einverstanden. In Canizar zurück, liess ich Bravo rufen.

Als ich ihm meinen Plan auseinandergesetzt hatte, überlegte er mit zusammengezogenen Augenbrauen. «Kann ich nicht meinen Freund mitnehmen?» fragte er. «Ich gehe dann zum Stab der Vierzehnten Brigade und behaupte, wir wären zur Nachbar-Brigade vorgeschickt worden, um für den Fall eines Einsatzes ihre Stellungen kennenzulernen. Es wäre aber zu spät geworden, um nach Canizar zurückzukehren, und ob wir nicht dort übernachten könnten.»

«Gut. Ich lasse euch im Auto bis in die Nähe der Vierzehnten Brigade bringen. Denn das ist recht weit von hier.»

Als die beiden Offiziere am nächsten Tag zurückkamen, berichtete Bravo lachend: «Das ist gutgegangen. Man hat keinen Verdacht gegen uns geschöpft, und wir haben uns die halbe Nacht hindurch sehr freundschaftlich unterhalten. Ich hatte den Eindruck, dass man sich wegen der Verhaftung des Stabschefs nicht sehr aufregt.»

Von allen diesen Vorgängen sagten wir den Bataillonen nichts. Sie brachten ihre Uniformen wieder in Ordnung, putzten die Gewehre und machten Gelände-Übungen. Nun bereiteten sie sich auf eine Parade in Torija vor, die für den 20. April angesetzt war. Dabei wollten wir einmal zeigen, dass wir nicht nur zu kämpfen, sondern auch so aufzutreten verstanden, wie es eine Armee im Frieden tut. Diese Parade konnten wir nicht nach dem deutschen Exerzier-Reglement abhalten, sondern ich liess mich von Bravo beraten, wie man das in Spanien machte, übte dann zusammen mit ihm die spanischen Kommando-Worte und befahl unseren Bataillonsführern, ebenfalls das Nötige zu lernen, was ihnen wahrscheinlich viel saurer wurde als mir.

Bei dieser Gelegenheit erwarteten wir auch ausländische Gäste und wollten nebenbei dem Bataillon Edgar André feierlich die Brigadefahne überreichen, die es von nun ab tragen sollte.

Der Tag war günstig, nicht zu heiss und doch hell. Unser Stab fuhr in mehreren Wagen von Canizar nach Torija hinauf. Alle trugen wir französische Stahlhelme.

Die Parade sollte mit einem Vorbeimarsch der Bataillone beginnen. Wir stellten uns auf einer runden, erhöhten Tenne auf. Dorthin wurden auch die Vertreter der höheren Stäbe geleitet, mit denen zusammen zwei Russen von Sojuskino mit ihren Film-Apparaten kamen. Die Bataillone marschierten auf einem Feldweg in Marschkolonne an. Jedes hatte seine Fahnen, die ihnen zum Teil von Organisationen der Volksfront geschenkt worden waren. Es war nett anzusehen, wie sie mit ihren wehenden hellen Fahnen ankamen.

Dann marschierte die Brigade auf dem Platz von Torija zu dichten Formationen auf. Nun füllte sie gut ausgerichtet den Platz von der Burgruine bis zu den schon historisch gewordenen Stabsquartieren der Truppen während der Schlacht bei Guadalajara. Auch die Gäste begaben sich dorthin. Jetzt gab es eine Verzögerung. Pietro Nenni, der Führer der italienischen Sozialistischen Partei, wurde erwartet und auch General Julius Deutsch. Die beiden sollten Grüsse von der Zweiten und von der Gewerkschafts-Internationale überbringen. Ein Offizier erwartete sie am Eingang der Stadt, um sie herzuleiten. Aber niemand kam.

Als wir lange gewartet hatten, schlug ich Oberst Perea, dem Führer unseres Armeekorps, vor, trotzdem zu beginnen.

Ich liess die Brigade stillstehen und das Gewehr übernehmen. Dann kam stramm der Leutnant Bravo auf mich los, hob die Faust zum Gruss und meldete, dass die Fahne zur Übergabe zur Stelle wäre. Ebenso stramm hob ich die Faust zum Gegengruss.

Der Kameramann von Sojuskino riss den Oberst Perea fast um, so eilig hatte er es, das zu filmen. Aber er kam zu spät. «Wunderbar!» rief er. «Was ist das für ein prachtvoller Bursche, dieser junge Offizier! Das muss ich in der Sowjetunion zeigen! Bitte, lassen Sie doch noch einmal die Gewehrgriffe machen! Und noch einmal die Zeremonie dieser Meldung! Und dann, – ist es nicht möglich, auch das Übrige zu wiederholen?»

«Das ist völlig gegen die Sitten einer Parade!» antwortete ich. «Aber ich will anfragen, ob es gestattet wird.»

Weder der Führer des Armeekorps noch sonst jemand hatte etwas dagegen einzuwenden, dass die Parade in eine Aufführung für Sojuskino verwandelt wurde. Ich liess also das Gewehr wieder ab und wieder übernehmen, liess den Leutnant noch einmal melden. Dann übergab Richard die Fahne zweimal dem Bataillon Edgar André. Dadurch mussten unsere Soldaten sehr lange stillstehen. Aber ihre Gesichter sahen so aus, als machte es ihnen Spass, gefilmt zu werden.

Nun gab ich den Befehl zum Abmarsch der Bataillone in ihre Quartierdörfer. Auch das war gut eingeübt. Unsere deutschsprechenden Bataillonsführer gaben leidliche Kommandos auf Spanisch ab.

Die Offiziere der höheren Stäbe beglückwünschten uns zu der guten Disziplin und fuhren ab. Der Platz hatte sich geleert, als ein Auto ankam und aus ihm Pietro Nenni und General Deutsch stiegen.

Was tun?

Nach einem Augenblick der Starrheit bat ich sie, in ihren Wagen wieder einzusteigen und meinem zu folgen. Rasch fuhren wir einen Nebenweg hinaus und wirklich gelang es uns, noch ein Bataillon auf seinem Rückweg zu überholen. Es war Thälmann. Ich hielt es an, so dass die beiden Abgesandten der Sozialdemokratie ihre Rede noch halten konnten. Auch Sojuskino war wieder da und filmte auch das und später den Abmarsch des Bataillons mit seinen drei Fahnen gegen die untergehende Sonne.

Zwei Tage später gab es ein grosses Abendessen beim Divisionsstab in Torija. Erst wenige Tage vorher hatte Hans nebenbei gesagt: «Ich habe bald meinen Geburtstag.»

«Du auch?» fragte ich, und so stellten wir fest, dass wir am selben Tage Geburtstag hatten. Und den feierten wir nun zusammen.

Von Madrid waren zwei Schriftstellerinnen gekommen. Die eine, eine mächtige Frau mit grossen pechschwarzen Augen, kam durch den Speisesaal, in dem wir uns versammelten, ernst auf mich zugeschritten, in der Hand eine Bronzestatuette eines unglaublich dürren Don Quijote. Den drückte sie mir in die Hand und sagte dazu mit Nachdruck: «Das bist du! Genau so siehst du aus.»

Hans stand an der Seite und blickte mich lächelnd an. Etwas später sagte er mir: «Du sahst genau so aus, als ob sie dir einen Heiratsantrag gemacht hätte. In einer Ehe würde ich mich aber vor ihr fürchten. Sie könnte einen in irgendeiner Begeisterung aus Versehen erwürgen.»

«Du wirst lachen», antwortete ich. «Aber gerade die nehme ich mir als Tischdame. Sie gefällt mir. – Aber was schreibt sie wohl?»

«Such dir ein anderes Gesprächsthema aus! Sonst musst du noch ihre Werke lesen.»

Es stellte sich nicht als nötig heraus, sie zu unterhalten, sondern sie überfiel mich sofort mit der Frage: «Wieso warst du eigentlich bisher noch deutscher Staatsbürger?»

Ich blickte sie wohl ausgesprochen dumm an, denn sie fuhr fort: «Ja, du musst es wohl gewesen sein. Sonst hätte dich Hitler nicht vor ein paar Tagen ausbürgern können. In der Zeitung stand die ganze Liste der Ausgebürgerten.»

«Ja, siehst du», antwortete ich, «da hat Hitler ausnahmsweise einmal eingesehen, was sich gehört. Denn schliesslich kämpfe ich ja gegen ihn.»

«Und doch», rief Hans von der anderen Tischseite, «hat er es auch wieder falsch gemacht! Denn es ist ja bekannt, dass die Nazis ihren Verbündeten Mussolini wegen der Niederlage seiner Truppen bei Guadalajara verhöhnen. Diese Niederlage kam ihnen vielleicht ganz gelegen, weil sie ihnen die Möglichkeit gab, mit ihrer militärischen Übermacht aufzutrumpfen. Hitler hätte dich also nicht ausbürgern, sondern dir einen Orden dafür verleihen sollen, dass du mithalfst, seinen lieben Bundesgenossen zu schlagen!»

«Sie scherzen, meine Herren!» sagte da eine laute Stimme hinter mir auf Deutsch. Ich wandte mich um. Da war es ein englischer Journalist.

Als man ihm einen Stuhl eingeschoben hatte, fuhr er fort: «Sie wissen wohl nicht, wie recht Sie haben. Ich erfahre aus Moskau, dass dort Mitglieder der Nazi-Botschaft im internen Gespräch den Ausgang der Schlacht bei Guadalajara als ihren Sieg bezeichnen. ‚Natürlich', hat einer

von ihnen gesagt, ‚konnten die italienischen Truppen nur von einem deutschen Generalstabsoffizier geschlagen werden, und das war Ludwig Renn. Der hat ja auch Madrid vorm Untergang gerettet!»‘

«Etwas zuviel der Ehre», entgegnete ich. «Bei der Rettung von Madrid war ich nur ein Schräubchen. Gerettet wurde Madrid vom spanischen Fünften Regiment.»

In dieser Zeit fand eine Umgruppierung der Internationalen Brigaden statt. So wurde die Dreizehnte Brigade überwiegend slawisch und die Vierzehnte französisch-belgisch. Dazu nahm man uns das Bataillon Commune de Paris ab und sandte es zur Vierzehnten Brigade hinüber. Dadurch wurde unsere Brigade, soweit sie aus Internationalen bestand, zu einer deutsch-österreichischen Brigade mit Skandinaviern, Holländern und Schweizern.

Bevor das französische Bataillon uns verliess, hatte ich mit seinem Führer, dem Major Sagnier, eine Besprechung. Es musste vor allem geklärt werden, welche Waffen und Lastautos er mitnehmen sollte. Da die Vierzehnte Brigade bedeutend mehr Lastwagen hatte als wir, einigten wir uns dahin, dass er von seinen acht Lastwagen vier behielt und die übrigen vier von seinem neuen Unterkunftsort zurücksandte. Wir verabschiedeten uns von unseren französischen Freunden mit einem Essen, das wir den Offizieren und Politkommissaren in Canizar gaben.

An Stelle des französischen Bataillons trat nun ein neues Bataillon, das als deutsch bezeichnet wurde, aber ebenso wie Edgar André und Thälmann hauptsächlich aus Spaniern bestand. Es erhielt den Namen Hans Beimler.

Nach dieser Umformierung wartete ich auf die Rückkehr der vier Lastwagen, die wir dem Beimler-Bataillon geben wollten. Als etliche Tage vergangen waren, ohne dass ein Wagen zurückkam, schrieb ich an die Vierzehnte Brigade und bekam die Antwort, die Lastwagen wären sofort zurückgesandt worden. Nun wurde mir die Angelegenheit verdächtig, und ich sandte einen politisch zuverlässigen Offizier hinüber, um die genauen Umstände des Zurücksendens festzustellen, vor allem auch, wer die Fahrer gewesen waren.

Der Offizier berichtete mir bei seiner Rückkunft, Major Sagnier hätte ihm gesagt, er vermute, der Leutnant Dugnol stecke dahinter, unser Trainoffizier, von dessen Aufenthaltsort wir noch immer nichts wussten.

Ich konnte den Fall an diesem Tage nicht weiter untersuchen, weil ich nach Pozorubio bei Albacete eingeladen war, um an der Offiziersschule

der Interbrigaden einen Vortrag über die Schlacht bei Guadalajara zu halten. Ich gab also der Polizei den Auftrag, den Leutnant Dugnol zu überwachen, falls er auftauchen sollte. Dann fuhr ich ab.

Mein neuer Wagen war ein riesiger Cadillac, den ich nicht gern benutzte, weil er zu viel Benzin frass. So wurde uns auch mitten auf dem Wege das Benzin knapp, und ich musste sehen, in einem Dorfe etwas zu bekommen. Wir fuhren also eine Landstrasse entlang auf eine Ortschaft zu. Am ersten Hause stieg ich aus. Auf einem frühlingsgrünen Hügel stand eine Gruppe Kinder und betrachtete uns. Dann kamen sie fröhlich heruntergerannt, hoben die Faust und schrien: «Salud!»

Ich grüsste ebenso wieder, und wir betrachteten einander voll guter Laune. Das sollte jemand sehen, dachte ich, der der Propaganda glaubt, wir würden das Volk unterdrücken! Diese Kinder spiegeln das wider, was die Erwachsenen zu Hause über uns sagen!

Während ich das dachte, fiel mir auch ein, dass ich keine Waffe bei mir hatte, nicht einmal eine Pistole. Auch der Fahrer war unbewaffnet. Man dachte eben nicht daran, dass einem unter diesem Volke etwas geschehen könnte.

Wir bekamen wirklich Benzin. Ich übernachtete in Albacete, wo ich Wilhelm Zaisser traf, der unter dem Namen General Gomez die Dreizehnte Internationale Brigade unten in Andalusien befehligte. Am Morgen fuhr ich in das Waldgelände von Pozorubio zu der Offiziersschule. Die Klassen sassen im Schatten von Bäumen an Tischen beim Unterricht. Die Deutschen brachen sofort ihre bisherige Beschäftigung ab, um meinen Vortrag anzuhören. Dazu hatte ich mir mit Buntstift und Pinsel grosse Zeichnungen der einzelnen Phasen der Schlacht gemalt und erklärte, wie wir von der Jarama-Front nach Guadalajara hinübergeworfen wurden, wie die Italiener zwei unserer Bataillone über den Haufen warfen und wie wir die Faschisten schliesslich in die Flucht schlugen.

Als ich geendet hatte, kam ein Engländer zu mir und bat mich, denselben Vortrag auf Englisch zu wiederholen. Noch nie hatte ich auf Englisch eine Rede gehalten und wandte ein, ich beherrschte die militärischen Fachausdrücke nur auf Deutsch und Spanisch.

«Tut nichts», antwortete er. «Wir haben einen amerikanischen Juden dabei, der dir aushelfen wird.»

Diese Klasse bestand aus Engländern und Amerikanern, unter denen sich auch ein Schwarzer befand, der mir durch die ungeteilte Aufmerksamkeit auffiel, mit der er zuhörte.

Dann assen wir im Freien. Ich sass neben dem Schulleiter der Deutschen. Bevor noch die Suppe gekommen war, sagte er: «Deine Ausfüh-

rungen waren für uns sehr wichtig. Denn wir haben hier eine schwere Diskussion. Wir Lehrer versuchen, den Offizieren beizubringen, dass sie ihre Truppe in die Tiefe staffeln müssen. Aber sie halten das für gefährlich, weil dann der Soldat gleich an die Möglichkeit dächte, dass die erste Linie aufgegeben werden kann.»

«Diesen selben Unsinn», erwiderte ich, «behaupteten die Generale der deutschen Armee 1914 und zum Teil noch 1915. Ich dachte, dieses Vorurteil wäre bei den deutschen Freiwilligen überwunden.»

«Nein, gar nicht. Aber weil du die Tiefenstaffelung als Selbstverständlichkeit hingestellt hast und man dir natürlich als Stabschef der Elften Brigade glaubt, ist das für uns eine grosse Hilfe.»

Am Morgen nach meiner Rückkehr nach Canizar meldete man mir, dass Dugnol versucht hatte, spanische Fahrer des Bataillons Edgar André zu überreden, vom Bataillon fortzugehen. Er hatte versprochen, ihnen weiter Essen zu geben und auch die Löhnung zu zahlen. Daraus schloss ich, dass er entweder von Schädlingen in den höheren Stäben oder vom Zweiten Büro, dem französischen Geheimdienst, das Geld dazu erhielt. Zunächst wollte ich aber noch nicht zuschlagen, sondern teilte dem Intendanten, Major Dupre, die Vorgänge mit.

Am folgenden Tage feierten wir im Dorfe mit der ganzen Bevölkerung den 1. Mai. Während des festlichen Trubels erschien der Intendant und berichtete, dass Dugnol für internationale Freiwillige Pässe nach Frankreich besorgte. Damit wurde seine Verbindung mit dem französischen Geheimdienst noch wahrscheinlicher.

Am 2. Mai kam Dugnol zu mir. Ohne abzuwarten, was er mir sagen würde, forderte ich: «Wann gibst du endlich deine Adresse an!»

«Ich unterstehe nicht der Brigade, sondern dem Armeekorps», antwortete er, ohne Aufregung zu zeigen.

«Das mag sein, und doch unterstehst du in gewissen Dingen auch uns. Denn du tust bei uns Dienst und bist auf jeden Fall verpflichtet, deine Adresse anzugeben.»

«Weshalb?»

«Weshalb willst du sie denn nicht angeben? Ein anständiger Mensch kann doch sagen, wo er wohnt.»

«Du hast Misstrauen gegen mich?»

«Bei deinem Benehmen, ja!»

«Da bleibt mir nichts anderes übrig, als darum zu bitten, dass ich zur Disposition gestellt werde.»

«Einverstanden. Das bedeutet aber, dass du dich jeder Tätigkeit bei unserem Wagenpark enthältst.» Ich stand auf und entliess ihn kalt.

Natürlich ging es auf Dauer nicht, dass dieser Kerl frei herumlief. Aber ich konnte nicht mehr tun, als solche Fälle den spanischen Überwachungsstellen mitzuteilen.

Nach der Veränderung im Kommando der Elften Brigade kam nun auch noch eine im Politkommissariat, das übrigens jetzt Kriegskommissariat genannt wurde. Der neue Kriegskommissar der Brigade hiess Heinrich Rau, und ihm war auch ein Spanier zugeteilt, den wir als seinen spanischen Adjutanten bezeichneten. Da Rau die Sprache noch nicht konnte, musste ich in allen vertraulichen Angelegenheiten zwischen den beiden übersetzen. An diesem Tag erschien ein Agent des Geheimdienstes der Armee, des sogenannten Zweiten Büros, bei mir und bat mich, seinen Bruder, der bei unserer Post arbeitete, für andere Arbeiten freizustellen. Ich sagte das zu und sandte nach dem Bruder.

Etwa zwei Stunden später kam der Adjutant des Kriegskommissars herein und verlangte in sichtbarer Erregung eine sofortige Besprechung unter vier Augen. Wir gingen in unseren Speisesaal.

«Da wartet doch», sagte er heftig, «ein Agent des Zweiten Büros der Armee auf seinen Bruder, der bei unserer Post ist. Dieser Bruder darf unter keinen Umständen fort! Er ist Anarchist!»

Ich dachte: Dieser Politadjutant ist wohl ein überradikaler Kommunist? und sagte lächelnd: «Aber Anarchist zu sein ist doch noch kein Grund, einen Menschen als Schweinehund zu betrachten. Auch die Anarchisten gehören zur Volksfront.»

«Ich kann dir nicht alles sagen!» erwiderte er schroff.

«Dann muss ich dich wenigstens bitten, mir zu sagen, wie ich das jetzt machen soll. Darf ich dem Agenten des Zweiten Büros mitteilen, dass du verboten hast, seinen Bruder von der Brigade zu entlassen?»

«Sag ihm: Das Kriegskommissariat ist nicht einverstanden. Dann muss er sich an uns wenden, was er nicht tun wird. Er hat Grund dazu.»

An diesem Vorfall erkannte ich, dass in unserer Brigade noch mehr geheimnisvolle Dinge vorgingen, als ich schon wusste.

Zwei Tage später besichtigte Korpskommandeur Perea unsere Brigade. Dass wir gut exerzieren konnten, wusste er schon von der Parade in Torija. Nun führten wir die drei Bataillone jedes in einer Gefechtsaufgabe vor. Dabei griff das Bataillon Thälmann mit Unterstützung von Panzern einen tief gestaffelten Verteidiger an und machte seine Sache unter dem Major Raab sehr gut. Dagegen war beim Bataillon Edgar André einiges nicht so, wie ich es erwartet hatte. Hinterher erfuhr ich, dass ein Grund dafür ein Streit zwischen den deutschen und spanischen Offizieren gewe-

sen war. Dieser Streit war aber augenscheinlich nicht aus einer plötzlichen Verärgerung entstanden, sondern da gab es schon vorher Spannungen. Worin sie bestanden, wusste auch der Politkommissar des Bataillons nicht. Es schien aber so, dass seit dem Abgang Cabreras aus der Brigade dessen Freunde Missstimmung zu machen versuchten. Heinrich Rau sagte mir, da wäre wohl eine trotzkistische Gruppe am Werk.

Am 6. Mai, dem nächsten Tage, kamen ernste Nachrichten aus Katalonien. In Barcelona sollte es zu Strassenkämpfen gekommen sein. Das wunderte mich nicht so sehr, weil ich die Heimatkrieger dort kannte. Sie droschen anarchistische Phrasen, die nicht radikal genug sein konnten, hielten aber gleichzeitig Waffen, die an der Front dringend gebraucht wurden, im Hinterland zurück.

Am folgenden Tag war mein Fahrer fort, ein ältlicher Franzose, und mit ihm drei andere. Mein Wagen stand da, wenn auch kaputt. Es bestand kein Verdacht einer absichtlichen Beschädigung. Am nächsten Mittag brachte man meinen Fahrer an. Die Spanier hatten ihn aufgegriffen. Er stand mit gesenktem Kopfe vor mir und sah ratlos aus. Ich übergab diesen Fall dem Kaderkommissar, der ihn als weniger gefährlich betrachtete. Wir verhafteten zwei weitere Fahrer, die unabhängig von ihm ausreissen wollten. Hier hatte vermutlich überall Dugnol seine Hand im Spiele, von dem wir noch immer nicht wussten, wo er sich aufhielt. Er hatte es nach unserer Besprechung vermieden, sich zu zeigen.

Zwei Tage später kamen nach Dunkelwerden zwei Abwehrleute des Armeekorps zu mir und zeigten grosses Interesse für die Vorgänge bei unserem Autopark.

«Ihr habt vorgestern zwei Fahrer verhaftet», sagte einer. «Diese Sache hängt mit einem spanischen Leutnant zusammen, den wir wegen Spionage festgesetzt haben. Hier habe ich die Liste der Verdächtigen. Sieh sie dir einmal an!» Ich fand da gleich den Namen Cabrera und fragte: «Ist Major Cabrera jetzt so verdächtig, dass ihr ihn auf dieser Liste habt? Wo befindet er sich?»

«Das wissen wir auch nicht. Wir suchen ihn. Seine Frau ist endgültig als gefährliche Faschistin entlarvt.»

«Wie denkt ihr über den Leutnant Dugnol? Darf ich ihn festnehmen, wenn es mir notwendig erscheint?»

«Ja. Das wäre sogar besser. Aber wir möchten ihn nicht gern beim Kommando des Korps festsetzen, zu dem wir selbst gehören: Er hat da seine Freunde, die ihm zur Flucht verhelfen könnten.»

«Dann erscheint es mir angebracht, ihn nur bei einem besonderen Anlass festzunehmen.»

«Ja, das wäre besser. Aber du musst sehen, dass es jetzt hart auf hart geht. In Barcelona haben die Trotzkisten und ein Teil der Anarchisten einen regelrechten Aufstand gegen die republikanische Regierung gemacht. Der ist ihnen missglückt. – Was die Schädlingsarbeit bei eurer Brigade anbetrifft, so haben wir noch nicht die Beweise, vermuten aber, dass sie mit diesem Aufstand zusammenhängt. Man darf über diese Dinge nicht offen sprechen, weil ausländische Mächte mit im Spiel sind, die Spanien gar zu gern den Faschisten ausliefern wollen, um Hitler einen Gefallen zu tun, und natürlich aus Hass gegen die Sowjetunion. – Ich glaube, dass Cabrera, Dugnol und andere, zum Teil in ziemlich hohen militärischen Stellungen, Agenten sind, die den Aufstand von Barcelona mit Sabotage an anderen Fronten unterstützen sollten – wahrscheinlich im französisch-englischen Auftrag.»

«Also steht vermutlich Leon Blum mit hinter diesen Dingen?»

«Hattest du das bezweifelt?»

«Ich hatte nicht gedacht, dass er so tief gefallen sein könnte.»

Als die beiden Abwehrleute fort waren, fand ich die Nacht so schön, dass ich noch ein wenig aus dem Dorf hinausging. Der Himmel war voller Sterne. Mich beschäftigten die Dinge sehr. Dugnol war übrigens im Dorf, wie mir die Polizei mitgeteilt hatte. Er besass ein Auto. Durfte ich es zulassen, dass er weiter unkontrolliert überall hinfuhr? – Er hatte am 2. Mai ein Schriftstück aufgesetzt, in dem er um seine Versetzung bat. Das hatte er mir heute, nach acht Tagen, noch nicht eingereicht. Vielleicht waren seine Auftraggeber nicht einverstanden, dass er von uns fortging. Hier konnte ich ihn wohl packen. Allerdings war mir noch nicht ganz klar, wie ich das einfädeln könnte.

Unterdessen kehrte ich durch die laue Nacht zurück. Seit Richard wieder im Sanatorium war, schlief ich nicht mehr im heissen Alkoven des Stabshauses, sondern hatte mir ein Zelt dicht ausserhalb des Dorfs aufstellen lassen. Davor traf ich den Führer unseres Wagenparks. Ich blickte mir erst den Posten an, der vor dem Zelt stand. Es war ein Spanier. Dann sagte ich auf Deutsch: «Morgen nimmst du dem gewissen Leutnant mit dem französischen Namen sein Auto ab, gleich früh!»

«Das gehört aber nicht der Brigade», antwortete er. «Das weiss ich. Du berufst dich auf meinen Befehl. Ich verantworte das.»

Am Morgen erschien Dugnol vor meinem Zelt und protestierte gegen die Beschlagnahme seines Wagens. «Weshalb», fragte ich, «hast du dein Gesuch um Versetzung von der Brigade noch immer nicht unterschrieben?»

Er blickte zu Boden und schwieg.

«Siehst du», sagte ich, «in dem Augenblick, wo du das Gesuch unterschreibst, erhältst du den Wagen zurück.»

Plötzlich hob er den Kopf: «Ich muss nach Madrid!»

«Ich verweigere dir die Erlaubnis.»

«Dann werde ich mich über dich beschweren!»

«Das ist dein Recht.»

Er ging fort. Einige Stunden später erschien der Intendant, Major Dupre, im Geschäftszimmer und teilte mir mit, dass Dugnol heute in der Intendantur in Guadalajara erschienen wäre.

«Um welche Zeit war das?»

«Heute ganz früh.»

«Dann war er also dort, bevor ich ihm den Wagen abnahm. Hat er bei euch etwas Besonderes getan?»

«Ich hatte einen zuverlässigen Mann beauftragt, bei Dugnol um Papiere für die Rückkehr nach Frankreich zu bitten. Diesem Mann hat Dugnol heute gesagt, die Papiere wären in drei Tagen da, aber er könnte die nötigen Schritte dazu nicht unternehmen, weil er sich beobachtet fühlte. Dabei gab er meinem Vertrauensmann diesen Zettel hier mit der Adresse, bei der sich mein Mann die Papiere holen könnte.»

«Das ist ja ein gutes Zusammentreffen!» sagte ich. «Nun muss er denken, dass ich ihm den Wagen wegen dieser Adresse abgenommen habe und dass mein Überwachungsapparat sehr rasch funktioniert. – Ich werde jetzt den Hauptmann Louis nach Madrid schicken. Er soll sich bei den Überwachungsstellen danach erkundigen, was zu tun ist. Vermutlich wird man deinen Vertrauensmann zu der Adresse hinschicken, die hier angegeben ist.»

Ich besprach das dann mit Louis und liess durch die Polizei das Quartier überwachen, in dem Dugnol mit den Fahrern schlief.

Am nächsten Tage gab es in Torija ein Musikfest, bei dem zwei Kapellen spielten und auch der Chor des Thälmann-Bataillons teils deutsche, teils spanische Volkslieder sang. Als ich zurückkam, meldete mir einer der Polizisten, dass Dugnol trotz meines Verbotes mit dem spanischen Trainführer zusammen in Madrid gewesen war. Jetzt hatten sie die Absicht, erneut dorthin zu fahren. Ich vermutete, dass er nun von seinen Auftraggebern den Befehl erhalten hatte, endgültig aus unserer gefährlichen Nähe auszureissen und sich der Aufdeckung dieser Angelegenheit zu entziehen. Daher beschloss ich, ohne Auftrag zuzuschlagen, und liess Leutnant Dugnol und auch den spanischen Trainführer verhaften.

Etwas später meldete man mir, Dugnol hätte sich beschwert, als Offizier in einem solchen Schweinestall eingesperrt zu werden.

Unser Arrestlokal war wirklich scheusslich. Ich antwortete: «Wenn ich ein besseres Lokal hätte, so wäre er dort eingesperrt worden.»

Gegen Mittag fuhr ich nach Torija zu Hans Kahle und berichtete ihm von meiner etwas selbstherrlichen Verhaftung eines Mitgliedes des Stabs des Armeekorps.

«Wenn seine Angabe überhaupt stimmt, dass er dazu gehört!» erwiderte Hans. «Auf jeden Fall decke ich dich, denn die Verhaftung ist erfolgt, um einer Verschleierung der Angelegenheit vorzubeugen.»

Die nächsten Tage vergingen mit Vernehmungen. Da hatte ein spanischer Hauptmann zusammen mit einem Brigada, das heisst einer Art Feldwebel, versucht, mit Leutnant Dugnol zu sprechen. Gerade als ich den Hauptmann zu Protokoll vernahm, erschienen zwei Geheimpolizisten, die sich als Milicias de Vigilancia de la Retaguardia auswiesen, als Überwachungsmilizen der Etappe. Sie interessierten sich sofort für den Fall und übernahmen die weitere Vernehmung. Der Brigada hatte vom Kriegskommissar ohne mich zu fragen leider Urlaub nach Madrid erhalten. Ich hätte ihn nicht genehmigt, weil dieser Brigada erst neulich wegen Urlaubsüberschreitung acht Tage Arrest abgesessen hatte. Mir war auch bekannt, dass er zu Cabreras Leuten gehörte und seine guten Sprachkenntnisse zu gegnerischer Propaganda ausnutzte.

Während der Vernehmungen kam der ehemalige Küchenjunge Antonio Poveda herein. Er sah jetzt gut aus. Denn er war zur rechten Hand des Hauptmanns Louis geworden, und der hatte ihm eine gute Uniform verschafft. Antonio näherte sich mir von der Seite und steckte mir unauffällig ein eng zusammengefaltetes Papier in die Hand. Ich erhob mich und las es draussen. Es war vom Intendanten Dupré und lautete: «Mein Vertrauensmann hat die Adresse in Madrid angelaufen, die ihm Leutnant Dugnol gab, er hat die Papiere nach Frankreich erhalten. Sie sind vom französischen Konsulat unterschrieben. Der Mann, den mein Mann anlief, ist Mitglied der Elften Brigade.»

Diese Nachricht übersetzte ich der Geheimpolizei, die nun auch diesen Verbindungsmann in Madrid festnehmen konnte.

Als die zwei fortgegangen waren, bat mich ein spanischer Leutnant etwas verlegen um ein privates Wort. Er war jung und machte einen angenehmen Eindruck. Seine Mütze drehend, sagte er: «Ich habe mich mit einem Mädchen hier in Canizar verlobt und möchte sie heiraten. Der Brigadeführer kann mich nach spanischen Gesetzen trauen.»

Ich liess die Vorschriften durchsehen und fand, dass ich das wirklich tun konnte. Daher bestellte ich das Paar für den nächsten Tag. Denn ich

wollte die Trauung nicht so ganz formlos vollziehen. Ich liess also den Speisesaal des Stabes mit Grün und Blumen schmücken, die Leutnant Bravo und sein Freund vom Felde holten. Dann legte ich mir eine Trauformel zurecht. Denn niemand konnte mir sagen, nach welcher Formel man in Spanien die Trauung vollzog. Es sollte feierlich und doch nicht pastoral sein.

Zu Mittag, als die Offiziere alle zum Essen versammelt waren, erschien der Leutnant mit seiner Braut, die sich wohl ihre besten Sachen angezogen hatte, nichts Grossartiges. Sie war auch nicht besonders schön, sondern von der Sachlichkeit der kastilischen Bäuerinnen.

Ich hatte mir meine gute Uniform angezogen, ging ihnen entgegen und sagte: «Bevor ihr euch die Hand zur Vereinigung reicht, erhebt die Faust und gelobt gemeinsamen Kampf für die Sache des spanischen Volkes!»

Das taten sie mit natürlichem Anstand. Nun mussten sie ein Protokoll unterschreiben, das mir der Übersetzer zureichte, der mit den Augenwinkeln zuckte, weil er mich als Priester sehr komisch fand.

In diesen Tagen erschien noch ein zweites Paar zur Trauung. Das waren eine schon etwas ältliche deutsche Krankenpflegerin, die nur aus Haut und Knochen bestand, und ein Deutscher, der mit ihr an Dürre wetteiferte. Beide sahen ungefähr so aus, als ob sie eben erst aus einem Konzentrationslager entlassen wären. Auch ihnen hielt ich eine kleine Rede. Aber sie wurde anders, als ich sie mir gedacht hatte. Denn mich packte plötzlich eine Begeisterung. Diese beiden Menschen hatten einen Blick miteinander gewechselt, bei dem sie ganz leicht erröteten. Da sah ich etwas so Zartes an ihnen, dass ich auf einmal mit Schwung reden konnte, was mir sonst selten gelang.

Diese Trauung hatte später ein Nachspiel: Eines Tages war ich mit irgendwelchen schwierigen Schriftstücken beschäftigt, als die dürre Krankenschwester hereingestürzt kam. Ihre Haare flatterten, und sie streckte die Hand vor: «Du hast uns doch getraut!» rief sie.

Was habe ich da angerichtet! dachte ich. Das scheint ja schlimm ausgegangen zu sein. Etwas eingeschüchtert antwortete ich: «Ja, ihr habt es doch selbst gewollt.»

Da warf sie ihre Arme in die Luft und rief: «Wir sind so glücklich! Du hast uns getraut mit der Mahnung zum gemeinsamen Kampf für die Freiheit, und das haben wir uns gemerkt!» Sie wandte sich um und rief ihrem eintretenden Mann entgegen: «Nicht wahr?»

«Ja», sagte er lächelnd und legte ihr den Arm um die Taille. «Wir verstehen uns.»

In den Tagen nach der Hochzeit stellten sich noch Zusammenhänge geringerer Wichtigkeit über die Schädlinge in unserer Brigade heraus. Vom Armeekorps kam ein Schreiben, das die Freilassung des Leutnants Dugnol forderte. Ich fuhr damit zu Hans Kahle und fragte ihn, ob er wüsste, wer der Mann wäre, der das unterschrieben hatte. Auch er kannte ihn nicht, und wir beschlossen, auf das Schreiben nicht zu antworten, da es nicht vom Kommandeur, dem Chef des Stabes oder sonst einer Persönlichkeit unterschrieben war, mit der wir unmittelbar zu tun hatten.

Der Hauptmann, der neulich versucht hatte, mit dem eingesperrten Dugnol zu sprechen und der ein Mann Cabreras war, hatte seinen Urlaub um einen Tag überschritten. Ich besprach den Fall mit dem Kriegskommissar Heinrich Rau und seinem spanischen Adjutanten. Die bisherige Praxis war die gewesen, dass für jeden Tag Urlaubsüberschreitung ein Tag Arrest verhängt wurde. Wir waren aber der Meinung, dass Offiziere nicht wie in bürgerlichen Armeen geringer bestraft werden dürften, sondern höher, weil sie ihren Mannschaften als Vorbild dienen sollten. Deshalb gaben wir dem Hauptmann nicht wie Mannschaften einen Tag Arrest, sondern zwei und veröffentlichten diesen Spruch im Brigadebefehl.

Wieder kam die Geheimpolizei und gab uns den Rat, einen zuverlässigen und klugen Spanier in die dritte Kompanie des Beimler-Bataillons zu schicken, der sich mit den Mitgliedern der dortigen Trotzkisten-Gruppe befreunden sollte, die wir nun genau mit Namen kannten.

«Wisst ihr», sagte einer der Geheimagenten, «was sich in der Sache Nin herausgestellt hat?» Er blickte mich gespannt an. «Du meinst den Führer der POUM, die in Barcelona den Aufstand gegen unsere Regierung gemacht hat? Sitzt er nicht in Alcala de Henares?»

«Nein, nicht mehr. Man hat ihm zur Flucht verholfen. Als wir untersuchten, wie die Flucht möglich war, zeigte sich, dass einer von denen, die Nin befreit haben – Nin ist seitdem spurlos verschwunden –, ein Deutscher ist! Von eurer Brigade! Und du kennst ihn. Das hat er selbst angegeben.»

«Wer kann das sein?»

«Als du im vorigen Jahre das Bataillon Thälmann führtest, war er der Führer der Maschinengewehr-Kompanie. Du hast ihn abgesetzt.»

«Der war Trotzkist?» fragte ich überrascht.

«Nein, das nicht. Sondern da ergaben sich weitere Spuren. Du weisst wohl, dass er Unteroffizier in der Reichswehr gewesen war und angeblich nach Spanien gekommen ist, um gegen Hitler zu kämpfen.

In Wirklichkeit ist dieser Mensch von Hitler herübergeschickt worden. In ihm haben wir einen neuen Beweis dafür, dass die Trotzkisten direkt mit den Nazis, Faschisten und Falangisten zusammenarbeiten. – Wir haben jetzt, wie es scheint, das Netz der Schädlinge und Spione hier in der Armee von Madrid im Wesentlichen aufgedeckt.»

Auf diese letzte Bemerkung hatte ich nicht besonders geachtet. Aber von diesem Tage an hörten die Vernehmungen auf. Den Leutnant Dugnol brachte die Geheimpolizei nach Madrid, und ich habe nichts mehr von ihm gehört. Die Trotzkisten-Gruppe im Beimler-Bataillon fühlte sich wohl überwacht. Jedenfalls hatten wir keinen Anlass mehr einzugreifen. Nur einmal noch gab es für kurze Zeit eine Erregung.

Unsere Artillerie lag in dem Dörfchen Rebolloso de Hita und hatte am 14. Juni eine Feier mit Tanz. Ich wurde ziemlich spätabends benachrichtigt, dass dort zwei Frauen aufgetaucht waren, von denen die eine vorzüglich Französisch sprach. Weshalb kamen diese gut angezogenen Damen in das weltabgelegene Dörfchen, das nur drei bis vier Kilometer von der vordersten Linie entfernt lag? Ich besprach das mit dem spanischen Politkommissar der Brigade, und er fuhr selbst hin. Bei seiner Rückkehr erzählte er, dass die beiden Frauen keine Erlaubnisscheine zum Besuch der Frontzone hatten und einander bei der Befragung arg widersprachen. Aber auch ein anarchistischer Politkommissar der Artillerie machte sich so verdächtig, dass er mit den zwei Frauen zusammen verhaftet und nach Madrid geschickt worden war.

«Vor allem», sagte der Politkommissar, «scheint das wieder ein Versuch des französischen Zweiten Büros zu sein, internationale Freiwillige zum Ausreissen nach Frankreich zu bewegen. Aber die Franzosen verfügen wohl nicht mehr über eine breite Organisation innerhalb der Brigade. Da versuchen sie, mit Hilfe des schönen Geschlechts neue Fäden anzuknüpfen.»

Erst allmählich wurden nun Einzelheiten über den Aufstand von Barcelona bekannt. Sein Anführer, Andrés Nin, hatte Trotzki früher als Privatsekretär gedient. Er war der Leiter der POUM, des Partido Obrero de Unification Marxista, der Arbeiterpartei der marxistischen Vereinigung. Diese Partei setzte sich wieder aus der scheinradikalen Bauernpartei eines gewissen Maurin und den eigentlichen Trotzkisten zusammen. Sie bekämpfte die spanische Volksfront sowie die Sowjetunion und beschimpfte sie als vom revolutionären Wege abgewichen.

Ihre wichtigsten Losungen waren: «Völlige soziale Revolution» und «Kollektivierung der Landwirtschaft».

Damit trafen sie sich mit dem radikalen Flügel der Anarchisten, der nur zum Schein in der Volksfront mitmachte und im Allgemeinen in der FAI

organisiert war, der Federación Anarquista Ibérica, der Anarchistischen Iberischen Föderation. Dieser radikale anarchistische Flügel schuf sich ausserdem eine heimliche Organisation, die «Freunde Duruttis». Dieser Name bildete eine Verleumdung des so früh gefallenen Durutti, denn gerade er hatte als Anarchist mit aller Entschiedenheit das ehrliche Zusammengehen und Zusammenkämpfen der Anarchisten mit den Kommunisten und Sozialisten gefordert. Die sogenannten Freunde Duruttis betrieben eine Flüsterpropaganda unter der Losung: «Haltet euch bereit für die zweite Revolution! Die wird gegen die Kommunisten und Sozialisten gehen. Verschafft euch rechtzeitig Waffen für die zweite Revolution!»

Viele dieser radikalen Anarchisten warteten aber die «zweite Revolution» nicht ab, sondern führten auf dem Lande ihr radikales Programm schon jetzt durch. Dort zwangen sie die Bauern, sich in Kollektivwirtschaften zusammenzuschliessen. In manchen Fällen wandten sich Bauern an die Regierung mit der Bitte um Hilfe gegen diesen anarchistischen Terror.

Wenn dann die Regierung wirklich Beamte hinschickte, um nach dem Rechten zu sehen, stellten sich ihnen die radikalen Anarchisten mit Waffen entgegen. Natürlich hätte die Regierung diesen Widerstand der wilden Leute leicht brechen können. Aber Largo Caballero war politisch bereits so vereinsamt, dass er sogar diese Schädlinge unter den Anarchisten brauchte, um an der Macht zu bleiben, und nichts gegen sie unternahm.

Die Bauern waren meist nicht bereit, sich mit Zwang kollektivieren zu lassen und hatten damit auch recht. Denn die Kollektivierung bringt den Bauern nur dann einen rasch fühlbaren Vorteil, wenn die Regierung landwirtschaftliche Maschinen bereitstellt, Kunstdünger liefert und überhaupt hilft, den Ackerbau ertragreicher zu machen.

Bei der allgemeinen Unordnung in den Gebieten der anarchistischen Wirtschaft, in Katalonien, Aragon und der Levante, konnten die Faschisten ihre Propaganda ziemlich leicht betreiben. Unter anderem benutzten sie die Unzufriedenheit der Bauern wegen der Zwangskollektivierung dazu, die Schuld daran der Volksfront in die Schuhe zu schieben. Ausserdem sandten sie ihre Leute in die POUM und errichteten darin einen ausgedehnten Spionageapparat. Andres Nin war käuflich und duldete das, ja, er half dabei. Eine besondere Rolle unter den Schädlingen spielte der Unabhängige Rat von Aragon, der in Caspe jenen Teil Aragons regierte, der zur Republik gehörte, und der an der Front Vorgänge duldete, die wir, als wir davon erfuhren, zunächst nicht für möglich hielten.

Die POUM-Truppen verbrüderten sich mit den Faschisten und spielten mit ihnen Fussball. Das war noch verhältnismässig harmlos. Aber sie tauschten auch Nachrichten aus und betrieben als republikanische Truppe selbst Spionage gegen die Republik. Sie verschoben Lebensmittel und anderes Material, an dem es uns dringend fehlte, zu den Faschisten. Es bestand ein Lastwagenverkehr über die Front hinweg.

Diese Vorgänge waren nur wenigen in ihrem ganzen Ausmass bekannt. Aber auch viele von den Anarchisten sahen, dass da etwas nicht stimmte. Sie fanden es empörend, wenn anarchistische Truppenteile es ablehnten, auch dann zu kämpfen, wenn es nicht von ihren eigenen Leuten befohlen war.

Es gab anarchistische Gewerkschaftsführer, die einen ehrlichen Willen hatten. Sie sahen immer klarer, dass es richtig war, wenn ihnen die Kommunisten und Sozialisten vorhielten, dass das Zurückhalten der Waffen und das Warten auf die zweite Revolution nur den Faschisten hilft.

So kam es, dass sich viele Anarchisten – vielleicht ihre Mehrheit – besser und ehrlicher in die Volksfront einfügten. Ein Teil der Leitung der anarchistischen Gewerkschaft CNT war gegen die Radikalisten der FAI, ähnlich wie die unteren Einheiten der sozialistischen Gewerkschaft UGT und die meisten Vertreter der Sozialistischen Partei immer weiter von Largo Caballero abrückten. Diese ehrliche Zusammenarbeit in der Volksfront erleichterte es unserer Spionageabwehr, Nins Spionagenetz, den spanischen und ausländischen Faschisten und ihren Helfershelfern auf die Spur zu kommen.

Im April 1937 war dieses Netz der Spione und Saboteure so weit freigelegt, dass Andres Nin entweder fliehen oder einen abenteuerlichen Streich versuchen musste. Da gab es einen Konflikt im Telegrafenamt von Barcelona. Dort hatten sich die Anarchisten eingenistet und hörten alle Gespräche ab, nicht nur die der Einzelpersonen oder Parteien, sondern auch die der Generalität, – der Regierung Kataloniens. Alle Vorhaltungen nützten nichts. Die Anarchisten im Telegrafenamt waren sogar bewaffnet. Vielleicht hatten Nin, die «Freunde Duruttis» und die FAI diesen Konflikt schon so auf die Spitze getrieben, um einen Vorwand zum Losschlagen zu haben.

Die Polizei besetzte das Telegrafenamt und die Verschworenen riefen zum bewaffneten Aufstand. Daran nahmen, wie es scheint, die Mehrzahl der FAI-Mitglieder teil, aber auch ehrliche Gewerkschafter der CNT. Die Stosskraft des Aufstandes wurde jedoch durch die Uneinigkeit jener anarchistischen Führer geschwächt, die zum Teil von vornherein gegen den Aufstand gewesen waren.

Largo Caballero hatte von seinen Ministern zu dieser Zeit nur noch die vier anarchistischen hinter sich und fürchtete, auch sie zu verlieren, wenn er ernstlich gegen den Aufstand von Barcelona durchgriff. Daher weigerte er sich, alle Führer des Aufstandes festzunehmen.

Damals wurde gerade an unserer Front eine Offensive des V. Armeekorps unter Modesto vorbereitet. Wir wollten über die in der Schlacht bei Guadalajara eroberten Stellungen weiter auf Sigúenza vorstossen.

Als sich nun Largo Caballero weigerte, ernstlich gegen die Führer des Aufstandes vorzugehen, fragten sich manche, ob er nicht selbst mit der Reaktion im Bunde wäre. Jedenfalls hielt man es für möglich, dass die zwei Parteien sich mit Waffen auseinandersetzen würden: auf der einen Seite die Kommunisten, die Mehrzahl der Sozialisten und ein Teil der Anarchisten, auf der anderen Seite der Ministerpräsident zusammen mit den radikalen Anarchisten, dem Rat von Aragon und vielleicht der schwankenden Generalität von Katalonien. Dabei würde der Ministerpräsident nur anarchistisch verschlampte Truppen gehabt haben, und der Ausgang eines solchen Kampfes war klar.

Unter diesen Umständen wollte Madrid seine guten Truppen unter Modesto in der Stadt bereithalten, um solchen wilden Plänen, wie ein Bürgerkrieg innerhalb der Republik, als von vornherein unsinnig erscheinen zu lassen.

So verhinderte das zweideutige Verhalten Largo Caballeros die Offensive auf Sigúenza. Ich stellte hinterher fest, dass diese Dinge in der Welt der grossen Politik gerade in jenen Tagen geschahen, als ich im kleinen Rahmen der Brigade den Leutnant Dugnol festnahm und die Cabrera-Leute und die Trotzkisten scharf überwachen liess.

Die Lage war damals in den politischen Spitzen der Republik so gespannt, dass etwas geschehen musste.

Unter den Sozialisten war Largo Caballero früher einmal der Führer des linken Flügels gewesen. Auf dem rechten Flügel stand eine ganz anders geartete Persönlichkeit, der Doktor Juan Negrin. Er war Professor der Physiologie an der Universität von Madrid, ein bedeutender Gelehrter, der in Deutschland und anderen Ländern studiert hatte. Längere Zeit war er in Leningrad amTnstitut des weltberühmten Physiologen Pawlow gewesen, hatte dort geheiratet und seine russische Frau mit nach Spanien gebracht.

Dieser hochgebildete Mann hatte nichts von der Unnahbarkeit und unwissenden Rechthaberei des angeblich radikalen Largo Caballero, sondern war ein offener Charakter, mit dem sich die Kommunisten verständigen konnten, obwohl er sich einen rechten Sozialisten nannte. Ebenso

wie die Kommunisten hielt er die Kriegspolitik Largo Caballeros für dumm und gefährlich.

Da die Kommunisten in den letzten Wahlen nicht die stärkste Partei gewesen waren, konnten sie nach den Spielregeln der Demokratie nicht den Posten eines Ministerpräsidenten beanspruchen, obwohl ihr politisches und militärisches Ansehen einen solchen Anspruch gerechtfertigt hätte. Sie wandten sich in privaten Gesprächen an Negrin und eine Reihe seiner politischen Freunde, um anzufragen, ob er den Posten eines Ministerpräsidenten übernehmen würde. Dieser Vorschlag sagte vielen zu.

Daraufhin forderten die Kommunisten am 15. Mai 1937 von Largo Caballero, er sollte als Kriegsminister zurücktreten. Dann würden sie ihn als Ministerpräsidenten weiterhin unterstützen.

In seiner sturen Art weigerte sich Caballero.

Viele waren seit Langem sehr unzufrieden damit, dass man diesen Versager noch immer an der Spitze der Regierung duldete. Nach seiner Weigerung brach die Empörung offen aus. Über Nacht bedeckten sich die Mauern der Hauptstadt Valencia mit Inschriften, Largo Caballero solle endlich zurücktreten. Man forderte erneut das einheitliche Kommando und die Verhaftung der Staatsfeinde.

Der kommunistische Unterrichtsminister Jesús Hernandez hielt eine heftige Rede gegen Largo Caballero, in der er zum erstenmal die schweren Unterlassungen und Fehler des Ministerpräsidenten blossstellte.

Die Stimmung gegen Caballero war so stark, dass er zurücktreten musste, aber nicht nur als Kriegsminister, sondern überhaupt.

Daraufhin beauftragte der Staatspräsident Azana am 17. Mai den Doktor Negrin mit der Bildung einer neuen Regierung. Bei der Befragung der Parteien und Gewerkschaften sprachen sich zunächst sowohl die anarchistische Gewerkschaft CNT gegen Negrin aus wie auch die sozialistische UGT. Bei der UGT handelte es sich jedoch nur um den Vollzugsausschuss, in dem Caballeros Leute sassen.

Als man nun den Nationalausschuss einberief, in dem auch die Grundeinheiten der Gewerkschaften vertreten waren, fiel Caballero völlig durch. Nun erhielt Negrin auch die Unterstützung der mächtigen Gewerkschaft und bildete ein Kabinett mit den Linken Republikanern, den Sozialisten – mit Ausnahme der Caballero-Gruppe –, den Kommunisten, den Baskischen Katholiken und den Katalanen. Neuer Kriegsminister wurde Indalecio Prieto, eine schwer durchschaubare Persönlichkeit, äusserlich ein fetter, grosser Mann mit verschlagenem Blick. Ihm gehörten Zeitungen und Fabriken, er war ein richtiger Kapitalist, politisch galt er als gemässigter Sozialist.

Negrin und Prieto warfen den dummen und unzuverlässigen General Cabrera sofort als Stabschef hinaus und beriefen Miajas tüchtigen Stabschef Rojo nach Valencia. Überall wehte ein frischer Wind. Sie erliessen einen allgemeinen Mobilmachungsbefehl und begannen, die alten Partei- und Gewerkschaftsarmeen in eine einheitlich geführte Volksarmee umzuwandeln.

Bei der Besetzung der höheren Offiziersposten zeigte sich aber, dass Prieto die neuen Volksführer unterschätzte. Nicht einmal Modesto und Lister, die ihr bedeutendes militärisches Können in Schlachten erwiesen hatten, wurden Generale. Als Führer von Armeekorps und Divisionen zog Prieto aktive Offiziere vor, die sich zwar als treue Anhänger der Republik gezeigt hatten, aber meist nicht die besonderen Fähigkeiten besassen, die im Spanischen Kriege erforderlich waren: den freien Umgang mit den durch Revolution und Krieg politisierten Volksmassen. Sie konnten auch oft nicht improvisieren.

Wir hatten eben leider nicht genug Wagen oder Waffen und mussten uns mit dem behelfen, was erreichbar war. Viele von den aktiven Offizieren, die durch Prieto höhere Truppenführer wurden, hatten bisher in irgendwelchen Büros gesteckt und waren den Volksoffizieren an Kriegserfahrung arg unterlegen.

Das war ein Fehler. Aber sonst empfanden wir alle die neue Regierung als gut. Sie nahm den Anarchisten in Barcelona und Valencia die versteckten Waffen ab und befreite die Bauern von der anarchistischen Zwangskollektivierung. Vor allem kümmerte sie sich auch ernstlich um die Produktion von Waffen und Munition im eigenen Lande.

Diese Änderungen konnten nach der Misswirtschaft unter Largo Caballero allerdings nicht überall sofort Erfolg bringen.

Die Front wird lebhafter

21. Mai bis Ende Juni 1937

Mitte Mai wurden wir zu einer Besprechung mit Abendessen in das Stabsquartier von Oberst Perea gebeten, der unser Armeekorps führte. Er galt als Monopolbesitzer des spanischen Filmwesens und als Millionär, hatte sich aber der Republik zur Verfügung gestellt und sich gleich zu Beginn des Kampfes im Guadarrama-Gebirge sehr bewährt. Er empfing uns mit seinem Stabschef in einem Raum, an dessen Wänden Karten der Front des Armeekorps hingen. Man sah mit rot eingezeichnet unsere

Stellungen, die sich lückenlos über die Hochebene hinzogen. Links davon im Nordwesten setzte sich die Front noch einigermassen geschlossen in der Richtung auf das Gebirge fort und hörte dann so gut wie auf. Dort drüben hatte unsere Aufklärungskompanie unter Führung des Hauptmanns Louis einmal eine Erkundung tief in das so gut wie wegelose Gelände vorgenommen. Nun richtete sich unsere Aufmerksamkeit nach rechts. Auch dort war bis zu der Front von Cuenca auf beiden Seiten keine Front vorhanden. In dieses Gebiet hinein sollten wir vorstossen, aber nicht als Offensive, sondern nur zur Beunruhigung.

Die Bereitstellung zum Vorstoss geschah in der Nacht zum 23. Mai. Unser Stab fuhr gegen Abend auf die Hochebene, drüben wieder hinunter nach Brihuega und dort im tieferen Land in eine Gegend, wo keine Truppen mehr standen. Unter Bäumen erwarteten wir unsere Bataillone. Um Mitternacht traf das Beimler-Bataillon ein, das wir nach dem Pinienwald, einen Kilometer südlich Canredondo, in Marsch setzten. Im Laufe der Nacht kamen die übrigen.

6.30 Uhr ging die erste Meldung bei uns ein. Schon um 6 Uhr waren unsere Angriffsziele links erreicht. Man hatte keinen Schuss abgegeben. Die wenigen Faschisten, die sich dort befanden, rissen aus. Vielleicht waren es keine Soldaten, sondern so etwas wie Landgendarmen gewesen. Dagegen musste unser rechter Flügel 25 Kilometer vormarschieren. Dazu brauchte er viele Stunden. Wir lagen neben einem Gutshof am Tajuna, der dort künstlich über Kaskaden geleitet war. Da die Sonne warm schien, zogen wir uns alle aus, vom Kriegskommissar bis zum Sanitäter, und badeten in den Wasserfällen. Bauersfrauen kamen mit Körben und verkauften uns Brezeln, die wir auf der grünen Wiese knusperten.

Im Laufe des Tages wurden alle Ziele des Vorstosses ohne jede Schwierigkeit erreicht. Nur wenige Schüsse waren gewechselt worden. Die Bewohner dieser Dörfer lebten friedlich dahin, ohne recht zu wissen, wer in Spanien regierte oder zu wessen Land sie gehörten.

Um 19 Uhr kam der Befehl, die vorderen Truppen zurückzuziehen und uns bei Moranchel bereitzustellen als Reserve für spanische Truppen, die dort angriffen.

Am nächsten Abend kehrten unsere Bataillone in ihre Dörfer zurück, nachdem alles gut verlaufen war. Ich fragte mich nur, ob ein solcher Vorstoss einen genügenden militärischen Wert hatte.

Ende Mai wurde die Zwölfte Internationale Brigade zur Front von Aragon abtransportiert. Dort lagen die Anarchisten und Trotzkisten seit ei-

nem dreiviertel Jahr untätig in schlecht gebauten Schützengräben. Nun sollten sie endlich zur Aktivität gebracht werden, um faschistische Truppen vom schwer bedrohten Bilbao im Norden abzuziehen. Da die Truppen im Oberen Aragon nichts vom Kriegführen gelernt hatten, sollte General Lukácz dem Vorstoss das Rückgrat geben. Dazu war seine Zwölfte Internationale Brigade auf die Stärke einer Division gebracht worden.

Bevor wir noch von dieser Operation erfuhren, kam die Nachricht von einem frechen Überfall der Nazis. Das begann so, dass republikanische Flugzeuge nach der Insel Ibiza flogen, die zu den Balearen gehört und von Franco besetzt war. Vor der Insel sahen unsere Flieger ein Kriegsschiff, das sie zu beschiessen begann. Sie hielten es daher für ein Schiff Francos und bombardierten es. In Wirklichkeit aber war es die nazistische «Deutschland». Obwohl die Nazis das Feuer zuerst eröffnet hatten, beschlossen sie eine Vergeltungsmassnahme.

Am 1. Juni kamen fünf deutsche Kriegsschiffe vor das südspanische Almeria und beschossen es von 6 Uhr an aus ihren grossen Kanonen. Ein grosser Teil der offenen und verteidigungslosen Stadt wurde zerstört. Die Verluste an Zivilisten waren sehr hoch. Diese barbarische Menschenschlächterei empörte Spanien. Auch im Ausland gab es heftige Proteste gegen die Nazis.

In diesen Tagen kam ich zu Hans Kahle nach Torija und fand ihn erregt. «Ich wundere mich immer wieder», sagte er, «dass die Spanier so klar zwischen uns Antinazi-Deutschen und den Nazis unterscheiden! Manchmal könnte man sich schämen, ein Deutscher zu sein! – Aber wir haben etwas zu besprechen. Der spanische Stabschef meiner Division ist noch ein ziemlich junger Offizier, und ich werde ihn auf zwei Wochen zu einem Kursus für Generalstabsoffiziere schicken. In der Zwischenzeit bitte ich dich, ihn zu vertreten. Das liebste wäre mir, du kämst gleich morgen.»

«Da müssen wir sofort einen neuen Stabschef für die Elfte Brigade suchen.»

«Selbstverständlich. Ich wollte dir sowieso sagen, dass der neue Brigadeführer Richard sich etwas mehr Mühe geben könnte, damit er in seiner Stellung schwimmen lernt! Da wäre es gut, wenn du ihm einmal nicht hilfst.»

Als ich am nächsten Tage wieder in unser altes Stabsquartier in Torija einzog, liess mich Hans in sein Zimmer rufen.

Erst nachdem sich die Tür geschlossen hatte, sagte er mit düsterem Blick auf den Tisch: «General Lukácz soll tot sein. Die ganze Offensive im Aragon ist missglückt.»

Bald erfuhren wir genauer, was geschehen war. Lukácz hatte den Auftrag, zusammen mit katalanischen Truppen die Stadt Huesca nördlich Zaragoza einzunehmen. Der Abschnittskommandeur der dortigen Front war der Führer der POUM-Truppen. Lukácz zeigte ihm die Karte und fragte, wie es mit der Besetzung der Vorberge der Pyrenäen stünde, die sich bis dicht nördlich an Huesca heranzogen.

«Dort stehen keine Faschisten», sagte der POUM-Führer obenhin. «Man kann da einfach durchmarschieren.» Als die Stunde des Vorstosses kam, weigerten sich die trotzkistischen und die anarchistischen Truppen, aus ihren Gräben herauszugehen und anzugreifen. Dadurch lag die ganze Last des Angriffs auf der Zwölften Brigade. Der General selbst fuhr im Auto eine Strasse entlang, in deren Nähe angeblich keine Faschisten standen. Er bekam plötzlich Feuer und war sofort tot, seine Begleiter ebenfalls zum Teil, zum anderen verwundet. Auch die Truppen erlitten schwere Verluste und mussten sich zurückziehen. Der POUM-Führer hatte den General Lukácz und seine Truppen absichtlich dorthin geschickt, wo sie umkommen mussten.

Der Geheimdienst, der den Aufstand Nins und der anderen untersuchte, hatte schon vorher mitgeteilt, dass die Trotzkisten militärische Operationen sabotieren und Attentate gegen führende Persönlichkeiten der Volksarmee unternehmen wollten.

Der Ministerpräsident Negrin scheint an einen so tiefen Verrat erst richtig geglaubt zu haben, als die POUM den General Lukácz ermordet und die Offensive gegen Huesca vereitelt hatte. Er liess die Verantwortlichen verhaften. Unter ihnen befand sich eine Reihe von Führern der FAI.

Um solche Vorkommnisse künftig unmöglich zu machen, betraute die Regierung den General Pozas und den Oberst Cordon mit dem Kommando an der Aragonfront. Diese beiden stiessen jedoch mit dem Unabhängigen Rat von Aragon zusammen, der von sehr radikalen Anarchisten beherrscht wurde, die eine Normalisierung der Verhältnisse sabotierten. Negrin fürchtete einen Aufstand der Anarchisten an der Front, wenn Pozas und Cordon jetzt durchgriffen. So ein Aufstand konnte bei der Gewissenlosigkeit des Rates von Aragon und seiner militärischen Führer bedeuten, dass die Anarchisten die Gräben verliessen und gegen die wenigen zuverlässigen Truppen vorgingen, die Pozas vorläufig zur Verfügung hatte. Dadurch hätten sie den Faschisten die Front geöffnet. So musste Negrin – wahrscheinlich zähneknirschend – eine günstigere Gelegenheit abwarten, um mit den Schädlingen auch dort Schluss zu machen. Unterdessen schuf er Ordnung, wo seine Kräfte dazu ausreichten. Der abge-

setzte Largo Caballero sah übrigens den geradezu verbrecherischen politischen und militärischen Charakter seiner Führung der Republik noch nach diesen Vorgängen nicht ein, sondern hetzte zusammen mit seiner Gruppe gegen Negrin, in der Hoffnung, wieder an die Macht zu kommen.

Seit langer Pause erfuhren wir wieder von den Partisanen, die wir bisher heimlich bei der Brigade gelöhnt hatten. Nun waren sie von Negrin gesetzlich gemacht worden, da er, augenscheinlich um den Krieg zu gewinnen, der Bauernrevolution zustimmte. Unsere Partisanen waren im Frühjahr 1937 vor unserer Front tätig, und bei Utande hatten sie einen guten Weg hinter die Linien der Faschisten gefunden. Utande lag, wie Muduex, in der tiefen Schlucht des Badiel-Flüsschens und gehörte keiner der beiden Parteien. Diese beiden Dörfer waren berühmt geworden, hatten sich doch mehrere Schriftsteller auf das Thema des Dorfes zwischen den Fronten gestürzt und denselben Novellenstoff erfunden. Er bestand darin, dass sich ein republikanischer Soldat und ein faschistischer in das gleiche Mädchen in einem der Dörfer da unten zwischen den Fronten verlieben. Auch zu mir kam ein Journalist und fragte mich, von seinem Einfall entzückt, was ich über den Stoff dächte. Ich blickte ihn an, um festzustellen, ob es ihm schaden würde, wenn ich ihm die Wahrheit sagte. Da er gesund aussah, erwiderte ich: «Die Liebe im Felde ist eine Erfindung der Schriftsteller. Das Frontleben lässt einen solchen Luxus meist nicht zu. Und wenn es schon zu etwas kommt, so ist es keine Liebe, die imstande wäre, die Welt aus den Angeln zu heben. Es ist höchstens eine Angelegenheit, über die Männer nur unter sich sprechen, wenn sie wegen ihrer Unverfrorenheit oder ihres nicht zu bändigenden Liebesfeuers voreinander protzen wollen. In diesem Falle handelt es sich aber ausserdem um Spanierinnen, und ich fürchte, du stellst sie dir so vor, wie Männer Frauen gern sehen: als Wesen, die nur auf diesen Mann gewartet haben.»

Ich fürchte, dieser Journalist hat die Novelle trotz meines Spotts geschrieben. Etwas von dem in der Phantasie des Schriftstellers Ausgedachten stimmte allerdings wirklich: In den Nächten stiegen Soldaten von beiden Seiten in die Dörfer hinunter. Sie taten es, um bei den Bauern Eier und Brot zu kaufen. Wenn sie einander trafen, wichen sie sich möglichst aus. Auch die Partisanen gingen dort hinunter. Sie dachten dabei allerdings weder an Eier noch an Liebe, sondern an ihre gefährlichen Aufträge.

Jenseits Utande stieg das Gelände in einer Mulde auf, deren Hänge von den Bauern zu Terrassen verändert waren, um etwas fruchtbaren Boden zu gewinnen. Da der Hang alle zehn, zwanzig Schritte geknickt war, gab

es dort kein Schussfeld und auch keine Verteidigungslinie der Faschisten hinten im Grund, sondern auf beiden Seiten nur Nester über Felswänden. Die bildeten bei Tage eine ziemlich gute Verteidigung, erlaubten aber unseren Partisanen, bei Nacht auf ihren spanischen Hanfschuhen unbemerkt durch die Verteidigungslücken in der Tiefe der Mulde hindurch zu schleichen. Manchmal wanderten sie weit ins Hinterland der Faschisten und blieben viele Tage dort, um eine Brücke zum Einsturz zu bringen, Eisenbahnzüge zu beschiessen oder Lastwagen in die Luft zu sprengen. Die Unsicherheit hinter der Front Francos wurde so gross, dass es den faschistischen Offizieren verboten war, nachts im Auto über Land zu fahren. Auch die Eisenbahn durfte nur bei Tage verkehren.

Die Partisanen hatten faschistische Ausweispapiere und faschistisches Geld. Sie konnten aber nicht die nötigen Lebensmittel für viele Tage mitnehmen. Daher kauften sie drüben bei den Bauern ein. Unter ihnen hatten sie Freunde, in deren Häusern sie übernachteten. Solche Freundschaften waren umso nötiger, als diese Partisanen nicht nur Spanier waren, deren Aussehen und Sprache keinen Verdacht erregten. Die Internationalen unter ihnen sprachen meist recht schlecht Spanisch, hatten einen schwereren Gang und ganz fremdartige Gesichter. Es wäre für die spanischen Bauern hinter Francos Front leicht gewesen, die internationalen Kämpfer den Faschisten auszuliefern. Aber die Spanier waren von der selbstverständlichen Treue, vor der wir Ausländer in der Armee eine tiefe Achtung hatten. Natürlich waren die Partisanen auch nicht irgendwelche Leute, sondern politisch gut ausgesucht und, soweit mir bekannt ist, alle Kommunisten. Leider muss von den linksbürgerlichen Parteien gesagt werden, dass nur ganz wenige ihrer Mitglieder nach Spanien gekommen sind, um den Kopf hinzuhalten, und dass die spanischen Linksbürger in ihrer Mehrzahl nur lau mitkämpften und vielfach zweideutig waren. Ihre Mitglieder haben sich oft darüber beschwert, dass die Kommunisten sie verachteten oder wenigstens als Kämpfer nicht für voll nahmen. Aber das ist ihre eigene Schuld. Weshalb hat denn zum Beispiel kein Linksbürger Partisanenarbeit geleistet? Ohne die Kommunistische Partei und ihre selbstlosen Genossen und Freunde wäre die spanische Republik mit ihren wenig begeisterungsfähigen Ministern des Jahres 1936 schnell vernichtet worden.

Die Partisanen hatten im Mai 1937 wieder einmal einen grösseren Ausflug durch das Loch jenseits Utande unternommen. Als sie die Strasse nach Miralrio entlanggingen, hörten sie Pferdegetrappel und laute Gespräche. Sie zogen sich von der Strasse zurück und warteten.

Da kamen zwei faschistische Offiziere zu Pferde mit ein paar Soldaten zu Fuss. Die Partisanen schossen. Der eine Offizier rutschte vom Pferde, ohne dass er verwundet war, wie sich später herausstellte. Er wollte sich totstellen. Der andere war verletzt. Die Partisanen sprangen heran, zerrten die ganze Gruppe mit sich und brachten sie als Gefangene durch die faschistische Front zu uns.

Als wir davon erfuhren, entstand bei der Elften Brigade der Gedanke, in der Nacht durch dieses Loch bei Utande eins unserer Bataillone oder gar die ganze Brigade in den Rücken der Faschisten zu führen, bei Tagesanbruch die Besatzung der Höhe Alcarria abzuschneiden und zu vernichten. Auf dieser Höhe stand das faschistische Bataillon de Victoria, das als etwas zersetzt galt.

Ich wusste aus Erfahrungen des Weltkriegs, dass Gewaltstreiche von grossem Ausmass meist nicht gelingen, und hielt die Zahl eines Bataillons schon für zu hoch, weil seine Bewegung bei den unvorhergesehenen Zufälligkeiten eines heimlichen Nachtmarsches zu viel Zeit in Anspruch nimmt. Da aber die anderen das Unternehmen schon beschlossen hatten, arbeitete ich den Plan wie eine richtige Operation genau aus und übersetzte ihn mit Hilfe eines zuverlässigen älteren Mannes ins Spanische. Ein Handstreich mit so starken Kräften musste besonders sorgfältig geheim gehalten werden.

Darauf fuhren Hans und ich nach Guadalajara zu Oberst Perea, der sich mit dem Plan einverstanden erklärte, aber sagte, er müsste noch den General Miaja um Erlaubnis fragen.

Zwei Tage später kam am Abend der Kriegskommissar der Armee von Madrid, der berühmte Anton, zu einer Parteibesprechung nach Torija. Während Hans, ich und der Kriegskommissar der Division mit ihm sprachen, brachte ein Hauptmann des Stabes ein Telegramm. Ich las es und reichte es Hans. Er riss beim Lesen die Augen auf und sagte zu Anton: «Genosse, sieh einmal, was für eine bedenkliche Arbeit bei eurem Stab gemacht wird! Hier teilt die Armee uns in einem offenen Telegramm mit, dass unser Handstreich – wörtlich steht da Handstreich! – gegen die Meseta de Alcarria – auch das steht wörtlich da! – genehmigt worden ist. Du weisst – und das muss auch euer Stab wissen –, dass Telegramme von den Faschisten mitaufgenommen werden können. Dieses Telegramm gefährdet unser Unternehmen.»

«Kannst du mir das Telegramm überlassen?» fragte Anton. «Ich werde den Fall untersuchen.»

Der 9. Juni brach mit heftigem Regen an. Gegen Abend wurde es neblig. Für 20 Uhr waren uns 25 Lastautos versprochen, um die Brigade zum Ausgangspunkt des Handstreichs zu bringen. Die Wagen trafen erst sehr

verspätet ein, und es kamen auch nur 20. So verzögerte sich die Bereitstellung beträchtlich, zumal es in der tiefdunklen Nacht schwer war, die Bataillone von unserer Hochfläche auf schmalen, steilen Pfaden hinunter in die Schlucht zu führen. Für eine halbe Stunde nach Mitternacht hatte Hans die Brigadeführer unserer Division an den Kilometerstein 87 der Strasse Madrid-Zaragoza bestellt. Sie kamen in ihren Autos und standen voller Erwartung im Regen, was man ihnen in dieser stockfinsteren Nacht an einem vollkommen uninteressanten Punkt der Strasse zeigen wollte. Hans gab ihnen bekannt, dass ein ganz neuartiges Unternehmen geplant wäre und man ihnen die Technik eines solchen Gewaltstreichs zeigen wollte.

Wir gingen zum Gefechtsstand der Division, das heisst, wir tasteten uns durch die Dunkelheit vor und krochen in eine Art Steinhütte, die von einer früheren Besetzung dieses Abschnitts übriggeblieben war.

Während wir so warteten, erfuhr ich, welche Wirkung die Geheimhaltung des Handstreichs gehabt hatte. Als die Bataillone plötzlich am Abend alarmiert wurden, glaubten die Leute in den Dörfern, die Brigade sollte in eine grosse Schlacht gehen. Da kamen die sonst so zurückhaltenden Bauersfrauen auf die Strasse, umarmten und küssten die Soldaten. Erst ein solches Ereignis liess uns erkennen, wie beliebt sich unsere Leute gemacht hatten.

3.15 Uhr begann es langsam heller zu werden. Oberst Perea war zu uns gekommen. Er blickte sehr aufrecht und schweigsam, wie es seine Art war, über das Tal hinweg. Der Regen hatte aufgehört. Schon mussten nach unserer Berechnung wesentliche Teile der Bataillone die Terrassen jenseits Utande erstiegen haben. Kein Laut war zu hören ausser dem Krähen der Hähne unten in den beiden Dörfern. Schon sahen wir jenseits der Schlucht die Höhe Alcarria und suchten mit den Ferngläsern die Mulde rechts von ihr ab, konnten aber nichts entdecken. Auch das Dorf Utande unter uns lag in vollem Frieden da.

4.15 Uhr hörten wir Gewehrfeuer und sahen weisse Wölkchen von Handgranaten nahe der Felswand drüben. Das Bataillon Edgar André musste schon im Rücken der faschistischen Schützennester stehen.

4.45 Uhr begann unsere Artillerie zu bellen. Sie schoss auf das Dorf Padilla de Hita, durch das die faschistischen Reserven durchmussten, wenn sie herangezogen würden.

Um 7 Uhr kam ein Melder des Bataillons Thälmann aus dem Grunde herauf. Es war ein Deutscher: «Das Bataillon Thälmann hat die Höhe eingenommen, ausser der äussersten Spitze, dem Picaron.»

«Wir haben nichts von euch gesehen», sagte Richard, «nur von dem Handgranatenangriff des Bataillons Edgar André.»

«Die Höhe ist oben leicht gewölbt. Wir sind jenseits vorgegangen und haben uns erst dann gegen die faschistischen Nester gewendet.»

«Habt ihr keine Gefangenen gemacht?»

«Ja, aber sie kommen weiter drüben auf Trijueque zu die Höhe herauf. Wir haben sogar recht viele Milizionäre zum Gefangenentransport schicken müssen.»

Nun kam auch eine Meldung des Bataillons Beimler, das als hinterer Flankenschutz mit einer Kompanie unten in Utande stand, mit den übrigen Kompanien aber den von uns angegriffenen Höhenzug nach rechts gegen Padilla de Hita abriegeln sollte. Der Mann meldete: «Das Bataillon ist zu schwach, um weiter vorzugehen.»

«Was soll das heissen? Das Bataillon hat nicht den Auftrag vorzugehen, sondern nur gegen einen Angriff zu sichern.»

Der Mann konnte den Unsinn, den er meldete, nicht erklären, sondern sagte nur wieder, sie wären zu schwach. Hans wandte sich an Richard und sagte nicht ganz ohne Schärfe: «Deine ganze Brigade steht drüben. Von hier aus kann man die Lage nicht übersehen. Es wäre Zeit, dass du mit deinem Stab hinübergingest!»

7.45 Uhr beobachtete ich durch das Fernglas die Stelle, wo das Bataillon Beimler seine Verteidigungslinie haben musste. Ich sah einige Leute herumlaufen. Noch weiter rechts liefen Leute nach links. Ihnen folgte ich mit dem Glas. Sie machten an einer Kuhle kehrt und warfen sich hin. Dadurch wurde mir klar, dass es Soldaten von uns waren, die nach links zurückwichen, nachdem sie vorher zu weit nach rechts vorgegangen sein mussten. Weshalb wichen sie jetzt zurück? Ich suchte das Gelände zwischen ihnen und dem Dorf Padilla de Hita mit dem Glase ab und sah dort Bewegung. Einige Leute rannten nach links, und auch Maschinengewehre wurden getragen. Dort war also ein regelrechter Angriff mindestens eines faschistischen Bataillons im Gange. Ich zeigte das Hans und sagte ihm leise: «Die Faschisten könnten noch nicht angreifen, wenn sie nicht durch das verräterische Telegramm mit der Angabe des Orts gewarnt worden wären und daher Reserven bereit hatten!»

8.10 Uhr gingen unten bei Utande Gruppen über das Flüsschen zurück. Bei ihnen befanden sich merkwürdig viele Maschinengewehre. Wie kamen die schon wieder in das Tal?

8.40 Uhr meldete Richard, er hätte den Befehl gegeben, dass sich die Bataillone ins Tal zurückzögen.

Unterdessen sahen wir Soldaten in ganzen Gruppen unten über den Badiel gehen und den Steilhang emporkommen. Als sie bei uns waren, erkannten wir sie erst als von einigen Milizionären begleitete Gefangene.

Nur auf dem rechten Flügel hatte die Brigade Schwierigkeiten beim Rückzug, weil dort das sichernde Bataillon Beimler mit grosser Überlegenheit angegriffen wurde. Die Einzelmeldungen blieben aber unklar, bis sich herausstellte, dass fast alle unsere schweren Maschinengewehre wegen der ausserordentlich dunklen Nacht und der Steilheit der Terrassen die Höhe nicht erreicht hatten. Der Anstieg war immerhin 200 Meter hoch. Die Maschinengewehre, die oben ankamen, hatten ausserdem versagt. Vom ganzen Bataillon Beimler war auch nur eine Kompanie rechtzeitig auf die Höhe gekommen, weil die zwei Pfade für die ganze Brigade nicht ausreichten und die Umgehungs-Bataillone den Vortritt hatten.

Die faschistische Truppe, die uns angriff, waren Requetés, eine Kerntruppe Francos, die mit leichten und schweren Maschinengewehren reichlich ausgestattet war.

Die blutigen Verluste des faschistischen Bataillons de Victoria waren sicher sehr bedeutend, besonders durch den überraschenden Handgranatenangriff von hinten. Sie wurden auf 250 Tote und 150 Verwundete geschätzt. Die Verwundeten waren fast alle als Gefangene zurückgebracht worden. Dazu kamen die unverwundeten Gefangenen.

Die Nachrichten von der Nordfront wurden immer ernster. Am 19. Juni 1937 fiel Bilbao, die bedeutende Industriestadt an der Biscaya. Damit war aber unser Nordgebiet noch lange nicht erobert. Freilich kämpfte jetzt Asturien allein gegen die an Zahl und Material hoch überlegenen Faschisten.

In diesen Tagen fuhr Richard nach Valencia, um Waffen zu erhalten. Uns fehlten allein 726 Gewehre, die gesamte Bewaffnung unseres neuen österreichischen 4. Bataillons. Während Richards Abwesenheit führte ich wieder die Elfte Brigade.

Am 22. Juni liess mich Hans abends nach Torija rufen und sagte: «Eure Brigade muss die anarchistische 70. ablösen. Die gehört zur Division von Cipriano Mera, eines jener anarchistischen Gewerkschaftsführer, die Disziplin verlangen und mit uns gehen, ähnlich wie Durutti. Ich habe ihn übrigens neulich mit dem Campesino versöhnt und sie sogar dazu gebracht, sich öffentlich zu umarmen. Der Campesino hatte in seinen etwas wilden Methoden zu Beginn des Krieges einige Anarchisten erschiessen lassen – wahrscheinlich nicht ohne Berechtigung. Die Anarchisten haben ihm das nie verziehen. Als Ausländer konnte ich diesen alten Konflikt leichter beenden, als es einem Spanier möglich gewesen wäre. Für heute habe ich Mera und seinen Stab zum Abendessen eingeladen. Da kannst du gleich mit ihm die Ablösung besprechen.»

Die 70. Brigade hatte während der Schlacht bei Guadalajara zeitweise neben uns gestanden. Sie war damals nicht grossartig gewesen. Seitdem hatte Mera einige Disziplin in sie hineingebracht.

Am Hause fuhren mehrere Autos vor. Mera kam mit seinem Stab, ein ziemlich grosser Mann von sehr männlichem Aussehen. Seine Haltung war militärisch. Weshalb hatte er aber ums Kinn solche Stoppeln, als ob er sich mehrere Tage nicht rasiert hätte?

Hans stellte mich ihm vor. Da sagte er: «Ich liebe solche bürgerliche Manieren wie das Vorstellen nicht!»

«Aber du willst doch Renn kennenlernen!» rief Hans lachend.
«Da muss ich euch doch miteinander bekannt machen.»

Auch Meras Offiziere waren unrasiert und trugen nicht wie wir Röcke, sondern lediglich Uniformhemden mit den Rangabzeichen darauf, wie wir sie an den heissen Sommertagen im Gelände anhatten.

Hans rieb sich vergnügt die Hände und sagte zu Meras Stabschef: «Ist bei euch der Stabsfriseur krank geworden? Oder ist euer Unrasiertsein eine Demonstration dagegen, dass ich euch eingeladen habe, was allerdings bürgerlich ist, aber auch bei unbürgerlichen Leuten vorkommen soll?»

Der Stabschef antwortete leicht verlegen: «Mera hat die Parole ausgegeben, sich nicht zu rasieren.»

«Also Demonstration! Ich liebe es, wenn meine Gäste mit Zeichen guter Laune erscheinen.»

Wir setzten uns. Die anarchistischen Offiziere waren reichlich steif, wohl gerade, weil ihr Protest gegen unsere verkommenen bürgerlichen Sitten missglückt war. Die Offiziere unseres Stabes konnten sich immer wieder das Lachen nicht ganz verkneifen, wenn sie den Gästen in ihre abscheulich unrasierten Gesichter sahen. Auch wir zogen uns, um unseren anarchistischen Gästen entgegenzukommen, die Röcke aus. Hans hatte viel Sinn für Humor und genoss die Komik der anarchistischen Unbürgerlichkeit. Er unterhielt sich so ungezwungen und heiter, dass die Anarchisten endlich ihre Hemmungen überwanden, besonders nach dem Essen, als die jungen Offiziere unseres Stabes zu singen anfingen. Sie waren fast alle Leute aus den armen Schichten Spaniens und wollten das bei dieser Gelegenheit zeigen. Bald schmetterten beide Stäbe ihre revolutionären Lieder, die im Allgemeinen beiden Parteien gemeinsam waren. Auch die Divisionskommandeure sangen mit, die nebeneinander in der Mitte sassen, der unrasierte und der rasierte.

Am nächsten Abend lösten die Bataillone Edgar André und Thälmann zwei Bataillone der 70. Brigade ab. Die Stellungen fanden wir ziemlich gut ausgebaut.

Mera kam jeden Morgen in die Stellung und ging seine ganze Division ab. Er war im Dienst einsilbig und genau. Stets war er sorgfältig angezogen und nun auch wieder gut rasiert.

Links von uns lag die 71. Brigade. Von der lief in der Nacht nach unserm Einsatz ein Offizier mit einem Mann zu den Faschisten über.

Am dritten Tage war ich abends schon aus dem grossen Arbeitszeit des Stabes in mein Schlafzelt gegangen, als ein Melder angerannt kam: «Die Faschisten sind zwischen der Maschinengewehr-Kompanie und dem Bataillon Edgar André durchgebrochen!»

Ich trat ins Freie. Sterne waren am Himmel. Ganz still lag die Hochebene. Da sich auch kein Lüftchen regte, hätte man bei einem Durchbruch zwei bis drei Kilometer vor uns etwas hören müssen. Ich sandte den Leutnant Bravo im Auto vor und wartete im grossen Stabszelt.

Nach weit über einer Stunde, in der es völlig ruhig blieb, kam Bravo rasch und ernst herein. Er meldete: «Alle Bataillonsführer sagen, dass bei ihnen völlige Ruhe herrscht. Niemand ist durchgebrochen.»

«Hast du auch gefragt, wer die falsche Meldung geschickt hat?»

«Die Nachricht kam von der Aufklärungskompanie. Dort hat ein Leutnant eine Patrouille gemacht und Posten des Thälmann-Bataillons für Faschisten gehalten. Da ist eine kleine Panik entstanden.»

«Es ist gut, dass du auch das festgestellt hast. Es muss nur noch untersucht werden, wie eine so unsinnige Meldung bis zu uns kommen konnte. Der Fall scheint harmlos zu sein und nur zu beweisen, eine wie geringe Kriegserfahrung einige immer noch haben. Wir müssen jedoch aufpassen! Bei unseren Nachbartruppen scheint es Schädlinge zu geben. Sie können Verbindungen mit unzuverlässigen Elementen bei uns anknüpfen.»

«Ich gehe gleich wieder vor!» sagte Bravo stramm.

«Nein, jetzt nicht. Das hat noch Zeit bei Tage.» Ich gab ihm die Hand und freute mich über diesen eifrigen, zuverlässigen Jungen.

Da wir nicht weit oberhalb der Stadt Brihuega lagen, hatten wir erfahren, dass dort unten ein Bataillon von 524 Mann untätig lag. Es tat deshalb nichts und galt als unbrauchbar, weil es ausser fünf sehr jungen Offizieren keine Führung hatte. Unsere Brigade hingegen besass 45 Offiziere, für die keine Stellen da waren, darunter sogar Hauptleute. Daher schlugen wir vor, dieses Bataillon zu übernehmen. Das genehmigten die spanischen Stellen sofort, so dass wir nun wieder fünf Bataillone besassen. Unser Mangel an Waffen, der eben durch die Lieferung von 420 Gewehren ein wenig gemildert worden war, wurde jedoch noch verstärkt.

Erst jetzt erfuhren wir, was mit den zwei Bataillonen der 70. Brigade geworden war, die wir vor wenigen Tagen abgelöst hatten. Solange sie unmittelbar unter Meras fester Hand waren, benahmen sich die zu bedenkenlosem Handeln erzogenen Anarchisten gut. Kaum waren sie in Ruhe, so verlangten sie, nach Madrid zu gehen, vielleicht nur, um sich dort einmal auszutoben. Als man sie zurückhalten wollte, bahnten sie sich gewaltsam den Weg. Man konnte nur hoffen, dass sie zurückkämen, wenn ihnen das Geld ausging und sie anfingen zu hungern.

An einem Morgen war ich in der vorderen Stellung gewesen. Bei meiner Rückkehr sah ich zu meinem Staunen vor dem Stabszelt einen älteren Herrn in Zivil und eine ebenfalls ältliche Dame sitzen, die sich erhoben und mich auf Deutsch ansprachen. Das waren Doktor Herz und Toni Sender, die als Abgeordnete der Sozialdemokratischen Partei mit Richard aus Valencia gekommen waren. Ich konnte mich, obwohl ich es wollte, nicht mit ihnen abgeben, weil bei uns gerade eine heftige Diskussion ausbrach. Es ging um mich.

Ich war von den politischen Stellen Spaniens zur Teilnahme am Internationalen Kongress antifaschistischer Schriftsteller in Valencia angefordert worden. Es stand aber gerade eine grosse Offensive unserer Reserve-Armee nordwestlich von Madrid bevor, an der wir teilnehmen sollten. Richard wollte mich nicht fahren lassen, während andere das als eine engstirnige Auffassung bezeichneten. Hans als Divisionskommandeur und Heinrich Rau als Kriegskommissar sprachen schliesslich ein Machtwort und erklärten: Renns Anwesenheit auf dem Schriftstellerkongress ist in diesem Augenblick wichtiger als seine Tätigkeit als Stabschef.

Der antifaschistische Schriftstellerkongress in Valencia und Madrid

Anfang Juli 1937

Am 29. Juni fuhr ich mit Doktor Herz und Toni Sender von der Hochfläche nach Valencia ab. In Torija nahmen wir den Schriftsteller Bodo Uhse auf, der zum Politkommissariat unserer Division gehörte.

Ich vermutete, dass ich an diese Front nicht zurückkehren würde, und nahm daher von allem Abschied, von dem verwahrlosten Dorf Trijueque, dem Städtchen Torija mit seiner Burgruine, der Waldschlucht, in der sich

die Strasse hinunter in die Ebene von Madrid wand. Dann ging es links ab und in weitem Bogen durch kahles Bergland über die Südrichtung nach Osten. Gegen Mittag waren wir in Albacete und erreichten am Nachmittag die Niederung von Valencia. Da umfingen uns tiefgrün von allen Seiten die Apfelsinenhaine. Die Luft war mild und sehr warm.

Valencia gefiel mir auch als Stadt. Es hatte schöne, alte Gebäude aus der reicheren Zeit des späteren Mittelalters. Seit der Beschiessung Madrids durch die Faschisten war Valencia Hauptstadt geworden und überfüllt, auch mit Flüchtlingen aus den Gebieten, die Franco besetzt hatte. An den Mauern standen überall noch die Losungen gegen Largo Caballero. Sie setzten mich durch ihre Schärfe in Erstaunen.

Erst nach langem Suchen fand ich ein Zimmer. Noch waren die ausländischen Gäste nicht da. Ich ging jeden Tag zum Baden an den Meeresstrand. Dabei lernte ich den Schwarzen Harry Haywood aus Chicago kennen, einen riesigen Menschen, der Politkommissar des amerikanischen Bataillons war. Nach ihm kamen meine alten Freunde Erich Weinert und Willi Bredel an.

Am 3. Juli trafen wir uns abends im Gebäude der Alianza de los Intelectuales Antifascistas mit den spanischen und katalanischen Schriftstellern. Da kam mir José Bergamin entgegen, der katholische Schriftsteller, der sich der Republik ohne Bedingungen zur Verfügung gestellt hatte. Er war der fast übertriebene Typ des Spaniers der alten herrschenden Klasse, sehr schlank, mit ganz schmalem Gesicht, hoher, scharfer Nase und grossen schwarzen Augen. Begleitet wurde er von einer Gruppe junger Leute, die ihn verehrten.

Eine andere Gruppe junger Männer sass zusammen und redete eifrig. In ihrer Mitte stand ein junger Mensch mit strahlenden Augen, barfuss in Hanfsandalen. Er war nur mit diesen Alpargatas, Hose und Hemd bekleidet. Bei aller Einfachheit und Jugend hatte er etwas Imponierendes. Das war Miguel Hernandez. Boshafte Leute nannten ihn den Hofdichter des Campesino.

Der Campesino hatte viel Sinn für seine Aufmachung. Einmal liess er sich fotografieren, wie er mit einer um die Brust geworfenen Wolldecke über eine Brücke galoppierte.

Aber Miguel Hernandez sah überhaupt nicht wie ein Hofdichter aus. Ich erkundigte mich nach seinem Herkommen. Er war Halb-Araber und ein Hirtenjunge gewesen. Auf der Weide hatte er zu dichten begonnen. Seine Verse waren einfach, klingend und trafen das, was das Volk empfand.

Übrigens war der «Hofstaat» des Campesino nicht nur Ausdruck von dessen Eitelkeit. Er diente gleichzeitig der Propagierung seiner kommu-

nistischen Überzeugung, denn er bestand ja auch nicht aus Berühmtheiten der alten Zeit, sondern aus jungen Leuten, die aus dem Nichts kamen und etwas zu werden versprachen. Miguel Hernandez jedenfalls schien unter den Schriftstellern jener Zeit den Mittelpunkt der proletarischen Jugend zu bilden.

All dieses Verhalten war neu für Spanien. Seit der Hochblüte des Landes vor Jahrhunderten, als Adel und Klerus das Land geistig geführt hatten, war ein grosser Stillstand eingetreten. Die raschen Veränderungen der letzten Jahre erfüllten das Volk und auch die intellektuelle Jugend mit einer gewaltigen Freude, die sich auch hier in jedem Gespräch zeigte.

Am 4. Juli mittags wurde der Kongress eröffnet. Dazu fuhren wir in das Rathaus, einen schönen, alten Bau. Gleich beim Eintritt in den Saal stand ich vor Fadejew, dem sowjetischen Schriftsteller, von dem das Buch «Die Neunzehn» stammte. Es hatte mich sehr beeindruckt. Zusammen mit Fadejew war ich am Dnjepr-Kraftwerk gewesen.

Viele Gesichter sah ich zum erstenmal: den weisshaarigen Dänen Martin Andersen Nexö, den Franzosen Jean Richard Bloch, den Russen Alexej Tolstoi.

Als ich Tolstoi vorgestellt wurde, klopfte mir jemand auf die Schulter und überreichte mir ein Telegramm. Richard Staimer forderte mich auf, vom 3. zum 4. Juli um Mitternacht in Torija zu sein. Jetzt war es schon zwölf Stunden später, und ich hatte gestern telegrafiert, dass ich erst am 6. Juli kommen könnte. Aber das Telegramm beunruhigte mich doch, und ich ging in die Vorhalle, um zu sehen, ob ich nicht jemanden träfe, der mir sagen könnte, was ich tun sollte.

Draussen stand nur ein Posten, der mich merkwürdigerweise anlächelte. Nun blickte ich ihn genauer an. Da war es der Stierkämpfer Manolo. Als ich im Madrider Propagandaministerium arbeitete, hatte er zusammen mit Harry Domela die Bewegung der Milizionäre seines Bataillons organisiert, um eine bessere Ausbildung zu erhalten.

Die Treppe herauf kam der sowjetische Oberst Loti. In den schlimmsten Stunden der Schlacht von Las Rozas war er im Auftrage der Armee des Zentrums bei unserem Stab gewesen. Ihm zeigte ich das Telegramm.

Ärgerlich sagte er: «Was ist das für eine Auffassung! Du bist der bekannte Schriftsteller, der aus Überzeugung die Konsequenz gezogen hat und in die Republikanische Armee Spaniens eingetreten ist. Wir haben dich hier in Uniform. Wenn wir dich jetzt gehen liessen, so bedeutete das, eine Gelegenheit zu verpassen, bei der wir zeigen können, was revolutionäre Folgerichtigkeit ist. Ich gebe dir den Rat, auf dieses Telegramm

nicht zu antworten. Mag sich Richard einmal selbst hinsetzen und seine Befehle ausarbeiten!»

Unterdessen begannen die Begrüssungen des Kongresses durch die Regierung. Negrin war selbst da und hielt eine Rede.

Später sprachen mich zwei Engländerinnen an, Sylvia Townsend Warner und Valentine Ackland. Diese schöne Frau erzählte mir, sie hätte sich bemüht, in die spanische Armee einzutreten, möglichst als Mitkämpferin oder sonst als Kraftfahrer. Dieses Angebot war abgelehnt worden.

«Können wir nicht die Namensunterschrift eines Milizionärs haben, als Andenken an diesen Kongress?» fragte Sylvia Townsend Warner.

«Eine solche Unterschrift», erwiderte ich, «ist leicht zu beschaffen. Gerade steht draussen in der Vorhalle ein Milizionär von besonderer Art.» Und ich erzählte den beiden die Geschichte vom Stierkämpfer Manolo und seiner Meuterei.

Sie wollten ihn unbedingt sehen. Als wir aber in die Vorhalle kamen, stand er nicht mehr da. Wenige Tage später ist er an der Front gefallen. Er war der Typ des grundehrlichen Kastilianers.

An diesem Abend war der Kongress in das Theater eingeladen. Die besten Schauspieler Spaniens sollten «Mariana Pineda» spielen, ein Stück von Federico Garcia Lorca, dem grössten Dichter Spaniens unserer Zeit. Die Faschisten hatten ihn zu Beginn ihres Aufstandes erschossen, obwohl er kein Revolutionär war, sondern ein Liberaler.

Garcia Lorca stammte aus Andalusien und hatte die Romantik der älteren Zeit ganz in sich aufgenommen, verband sie aber mit einem modernen Stil, ähnlich dem Rainer Maria Rilkes. Eine Zeit hatte er in den Vereinigten Staaten zugebracht. Aber nichts in diesem Lande konnte ihn locken. Er lebte in den USA ganz ausserhalb des Geschäfts und dessen, was man dort Tüchtigkeit nennt. Amerika zeigte ihm kein Herz, es sah nicht aus wie Andalusien mit seinen phantastischen Kathedralen und gefühlvollen Liedern. Er musste nach Spanien zurück.

Es interessierte mich, endlich ein Stück von Garcia Lorca zu sehen. Würde ich aber etwas verstehen? Seine Sprache galt als sehr schwierig. Und so war es: Von den einzelnen Dialogen verstand ich nichts, der allgemeine Inhalt jedoch wurde mir klar. Wir waren jedoch an eine andere Art Theater gewöhnt. Garcia Lorca hatte die Mariana Pineda als eine Dame des angehenden 19. Jahrhunderts und als liberale Revolutionärin charakterisiert, die als treibende Figur hinter einer bewaffneten Erhebung stand. Weshalb aber sprach sie das ganze Stück über in diesem weinerlichen Ton?

Nach der Aufführung fragte ich die spanischen Schriftsteller, weshalb sie so gesprochen hätte. Sie verstanden mich nicht, sondern fanden diese Art ausgezeichnet. Nun wusste ich schon von der Theateraufführung in Madrid vor einem Jahre, dass auf der spanischen Bühne irgendwelche uns unbekannte Traditionen herrschten, die auch Rafael Alberti noch nicht hatte besiegen können, der ja von Majakowski beeinflusst war. Schliesslich legte ich mir das Rätsel so zurecht, dass es irgendwann eine Protestbewegung gegen das alte, pompös gewordene Hoftheater in Spanien gegeben haben musste und man sich damals bemüht hatte, statt des falschen Pathos und der Steifheit eine menschliche Sprechweise hervorzukehren. Ein solcher Stil der Betonung des Privaten und Schlichten war inzwischen selbst zur leeren Form geworden und passte vor allem nicht für die Darstellung eines revolutionären Stoffes.

Wir waren nicht hier, um das spanische Theater zu bewundern, sondern um unsere Sympathie für den Befreiungskampf Spaniens zu zeigen. Daher beeindruckten uns die Arbeiterdelegationen viel mehr als die Aufführung. Sie strahlten so viel Zuversicht aus, dass man sie mit wahrer Begeisterung begrüsste.

Am 5. Juli sammelten sich die Schriftsteller in der Alianza und warteten auf die Autos, die uns nach Madrid bringen sollten. Dabei wurde ich mit der schwarzen Amerikanerin Louise Thompson bekannt, die aber nicht schwarz war, sondern eine goldene Hautfarbe hatte. Ich weiss nicht, ob sie schön genannt werden konnte, aber ihre heitere und natürliche Art war sehr anziehend.

Es kamen 18, an den Seiten offene Wagen mit Tuchverdeck. Ich kannte von internationalen Kongressen die Unsitte, dass die Gruppen einer Sprache zusammenblieben und sich nicht mit den anderen mischten. Das ist dort verständlich, wo fast alle nur eine Sprache können, aber auch da kaum nützlich. Daher bemühte ich mich, für unseren Wagen eine recht bunte Gesellschaft zusammenzubringen. Da war der lange norwegische Dramatiker Nordahl Grieg, der trotz seiner Jugend schon Berühmtheit erlangt hatte. In seinem grossen Gesicht stand so viel Güte, dass er der richtige Mittelpunkt für meine Sammlung aller Farben und Sprachen war. Zu ihm holte ich zwei Kubaner, den ganz spanisch aussehenden Pita Rodriguez und den kleinen, rundlichen Nicolas Guillen, einen der grössten Dichter, der sich auf dem Kongress befand. Er gab seinen Schwarzen auf Kuba revolutionäre Gedichte von wunderbarer Einfachheit und gewaltiger Sprache. Wie Louise Thompson war auch er nicht dunkel. Wenn er mit runden Backen lächelte, sah er aus wie ein kleiner gutmütiger Junge. Dann holte ich die lange, hellblonde Schwedin Kajsa Rotmann,

die viele Sprachen konnte und in den spanischen Milizen als Krankenschwester gewesen war. Ferner bat ich den Spanier Max Aub zu uns und einen Dänen, an dessen Namen ich mich nicht erinnere.

Wir buntes Menschengemisch fuhren in unseren Wagen in den heissen Sommertag hinein. Die Autos vor uns wirbelten Staub auf und machten uns auf die Dauer grau wie die Landschaft, die nach dem kurzen Frühling schon wieder ihre trockene Färbung bekam.

Gegen Mittag hielten wir in einem Dorf. Dort wurden wir vom Bürgermeister begrüsst und in einen Saal geführt, in dem für uns gedeckt war. Während wir eine Suppe und eine Eierspeise mit Kartoffeln assen, kamen einige Kinder herein und betrachteten uns. Das machte den Schriftstellern Spass, und sie redeten freundlich in allen möglichen Sprachen auf die Kinder ein, die etwas verlegen lächelten, sich aber nicht fürchteten.

Sylvia Townsend Warner sagte laut auf Englisch: «Draussen haben sich Frauen versammelt und möchten uns einiges sagen, was wir vielleicht sonst nicht hören würden. Ich denke, wir sollten uns anhören, was sie auf dem Herzen haben.»

Man nickte und strömte durch die Tür hinaus. Die Bauersfrauen hatten nicht damit gerechnet, dass der ganze Kongress zu ihnen kommen würde. Sie besassen auch keine richtige Sprecherin, sondern erzählten etwas hastig, wie schwer ihr Leben wäre. «Der schreckliche Krieg! Die Männer sind an der Front, und wir haben die ganze Last der Arbeit! Unsere Regierung will uns das Land geben, das wir brauchen, und Franco will es uns wieder abnehmen! Können Sie nicht in den Zeitungen der Welt schreiben, dass wir recht haben?»

Diese Rede wurde in alle Sprachen übersetzt. Valentine Ackland, die grosse, elegante Engländerin, trat auf eine der mageren Bauersfrauen zu, beugte sich nieder und küsste sie. Auch Louise Thompson in ihrer natürlichen Art umarmte eine Spanierin. Da gab es grosses Küssen der Frauen, bei dem von beiden Seiten reichlich Tränen flossen und die Spanierinnen mit hastigen, gequälten Bewegungen auf die fremden Frauen einredeten, die sie nicht verstanden, aber fühlten, dass hier Not war und geholfen werden musste.

Ganz in der Nähe hatte sich eine grosse Schar Kinder, meist Mädchen, auf einer steil ansteigenden Brücke aufgestellt, was die Fotografen begeisterte. Als die Kinder merkten, dass sie fotografiert werden sollten, freuten sie sich und lächelten, unbekümmert um ihre Mütter, die nur wenige Schritte entfernt vor Bewegung schluchzten.

Ich ging wieder hinein und hörte von den zurückkehrenden Schriftstellern, dass sie von dieser unvorbereiteten Begegnung mit den spanischen

Frauen einen viel tieferen Eindruck erhalten hatten als von allen den Begrüssungen bisher. Einer sagte: «Ich habe mir nach all dem Wirrwarr der Meldungen und Meinungen, die wir aus Spanien hörten, kein Bild machen können. Aber jetzt weiss ich, wie das Volk denkt.»

Vor der Abfahrt aus dem Dorf war auch ein Teil der Bauern gekommen, und es gab ein Händeschütteln, als ob wir in diesem Dorf aufgewachsen wären und nun Abschied nähmen.

In der Abenddämmerung kamen wir, schon nahe Madrid, zu einem grossen alten Tor unter Bäumen. Zu beiden Seiten standen kleine Kavallerieabteilungen zu Pferde. Als unser Auto durch das Tor fuhr, lösten sich zwei Reiter ab, auf jeder Seite einer, und galoppierten neben dem Auto her. Es fiel ihnen aber schwer, das Tempo des Wagens mitzuhalten. Das war eine Empfangsart aus der Zeit, wo die grossen Herren in ihren schweren Equipagen ankamen und von langsam galoppierenden Reitern zum Schloss geleitet wurden.

Mit einem so hochzeremoniellen Empfang hatten wir nicht gerechnet, und die meisten verstanden auch nicht, was los war, bis uns ein Regierungsvertreter in bürgerlich feierlichem Schwarz begrüsste. Wir aber waren formlos in Hemdsärmeln in das Schloss getreten und auch von der Fahrt durch halb Spanien reichlich staubig und müde.

Nun wurden Süssigkeiten gereicht. Dann fuhren wir in das verdunkelte Häusermeer von Madrid hinein bis vor das Hotel Victoria.

Nachdem wir uns in den Zimmern gewaschen hatten, gingen wir in den hellerleuchteten Speisesaal. Ich setzte mich zu Alexej Tolstoi, der mich bat, ihm einiges aus dem Spanischen zu übersetzen. Plötzlich unterbrach er mich und fragte: «Wer ist das dort, dieser Offizier? Er sieht bedeutend aus!» Ich blickte in die angegebene Richtung und antwortete: «Den kann ich Ihnen gleich bringen. Es ist Hans Kahle, der eine Division an der Front von Guadalajara befehligt.»

Als ich Hans holte, stellte sich heraus, dass er gekommen war, um Alexej Tolstoi kennenzulernen. Ich brachte auch den jungen Hirtendichter Miguel Hernandez zu Tolstoi, Sylvia Townsend Warner und Valentine Ackland. Er gefiel überall sehr.

Am nächsten Morgen wurde der Kongress in einem Kino fortgesetzt. Eigentlich musste ich schon bei der Brigade sein, die jetzt nordwestlich von Madrid stand. Aber erst für heute war meine Rede angesetzt. Wir hatten abgemacht, dass ich auf Deutsch sprechen sollte. Als ich zum Rednerpult vorging, drückte mir der Tagungsleiter einige Bogen Papier in die Hand und sagte leise: «Hier ist die Übersetzung deiner Rede. Du sollst Spanisch sprechen.» So sagte ich auf Deutsch, ich würde Spanisch reden. Erst darauf blickte ich auf die Papiere. Sie waren mit einer hasti-

gen Schrift bekritzelt. Mühevoll entzifferte ich die ersten Worte und blieb stecken. Der Schweiss trat mir auf die Stirn. Es hatte eine schwungvolle Rede werden sollen. Aber was stand hier? Ich musste mich an einen Spanier wenden und ihn fragen. Er flüsterte mir zu, was es hiess, und ich wiederholte das. In der nächsten Zeile aber blieb ich wieder stecken. Was sollte ich tun? Ich entschuldigte mich auf Spanisch, ohne die richtigen Worte zu finden, dass ich auf Deutsch weiterreden müsste. Darauf rief ich erleichtert: «Wir Schriftsteller an der Front haben die Feder aus der Hand gelegt. Denn wir wollen nicht mehr Geschichte schreiben, sondern Geschichte machen. Wer von Ihnen hier im Saale wünscht meine Feder zu nehmen, der Bruder meiner Gedanken zu sein, für die Zeit, wo ich das Gewehr genommen habe? Seht, hier biete ich die Feder als ein Geschenk an, das kein Vergnügen ist, sondern eine grosse Pflicht. Und der Name dieser Pflicht: Alles gegen den Faschismus! Alles für die Volksfront! Alles für die Front der Völker! Alles für die Ideen, die dem Kriege feindlich sind! Kriegsfeindlich, das sagen wir, Männer des Krieges, wir Soldaten! Denn der Krieg, in dem wir mithelfen, ist uns keine Freude, kein Selbstzweck, sondern etwas, das überwunden werden muss! Kämpft, darum bitte ich euch, für diese Ideen! Kämpft mit der Feder und mit dem Wort, wie es jedem liegt! Aber kämpft!»

Die Reden wurden durch eine wichtige Nachricht unterbrochen. Alle horchten auf. Ein Spanier trat auf die Bühne: «Der Generalstab der Armee des Zentrums gibt bekannt, dass heute eine Offensive nordwestlich Madrid begonnen hat. Die Anfangserfolge sind bedeutend. Der Division Lister ist es gelungen, bis Brunete vorzudringen und es einzunehmen.»

Brunete lag viele Kilometer hinter der faschistischen Front.

In der nun kommenden Nacht wurde es sehr unruhig. Vielleicht wollten die Faschisten unsere Truppen mit der unmittelbaren Verteidigung von Madrid beschäftigen und beschossen deshalb die Stadt. Bald näher, bald ferner von dem Hotel schlugen Granaten ein. Dazu bellten auf unserem Dach Flugabwehrgeschütze. Die Kongressteilnehmer wurden in den Fliegerkeller geleitet.

Am nächsten Morgen verliess ich den Kongress, der trotz der Beschiessung weitertagte.

Schlacht bei Brunete

6. bis 28. Juli 1937

Am 7. Juli musste ich bis 10 Uhr warten. Erst da traf das Auto ein, das mich zur Front bringen sollte. Das Schlachtfeld unserer Offensive lag nur wenig weiter nordwestlich als in der Winterschlacht von Las Rozas. Da die direkte Strasse von Madrid zum Escorial in der Front-linie lag, mussten wir nach Norden ausholen. Auch hier streckte sich die öde, trockene Hochebene aus, nur wurde sie immer welliger. An einer Stelle gab es sogar einen See mit einzelnen Baumgruppen. Unter den Bäumen lagen Jagdflugzeuge, ganz unregelmässig. Da fuhren auch grosse Benzintankwagen herum. Es war ein Flugplatz, der aus der Luft wenig kenntlich sein durfte.

Nun wandten wir uns nach Westen. Rechts stieg das Gelände in fast nackten Felsen mässig an. Nicht lange danach näherten wir uns dem gewaltigen Gebäudekomplex des Escorial, dem Schloss Philipps des Zweiten, das zugleich Kloster gewesen war. Es wirkte auf mich nicht bedrückend, wie viele es beschreiben, sondern mit den grossen Bäumen des Parks eher sonntäglich und etwas feierlich.

Wir fuhren in den Ort hinein und trafen bei einem Lastauto den Brigadeschreiber. «Oh!» rief er lachend. «Wenn du wüsstest, wie man schon geschimpft hat, dass du noch nicht da warst.»

«Wo befindet sich die Brigade?»

«Hier diese Strasse vor. Das ist der einzige Weg, der zur Versorgung der ganzen angreifenden Armee von Modesto vorhanden ist. Unser Armeekorps hat nach vorn angegriffen und sich nach rechts gesichert. Das andere Armeekorps wandte sich nach links, scheint aber nicht weit vorwärts gekommen zu sein. Denn als wir gestern vorfuhren, erhielten wir auf der Strasse Artilleriefeuer von links, allerdings nur einzelne Granaten.»

«Also ist nur ein schmaler Damm vorgeschoben, und an seinem Ende liegt Listers Division vor Brunete?»

«Ja, und hinter Lister liegt unsere Brigade als Reserve. Wir haben übrigens das Essen fertig. Willst du nicht erst etwas zu dir nehmen, bevor du zum Gefechtsstand fährst? Die halbe Stunde werden sie wohl noch auf dich warten können.»

Ich legte den Rock ab und zog mir Hanfsandalen statt der Schuhe an, so dass ich nur noch Mütze, Hemd, Hose und leichte Sandalen anhatte. Denn es war eine sengende Hitze, und auch die Nächte wurden nicht kühl. So fuhr ich mit Kartentasche und Fernglas vor.

Die heisse Luft lag diesig auf den öden Feldern. Links in der Ferne glaubte ich Staub zu sehen. Rechts kreisten Flugzeuge. Lastwagen kamen mir entgegengesaust. Sie schienen in dieser Gegend nicht gern zu bleiben. So ging es durch mehrere Dörfer. Das alles war den Faschisten im ersten Vorstoss fortgenommen worden.

Vor uns in einem Dorf sah ich Schusswolken. Darauf lag wohl Artilleriefeuer. Es war Brunete. Seitlich der Strasse, nicht weit von einem Friedhof, befand sich unser Stab. Ich meldete mich bei Richard zurück und erklärte, weshalb ich erst jetzt kommen konnte. Er sagte: «Seit 11 Uhr sind unsere Bataillone Edgar André und Thälmann hier vorn eingesetzt bei Lister, der ziemlich weit vor Brunete liegen soll. Jetzt meldet Thälmann, dass die Truppen von Lister im Zurückweichen sind und dass es die Front wiederhergestellt hat.»

Um 16 Uhr kam der General Walter, unser jetziger Divisionskommandeur, mit seinem ziemlich jungen Stabschef. Er hatte die Generalsmütze etwas zurückgeschoben, denn er schwitzte in seinem Uniformrock sehr. Nachdem er sich hatte berichten lassen, sagte er: «Die Division des Campesino rechts von uns hat das Dorf Quijorna von drei Seiten umfasst, konnte es aber bisher nicht einnehmen. Daher ist der Keil, den die Division Lister tief in die faschistischen Stellungen hineingetrieben hat, an dieser Stelle noch eingeengt. Ich nehme an, dass unsere Division gegen Quijorna eingesetzt werden wird.»

Kurze Zeit, nachdem General Walter zu den übrigen Brigaden seiner Division weitergegangen war, erschienen ganze Schwärme von faschistischen Flugzeugen und bombardierten jenseits Brunete. Ein anderer Teil flog über uns weg und warf im Dorf hinter uns ab. Das alles waren schwere deutsche Junkers-Flugzeuge.

An diesem Tage hatten unsere beiden Bataillone vorn 14 Tote und drei Verwundete.

Als es spät geworden war, krochen wir unter ein Dach, halb Hütte, halb Zelt, und streckten uns dort auf unsere Matratzen. In der Nacht bekamen wir Befehl, ein weiteres Bataillon zur Stützung von Listers Front einzusetzen. Wir bestimmten das österreichische. Nun waren drei unserer Bataillone unter Listers Truppen verteilt, und wir hatten nur noch das Bataillon Beimler unter unserem unmittelbaren Befehl. So spürten wir die berüchtigte Methode des Zerreissens der Verbände, einen der grössten Fehler der republikanischen Truppenführung.

8. Juli. Der Tag begann unruhig. Schwärme von Nazi-Flugzeugen kamen herüber und luden da und dort ihre Bombenlast ab. Auf Brunete lag ziemlich schweres Artilleriefeuer. Erst gegen Mittag erschienen unsere Flieger und vertrieben die faschistischen.

12.30 Uhr erhielten wir Befehl, zusammen mit Truppen des Campesino Quijorna zu nehmen. Dazu sollten wir um 15 Uhr anderthalb Kilometer südlich Quijorna stehen und um 16 Uhr angreifen. Die einzigen Truppen, die wir dazu hatten, waren das Bataillon Beimler und die Panzerabwehrbatterie. Diese Batterie hatten wir erst kürzlich erhalten. Sie kam mit drei leichten sowjetischen 4,5-Zentimeter-Kanonen auf Gummirädern an. Da man mir gesagt hatte, dass die Batterie aus Österreichern und Deutschen bestand, begrüsste ich sie auf Deutsch. Während meiner Ansprache blieb mein Blick auf einem ganz mongolischen Gesicht hängen. Natürlich kann das ein Deutscher sein, dachte ich. Dann ist er aber bestimmt von ostasiatischen Eltern. Nachdem die Begrüssung vorbei war, kam dieser ziemlich kleine Mensch lächelnd auf mich zu und sagte: «Kennst du mich nicht mehr?»

«Offen gestanden, nein.»

«Ich habe in Berlin studiert, und du kamst öfters zu uns Chinesen.» «Ach so!» rief ich. «Wäre mir klargewesen, wer du bist, so hätte ich dich noch besonders begrüsst. Jetzt möchte ich dir wenigstens persönlich sagen, dass sich die Brigadeführung sehr freut, in ihren Reihen einen Vertreter des kämpfenden China zu haben. Du vermehrst den Bund der befreundeten Nationen, die hier für Spaniens und ihre eigene nationale Freiheit kämpfen.»

Ich betrachtete nun die Karte genau, um mir über das Gelände zwischen Brunete und Quijorna klarzuwerden. Aber die Karte war so schlecht und das Gelände dort so von Schluchten und Gründen durchzogen, dass ich mir nicht klarwerden konnte, wie wir zum Ausgangspunkt des Angriffs kommen konnten. Wir schickten das Bataillon und die Batterie also zunächst in einem trockenen Bachgrund mit weissem Sand hinter der Front nach rechts.

Hauptmann Louis hatte mir den Antonio Poveda als Gefechtsbegleiter gegeben. Mit ihm ging ich voraus und kam nach einiger Zeit an eine Stelle, wo links aus dem weissen Sand des Grundes eine senkrechte Lehmwand hoch aufragte, rechts eine Wiese zu einem Höhenrücken anstieg. Wir waren hier zweifellos zu weit vorn, das heisst südlich, und mussten uns über den Höhenrücken weg in das nächste Tal ziehen. Dorthin war der Bataillonsführer schon zur Erkundung gegangen. Unterdessen war es aber schon 16 Uhr, die Zeit des Angriffs. Daher musste ich das eben eintreffende Bataillon in geöffneter Form über die Höhe ziehen und ging ihm voraus. Wegen der vielen Bewegung bei der Hitze hatte ich mir das Hemd ausgezogen und fühlte mich so leichter zum Gehen. Von den Faschisten her wurden wir mit Gewehren beschossen. Aber es war zu weit, um uns zu gefährden.

Auf dem Höhenrücken traf ich auf einem Feldweg den General Walter, der mir sagte: «Ich bringe dir fünf Panzer zum Angriff mit.»

«Gut. Ich führe sie selbst zum Ausgangspunkt des Angriffs.»

Bald kamen die Panzer den Rücken heraufgekrochen mit den Besatzungen oben am Ausguck. Mittlerweile war es 19 Uhr geworden. Ich setzte mich mit Antonio vorn auf den ersten Panzer, um den Weg zu zeigen. Von den Faschisten her mussten wir erst jetzt entdeckt worden sein, denn sie begannen heftig mit Gewehren und Maschinengewehren gegen uns zu schiessen. Ich sah aber an den kleinen Staubwölkchen am Boden, dass sie die Entfernung stark unterschätzten und nur ihre Munition vergeudeten.

Bald konnten wir nach rechts in eine Mulde hinuntertauchen, und das Schiessen hörte auf. Nun musste ich zu Fuss weitergehen, weil die Hänge an den meisten Stellen für die Panzer zu steil waren. Ich lief immer ein Stück voraus, um sie dann mit Zeichen weiterzuführen. Erst um 20 Uhr kamen wir zu einer Mulde, in der unser Bataillon und Truppen des Campesino zum Sturm bereitlagen. Ein spanischer Politkommissar erhob sich, begrüsste mich stürmisch und fragte, was ich jetzt schriebe.

«Aber, Freund, jetzt muss ich den Angriff ansetzen!»

Ich ging zum oberen Rand der Mulde, weil ich von dort erwartete, Quijorna zu sehen. Ich erblickte in einiger Entfernung leicht abwärts ein breites Gemäuer.

«Das ist der Friedhof von Quijorna», sagte mir der Politkommissar. «Er ist von Mauren besetzt. Das Dorf liegt steil darunter.»

Ich befahl dem Bataillon Beimler vorzugehen, sobald die Panzer halbwegs zum Friedhof gekommen wären. Die fünf schweren Maschinen schoben sich zum Rand der Mulde hoch und begannen dann plötzlich mit aller Kraft loszupreschen. Das war 20.15 Uhr.

Von drüben setzte rasendes Infanteriefeuer ein. Einige von den Spaniern um mich hatten sich erhoben, um vorzugehen, legten sich aber wieder hin. Nur rechts rannten einige vom Beimler-Bataillon vor, und nun auch links. Die Panzer gaben einige Schüsse aus ihren Kanonen ab und kehrten in einem Bogen nach links zurück. Ich wollte sie zu einem zweiten Vorstoss ansetzen. Aber sie erklärten, jetzt müssten sie zurück, weil es anfing zu dämmern. Darauf ging ich zum Bataillonsführer der Truppen des Campesino und sagte ihm: «Du musst angreifen! Unsere Infanterie liegt vorn und kommt nicht weiter.»

«Der Angriff ist misslungen», antwortete er. «Nein, das ist er nicht. Gerade jetzt in der Dämmerung, wo die Faschisten nicht mehr so genau zielen können, ist Quijorna zu nehmen.»

Unterdessen kamen links einzelne Schützen von vorn zurück. Da war es zu spät. Es wurde schnell dunkler.

Ein Melder kam von rechts: «Das Bataillon Beimler hat auf unserem rechten Flügel den Friedhof erreicht, ihn aber nicht nehmen können. Unser Adjutant Gustav Kern ist vorausgestürmt und gefallen. Auch sonst haben wir Verluste.»

«Das Bataillon soll sich auf seine Ausgangslinie zurückziehen und bleibt vorläufig hier.»

Ich musste nun zurück zum Brigadeführer, ein weiter Weg. Antonio, der auch kein Hemd anhatte, ging in der Dunkelheit schweigend neben mir. Das Laufen wurde ihm vielleicht auch schwer. Denn wir waren seit dem Morgen fast ununterbrochen unterwegs. Mich bedrückten der misslungene Angriff und die Verluste. Erst ziemlich spät kam ich zu dem Hüttenzelt des Stabes. Durch die Stoffwand sah man ein wenig Licht von einer Kerze. Schon wussten sie von Kerns Tod.

Die Luft drinnen war so schwül, dass ich wieder hinausging und mich auf einen Stein setzte. Im Dunkeln näherte sich mir jemand. Es war Leutnant Niessen von unserer Polizei: «Hast du schon gegessen?»

«Nein, ich habe nicht daran gedacht. – Wir haben dort drüben vergebens angegriffen.»

Nach kurzer Zeit kam einer der spanischen Polizisten mit einem Essgeschirr. Er hatte nur eine Hose und Bastschuhe an. Beim Anblick seines nackten Oberkörpers dachte ich plötzlich: Wo habe ich nur mein Hemd gelassen? Nach dem Essen suchte ich es. In der Dunkelheit war nicht viel zu sehen, aber es gab nur wenige Flecken, wo es liegen konnte. Da ich es da nicht fand, beruhigte ich mich. Sogar jetzt um Mitternacht brauchte man es nicht. Kein Lüftchen rührte sich. Da holte ich mir meine Matratze aus dem Zelt und legte mich unter dem Himmel mit den vielen Sternen zum Schlafen nieder. Es fiel ja kein Tau in dieser Jahreszeit, und ich hatte eine gewisse Vorliebe für das Schlafen im Freien noch aus dem Weltkrieg. Denn im Unterstand macht einen jedes Geräusch unruhig, weil man nicht weiss, woher es kommt. Im Freien aber hört man sofort, ob es einen angeht, und man schläft nach der Störung gleich wieder ein.

9. Juli. Das österreichische Bataillon wurde in den Morgenstunden aus Listers Truppen heraus- und zum Bataillon Beimler an die Front südlich Quijorna hinübergezogen. Den erneuten Angriff gegen das Dorf sollten unsere Flieger vorbereiten.

Als ich auf dem Weg zur Ausgangsstellung des Angriffs war, hörte ich unsere Bomber kommen. Es gab ein furchtbares Getöse, als die Bomben fielen. Um 10 Uhr nahmen die beiden Bataillone den Friedhof ein. Der

Melder, der zurückkam, sagte entsetzt: «Was dort für Tote liegen! Alles Marokkaner. Sie haben die Gräber aufgemacht, um sich eine Deckung zu verschaffen. Da liegen sie jetzt tot zwischen alten Leichen. Lind der Gestank!»

Vom Friedhof aus stiegen die Bataillone den steilen Hang nach Quijorna hinunter, es war durch unsere Bombardierung so verwüstet, dass sich dort niemand mehr regte. Nun gingen die Truppen des Campesino nach Westen weiter und fanden die Höhen vor sich ganz leer von Faschisten. So konnten sie ohne Kampf eine günstige Stellung beziehen, die den Keil beträchtlich erweiterte, den wir in die faschistischen Stellungen hineingetrieben hatten. Daher beschloss Modesto, den Angriff auch noch nach vorn weiterzutragen.

Kurz nach Dunkelwerden kam der Befehl der Division, dass morgen die 108. Brigade in südlicher Richtung angreifen sollte, während unsere dahinter als Reserve stünde. Aber noch hatten wir keins unserer Bataillone. Zwei befanden sich bei Lister, die anderen beim Campesino. Bis zwei Uhr morgens sollten sie herausgezogen werden.

10. Juli. Um acht Uhr kamen das Bataillon Beimler und das halbe österreichische von Quijorna herüber. Die übrigen zweieinhalb Bataillone waren vom Campesino und Lister noch zurückgehalten worden, bis sie abgelöst wären. Die 108. Brigade war zum Angriff noch nicht bereit. Ich war vom Stab fortgegangen, um mir das Angriffsgelände der 108. Brigade anzusehen. Dazu ging ich in dem Grund mit dem weissen Sand bis zu der Stelle, wo links die Lehmwand senkrecht in den blauen Himmel aufstieg. Dort suchte ich mir seitlich einen Pfad hinauf. Oben befand ich mich hinter einer flachen Höhe. Darauf lag die 108. Brigade in einer ganz dichten Linie. Es war die stumpfsinnige Kampfform wie zu Beginn des Bürgerkriegs, ohne Reserven und ohne erkennbare Untergliederung.

So schlecht geführte Truppen pflegen auszureissen, sobald sich gegnerische Panzer nähern. Daher holte ich unsere Panzer-Abwehr-Batterie unten aus dem Grunde. Das machte allerdings Schwierigkeiten. Alle Mann mussten zugreifen, um die Kanonen einzeln den steilen Pfad heraufzuzerren und zu schieben. So dauerte es eine beträchtliche Zeit, bis die Batterie und ihre Munition oben waren. Nun zeigte ich dem Batterie- und den Geschützführern, von wo möglicherweise faschistische Panzer auftauchen konnten und wie sie sich bei einem Angriff verhalten müssten. Dabei stellte sich heraus, dass die Bedienungen zwar schiessen konnten, aber über die Verwendung einer solchen Batterie nicht das geringste gelernt hatten. Ich musste ihnen erst beibringen, dass man Entfernungen schätzen muss und wie man das macht. Sie waren ahnungslos, dass sie

nicht einmal erkannten, wo sich die faschistischen Linien befanden, obwohl sie deutlich an ihren Aufwürfen zu erkennen waren. Daher wollten sie auch ursprünglich ihre Kanonen auf die höchste Erhebung in die Infanterielinie stellen, wie man das im vorigen Jahrhundert tat.

So kam ich erst gegen Mittag zum Stab zurück. Ich ging zu Richard hinein, fand ihn aber verstimmt. Ohne zu erfahren, weshalb, verzog ich mich ins Freie und wollte zur 108. Brigade vor, die um 14 Uhr angreifen sollte. Mit abgewandtem Gesicht stand Hauptmann Louis draussen und schien auch verstimmt zu sein.

«Was ist denn mit euch los?» fragte ich. «Vorn wollen wir angreifen, und hier interessiert man sich überhaupt nicht dafür und spielt Sauertopf.»

Louis wandte sich mir rasch zu: «Du weisst von der Besprechung mit Leutnant Bravo?»

«Nein.»

«Komm mal etwas abseits! Der da drin braucht mich nicht zu hören. Heute Morgen hat unser spanischer Politkommissar mit Richard gesprochen. Du weisst ja, wie das ist. Sie verstehen einander nicht, und da wird so laut geredet, dass alle Welt die tiefsten Geheimnisse erfährt. Der spanische Politkommissar hat vor dem Kommandeur der 108. Brigade gewarnt. Das wäre einer von den üblen Sozialisten, vielleicht ein Freund Largo Caballeros und seiner Gruppe von Intriganten und Schädlingen. Wir sollten aufpassen, dass dieser falsche Hund nicht den Angriff der Division desorganisiert. Darauf liess Richard den Leutnant Bravo rufen und gab ihm den Auftrag, als Verbindungsoffizier zur 108. Brigade zu gehen, den Brigadekommandeur zu überwachen, und ihn niederzuschiessen, wenn er sabotierte. Gerade als er das sagte, kam ein spanischer Offizier, der etwas vom Kommandeur der 108. Brigade auszurichten hatte. Als der dann aus Richards Zelt wieder herauskam, war sein Gesicht so eisig, dass ich zuerst dachte, Richard hätte ihm seine Verachtung für die Spanier gezeigt, was er ja leider besser versteht als gewisse nützlichere Künste. Aber der spanische Offizier sieht mich und sagt: ‚Euer Brigadeführer will unseren überwachen. Das habe ich mit meinen eigenen Ohren gehört, bevor ich hineinging! Ich werde das natürlich unserm Oberstleutnant sofort mitteilen! Du kannst das weiter erzählens – Ich habe das aber nicht weitererzählt. Dir, Ludwig, sage ich, dass ich keine Lust habe, noch mehr Gift in diesen Giftkübel hineinzugiessen!»

«Und Bravo?» fragte ich. «Ist er trotzdem zur 108. Brigade hinübergeschickt worden?»

Louis zuckte mit den Achseln: «Ja.»

«Ist das für ihn nicht gefährlich? Man müsste ihn zurückholen!»

«Das hätte man früher tun müssen», antwortete Louis. «Aber Bravo kommt durch, davon bin ich überzeugt. Er hat auch seinen Freund mitgenommen.»

Ich war nicht beruhigt. Aber nun musste ich mich beeilen, um 14 Uhr vorn zu sein, zumal unser österreichisches Bataillon mit der 108. Brigade zusammen angreifen sollte. Auf dem Wege in dem Bachgrund durchdachte ich das Verhalten von Richard. Er gehörte zu denen, die theoretisch vieles gelernt hatten, bedeutend mehr als ich, dem es aber an jeder praktischen Erfahrung fehlte. Weshalb kam er aber nicht dazu, wenn eins seiner Bataillone angriff? Er hatte eine Art, Dinge zu tun, die mir unbegreiflich war. Früher oder später musste es zu einem Konflikt zwischen uns kommen.

Unsere Artillerie bellte von hinten und bereitete den Angriff vor. Als ich auf die Höhe kam, liefen die Offiziere der 108. Brigade herum und waren mit den Vorbereitungen zum Angriff nicht fertig. Weder der Brigadeführer noch sein Stabschef waren da. Als um 14 Uhr das Artilleriefeuer aufhörte, griff man nicht an. In solchen Fällen ist es fast günstiger, wenn nicht erst geschossen worden ist. Es war auch nicht einzusehen, weshalb die Brigade nicht fertig war. Sie hatte reichlich Zeit gehabt, sich bereitzustellen.

Unterdessen liess ich meine Panzer-Abwehr-Kanonen im einzeln gezielten Schuss einige Aufwürfe in den faschistischen Linien befeuern, in denen ich Maschinengewehrnester vermutete.

Schliesslich, 15.30 Uhr, gab der Kommandeur der 108. Brigade den Befehl zum Angriff, ohne dass die Brigadeführung persönlich erschienen wäre. Ich gab den Befehl an das österreichische Bataillon und beobachtete dann unmittelbar hinter der Linie der 108. Brigade, wie sich der Angriff entwickeln würde.

Einige Leute erhoben sich, um vorzugehen. Aber als die Faschisten zu schiessen begannen, legten sie sich wieder zu denen, die sich nicht erst erhoben hatten. Links von uns aber gingen die Österreicher vor. Sie rannten ein kurzes Stück und kamen dann in eine Mulde, in der sie in Schritt verfielen, weil sie von den Faschisten nicht gesehen werden konnten. Wenn sie so weitergingen, mussten sie viele hundert Meter ohne Verluste vorkommen, aber dann, kurz vor den faschistischen Stellungen, in ein sehr wirksames Feuer geraten, wobei ihre beiden Flügel ungedeckt waren. Das erregte mich. Ich sprach mit einigen Offizieren und versuchte ihnen den Fall klarzumachen: Sie hörten mich an und taten nichts.

In meiner Erregung stand ich hoch in der Schützenlinie, als ein Infanteriegeschoss vor mir in den Sandaufwurf fuhr und irgendetwas mit meiner Hose geschah. Ich griff an mein linkes Bein und fand da zwei Löcher in der Hose. Darauf liess ich sie herunter. Auch die Unterhose hatte ein Einschuss- und ein Ausschussloch, während mein Bein unverletzt war. Die Spanier um mich schüttelten die Köpfe und lachten.

Unterdessen waren die österreichischen Kompanien so weit vorgegangen, dass sie wieder Feuer erhielten. Darauf wichen sie ein paar Schritte zurück und legten sich in Deckung. Das beruhigte mich.

Ich blickte mich unter den Soldaten der 108. Brigade um und dachte: Die Mannschaften sind vielleicht nicht schlecht. Aber sie haben keine Offiziere und Politkommissare mit Verantwortungsgefühl. Es wird schon stimmen, dass hier noch immer der Geist Largo Caballeros herrscht und dass der Brigadeführer dahintersteckt.

Um 20 Uhr erschienen von hinten fünf unserer Panzer und erkundigten sich bei mir, wo sie angreifen sollten. Ich zeigte ihnen die faschistische Stellung und welchen Umweg sie nach links machen mussten, um nicht vor Steilhängen liegenzubleiben. Dann öffneten ihnen die Spanier eine Gasse, durch die sie fahren konnten.

Bisher waren die Panzer von drüben nicht zu sehen gewesen. Nun preschten sie links durch die Lücke auf die faschistischen Linien zu. Kaum sahen das die Österreicher, da erhoben sie sich und gingen weiter vor. Ausgezeichnet! dachte ich. Dort ist ein tüchtiger Führer, der das Vorgehen mit Panzern versteht.

Plötzlich blieb der zweite Panzer stehen und begann zu rauchen. Der nächste bog ab, wie es schien, um nicht auf den vorderen auzufahren. Dann machte er kehrt. Aus dem rauchenden Panzer schlugen Flammen. Die Bedienung sprang heraus und rannte zu unseren Österreichern in Deckung. Nun kamen auch die übrigen Panzer zurück, ausser dem brennenden. Zwei hatten Treffer erhalten. Die Faschisten mussten also Panzer-Abwehr-Kanonen haben. Mehrere Panzerleute waren verwundet. Es dämmerte. Ich sandte zu den Österreichern vor, sie sollten zurückkommen, sobald die Dunkelheit es erlaubte.

Als schon kein Licht mehr war, kam ein grosser Mensch auf mich zu. Da es eine schwere Gestalt war, vermutete ich gleich einen Internationalen. Es war der Führer der Österreicher, die allein angegriffen hatten. Mit einer etwas klobigen Sprache versuchte er zu erklären, weshalb er nicht weiter vorgegangen war.

Ich unterbrach ihn: «Alles, was du getan hast, war richtig, ja vorbildlich! Sage das auch deinen Leuten! Eine Truppe kann nicht besser sein. Habt ihr Verluste?»

«Nichts Wesentliches.»

«Ruht euch jetzt aus! Esst! Und wenn es einmal wieder wichtig ist, wissen wir, dass wir uns auf euch verlassen können!» Ich drückte ihm fest die Hand.

In der Nacht bekam ich heftige Schmerzen am linken Oberschenkel, und bald zeigte sich ein riesiger Furunkel. Der Arzt verbot mir, so viel herumzulaufen, wie es meine Gewohnheit war. Das schadete deshalb nichts, weil die Gefechtstätigkeit von beiden Seiten nachliess und wir nur eine ziemlich schmale Front zwischen der Division des Campesino und der 108. Brigade besetzt hielten.

Einige Tage später, am 17. Juli, griffen wir noch einmal an, hatten aber nur geringen Erfolg. Am 18. begannen die Faschisten den Gegenangriff. Massen von Junkers- und Caproni-Flugzeugen bombardierten das Dorf Brunete und die Stellungen Listers davor. Seine Truppen gaben eine Reihe von Hügeln auf. Auch wir hatten ziemliche Verluste, und eine rechts vorgeschobene Stellung ging verloren.

Am 19. Juli griffen die Faschisten Listers Division mit 71 Panzern an und drangen in die Stellungen des Campesino rechts von uns ein.

Richard ging am 22. Juli wegen seiner Magengeschwüre nach Escorial und legte sich ins Bett. Nun musste ich die Brigade wieder in Ordnung bringen. Sie war durch das Prinzip einer vorn zu dichten Besetzung und durch kleinliches Zustopfen von Löchern in der Front so durcheinandergekommen, dass kein Bataillonsführer mehr seine Kompanien beisammenhatte und die Kompanien und Züge nicht wussten, wem sie unterstanden. Daher befahl ich, in der Nacht einzelne kurze Grabenstücke vorübergehend zu räumen, um die Verbände recht schnell wieder zu ordnen. Das rief den Widerstand der Bataillonsführer hervor. Sie waren fast alle erst kürzlich nach zu einseitigen Gesichtspunkten eingesetzt worden und bildeten sich ein, etwas zu können. Besonders glaubten sie, die Taktik der Roten Armee der Sowjetunion zu beherrschen, weil sie schiessen konnten. In Wirklichkeit aber hatten sie die primitive Taktik der durchgehenden Linien noch nicht überwunden und verstanden nicht die Taktik der beweglichen Reserven.

Wahrscheinlich hatten sie Richard von meinen Anordnungen unterrichtet, so dass er am Abend vom Escorial zu mir gefahren kam, um mich zu belehren und mir hereinzureden. Ich erklärte ihm aber, dass ich durch Divisionsbefehl vorläufig Führer der Brigade wäre. Mich empörte seine Anmassung so, dass ich recht scharfe Worte gebrauchte. Er fuhr unverrichteter Dinge zurück.

Natürlich bemerkten die Faschisten nicht, dass einige Gräben vorübergehend unbesetzt waren. Sie störten uns mit keinem Schuss.

Wir hatten nun einen Gefechtsstand unweit Quijorna auf einer Höhe unter Ölbäumen. Mein Auto stand nahebei in einer grünen Schlucht. Das war wichtig, da ich wegen meines Furunkels möglichst viele Wege mit dem Wagen machte. Mein Hemd hatte sich noch nicht wiedergefunden, und wozu sollte ich mir ein anderes von meinem Gepäck in Escorial holen lassen? Es wurde selbst in den Nächten nie kühl.

Auf einer Fahrt zu unserer Artillerie war ich ausgestiegen und sah plötzlich zwei Offiziere lachend auf mich zugerannt kommen. Das war der Campesino mit seinem Adjutanten, dem sogenannten kleinen Campesino. «Aber», rief der Campesino und deutete auf meinen nackten Oberkörper, «nun musst du dir die Majorsabzeichen auf die Brust malen lassen!» Sie lachten sehr.

Ich musste weiter über den Ort Villanueva de la Canada fahren, der ein wichtiger Knotenpunkt der Strassen unserer Armeefront war und daher besonders stark bombardiert wurde. Gestern war hier in der Nähe ein Munitionswagen nach vorn gefahren, als mehrere Junkers erschienen und eine auf den Wagen eine Bombe fallen liess. Darauf explodierte die Munition, aber auch die Junkers über ihm, die in der Luft vollkommen zerrissen wurde.

Nahe der gefährlichen Kreuzung in Villanueva stand ein Lastauto mit einem Schwarzen im Fahrerhaus. An dem Wagen stand: III./ll. Das war also ein Wagen des Bataillons Thälmann.

Aus meinem offenen Auto rief ich den Fahrer auf Englisch an: «Was hast du auf deinem Wagen?»

«Munition.»

«Und weshalb stehst du gerade hier?»

«Ich habe Befehl dazu.»

«Von wem?»

«Von irgendeinem vom Bataillon.»

«In welcher Sprache hat er dir den Befehl gegeben?»

«Auf Deutsch.»

«Hast du ihn richtig verstanden?»

«Ziemlich.»

«Wie kommst du überhaupt zu unserer Brigade?»

«Man hat uns hierher geschickt. Wir wollten lieber zu den Amerikanern oder Engländern.»

Das alles sagte er in einem netten, offenen Ton. Ich befahl ihm, sofort an einen Ort zu fahren, den ich ihm zeigte.

«Hast du dich nicht gefürchtet?» fragte ich.

«Ja, gefürchtet habe ich mich. Aber man muss doch dort bleiben, wohin es befohlen ist.»

Da hörte ich Motorengebrumm und sah schon die Flugzeuge.

«Komm herunter!» befahl ich ihm und sagte dasselbe meinem Fahrer auf Spanisch. Wir rannten aufs Feld zu einem kleinen Erdwall und legten uns dahinter. Schon erreichten die Junkers fast den Ort, und ich sah die Bomben herausklappen. Sie fielen in einem Streifen etwa 150 Meter neben uns und detonierten mit gewaltigem Krachen. Der Schwarze wollte aufstehen, aber ich hielt ihn zurück, weil sich eine weitere Staffel näherte.

Erst als auch sie gebombt hatte, sagte ich ihm: «Ich werde euch sobald wie möglich durch Deutsche oder Spanier ablösen lassen. Denn es ist nicht zu verantworten, dass ihr nur dadurch gefährdet werdet, dass ihr die Sprache nicht versteht. Dann schicke ich euch zur englisch-amerikanischen Brigade. Sie steht dort drüben, nicht weit von hier, im Kampf.»

Er zeigte seine weissen Zähne und schüttelte mir herzlich die Hand. Erst in der Dunkelheit kam ich zum Stab zurück und diktierte ein Schreiben an das Bataillon Thälmann, es sollte sich besser überlegen, wo es sein Munitionsauto hinstellt.

Nun setzte ich mich in der warmen, windstillen Nacht zum Essen hin. Einer unserer spanischen Polizisten rollte ein Bierfässchen heran und begann es anzuzapfen. Da bemerkte ich den Leutnant Bravo, der fröhlich unter den anderen spanischen Offizieren sass und lebhaft erzählte. Nach dem Essen rief ich ihn zu mir. Wir gingen etwas den Hang hinauf. Dort, unter einem Ölbaum lag die Matratze, auf der ich zu schlafen pflegte. Wir setzten uns darauf, und ich fragte ihn leise: «Du hast damals einen politisch schwierigen Auftrag bekommen, als Verbindungsoffizier zur 108. Brigade. Weisst du auch, dass der sozialistische Kommandeur dort diesen Auftrag kannte?»

«Nein, das wusste ich nicht.»

«Hast du Schwierigkeiten gehabt?»

«Es ist besser gegangen, als ich erwartete. Ich traf da einen jungen Offizier von der Vereinigten Spanischen Jugend, der schon Major ist. Er ist in Ordnung.»

«Ihr versteht euch politisch? – Hat er auch Misstrauen gegen den Oberstleutnant der 108. Brigade?»

«Das gerade nicht, aber er ist sehr entschieden für die Zusammenarbeit mit den Kommunisten.»

«Du hast es gut gemacht, dich mit ihm zu verbinden.»

Er hatte mir aufmerksam zugehört und erhob sich stramm zum Abschied. «Darf ich diese Nacht hierbleiben? Meine besseren Freunde sind doch bei euch!»

«Bleib hier! Die Nacht verspricht ruhig zu werden.»

Am 24. Juli begann früh starkes Artilleriefeuer, das aber im Wesentlichen nicht auf unserer Brigade lag, sondern links auf der Division Listers. War das die unmittelbare Vorbereitung eines faschistischen Angriffs? Eine halbe Stunde später, 6.30 Uhr, brausten Massen von Flugzeugen heran und bombten vorn. Andere Staffeln überflogen uns auf beiden Seiten und bombten weiter hinten.

In der Nacht war rechts von uns die 69. Brigade eingeschoben worden. Rechts von ihr lag nicht mehr die Division des Campesino, sondern die von Duran.

Um 8 Uhr meldete unser rechter Flügel: «Das Bataillon der 69. Brigade unmittelbar rechts von uns geht zurück.»

Ich setzte als Flankendeckung eine Kompanie in die Lücke ein.

Vom Bataillon Beimler kamen beunruhigende Nachrichten, aus denen ich kein klares Bild gewann. Dorthin konnte ich nicht sehen. Es schien so, als ob das Bataillon zurückgewichen wäre. Daher gab ich dem Bataillon Edgar André den Befehl, dort einzugreifen. Erst später wurde klar, dass die Faschisten vorn im Grunde in unseren Graben eingedrungen waren, aber auf nur geringer Breite. Dann hatte der Gegenstoss von Edgar André sie wieder vertrieben. Dabei waren 15 Gefangene gemacht sowie ein schweres Maschinengewehr und dreissig Gewehre erbeutet worden.

Nach der Division Duran rechts hatte ich eine gute Sicht. Sie lag auf einem kahlen, zu den Faschisten hin leicht abfallenden Hang. Dort sah ich, wie sich drei faschistische Panzer mit Kanonen auf die vorderste Linie der Division zu bewegten und dass ihr Infanterie folgte. Die Panzer fuhren langsam durch Durans Schützenlinie, während die faschistische Infanterie sich hinwarf und verschwand. Da ich niemand von Durans Leuten zurückgehen sah, schloss ich, dass seine Infanterie gut hielt. Da andrerseits die Panzer sich so langsam bewegten, verfügte vermutlich Duran nicht über Panzer-Abwehr-Kanonen. Daher zog ich zwei unserer Panzer-Abwehr-Geschütze an eine Stelle, wo sie nach vorn gedeckt waren und liess sie die bei Duran durchgebrochenen Panzer von der Seite her beschiessen. Der erste Schuss sass etwas zu kurz und links. Das zweite Geschütz schoss. Der Einschlag war nicht zu sehen. Aber die Panzer wendeten und zogen zu den Faschisten ab, wo sie bald in einer der vielen Bodenfalten verschwanden.

Später erfuhr ich, dass die Lage bei Duran zwar überall gut war, umso bedenklicher aber bei Lister, der den ganzen Stoss aufzuhalten hatte. Weiter links, beim anderen Armeekorps, sollten schwere Kämpfe im Gang sein.

Zu Mittag wurde klar, dass die Faschisten auf der ganzen Front mit starken Kräften zur Gegenoffensive übergegangen waren. Der Brigadeschreiber traf ein. Wegen der ausserordentlichen Hitze schwitzte er stark und sagte: «Heute ist es ungemütlich auf der grossen Strasse nach vorn! Abgesehen von den Bombern sausen faschistische Jäger über die Strasse hin und schiessen mit Maschinengewehren auf die Lastwagen.»

Ich besprach noch einiges mit ihm, als ich auf ein paar Leute aufmerksam wurde, die von hinten kamen. Einer von ihnen, ein sehr grosser Zivilist, trug einen Hut in der Hand. Mir fuhr durch den Kopf: Ist das nicht der Norweger Nordahl Grieg? Gerade hörte ich es wieder von den Faschisten her brummen. Eine ganze Staffel von Bombern kam. Ich rannte den Fremden entgegen. Wirklich war es Nordahl Grieg.

«Sofort hier in das Loch!» rief ich.

Ich selbst sprang in einen kleinen Graben.

Schon sah ich die Bomben über uns pendeln. Dann stürzten sie zischend nieder und detonierten mit furchtbarem Krachen. Explosionswolken trieben über mich weg.

Als ich keine Bomben mehr fallen sah und die Flugzeuge im Bogen abzogen, blickte ich aus meinem Graben, sah aber nur Rauch und Staub. Dann bewegte sich etwas. Nordahl Griegs Kopf streckte sich vorsichtig aus seinem Loch und blickte sich erstaunt um. Ich war froh, dass ihm nichts geschehen war, und ging zu ihm: «Was willst du hier vorn? Hier ist heute richtige Schlacht!»

«Ich wollte meine norwegischen Kameraden besuchen.»

«Die sind vorn im Schützengraben. Ich darf dich dahin nicht lassen, weil es zu gefährlich ist. Aber auch hier, wie du siehst, ist heute kein Platz für Mitglieder des Schriftstellerkongresses.»

Lachend fragte er: «Kann ich nicht doch vor?»

«Nein. Aber bei der Unsicherheit auf der Strasse solltest du jetzt auch nicht zurückgehen. Ich lasse dich in der Abenddämmerung in einem Wagen des Stabes nach Escorial bringen. Dort haben wir ein Haus.»

Ich setzte mich wieder zu meinem Übersetzer, der mit der Schreibmaschine vor sich auf einer Kiste sass. Er war der älteste Mann der Brigade, aber bei Tag und Nacht stets zu arbeiten bereit. Jetzt sass er wieder unverdrossen in der prallen Sonne und wartete auf mein Diktat. Bei der ge-

spannten Lage berichtete ich fast jede Stunde an die Division und schickte die Meldungen teils mit Kavalleristen, teils durch Motorradfahrer. Unsern Meldedienst hatte Hauptmann Louis vorzüglich organisiert. Alle Angelegenheiten mit Spaniern erledigte Antonio Poveda.

Um 16 Uhr hörte ich links heftiges Infanteriefeuer und liess beim Bataillon Thälmann anfragen, ob es von dort käme. Schon bevor ich Antwort erhielt, erfuhr ich, dass Listers Truppen vor Brunete zurückwichen.

Das Artilleriefeuer auf das Dorf war noch immer stark. Eben kamen wieder ganze Schwärme von Junkers-Flugzeugen und schienen ihre Bomben über Lister abzuladen. Auch die 108. Brigade unmittelbar links von uns sollte wackeln. Der Gefechtslärm hielt an. Da eine Truppe, von der man starkes Infanteriefeuer hört, nicht im Ganzen zurückgehen kann, hielt ich die Lage nicht für sehr gefährlich.

18.30 Uhr liess mich heftiges Brausen in der Luft nach oben blicken. Eine Bombenstaffel kam gerade auf uns zu und war schon ziemlich nah. Ich rannte nach einem kleinen Graben und sah auch andere rennen. Gleich darauf begann das Zischen der Bomben. Ich lag auf dem Rücken in dem engen Graben und zählte die Junkers-Bomber. Es waren 18. Dann aber begann es ohrenbetäubend zu krachen. Sand und Steinchen prickelten mir ins Gesicht, so dass ich meinen Arm über die Augen legte und erst wieder aufsah, als die Bombardierung vorbei war. Diesmal hatte sie wirklich nur uns gegolten, und rings waren Trichter entstanden.

Jemand kam angestürzt und schrie: «Heinrich Rau ist verwundet, der Kriegskommissar.»

Ich rannte hinüber und fand schon die Polizisten um ihn bemüht. Er lachte aber: «Kinder, das ist doch gar nichts! In ein paar Tagen heilt es.»

Da fiel mir Nordahl Grieg ein. Wo war er? Ich blickte mich um und fragte nach ihm. Niemand hatte ihn gesehen. Mich befiel eine grosse Angst. In den wenigen Tagen unserer Bekanntschaft hatte er mich sehr beeindruckt. Er war eins der stärksten Talente des Schriftstellerkongresses und wohl das stärkste Norwegens.

Als wir ihn nicht fanden, ging ich niedergeschlagen zu meinem Ausguck. Im Augenblick war es stiller geworden.

Antonio brachte ein Papier von der Division. Es war ein unregelmässig abgerissener Bogen, auf dem Deutsch stand: «General Walter lässt der Elften Brigade sein Lob wegen guter und ruhiger Führung aussprechen.»

Ich war wegen Grieg so bekümmert, dass ich Antonio das Papier gedankenlos zurückgab. Er stand da und wartete, was er tun sollte. Erst das erweckte mich. Ich nahm ihm das Papier wieder ab, zwang mich zu einem Lächeln und schickte ihn zu den Meldern zurück.

Die Dämmerung kam, und die Schlacht schwieg. Noch waren links von uns die Verhältnisse nicht ganz klar. Aber es war ziemlich sicher, dass die Faschisten heute nicht weiter angreifen würden, denn sie mussten bei dem Widerstand der Division Lister heute beträchtliche Verluste gehabt haben.

Wir hockten uns um eine Karbidlampe zum Essen. Da kam der Übersetzer und rief: «Nordahl Grieg hat sich gefunden! Er lebt und ist gesund!»

«Wo ist er?»

«Ein Melder hat ihn auf seine Bitte zu den Norwegern vorgebracht. Dort will er bleiben.»

«Aber er wird auf dem Erdboden schlafen müssen!»

«Grieg hat gesagt, er braucht nichts Besseres als seine norwegischen Kameraden.» Das war der ehrliche Nordahl Grieg!

25. Juli. Gleich nach Hellwerden hörten wir in Richtung Brunete heftiges Infanteriefeuer. Vor uns aber war es ziemlich ruhig.

9.30 Uhr wich die 100. Brigade, die Stammtruppe Listers, bei Brunete zurück. Die 32. Brigade unserer Division wich ebenfalls und auch Teile der 108. Brigade.

Wir bekamen Befehl, unsere Reserve, Teile des Bataillons Edgar André, nach links zu ziehen, um sie notfalls bei der 108. Brigade einzusetzen.

12 Uhr beobachtete ich Bewegungen der Faschisten rechts vor der Naht zwischen der Division Duran und uns. Dort wurden Maschinengewehre getragen. Wir sahen sie nur kurz auftauchen und wieder verschwinden und erfuhren später nichts darüber, dass dort ernstlich angegriffen worden wäre. Umso beunruhigender waren die Meldungen von links.

Um 16 Uhr setzten die Faschisten wieder Massen von Bombern ein, deren Detonationen wir hörten, ohne die Wirkung zu sehen. Das Bataillon Thälmann fing an, nervös zu melden. Sicher war, dass die 100., die 32. und die 108. Brigade, alle links von uns, zurückgingen.

Ich fuhr auf eine Höhe und sah links breite Schützenlinien zurückweichen. Als ich aber das Gelände von dort feindwärts mit dem Glas absuchte, konnte ich auf den kahlen Flächen nicht einen einzigen Menschen sehen. Waren also die Faschisten schon weit vorgekommen und in einer

Geländefalte verschwunden? Aber hinter vorgehenden Linien sieht man stets einzelne Leute oder Stäbe. Also, schloss ich, folgen die Faschisten nicht unseren zurückgehenden Brigaden.

Als ich wieder zu unserem Gefechtsstand kam, war ein Läufer vom Bataillon Thälmann da mit der Meldung: «Alles links von uns ist verschwunden.»

«Das weiss ich. Melde deinem Bataillonsführer, er soll nach links beobachten, ob dort Bewegungen von Faschisten zu bemerken sind. Vorläufig besteht kein Anlass zur Beunruhigung. Links hinter euch steht das Bataillon Edgar André und kann eure Flanke schützen.»

19.30 Uhr kam ein Motorradfahrer der Division mit dem Befehl, auf die Höhen nördlich des Morales-Baches zurückzugehen.

Das bedeutete, dass unsere Stossarmee das ganze Zentrum ihres Keils ein Stück zurücknahm. Ich gab den Bataillonen, der Artillerie und allen anderen Einheiten den Rückzugsbefehl und fuhr in der Dämmerung auf dem schmalen Weg abwärts zum Morales-Bach, der teils in einem breiten Tal, teils in einer engen Schlucht floss. Der Mond schien mit weissem Licht auf die Hänge. Unten im Grunde glänzte der Streifen des Bachs zwischen seinen weissen Sandrändern.

Als wir uns aus dem Tal heraushoben, sah ich vor mir an den Höhen unglaublich viele kleine Feuerchen. Mein neuer Fahrer, der Sudetendeutsche Toni, sagte: «Das kommt von den Brandbomben. Die Faschisten haben heute die ganze Steppe damit belegt.»

Ich wollte die Stellung für die Brigade genauer festlegen, wurde aber immer wieder von den vielen rötlichen Feuerchen des Steppenbrandes abgelenkt, über denen der Himmel im Mondlicht weisslich schimmerte.

26. Juli. Am Morgen kam der Leutnant Bravo und meldete, die 108. Brigade befände sich in einem schlimmen Zustand. Ähnlich schien es mit der 32. Brigade zu stehen.

«Das heisst», fragte ich, «von der ganzen Division Walter ist nur unsere Brigade brauchbar?»

«Ja», er zögerte, «ich habe aber vor allem den Eindruck, dass der Stab der 108. Brigade schwer zersetzt ist.»

«Meinst du den Kommandeur?»

«Ja, vor allem ihn. Der Major von der Republikanischen Jugend versucht zusammenzuhalten, was er kann.»

«Bist du der Meinung, dass der Oberstleutnant selbst die Verkrümelung seiner Brigade fördert?»

«Das will ich nicht behaupten, obwohl natürlich sein Nichthandeln zur Folge hat, dass alles aus den Fugen geht.»

«Bist du der Meinung, dass deine Aufgabe als Verbindungsoffizier noch einen Sinn hat? Oder ist die Zersetzung zu weit gediehen?»

«Ich glaube, dass ich da nichts mehr nütze.»

«Gut. Ich habe eine Aufgabe für dich. Denn ich brauche einen zuverlässigen Ordonnanzoffizier.»

Die Lage war so: Die Division Duran, rechts von mir, stand fest. Wenn aber wir zurückgingen, so konnte auch sie ins Wanken kommen. Deshalb musste vor allem unser Bataillon fest stehen, das an Duran anschloss. Es war das österreichische. Als seinen Führer hatte ich Harry Helfeldt eingesetzt. Das war der Leutnant, der noch in Murcia als halber Anarchist galt und unser Verbindungsoffizier zum anarchistischen Bataillon war. Entgegen dem engen Urteil, das einige unserer weniger tüchtigen Offiziere über ihn hatten, hielt ich ihn für einen politisch ehrlichen Mann und für einen unserer tüchtigsten Offiziere. An diesem Morgen war er der einzige gewesen, der rechtzeitig und klar gemeldet hatte, wo er stand, und dass er Verbindung mit Duran aufnahm. Alle anderen Bataillone mussten immer wieder nach allem gefragt werden und meldeten dann unklar oder unvollständig.

Da ich voraussah, dass dieser Tag für uns besonders schwierig würde, beschloss ich, die Bataillone fest in der Hand zu halten. Dazu fuhr ich mit Bravo zuerst zu den Österreichern. Dort fand ich Helfeldt beim eifrigen Anordnen. Er hatte sein Bataillon zweckmässig aufgestellt mit einer Reservekompanie und den Maschinengewehren auf dem linken Flügel, wo ihn eine breite Lücke von der übrigen Brigade trennte.

«Du musst dich wegen dieser Lücke nicht fürchten», erklärte ich ihm. «Ich werde dort drüben, in fast sechs Kilometer Entfernung, die übrigen Bataillone zusammenhalten. Das tue ich, um dich so zu schützen, dass du nicht ernstlich umfasst werden kannst. Ich nehme an, dass die Faschisten nach unserem Rückzug von gestern langsam vorwärtstasten und erst gegen Abend vor euch erscheinen. In der Lücke zwischen dir und den übrigen Bataillonen werde ich unseren Zug Kavallerie erkunden lassen. Du sendest Patrouillen nach vorn, um die Bewegungen der Faschisten zu beobachten.»

Frisch antwortete er mir: «Ich fürchte mich nicht. Die Höhen links von mir sind weithin zu übersehen, so dass ein Einkreisungsversuch rechtzeitig bemerkt werden muss.»

Ich war sehr erfreut über den Geist beim österreichischen Bataillon und über diesen einzigen meiner Bataillonsführer, der die bewegliche Verteidigung verstand.

Nun fuhr ich zu meiner Gefechtsstelle zurück, um erst einmal zu erfahren, wo die anderen Bataillone standen. Ihre Meldungen waren ver-

worren und pessimistisch. Ich hatte den Leutnant Bravo mit einem mündlichen Befehl zu ihnen senden wollen, sagte mir aber, dass man Bataillonsführern von so geringer Erfahrung nur sehr einfache Befehle und die nur schriftlich geben darf.

Im Laufe des Vormittags hatte ich dann die drei Bataillone südlich der Strasse Quijorna-Villanueva de la Canada als Reserve hinter der 108. und 32. Brigade stehen.

Von meinem neuen Gefechtsstand aus konnte ich keins meiner Bataillone sehen, aber die Flächen vor ihnen, über die der Gegner angreifen musste. Nach links war mein Überblick besser. Dort sah ich einige Leute bei Lister herumlaufen. Eine grössere Zahl von ihnen als normal ging nach hinten. Weiter links lag Dunst über der heissen, öden Fläche. Oder war es der Staub und Rauch von Artilleriefeuer?

Ich beobachtete längere Zeit und sah Schützenlinien sich in der Ferne bewegen. Das war über zwei Divisionsbreiten entfernt, also etwa bei der Division des Generals Kleber. Sie gingen wohl zurück. Mir schien dort schweres Artilleriefeuer zu liegen. Im Dunst sah ich ein paarmal Flugzeuge. Vielleicht hatte sich der Hauptstoss der Faschisten von Lister weg auf das linke Armeekorps verlagert.

Das Zurückgehen Einzelner nahm links von uns zu. Übrigens war es wohl nicht mehr Lister, der da stand, sondern Mera mit seinen Anarchisten, der Lister wegen der schweren Verluste ablösen sollte.

Um 11 Uhr wurde das Zurückgehen allgemein. Bei Mera war es Schützenlinie hinter Schützenlinie. Links von ihm sah ich jetzt überall auf den weiten Flächen zurückgehende Infanterie.

Ich meldete das der Division schriftlich durch einen Motorradfahrer und bat um Auskunft, ob dieses Zurückgehen auf Befehl geschähe.

Die Bataillone meldeten, dass auch die 108. und die 32. Brigade vor uns zurückgingen. Das Bataillon Thälmann liess ausrichten: «Man sagt uns, die Division habe den allgemeinen Rückzug befohlen.»

Ich sandte den Bataillonen den Befehl, vorn zu bleiben, bis ich einen anderen Befehl gäbe.

Harry Helfeldt meldete von rechts, dass die Faschisten vor seinem rechten Flügel und dem linken von Duran vorgingen. Aber es wäre nur Infanterie und kein Grund zu Befürchtungen.

Am Fusse des Hügels, auf dem ich stand, lagen meine Melder und die Brigadepolizisten an einem Feldweg, der durch eine Schlucht nach hinten führte. Dorthin kamen von vorn Leute und wurden aufgehalten. Unsere Polizisten diskutierten heftig mit ihnen, unterstützt von Antonio und anderen Spaniern. Ab und zu blickte ich hinunter. Dann wieder suchte ich mit dem Fernglas die Höhen vor unserer Brigade ab. Noch immer war

nicht ein Mensch zu sehen. Die Faschisten folgten also nicht den zurückgehenden Brigaden unserer Division. Plötzlich sah ich in der Lücke zum österreichischen Bataillon etwas Bewegung. Zwei, drei, vier Köpfe tauchten auf, wurden grösser und zeigten sich schliesslich als Reiter. Es war unsere Kavallerie, die ganz langsam ritt. Diese Beobachtung gab mir eine grosse Sicherheit in der Beurteilung der Lage. Ich meldete der Division vom Zurückfluten der 108. und 32. Brigade und darüber, dass die Faschisten unserem Rückzug nicht folgten. Von den Meldern her kam ein untersetzter Mann herauf, hastig und schwitzend. «Ich komme vom Bataillon Thälmann», sagte er auf Deutsch. «Kann ich dich einmal abseits sprechen?»

«Wieder eine Panik bei euch?» fragte ich misstrauisch. „«Nein, etwas Politisches», erwiderte er leise. Das musste etwas Wichtiges sein. Ich ging eilig mit ihm zur Seite: «Was gibt es?»

«Das Bataillon Thälmann hat den Kommandeur der 108 Brigade angeschossen.» Das war so ungeheuerlich, dass ich zuerst nicht denken konnte. Dann fragte ich: «Ein Unglücksfall? Ein Versehen?»

«Nein, absichtlich.»

«Wie kam es dazu?»

«Er gab uns den Befehl zurückzugehen. Weil du uns das verboten hattest, weigerten wir uns. Da sagte er, es wäre ein Befehl der Division. Wir sagten ihm, dass er nicht unsere Brigade führte und uns nichts befehlen könnte. Darauf wandte er sich an unsere Spanier und forderte sie auf, zurückzugehen. Du musst dir vorstellen, wie die Lage war: Allgemeine Panik bei der 108. Brigade. Da wollte er auch noch unsere Brigade zum Rückzug bringen. Unsere Kameraden – und auch ich! – hatten den Eindruck, dass dieser Oberstleutnant ein richtiger Verräter ist, der unseren Widerstand gegen die Faschisten sabotieren will. In ihrer Empörung hoben einige Kameraden die Gewehre gegen ihn. Er kümmerte sich nicht darum und versuchte weiter, unsere Spanier zum Zurückgehen zu bringen. Da hat ein Deutscher auf ihn geschossen.»

«Ist er schwer verwundet?»

«Soviel ich weiss, sehr schwer. Es ist fraglich, ob er mit dem Leben davonkommt. – Jetzt fragt der Führer des Bataillons Thälmann, was er tun soll.»

«Leider ist niemand vom Politkommissariat der Brigade hier, um die Sache mit den Spaniern zu klären.»

«Sollen wir den Mann festnehmen lassen, der ihn niedergeschossen hat?»

«Von mir aus nicht. Ich bin der Meinung, dass er in dieser Lage und bei dem verdächtigen Verhalten des Kommandeurs der 108. Brigade

richtig gehandelt hat. Die Panikmache musste mit Gewalt gebrochen werden. Zur Beruhigung deines Bataillonsführers sage ihm auch noch: Der Oberstleutnant, den wir niedergeschossen haben, stand schon vorher im Verdacht, dass er sabotieren wollte. Wenn sich die Vorgänge als genau so herausstellen, wie du sie dargestellt hast, bin ich bereit, den Kameraden zu decken, der ihn angeschossen hat.»

Ich musste ich mich aber wieder um das Gefecht kümmern. Von meinem Ausguck blickte ich nach Villanueva de la Canada hinüber. Da sah es noch erschreckender aus als vorher. Schon gingen die vordersten Schützenlinien durch das Dorf nach hinten. Weiter links, soweit ich sehen konnte, ging alles zurück. Das musste ausser der 108. und der 32. Brigade und der Division Meras das ganze linke Armeekorps der Stossarmee sein, zusammen etwa sechs Divisionen. Meine Brigade war jetzt der Angelpunkt, an dem die Division Duran hing. Noch immer gab es keine Befehle von General Walter.

Ich liess meine drei Reservebataillone Stellung beziehen, eins etwas links rückwärts gestaffelt. Sie alle waren nun die eigentliche Kampflinie. Von einem Vorrücken der Faschisten war noch immer nichts zu bemerken, weder vor uns noch links davon auf der weiten Ebene, die sich im Dunst dieses unbeschreiblich heissen Tages verlor.

Schon waren die 108. und die 32. Brigade mit ihren letzten Leuten durch unsere Linien durchgelaufen, an unserem Stab vorbeigekommen und verschwanden hinter uns in der nächsten Bodenfalte. Faschistische Jagdflieger erschienen in kleinen Gruppen und schossen auf die zurückgehenden Truppen. An einigen Stellen führten sie ein merkwürdiges Karussell in der Luft auf. Einer stiess nach unten und schoss mit dem Maschinengewehr. Dann bog er ab und stieg wieder. Unterdessen stürzte der zweite nach unten und schoss auf dieselbe Stelle. Dann kam der dritte, stürzte, schoss und stieg. So flogen die drei im Kreise nach unten und wieder hoch wie ein Luftrad auf einem Rummelplatz. Vielleicht beschossen sie Munitionslager oder Stäbe. Wurde auch General Walters Stab so beschossen, dass er nicht antworten konnte? Oder war der General zum Armeekorps gerufen worden?

Ich wartete. Links von mir auf mehr als einem Dutzend Kilometern wurde alles leer von Truppen. Da sah ich, dass vorn bei Bataillon Thälmann Granaten einschlugen. Die Faschisten hatten also erkannt, wo wir standen. Bald darauf kamen in der Mulde unter mir Verwundete zurück. Ich hatte den Eindruck, dass zu viele Gesunde die Verwundeten nach hinten begleiteten und befahl unserer Polizei, alle aufzufangen, die zum Verwundetentransport nicht unbedingt nötig waren, und sie wieder vorzuschicken.

Kurze Zeit später kam ein Melder von Thälmann. «Der Bataillonsführer lässt melden: Das Bataillon ist vernichtet und kann nicht mehr halten.»

Ich schrie ihn an: «Ich nehme eine solche Meldung nicht an! Ich kann das Bataillon von hier aus sehen. Es ist nicht vernichtet! Kein Faschist greift euch an! Das Bataillon kann seine einzelnen Teile von den Punkten des stärksten Artilleriebeschusses fortverlegen, aber es bleibt in Stellung!»

Der Melder stand betreten vor mir und sagte: «Genosse, nicht ich habe das gemeldet, sondern der Bataillonsführer.»

«Richtig», antwortete ich. «Ich lasse ihm sagen, er soll seine Nerven zusammennehmen und nicht seinem Bataillon die Panikstimmung vormachen!»

Unten am Fusse des Hügels gab es wieder Diskussionen. Die Polizei wollte einen ganzen zurückgehenden Zug nicht durchlassen. Antonio kam gelaufen und meldete: «Sie sind vom Bataillon Edgar André und wollen nicht vorn bleiben!»

«Sie haben wieder vorzugehen und sich bei ihren Kompanien zu melden! Ich werde den Bataillonsführern einen scharfen Befehl geben, das Zurückfluten zu verhindern.»

Während ich noch an einem Befehl diktierte, kamen Nachrichten, dass auch das Bataillon Beimler abzublättern begann. Gleichzeitig meldete das österreichische Bataillon, dass die vorgesandten Patrouillen auf mindestens zwei Kilometer vor der Front keine Faschisten getroffen hätten. Darauf erteilte ich dem österreichischen Bataillon ein Lob wegen ruhiger, klarer Führung und tadelte die übrigen Bataillone.

Inzwischen war es Nachmittag geworden und die ärgste Hitze vorbei.

Ich liess Antonio als Führer aller Melder rufen und sagte ihm: «Seit Stunden warte ich auf einen Befehl der Division. Kommen denn unsere Meldungen überhaupt an, und wo liegt jetzt der Divisionsstab?»

Er deutete mit dem Arm hinter und bezeichnete die Stelle. «Alle Meldungen», sagte er, «sind richtig abgegeben worden, meist beim Stabschef persönlich. Da kommt wieder ein Motorradfahrer von dort. Willst du ihn sprechen?» Er holte den Mann. Der sagte: «Ich habe die Meldung dem Stabschef übergeben. General Walter sass neben ihm.»

«Haben beide die Meldung gelesen? Waren sie aufgeregt?»

«Nein. Der Stabschef hat dem General gleich ins Polnische übersetzt. Sie schienen zufrieden zu sein.»

Weshalb, fragte ich mich, gibt dann der General keinen Befehl? Ist es etwa so, dass auch er von oben her nicht weiss, was zu tun ist? Vom Verhalten meiner Brigade hängt ja der Rest der Armee ab, soweit sie noch

vorn ist. Wenn Walter keinen Befehl von oben erhält, kann dann dieser gewaltige Rückzug der sechs Divisionen befohlen gewesen sein? Kaum, sondern es war eine unbegreifliche Panik-Handlung, bei der sich eine Truppe von der anderen anstecken liess.

Ich blickte mich nach der Richtung des Divisionsstabes um.

Überrascht hob ich das Glas. Das Gelände hinter uns war nicht mehr leer, sondern da bewegten sich Schützenlinien. Sie kamen auf das Dorf Villanueva de la Canada zu. Auch auf der grossen Strasse war etwas los. Dort fuhr eine Kolonne Wagen nach vorn. Bei genauerem Betrachten erkannte ich sie als eine grosse Anzahl von Panzerwagen, die ebenfalls dem Dorf von hinten her zustrebten.

Immer mehr Schützenlinien tauchten auf. Da ging zweifellos eine grosse Truppen-Einheit vor. War das eine neu eingesetzte Brigade? Nein, es musste mehr sein. Wie alles an diesem Tage war auch das rätselhaft. Ich sandte den Leutnant Bravo im Auto hinüber, um festzustellen, was für eine Truppe da vorging, und liess ihr auch mitteilen, wo sich mein linker Flügel befand.

Dann blickte ich wieder zu meinen Bataillonen vor. Das Artilleriefeuer auf Thälmann hatte nachgelassen. Man wimmelte dort nicht mehr aufgeregt herum. Unten bei meiner Polizei gab es kein Gedränge und keine Diskussionen mehr.

Die unbekannte Truppe, die meine linke Flanke entlastete, war schon in Villanueva, während die Panzerautos über das Dorf hinaus auf der grossen Strasse vorstiessen. Sie schossen mit ihren Maschinengewehren teils nach rechts, teils nach links. Dort schienen wenige Faschisten in Löchern zu liegen. Einige sah ich ausreissen. Nun war für mich klar, dass die Faschisten an dieser Strasse nur mit schwachen Kräften standen, während sie vor uns wohl höchstens unsere gestrige Stellung eingenommen hatten, und in dem sehr zerschnittenen und unübersichtlichen Gelände noch nicht vorangekommen waren.

Leutnant Bravo kam im Auto zurück und rannte zu mir herauf. Ausser Atem und mit blitzenden Augen berichtete er: «Die vorgehende Truppe ist die Division Mera. Sie war heute zurückgewichen. Aber Mera hat sie aufgehalten und gezwungen, wieder vorzugehen.»

«Das imponiert mir aber sehr!» rief ich. «Da muss man den Anarchisten manches abbitten.»

Bravo blickte zu Boden, hob den Kopf wieder und sagte entschieden: «Genosse Luwirenn!» So nannten mich die Spanier und hielten das wohl für einen Vornamen. «Du kannst diese jungen Anarchisten begeistern, und dann sind sie gut. Aber was sie nicht können, ist zäh sein, wie es die Kommunisten sind, und da wieder die Deutschen!»

Mich rührte diese Anerkennung, weil sie so ehrlich gemeint war. Sie machte mich aber auch betroffen. Denn gerade heute war ich mit den deutschen Bataillonen nicht zufrieden gewesen. Vielleicht hatte er trotzdem recht. Meine Bataillone verstanden nur nicht die Lage, und ich musste sie ihnen zeigen. Aber zeigen wollte ich sie ihnen so, dass auch die Mannschaften das verstanden. Ich ging also hinunter zu meinem Wagen.

Noch immer in diesen vielen Tagen der Schlacht hatte ich kein Hemd an und setzte mich mit nacktem Oberkörper, umgehängtem Fernglas und Schulterriemen ins offene Auto, auf dem Kopf die Majorsmütze. «Nach vorn zum Bataillon Thälmann!» sagte ich dem Fahrer. Er blickte mich erstaunt an, fuhr aber los.

«Toni», sagte ich ihm, «hier ist keine Gefahr. Weit und breit ist noch kein Faschist, und wie ungefährlich es vorn ist, will ich jetzt den Bataillonen zeigen. Deshalb musst du auch mit der grössten Selbstverständlichkeit vorfahren.»

Er nickte.

Wir kamen zum Bataillon Thälmann. Ich unterrichtete den Führer über die veränderte Lage. Dann bog ich nach links auf die Strasse nach Villanueva. Die Soldaten blickten mich erstaunt an, weil ich da fast auf der vordersten Linie hoch oben auf der Höhe entlangfuhr.

Ich hatte gehofft, Mera in Villanueva zu treffen, um zu erfahren, welche Pläne er für die Nacht hätte. Ich fand aber keinen höheren Offizier seiner Division. Die Truppen waren schon durch das Dorf nach vorn gestossen.

Da hörte ich es brausen und sah eine ganze Staffel faschistischer Bomber kommen.

«Toni», sagte ich. «Fahr, was du kannst, zum Dorf hinaus.» Wir konnten noch gerade hinauskommen und warfen uns in einen flachen Graben. Schon klappten von oben die Bomben heraus und sausten nieder. Der Streifen, den sie legten, ging etwa hundert Meter an uns vorbei. Das Dorf war übrigens gerade fast leer.

Ich kehrte von hinten zu meinem Stab zurück und fuhr weiter zum österreichischen Bataillon. Harry Helfeldt fragte gleich: «Was soll in der Nacht werden? Bei Tage hatte ich Patrouillen weit vorn. Die grosse Lücke links habe ich mit dem Zug Kavallerie gedeckt, den du mir dazu gegeben hast. Jetzt müssen die Reiter und Pferde Ruhe haben. Sie sehen ja auch bei Nacht nicht genug.»

«Du schickst die Kavallerie für die Nacht zu unserm Stab. Deine zwei Reservekompanien setzt du in die grosse Lücke ein, so dass dein Bataillon vier Kilometer Breite bekommt.»

Er blickte mich mit grossen Augen an.

«Harry», sagte ich, «dein Bataillon ist das einzige, das in diesen Tagen wirklich gut war. Mit dir mache ich eine kühne Sache. Du legst die Gruppen der Kompanien mit je etwa einem halben Kilometer Zwischenraum hin, die Gruppe in sich ziemlich geschlossen, und zu ihr je ein schweres Maschinengewehr, soweit sie reichen. So bekommst du feste Inseln, deren Zwischenräume du durch kleine Patrouillen sicherst. Die Faschisten sind vor uns noch nicht ernstlich vorgestossen. Es ist auch nicht wahrscheinlich, dass sie in der Nacht ins Ungewisse hinein mit stärkeren Kräften angreifen. – Meine Beurteilung der allgemeinen Lage ist die, dass heute nicht nur bei uns eine Panik ausgebrochen ist, sondern auch bei den Faschisten. Wir haben solche Dinge schon in der Schlacht von Las Rozas erlebt. Auch in der ersten Marne-Schlacht 1914 hat es einen ähnlichen Vorgang gegeben. In einem solchen Falle muss man kühn sein.»

«Gut», antwortete er. «Ich werde mit meinen Kompanieführern sprechen und ihnen sagen, was du für ein Vertrauen zu uns hast. Das wird sie mitreissen.»

Unterdessen kam die Nacht. Es wurde eine sehr stille Nacht, ohne einen Ton und ohne Aufregung.

27. Juli. Kurz nach Mitternacht kam ein Schreiben von General Walter. Ich las es beim Schein einer Kerze: «Die 108. und 32. Brigade werden mit je etwa 300 bis 400 Mann zwischen dem österreichischen und dem Bataillon Thälmann eingeschoben.»

Aus diesem Befehl schloss ich, dass mein Verhalten gestern richtig gewesen war. Ich schloss weiter, dass die Division uns nicht dafür verurteilte, dass wir den Kommandeur der 108. Brigade niedergeschossen hatten. Denn sonst hätte man es vermieden, mir praktisch den Rest dieser Brigade zu unterstellen.

Als es hell wurde, suchte ich das Gelände vor unseren Bataillonen mit dem Fernglas ab. Nichts regte sich. Auch die Bataillone meldeten nichts als das Einrücken der Reste der 108. und der 32. Brigade in ihre Stellungen.

Ich überlegte, wie ich eine Panik gleich der gestrigen verhindern könnte, und beschloss, die drei Bataillone mit den deutschen Namen an Stellen zu ziehen, wo ich sie sehen konnte. Vorn sollten nur ganz dünne Linien bleiben. Das war auch die Form, in der wir am leichtesten dem Artilleriefeuer ausweichen konnten und durch die ich recht starke Reserven frei behielt, um sie einzusetzen, wo es an der zu breiten Front etwa brennen würde.

Während sich die Bataillone in ihre neuen Bereitschaftsräume zogen, kam der Politkommissar eines der Bataillone zu mir: «Ich habe einen Holländer mitgebracht. Dort unten steht er. Er ist ausgerissen. Nun haben wir vor wenigen Tagen in der Brigade bekanntgegeben, dass jeder erschossen wird, der ausreisst. Der spanische Politkommissar meint, dass man den Fall des Holländers nicht so streng behandeln soll, weil er freiwillig nach Spanien gekommen ist und als ein zuverlässiger und ordentlicher Mensch gilt. Aber dürfen wir bei einem Internationalen eine Ausnahme machen? Dann würde die Verfügung der Brigade sich einseitig nur gegen Spanier richten. So können wir als Gäste in diesem Lande nicht handeln. Ich kann aber diesen schwerwiegenden Fall nicht allein entscheiden und möchte dich daher bitten, die Politkommissare der anderen Bataillone herrufen zu lassen.»

Ich sah, wie unten die Brigadepolizisten, die fast alle keine Hemden anhatten, den Holländer unter ein Dach führten und sich davorsetzten.

Ich liess diejenigen herrufen, die als Richter notwendig waren: Deutsche und Spanier und auch die Zeugen des Vorfalls.

Unterdessen kam der Major Romann, Führer unserer Artilleriegruppe Anna Pauker. Ich besprach mit ihm die Ziele, die er beschiessen sollte.

Nicht lange darauf begannen unsere Feldkanonen und leichten Feldhaubitzen von hinten vorzubellen. Dann hörten wir einen schärferen Abschuss und ein Schwirren, das auf uns zukam. Etwa dreihundert Meter hinter uns schlug das Geschoss auf, machte etwas Staub und blieb liegen. Da kam schon das nächste. Auch das schwirrte. Es war klar, dass die Geschosse sich überschlugen. Sie konnten nur von unseren langen Kanonen vom Kaliber 11,32 cm stammen. Auch das zweite und dritte Geschoss ging hinter uns nieder und explodierte nicht.

Ich sandte einen Motorrad-Fahrer zur Artillerie und liess ihr sagen, sie möchte aufhören, mit den langen Kanonen den Brigadestab zu beschiessen. Kurz darauf kam das Motorrad wieder, mit Romann hinten drauf.

«Es ist nicht möglich, dass ich euch beschiesse!» rief er.

«Doch, mein Lieber», entgegnete ich. «Zwar ist es nicht gefährlich, Zweck hat es aber auch nicht. Dort liegt ein Geschoss. Sieh es dir selbst an!»

Er lief hin und sagte beim Zurückkommen: «Es ist wirklich von den langen Kanonen. Entschuldige, aber was soll ich tun? Die Geschütze sind ausgeleiert und geben nicht mehr genügend Drall.»

«Was du tun sollst? Diese Kanonen abgeben!»

Romann war betrübt. Er liebte seine Geschütze und hatte seine Batterien gut ausgebildet. Immer wieder sagte er: «Unsere Artilleriegruppe muss der Genossin Anna Pauker Ehre machen! Sie sitzt in Rumänien im Gefängnis. Das Volk liebt sie heiss, und damit hat es recht!»

Ich musste trotz seiner Betrübtheit über ihn lachen, bis mein Blick hinunterfiel, wo sich die Politkommissare und die anderen versammelten, um über den Fall des Holländers zu verhandeln.

Ihre Sitzung dauerte nicht lange. Wie ich später erfuhr, hatte der Holländer keine Ausreden versucht, sondern schlicht die Wahrheit gesagt. Dann hatte er hinzugefügt: «Ich weiss, dass ihr mich erschiessen müsst.»

«Die Spanier sprachen für ihn. Die Internationalen aber erklärten: «Wir sind nicht nach Spanien gekommen, um Sonderrechte zu haben, sondern müssen noch mehr tun als unsere spanischen Kameraden.»

So fällten sie ihren Spruch: Tod durch Erschiessen.

Dann verkündeten sie dem Holländer dieses Urteil. Er stand vor ihnen und sagte: «Ich erkenne an, dass ich Unrecht getan habe und erschossen werden muss.»

Hauptmann Louis kam zu mir herauf und berichtete mir von der Sitzung, die ja im Freien stattgefunden hatte und bei der jeder zuhören konnte. «Die Politkommissare», sagte er, «waren selbst so erschüttert, dass einer zu dem Holländer hin ging und ihm die Hand gab. Dann haben sie ihm alle die Hand geschüttelt, als ob sie nicht seine Richter gewesen wären.» Er atmete tief auf und fügte hinzu: «Kann ich hier oben bei dir bleiben?»

«Weshalb fragst du?»

«Du musst verstehen, mich haben die Nazis bei ihren Vernehmungen furchtbar zugerichtet. Ich bin ja auch ein Kerl, der etwas aushalten kann und nicht gleich weich wird. Aber die Stunde da unten, bis der Holländer erschossen wird, kann ich nicht aushalten.»

«Hättest du ihn nicht erschiessen lassen?»

«Natürlich muss er erschossen werden, – aber doch nur wegen des Beispiels. Dass es gerade einen so ehrlichen Genossen getroffen hat, das ...» Er beendete den Satz nicht.

Ich setzte mich, um Befehle zu diktieren. Zwischendurch hörte ich den Holländer unten sprechen. Man liess ihn frei herumgehen. Seine Stimme hatte etwas Warmes, Tönendes. Was er sprach, konnte ich nicht verstehen. Die Polizisten sassen mit gesenkten Köpfen da. Einer brachte dem Gefangenen einen Becher Wein und eine Zigarette.

Meldungen kamen. Harry Helfeldt besass ein paar Maultiere. Auf die setzte er Spanier und liess sie in der Lücke von anderthalb Kilometern

patrouillieren, die noch immer zwischen ihm und der 108. Brigade bestand.

Als ich wieder auf die Vorgänge am Fusse des Hügels aufmerksam wurde, war der Holländer nicht mehr dort. Man hatte ihn weggeführt. Vorher hatte er sich von den Polizisten verabschiedet. «Ihr müsst den Freiheitskampf zum siegreichen Ende führen», hatte er mit guten Augen gesagt.

Die Front war so still, dass ich den einzelnen Schuss hörte.

In der folgenden Nacht um 3 Uhr kam der Befehl zum Rückzug. Der Vorstoss der Armee Modesto war beendet. Vorn blieben die 39. Division von Duran und die 14. von Mera. Sie wurden in eine feste Stellung zurückverlegt, während wir nach Collado-Villalba marschierten.

Am Mittelmeer

29. Juli bis 21. September 1937

Gleich am Tage, nachdem wir in Ruhe gekommen waren, liess mich General Walter rufen. Er empfing mich mit einer Feierlichkeit, die ihm sonst nicht eigen war, zusammen mit seinem Stabschef. Zuerst sprach er über die Schlacht und übte Kritik an Richard. Dann sagte er: «Ich wünsche einen Wechsel in der Führung der Elften Brigade. Du solltest nicht Stabschef bleiben, sondern Führer der Brigade werden. Was sagst du dazu?»

«Ich verstehe mich mit Richard weder militärisch noch menschlich. Daher sind weitere Konflikte zwischen uns unvermeidlich. Ob das so geregelt wird, dass ich Brigadeführer werde, ist vor allem eine Angelegenheit meiner Partei.»

«Richtig, aber ich als militärischer Vorgesetzter habe dazu auch etwas zu sagen. Du gehst jetzt ans Mittelmeer auf Urlaub. Unterdessen werde ich mich bemühen, dich als Brigadeführer zu bekommen.»

Anfang August fuhr ich nach Alicante und später nach Benissa in das Erholungsheim der Internationalen Brigaden. Dort badete ich täglich mit einigen Deutschen und Österreichern im Meer. Ein paar Tage später fuhr ich nach Valencia, um mit Franz Dahlem, dem Vertreter der antifaschistischen Deutschen in Spanien, über meine künftige Verwendung zu sprechen.

«Ich weiss schon», sagte er, «dass General Walter dich als Brigadeführer haben möchte. Aber ich schlage dir eine andere Lösung vor. Die spanische Regierung hat bisher ihre grossen Propaganda-Möglichkeiten im Ausland nicht ausgenutzt. Für unseren Kampf gibt es viel Sympathie in allen Ländern. Daher möchte der Aussenminister Alvarez del Vayo bekannte Persönlichkeiten als Redner ins Ausland schicken. Dafür kommst vor allem auch du in Frage, weil du sehr bekannt bist und gut Sprachen kannst. Ich weiss aber noch nicht, um welche Länder es sich handelt. Geh vorläufig zurück nach Benissa und erhole dich am Meer!»

Fast eine Woche später fuhr ich von Benisa nach Albacete zu einer Besprechung. Unterwegs traf ich Kolonnen von Lastwagen mit Soldaten, die nicht spanisch aussahen. An einem der Autos war angemalt: Vierzehnte Gemischte Brigade. Das waren also die Franzosen. Für einen Transport von Urlaubern nach den Bädern am Meer waren das zu viele Wagen. Als uns immer mehr solche Kolonnen auch mit anderen Nummern entgegenkamen, wurde mir klar, dass es der Anmarsch der Internationalen Brigaden zu einer grossen Offensive sein musste. Davon hatte ich schon munkeln hören und vermutete sie bei Teruel.

In Albacete traf ich den Vertreter der nordamerikanischen Freiwilligen und den Politkommissar Harry Haywood. Sie wollten mich bereden, auf die Propagandareise ins Ausland zu gehen, und zwar vor allem nach den Vereinigten Staaten.

Am 21. August war ich wieder in Valencia und erfuhr bei Dahlem, dass noch nicht feststand, ob ich ins Ausland gehen sollte.

An diesem Nachmittag war ich im Konservatorium, in dem Ernst Busch singen und mein besonderer Freund Erich Weinert sprechen sollte. Im grossen Saal traf ich viele Bekannte. Eine Journalistin sagte mir: «Du bist hier, und was wird nun? Seit Hans nicht mehr die Elfte Brigade führt, scheint der Geist der Einigkeit ausgezogen zu sein?»

Ich wollte mich nicht ausfragen lassen und sagte eilig: «Da kommt Louise Thompson. Ich muss mit ihr sprechen!»

Louise kam lächelnd auf mich zu und sagte: «Ich höre, du kommst zu uns nach Amerika. Da musst du mich gleich in New York besuchen! Ich wohne in Harlem, dem Schwarzen-Viertel. Das solltest du dir ansehen.»

Wir wurden vom sowjetischen Militärberater Oberst Loti unterbrochen. «Bitte», sagte er mir auf Deutsch, «ich möchte dich in meinem Hotel sprechen, möglichst schon morgen!»

Am nächsten Tage suchte ich ihn zur angegebenen Zeit auf. Er war allein. Wir setzten uns.

«Bei eurer Brigade», sagte er, «hat es Diskussionen gegeben. Worum handelt es sich da?»

Ich berichtete ihm, wie die Bataillonsführer nach meiner Meinung aus einem zu engen Kreis nur theoretisch vorgebildeter Leute ausgewählt würden. Sie wären militärisch untüchtig und überheblich.

«Also politisches Sektierertum», sagte er kurz. «Und du persönlich? Worum geht es da?»

«Das ist schwer zu beantworten. Vermutlich als Folge der Sektiererei wird überall nach Abweichungen geschnüffelt. Aber man weiss nicht, was los ist. Da werden geheime Sitzungen abgehalten, bei denen ich augenscheinlich nicht erwünscht bin, und von denen ich hinterher zufällig erfahre. Ein Mensch, von dessen politischer Vergangenheit ich nichts Günstiges weiss, überwacht uns. Das ist eine Art Offiziersbursche. Ich habe gefordert, dass er aus dem Stab verschwindet. Richard geht darauf nicht ein. Daher habe ich erklärt, dass eine Zusammenarbeit zwischen Brigadeführer und Stabschef so nicht möglich ist.»

Der Oberst stand rasch auf und ging ans Fenster. Von dorther sagte er: «Deine Darstellung entspricht unseren Nachrichten. Du hast in der Schlacht bei Brunete gezeigt, was du als Truppenführer kannst. Es ist ein Missbrauch, dich als Stabschef einer Brigade zu verwenden. General Walter möchte dich als Brigadeführer haben. Aber du solltest überhaupt nicht wieder zu einer Brigade gehen, sondern wir brauchen jemand in einer höheren Stellung. General Ortega, der Kommandeur des VI. Armeekorps, hat keinen tüchtigen Stabschef. Es handelt sich um die Verteidigung der Stadt Madrid. Wir werden dich ihm vorschlagen.»

«Ich habe dagegen ein Bedenken», erwiderte ich. «In dieser Stellung müsste ich ununterbrochen schwierige Verhandlungen in spanischer Sprache führen, und so viel kann ich noch nicht.»

Er machte eine geringschätzige Handbewegung: «Warte auf unsere Benachrichtigung!»

Nun lagen schon drei Angebote einer neuen Beschäftigung für mich vor. Jedes von ihnen hatte sowohl Vorzüge als auch Nachteile. Stabschef der Verteidigung der Hauptstadt zu werden, wäre für mich als Ausländer eine grosse Auszeichnung. Aber das war an dieser ruhigen, gut ausgebauten Front eine Bürostellung. Die Übernahme der Elften Brigade widersprach dem an sich richtigen Bestreben, Offiziere proletarischer Herkunft zu Generalen zu entwickeln. Die Propagandareise ins Ausland lockte mich, weil ich gern fremde Länder kennenlerne und mich da auch leicht zurechtfinde. Ich war mir aber bewusst, kein guter Redner zu sein.

Daher konnte ich mich selbst schwer entschliessen und wollte es den anderen überlassen, zu entscheiden.

So blieb ich in Valencia und ging täglich viele Stunden lang an den Strand. Das Wetter war beständig wie stets im spanischen Sommer. Der Himmel war tiefblau. Das lauwarme Meer spiegelte ihn wider.

Am 26. August fand ein Konzert russischer und mexikanischer Musik statt. Dazu erschienen viele wichtige Persönlichkeiten, unter anderm Alvarez del Vayo, der Aussenminister. Er kam auf mich zu und sagte auf Deutsch: «Ich möchte Sie gern sprechen. Können Sie mich noch heute im Aussenministerium aufsuchen?»

Ich versprach zu kommen.

Das Konzert war eine Demonstration der Freundschaft zur Sowjetunion und zu Mexiko. Nur diese beiden Staaten hatten eindeutige Erklärungen zugunsten des demokratischen Spanien und seiner rechtmässigen Regierung abgegeben, und sie bemühten sich, uns zu helfen.

Zuerst spielte man russische Stücke, vor allem Tschaikowski, der den Spaniern sehr zusagte, wie man an den Gesichtern der Damen sah. Dann aber kam Silvestre Revueltas, der Schöpfer der modernen mexikanischen Musik. Er stieg auf das Podium, ein rundlicher Mann mit dunklem Gesicht, und dirigierte seine Stücke selbst. Es war eine laute, manchmal schrille Musik mit vielen Disharmonien. Sie besass aber Schwung und war interessant.

Die Spanierinnen hoben die Augenbrauen. Sie fanden das scheusslich. Für sie musste die Musik gefällig und herkömmlich sein. Sie lehnten den Sturm der Töne und Klänge von Revueltas ab. Einige standen sogar auf und verliessen den Saal. Sie taten das still und mit Anstand, denn schliesslich war man politisch für Mexiko.

Alvarez del Vayo empfing mich in seinem Ministerium. Er war ein hässlicher Mann mit Brille, der unförmige Worte herausbrachte, sobald er seinen sonderbaren Mund öffnete.

Etwas an seinem Sprechorgan schien nicht zu stimmen. Trotzdem sprach er gern und war ein bedeutender Politiker, der mit dem Ministerpräsidenten Negrin eng zusammenarbeitete. Sein Deutsch hatte er, wie Negrin, in Deutschland gelernt, wo er lange als Journalist in der Verbannung gelebt hatte. Seine Frau war Schweizerin. Man sagte, der spanische Aussenminister spräche zu Hause Deutsch, während Negrin dort Russisch zu sprechen pflegte.

«Ich höre», begann er seine Unterredung, «dass Sie bereit sind, auf eine Propagandareise für unsere Republik zu gehen. Darüber habe ich mit dem

Staatssekretär für Propaganda gesprochen. Angefordert sind solche Persönlichkeiten für Neuseeland und Australien. Ich bin aber mehr für England selbst. Sind Sie bereit, die spanische Staatsangehörigkeit anzunehmen, weil wir Ihnen ja sonst keine Papiere für eine offizielle Mission ausstellen können?»

Da fuhr mir ein Strom von Begeisterung durch die Brust: «Ich bin von Hitler ausgebürgert. Natürlich bleibe ich als Schriftsteller und auch sonst ein Deutscher. Aber ich liebe das spanische Volk und möchte gern die spanische Staatsangehörigkeit haben!»

Erst jetzt fiel mir ein, dass man wohl mit einem Minister nicht so hemmungslos spricht. Aber er lächelte.

Am nächsten Tage lüftete sich das Geheimnis unserer Offensive. Sie zielte auf Zaragoza, die Hauptstadt von Aragon. Dem Vorstoss voraus ging die endgültige Reinigung dieser Front von den Schädlingen. Sie musste auch vorausgehen, wenn wir nicht wieder so etwas erleben wollten wie die Vereitelung der Offensive auf Huesca und die Ermordung des Generals Lukácz. Bis dahin sass die Bande, die sich Unabhängiger Rat von Aragon nannte, in Caspe und masste sich Regierungs-gewalten an. Sie hatte verhindert, dass die Front von Aragon schlagkräftig gemacht wurde. Als nun die Madrider Truppen zur Offensive ankamen, verlegten der General Pozas und Oberst Cordon Listers Elfte Division nach Caspe und in die umliegenden Dörfer. Nachdem der Unabhängige Rat von Aragon so eingekreist war, löste ihn Negrin durch eine Verfügung auf. Die radikal-anarchistischen Mitglieder des Rats wagten keinen Widerstand zu leisten. Vielleicht spielte dabei eine Rolle, dass nicht nur Listers Kommunisten da waren, sondern auch Meras anarchistische Division, die zur Regierung stand.

Die ersten Nachrichten von der Offensive sprachen von einem Vorstoss unserer Truppen nordöstlich von Zaragoza.

Dort griff Klébers 45. Division an. Bald aber wurden die Berichte weniger zuversichtlich. Das polnische Bataillon Dombrowski der Dreizehnten Internationalen Brigade war in die faschistischen Stellungen eingebrochen. Die übrigen Bataillone aber verfehlten in der Nacht ihre Ziele, und auch die Reservebrigade kam nicht schnell genug heran. Daher konnten die Faschisten das vorgestossene polnische Bataillon einschliessen. Major Wazzek, der es befehligte, beschloss den Ring zu sprengen und sich nach hinten durchzuschlagen. Das gelang ihm in vorzüglicher Weise.

Nach diesem ersten Vorstoss begann der Angriff südlich des Ebro durch die 35. Division des Generals Walter. Dort nahmen die Elfte und Fünfzehnte Internationale Brigade das schwer befestigte Dorf Quinto und stiessen zu-

sammen mit anderen Truppen weiter auf Belchite vor, das sie am 3. September einnahmen. Dabei wurden Tausende von Gefangenen gemacht. Trotzdem führte das alles nicht zu dem grossen Erfolg, den man erhofft hatte.

In diesen Tagen schwor ich vor Gericht auf die Gesetze Spaniens und erhielt einen Pass. Darin war als Zweck der Reise «Mision oficial» eingetragen, das heisst: offizieller Auftrag.

Noch wartete ich auf Nachrichten von Oberst Loti und General Walter. Franz Dahlem hatte mir geraten, mir inzwischen auf alle Fälle ein Visum nach den Vereinigten Staaten geben zu lassen. Dazu musste ich zuerst zum französischen Konsulat. Das war für seine faschistische Gesinnung bekannt. Es hätte mir sofort ein Visum gegeben, wenn ich ein Ausreisser aus der Armee gewesen wäre. Da ich aber als anständiger Mensch hinkam, sagte mir der Konsul: «Ich kann Ihnen kein Visum geben, da Sie kein naturalisierter, sondern ein nationalisierter Spanier sind.»

Ich war so überrascht und empört über diesen Winkelzug, dass ich zunächst nichts sagen konnte. Eine Grobheit durfte ich mir nicht erlauben. So nahm ich mich zusammen und sagte ihm möglichst ruhig: «Aber, mein Herr, im Spanischen gibt es das Wort Naturalisierung nicht, sondern es heisst da Nationalisierung.»

Frech stritt er das ab. Mir blieb nichts übrig, als fortzugehen und mir Rat zu holen. Ein Beamter des Aussenministeriums riet mir, zuerst das amerikanische Visum zu verlangen.

Der amerikanische Konsul machte auf mich einen besseren Eindruck als der kalte und bürokratische Franzose. Aber auch er sagte, dass er mir kein Visum geben könnte, ohne in Washington angefragt zu haben. Einem Kaufmann oder Unternehmer hätte er es sofort gegeben, wenn er auch noch so ein Gauner und Ausbeuter gewesen wäre. Aber es hatte keinen Zweck, diesem Angestellten eine solche Wahrheit zu sagen. Er schlug vor, dass ich ein Telegramm nach den Vereinigten Staaten bezahlte und ein paar Tage wartete. Darauf ging ich ein.

Am folgenden Tage erfuhr ich, dass Hans Kahle mich in der ganzen Stadt suchte. Gegen Abend traf ich ihn. Wir assen in seinem Hotel.

«Wie steht es mit deiner Reise?» fragte er. «Bist du entschlossen fortzugehen?»

«Nein. Zwar bereite ich alles dafür vor. Wenn es aber plötzlich hiesse, ich soll hierbleiben, so würde ich mich wahrscheinlich freuen. Denn dann bliebe ich in dem Beruf, für den ich wohl die grösste Begabung habe, im militärischen.»

«Auch bei mir stehen Änderungen bevor», sagte er. «In der Offensive gegen Zaragoza haben sich einige Unzulänglichkeiten gezeigt. General Kléber hat mit seiner 45. Division versagt. Man will ihn ablösen, und ich soll an seine Stelle treten. Dazu brauche ich aber einen Stabschef und habe an dich gedacht. Würdest du da mitmachen?»

«Ja, gern. – Es gibt aber andere Pläne.»

«Ich weiss», entgegnete er. «Beim Angriff auf Belchite war der General Walter mit Richards Führung wieder recht unzufrieden. Er verlangt jetzt noch heftiger als bisher, dass du die Elfte Brigade übernimmst. Aber General Maximow, der oberste sowjetische Militärberater, und Oberst Loti wollen dich für das VI. Armeekorps als Stabschef gewinnen. Beide sind gegen den Plan, dich ins Ausland zu schicken.»

«Mit deinem Vorschlag», sagte ich, «sind es nun vier Pläne, darunter drei militärische. Aber ich sage dir: Wenn die militärischen Stellen nicht bald einen Beschluss fassen, so kann ich über Nacht abgereist sein.»

Nach dieser Besprechung ging ich wieder jeden Tag baden.

Am 20. September überstürzte sich alles. Ich traf den amerikanischen Konsul auf der Strasse, und er sagte: «Washington hat telegrafiert, ich soll Ihnen ein Visum geben.» Nach dem amerikanischen Visum bekam ich nun auch ein französisches Durchreisevisum. Das spanische Finanzministerium zahlte das Reisegeld am selben Tag. Da blieb mir nichts anderes übrig, als am folgenden Tag nach Paris abzufahren.

Am Tage darauf, erfuhr ich später, suchte mich Oberst Loti. Endlich war beschlossen, ich sollte als Stabschef zum VI. Armeekorps gehen. Aber es war zu spät.

Im offiziellen Auftrag in den Vereinigten Staaten

Winter 1937/38

Im französischen Grenzort Cerbère trank ich Kaffee und ass dazu gutes Weissbrot mit Butter. Dasselbe hatte ich hier getan, als ich aus der Schweiz nach Spanien fuhr, und es war ein Abschied von den Fleischtöpfen der bürgerlichen Welt gewesen. Jetzt musste ich fort aus dem spanischen Land, das ich so tief lieben lernte, und zurück in die bürgerliche Welt. Das Weissbrot schmeckte mir ausgezeichnet. Aber ich wusste auch, was für eine zweideutige Regierung dieses schöne Frankreich hatte.

Der durchschnittliche Bürger würde sich durch dieses Weissbrot und den besser gedeckten Tisch bestechen lassen. Er sieht das für ihn Unangenehme nicht gern und rühmt seine Oberflächlichkeit noch als unpolitisch und rein menschlich.

Andere beneideten mich um die grosse Reise, die ich antreten sollte. Ich aber war nicht froh.

Meine Anweisung vom spanischen Aussenministerium und dem Staatssekretariat für Propaganda lautete: «Bereisen Sie die USA, Kanada, Kuba und Mexiko, und bessern Sie dort die Atmosphäre in unserem Sinne!» Da ich im offiziellen Auftrag reiste, musste ich Erster Klasse nach Amerika hinüberfahren. Dazu hatte mir ein Freund in Paris gesagt: «Die Passagiere der Ersten Klasse werden nicht so genau überprüft, besonders nicht auf deinem Luxusdampfer ‚Ile de France» Zwar reist du für eine rechtmässig gewählte Regierung, aber das ist es ja gerade, was dich verdächtig machen könnte. Also ertrage die Passagiere der Ersten Klasse. – Du wirst übrigens wunderbar essen.»

Am 29. September 1937 fuhr ich in einem Spezialzug, der nur Wagen Erster Klasse führte, von Paris nach Le Havre.

In Le Havre mussten wir erstklassigen Menschen über einen sehr schmutzigen Kai weg, der nach Arbeit roch, und verschwanden im Bauch des Riesenschiffes.

Die Gänge zu den Kabinen hatten Gummibelag in freundlichen Farben. In meiner Kabine gab es ausser dem Bett einen Schreibtisch und mehrere Stühle. Bald brachte man meine beiden sehr bescheidenen Koffer und fragte, ob ich vielleicht noch mehr von meinem Gepäck hierher haben wollte. Aber ich besass sonst überhaupt nichts. In die Kabine nebenan schleppte man unterdessen mehrere gewaltige Schrankkoffer, so dass Herr und Dame jeden Tag etwas anderes anziehen konnten. Die meisten Passagiere waren Amerikaner und kamen von der Pariser Weltausstellung.

Ich ging hinauf, um mir die berühmten Gesellschaftsräume dieses Schiffes anzusehen. Der sogenannte Salon war ein Riesenraum, der durch mehrere Stockwerke hindurchging und rings Marmorsäulen hatte. Ich wusste aber, dass diese Pracht aus Papiermaché bestand. Ausser dieser Vortäuschung eines Marmorsaals herrschte auch sonst schlechter Geschmack.

Übrigens sollte man hier den Eindruck haben, man sei gar nicht auf dem Meere. Weshalb eigentlich? Ich jedenfalls wollte es sehen. Dazu ging ich auf ein offenes Oberdeck. Das Schiff löste sich gerade vom Kai und wurde von mehreren kleinen Schleppdampfern langsam aus dem Hafen gezogen.

Erst ausserhalb begann es seine starken Schrauben zu drehen, und wir glitten hinaus in die Dämmerung und auf das dunstige, graue Meer. Die flache Küste verschwand. Mich fröstelte in der feuchten Kühle. Ich ging hinunter, wo mich die Wärme der geheizten Räume angenehm umfing.

Vielleicht konnte man irgendwo Tee trinken. Am Rande des Konzertsaals fand ich einen gedeckten Tisch und setzte mich mit dem Gesicht nach dem Streichquartett, das im Kreise sass. Die vier in ihren schwarzen Anzügen spielten ausgewählte klassische Musik. Ihre Gesichter zeigten keine grosse Aufmerksamkeit. Nur zwei Passagiere hörten ihnen zu. Man brachte mir Tee und Gebäck. Das war im Fahrpreis eingeschlossen.

Als die Kammermusiker verschwanden und sich eine Tanzkapelle setzte, erschienen die erstklassigen Leute. Sie kamen von hinten und gingen an mir vorbei, so dass ich nur ihre Rücken sah. Die Herren waren sehr gut angezogen und ziemlich jung. Die Damen aber erschienen sehr ungünstig. Sie hatten weisse Pelze, die von ihren Haaren bis fast zu den Füssen reichten und mussten bei ihren schlechten Figuren alle alt sein. Aber da blickte sich eine von ihnen um, und überrascht sah ich in ein jugendliches, hübsches Gesicht. Nun erst merkte ich, dass es diese weissen Pelze waren, die sie von hinten so alt und schwammig erscheinen liessen. In meiner Unkenntnis, Pelze betreffend, hätte ich diese Mäntel übrigens, wenn sie nicht hier getragen worden wären, glatt für Kaninchen gehalten. Sie kosteten aber vermutlich sehr viel. Hatte denn aber keine von diesen jungen Frauen Augen, die ungünstige Wirkung dieser Pelze zu sehen?

Die Bürger sind doch immer auf ihre individuelle Freiheit so stolz. Wo ist denn hier der individuelle Geschmack und die Freiheit, sich danach zu geben?

Die Tanzmusik begann auf amerikanische Weise zu wimmern und zu quäken. Man sagt ja, das wäre lustig. Wer aber einmal ernstlich hinhört, der bemerkt mit Staunen, dass diese Musik in Wirklichkeit voll Trauer und Hoffnungslosigkeit ist. Nun gibt es natürlich eine grosse, mitreissende Trauer. Die Jazzmusik jedoch enthält sie nicht, noch überhaupt eine Idee. Sie ist langweilig. Wenigstens empfand ich das sehr stark.

Schliesslich war ich erfüllt von der grossen Sache, dem guten spanischen Volk zu dienen. Da empfand ich alles auf diesem Schiff als schal.

Ich ging in meine Kabine und schrieb an einer Rede, die ich auf Englisch sehr genau ausarbeiten musste, weil ich die Sprache noch nicht so

gut beherrschte, um frei zu sprechen. Den Amerikanern wollte ich klar machen, wie schwer es für uns war, und dass sie helfen mussten.

Zum Diner zog ich mir einen ganz neuen blauen Anzug an, obwohl hier sicher der Smoking getragen werden musste. Solche Mängel machten mir nicht viel aus, da ich die Leute hier nicht als eine mir überlegene Gesellschaft betrachtete.

Im grossen Speisesaal stand der Obersteward mit den Sitzlisten und nannte allen die Nummern ihrer Tische. An unserem sassen acht Personen, meist ältere Damen. Rechts von mir sass eine recht grosse alte Frau in stolzer Haltung mit nicht sehr freundlichem Gesicht und einem Klemmer auf der Nase. Viel interessanter war die Dame links. Sie hatte kein Gesellschaftskleid an, sondern ein weites chinesisches Gewand. Nach vielen Jahren im Ausland kam sie gerade über die Sowjetunion aus China zurück. Ich hielt sie für eine Journalistin. Sie sagte aber nichts über ihre Einstellung zur Befreiungsbewegung vom japanischen Joch, was für mich eine grundlegende Frage war. Gegenüber sass ein älterer Herr mit intelligentem, nicht unangenehmem Gesicht. Vor lauter gesellschaftlicher Korrektheit kam es aber zu keinem vernünftigen Wort zwischen uns. An unserem Tisch wie überall ringsum herrschte Langeweile bei hervorragendem Essen.

Nicht weit, gerade vor meinen Augen, sass ein altes Ehepaar mit seiner längst erwachsenen Tochter und einer etwas kümmerlichen alten Frau, vielleicht einer Gesellschafterin. Der alte Herr hatte die ganze Ungeschicklichkeit des eben reich Gewordenen und schien von jemandem in den Smoking gesteckt worden zu sein, in dem er sich nicht zu benehmen wusste. Nur das Blitzen der Brillanten auf seiner gestärkten Hemdbrust zeigte, wohin er gehörte.

Auch seine Frau hätte sich wahrscheinlich in der Küche wohler gefühlt als hier. Die Tochter aber zeigte in jeder Bewegung, dass sie die Erziehung der reichen Leute gehabt hatte und gewöhnt war, sich zu zeigen. In ihrem schon leicht alternden Gesicht standen die Langeweile über die Gespräche ihrer Eltern und die Bitterkeit eines Mädchens, das trotz ihres Geldes niemanden ernstlich gefesselt hatte. Wie sollte sie auch, wenn sie sich keine Mühe gab, liebenswert zu sein? Im Vergleich zu ihr waren mir ihre kümmerlichen Alten lieber.

Mein Blick ging von Tisch zu Tisch. Da war wenig Geist oder Interesse an irgendetwas. Nur an einem Tisch sass ganz allein ein Herr von anderm Aussehen. Der Sitte zum Trotz hatte er weder einen Smoking noch einen dunklen Abendanzug an, sondern einen hellgrauen. Er aber war wirklich elegant. Dazu hatte er ein kräftiges, interessantes Gesicht. Vielleicht ge-

hörte er zu den ganz Reichen, die verächtlich auf die kleinen Millionäre herunterblickten. Auch das lockte mich nicht besonders.

In der Nacht erhob sich ein starker Wind. Der mächtige Dampfer fing an zu schwanken. Daher erschienen am folgenden Tage zu den Mahlzeiten nur wenige Gäste.

Nach einem Frühstück mit Fisch und allem Möglichen, was gut ist, wollte ich etwas ins Freie und stieg auf das oberste Deck. Die Tür öffnete sich sehr schwer. Schliesslich gab sie nach. Aber schon bekam ich einen solchen Schwapp Wasser ab, dass ich gleich in die Kabine ging, um mich trocken anzuziehen. Ich zog es dann vor, in einem der geschützten Glasgänge spazieren zu gehen. Dort langweilten sich die Musiker bei einem Pingpong-Spiel, das bei dem starken Schwanken schwierig war.

Zum Diner erschien gleichzeitig mit mir die herrische alte Dame mit Klemmer. «Hoffentlich», sagte sie, «hat man meinen Wagen gut befestigt, dass er bei diesem Sturm nicht beschädigt wird.»

«Haben Sie auch Ihren Fahrer mit?» fragte ich.

«Ja, er ist unten in der Dritten Klasse», entgegnete sie mit leichtem Kopfnicken und einem kalten Blick, als wollte sie sagen: Wie kann man von so jemandem überhaupt sprechen?

Nun studierten wir beide die Speisenkarte. Das war wirklich ein Studium, denn man konnte sie eher ein Buch nennen, das auf Französisch und englisch eine Unzahl von Gerichten nannte. Von vielen konnte ich nur nach der Gruppenüberschrift vermuten, dass sie aus Fleisch oder was sonst bestanden. Es gab frische Austern, Hummer, Gemüse, Obst aller Art, aber auch Schlagsahne, die von den Kühen an Bord kam, Süssspeisen und viele Sorten Käse.

Nach längerem Lesen liess die Alte neben mir die Karte sinken und nahm unzufrieden den Klemmer ab: «Heute gibt es auch gar nichts zu essen!» Ich hatte sie nicht für eine angenehme Frau gehalten, aber dieses Mass an Überheblichkeit liess mich fast zusammensinken. Mir fielen die mageren Arbeiterinnen von Madrid ein, die im Ertragen des Hungers so tapfer waren. Ganz benommen von der Bemerkung meiner Tischnachbarin bestellte ich eine ziemliche Menge beim Steward, weil mir die Dinge auf der Speisenkarte auf einmal so herrlich erschienen. Aber meine Augen waren zu gross gewesen. Hinterher war mir schlecht, aber nicht wegen der Seekrankheit, unter der die anderen litten, sondern weil ich mich schlicht gesagt überfressen hatte.

Am nächsten Tage nahm der Wind noch zu. Vormittags, als ich am Schreiben war, polterte jemand an meine Tür. Ich dachte, da wäre einer

wegen des starken Schwankens hingefallen. Als ich aber nachsah, stand draussen Harry Haywood, der schwarze athletische Politkommissar, und lachte. Ich zog ihn sofort in meine Kabine, denn ich misstraute den erstklassigen Menschen meiner Umgebung, ob sie nicht eine Szene machen würden, wenn sie hier einen Farbigen fänden.

Er reiste in der Touristenklasse und hatte meinen Namen im gedruckten Verzeichnis der Passagiere gefunden. Zu mir zu kommen war nicht leicht gewesen. Alle Zugänge zur Ersten Klasse fand er verschlossen, so dass er schliesslich im Freien über eine Reling steigen musste.

Ich sagte: «Das ist doch eine Schande auf einem Schiff der französischen Republik, die so stolz auf ihre Demokratie ist!»

«Die Vereinigten Staaten sind auch stolz auf die ihre», sagte Harry, «aber unten in der Touristenklasse, wo doch eigentlich vernünftigere Leute sein sollten, haben mich schon mehrere gefragt, ob ich Musiker wäre. Als ich nein sagte, dachten sie, ich wäre vom Zirkus oder ein Diener. Nach der Meinung selbst dieser Menschen kann ein Schwarzer nichts sein als ein Spassmacher oder ein Bediensteter der weissen Rasse. Das ist ein harmloses Beispiel für den Geist der Vereinigten Staaten. – Ich komme mit einem Auftrag verschiedener Leute in der Touristenklasse zu dir. Sie bitten dich, doch einmal zu ihnen zu kommen. Sie möchten sich nicht der Erniedrigung aussetzen, um die Zulassung zur Ersten Klasse zu bitten und dabei ausgefragt zu werden, ob sie auch ja nichts stehlen wollen. Dabei ist unter denen, die dich kennenlernen möchten, ein Universitätsprofessor.»

Nach dem Diner suchte ich die Touristenklasse und fand es so schwierig, dorthin zu kommen, dass auch ich schliesslich trotz des Sturms und Regens ins Freie ging und über eine Reling stieg.

Die Touristenklasse auf diesem Luxusdampfer war klein, der Aufenthaltsraum eng und lieblos. An der Bar sass eine Frau mit scharfen, interessanten Zügen zusammen mit einem schlanken Mann. Sie rauchte aus einer langen Spitze eine Zigarette und starrte mit verglasten Augen vor sich hin.

Harry kam mir entgegen. Wie auf Verabredung umarmten wir uns stürmisch auf spanische Art, als Demonstration gegen die Rassenvorurteile. «Komm!» sagte er. «Hier ist es nicht nett.» Er fügte leise hinzu: «Ich kann diese besoffenen Weiber nicht ausstehen. Natürlich hat auch dieses hemmungslose Trinken der amerikanischen Kleinbürgerinnen einen Grund. Es ist entweder Protest oder Verzweiflung, aber ein ganz dummer Protest. Wenn ich auch weiss, woher dieses Saufen kommt, mag ich es doch nicht sehen. Ich bringe dich jetzt zu unserem Professor.» Er klopfte an eine Tür.

Drinnen sass eine Familie mit ziemlich kleinen Kindern, die auf die Betten mussten, damit auch Harry und ich uns in dem engen Raum setzen konnten. Die Luft war dumpf.

«Das ist die Touristenklasse?» fragte ich. «Die kostet doch auch noch recht viel Geld! Wie muss da erst die Dritte Klasse aussehen, in der die Chauffeure fahren!»

«Ja», sagte der Professor mit einer bedauernden Handbewegung. «Ich komme aus der Sowjetunion, wo ich jahrelang gewesen bin. Man hat fast vergessen, wie die bürgerliche Welt aussieht. Hier wird einem in unübertrefflicher Weise vorgeführt, dass es in ihr im Grunde nur auf das Geld ankommt. Aber», fügte er lächelnd hinzu, «wir wissen das ja. Nun möchten wir etwas über Spanien hören. Das ist erfreulicher und interessanter.» Die Kinder hörten mit runden Augen auf unser Gespräch.

Bald kamen noch mehr Leute herein, so dass es sehr eng wurde. Alle hatten einen offenen Sinn, und hier gab es Herzenswärme. Ich fühlte das noch stärker, als ich später wie ein Dieb wieder in die Erste Klasse hineinstieg.

Hier gab es jeden Tag einen Film, ausser wenn das Meer zu unruhig war. Diese Filme vermieden zu zeigen, was den reichen Leuten nicht passen könnte. Auch alle anderen Filme waren fad.

Am letzten Tage der Überfahrt erfuhren wir durch den drahtlos aufgenommenen Zeitungsdienst, dass Präsident Roosevelt in Chicago eine bedeutsame Rede gehalten hatte. Darin hatte er sich zur wahren Demokratie und friedlichen Zusammenarbeit in der Welt bekannt.

Am 5. Oktober liefen wir in die Bucht von New York ein.

Ich betrachtete gerade die Freiheitsstatue, als man mich eilig rief. Ein Schiffchen mit Journalisten war uns entgegengekommen und hatte sich an die Seite des Riesenschiffes gelegt. Man wollte mich interviewen, noch bevor ich gelandet war.

Ich sprach vor allem von Roosevelts Chicago-Rede. «Sie bedeutet für den Kampf des spanischen Volkes eine grosse Hoffnung,» sagte ich. Das Interview hinderte mich, die berühmte Einfahrt in den Hudson zu sehen.

Ausser den schreibenden Journalisten gab es die fotografierenden. Sogar als ich am Tisch des Einreisebeamten meine Papiere zeigte, kam ein Journalist mit gezücktem Bleistift und stellte Fragen. So ging es fort, bis ich im Hotel war.

Am nächsten Tage gab es im grossartigen Commodore-Hotel über dem unterirdischen Hauptbahnhof von New York, der Grand Central Station,

ein Empfangsessen für mich. Im Bankettsaal standen kleine Tische und quervor etwas erhöht eine Ehrentafel, an der ich neben dem Vorsitzenden dieses Abends sass, dem alten Reverend Reissig. Dieser Prediger der Methodistenkirche war schlicht und voll Freundlichkeit. Im Übrigen sassen an dieser Tafel der spanische Gesandte del los Rios, der chinesische Generalkonsul und einige bekannte Schriftsteller. Die Reden während des Essens behandelten den Freiheitskampf in der Welt. Dann trat ein Herr auf und hielt eine kurze Rede, in der er um Geld für Spanien bat. Lustig und geschickt wusste er eine Menge herauszulocken. Aber natürlich waren die Gäste schon mit der Absicht hergekommen, etwas zu geben, und es waren, mit einigen Ausnahmen, sehr reiche Leute gebeten worden. Unter anderem sass da die elegante und gut aussehende Schwester des Staatssekretärs für die amerikanischen Finanzen, Morgenthau.

Das Ergebnis der Sammlung waren 4'000 Dollar.

An einem der nächsten Tage fuhr ich mit einem Professor der New Yorker Universität nach Princeton zu Albert Einstein. Dieses stille Universitätsstädtchen hat freundliche grüne Anlagen. Die Strassenseiten sind von parkenden Personenautos so lückenlos eingefasst, dass wir längere Zeit nach einem Platz suchen mussten, an dem wir unseren Wagen abstellen konnten. Wir mussten fünf Strassenblocks weit gehen, um zu Einstein zu kommen, und verspäteten uns dadurch. Er empfing uns sofort.

Dann sass ich dem berühmten Physiker gegenüber. Durch sein weisses, feines Haar schien das Licht des trüben Tages. Seine grossen, ausdrucksvollen Augen blickten mich etwas traurig an. Erst vor kurzer Zeit hatte er seine Frau verloren.

Ich erzählte ihm von Spanien und den Zielen, für die wir dort kämpften, im Grunde für den Frieden.

«Jetzt sehe ich», sagte er einfach, «worum es geht. Sie haben meine ganze Sympathie, und ich übernehme gern die Patenschaft für Ihre Vortragsreise.»

Nach diesem Besuch bei dem berühmten Mann fuhren wir nach New York zurück, und ich ging, Louise Thompson in Harlem zu sehen. Sie lag mit Grippe im Bett und liess mir sagen, ich sollte Charles H. Alston, einen schwarzen Maler, aufsuchen. Er würde mir alles zeigen.

Alston wohnte in einem grauen Haus, das einen sehr ungepflegten Eindruck machte. Oben, im zweiten Stock aber sah es netter aus. Ich klingelte. Ein Mann mit krausem Haar, aber blauen Augen und einer schma-

len, geraden Nase öffnete mir. Nach wenigen Worten begriff er, was ich wollte, und liess mich in seine Wohnung. Sie war recht eng, aber sauber und mit so viel Geschmack eingerichtet, wie ich es selten gesehen hatte.

«Aber», sagte er, «was sitzen wir hier? Gehen wir hinunter zu meinen Schülern. Präsident Roosevelts Kunstplan hat es einer Reihe von schwarzen Künstlern ermöglicht, zu studieren. Es ist nicht grossartig, aber zum erstenmal in der Geschichte Amerikas eine Möglichkeit für kunstbegabte Schwarze.»

Wir stiegen in den ersten Stock und traten in einen grossen Raum voller Bilder, Modellierböcke und Instrumente, Pinsel, Flaschen. Mehrere Schwarze arbeiteten dort. Einer war so schwarz, dass seine Augäpfel und Zähne grellweiss aus dem Gesicht stachen. Er konnte noch nicht Zwanzig sein.

Alston zeigte mir die Arbeiten, die mich durch ihre Qualität in Erstaunen setzten. Am interessantesten waren die Tempera-Blätter, die der pechschwarze Jüngling gemalt hatte. Da sah man das Leben von Harlem: Ein plötzlicher Gewitterguss lässt die Leute Zuflucht nehmen. Eine Negerin mit Stöckelschuhen zerrt ihr Hündchen, das noch schnell an einer Laterne schnuppern möchte.

Der Junge, er hiess Jacob Lawrence, hatte nicht nur das Komische gesehen, sondern das ganze Leben: Prostituierte, Tanzende, eine heftige Diskussion, Leute in einer Kirche. Alles war mit einem grossartigen Sinn für die Wirklichkeit hingesetzt. Auch an Wandbildern hatte er sich versucht, die, auf Papier gemalt, an die rohe Wand geheftet waren.

Später gingen wir wieder zu Alston hinauf. Ich musste allen vom Spanischen Kriege erzählen. Kein einziger von ihnen war politisch organisiert, aber sie hatten das lebhafteste Interesse an unserem Kampf.

Hinterher gingen wir in das berühmteste Tanzlokal von Harlem. Im Vorraum legten die Damen ihre Mäntel ab, schwarze Frauen, zum Teil sehr gut angezogen, voll Charme und Schick. Sie trafen sich dort nicht nur mit schwarzen, sondern auch mit weissen Herren, denen sie die letzten Errungenschaften der Tanzkunst zeigten. In diesem Lokal erfand man den letzten Schrei Amerikas und brachte ihn in die weisse Welt, wobei ein kleiner Hauch des Unerlaubten hängenblieb. Er war gerade stark genug, um anzuziehen, und doch so unverbindlich, dass die Welt der Schwarzen dadurch nicht gesellschaftsfähig wurde.

In dem grossen Tanzsaal quiekte, schmalzte und schlug eine riesige Jazzkapelle. In einer Ecke zeigte ein Geck anderen einen neuen Tanz.

Er stand dabei mit dem ganzen Körper ruhig und streckte nur den Kopf rhythmisch vor und zog ihn zurück, ähnlich den Enten beim Liebesspiel, bevor der Enterich das Weibchen besteigt.

Wir setzten uns auf eine Tribüne, von der man zusehen konnte. Uns hatte sich ein weisser Mann zugesellt, der ein Schriftsteller oder so etwas sein sollte, ein magerer, intellektuell überspitzter Typ. Kaum sass ich, als er mich fragte: «Wie gefällt es Ihnen?»

«Erst mal ansehen!» antwortete ich.

Wohl eine Minute später begann er einen erneuten Angriff auf mich: «Sie müssen doch eine Stellung dazu haben!»

Ich blickte ihn an und sagte langsam: «Nein, ich habe noch keine!»

«Sie lehnen also unsere Musik ab?»

Nun wurde mir diese Zudringlichkeit zuviel, und ich ging zum Gegenangriff über: «Sie scheinen diesen Tanz und die Musik hier als Kunst anzusehen. Ich halte aber die Jazzmusik nicht für Kunst und ausserdem für eine Verfallserscheinung. Immer noch ist die klassische Musik die Einzige, die vom künstlerischen Standpunkt aus wertvoll ist.»

«Das ist der Hochmut des alten Europa!» erwiderte er.

«Mein Herr, ich kam hierher», entgegnete ich, «um auch an dieser Stelle vielleicht etwas Gutes zu finden! Weshalb verekeln Sie mir den Aufenthalt?»

Endlich wandte er sich ab und paffte anmassend in die Luft.

Noch auf der Rückfahrt mit der Untergrundbahn hatte ich meinen Ärger über diesen weissen Flegel nicht überwunden, der zwar behauptete, kein Rassenvorurteil zu haben, und sich mit Schwarzen an einen Tisch setzte, sonst aber ein Prediger der amerikanischen Oberflächlichkeit war. Dann fielen mir die schwarzen Maler wieder ein. Wieviel Starkes und Gesundes war da im Vergleich zu dieser intellektualistischen Sumpfblüte des aufgeklärten Weissen.

Noch wurde der Plan meiner Vortragsreise von der Liga der Amerikanischen Schriftsteller ausgearbeitet. Daher war ich frei, mir vieles anzusehen. Louise Thompson war wieder gesund und lud mich zu einem Empfangsessen ein, das man ihr wegen ihrer Rückkehr aus Spanien gab.

Das Lokal dafür war natürlich nicht das reiche Commodore-Hotel im Zentrum der Stadt, sondern es befand sich in den geraden, langweiligen Strassen von Harlem in einem Keller. Der Raum war nicht sehr gross. Darin fand ich eine Hufeisen-Tafel gedeckt. Louise Thompson stand da im Gespräch mit einem Mann im Smoking, der ein junges, schönes Gesicht hatte. Er war der Vorsitzende für das Bankett, ein Lehrer. Nun trat

Harry Haywood ein, gross und breit, in der spanischen Uniform. Mit ihm kam ein ganz anderer Mensch, ältlich und ziemlich klein. Sein Gesicht verzog sich bei jedem Worte in einer anderen Weise.

Louise ging diesem sonderbaren Mann sehr freundlich entgegen und stellte ihn mir vor: «Das ist einer unserer besten Rechtsanwälte.»

«Ja», sagte der Mann, und ich bemerkte plötzlich, dass er keine Gesichter zog, sondern alles äusserst scharf auszudrücken suchte, «man muss hier viel helfen! Unsere Gesetze sind sehr verwickelt. Die herrschende Klasse will es den Armen und Unterdrückten schwermachen, sich zurechtzufinden. Aber wir», er lächelte verschmitzt, «haben auch unseren Kopf!»

Später, beim Essen, sprach der Lehrer im Smoking mit grossem Schwung. Dann erhob sich der Rechtsanwalt. Schon die Art, wie er sich erhob, liess uns lächeln. Dann sprach er ganz ohne Pathos, aber mit einem so zündenden Witz, dass wir uns bogen vor Lachen. Dabei bemerkte ich, dass dieses hässliche Gesicht und dieser Humor nur eine Maske vor einer leidenden Güte war. Dieser Eindruck verstärkte sich immer mehr, so dass ich am Ende seiner Rede seine Hässlichkeit ganz vergessen hatte.

Sollte dieses Harlem nicht einmal zu einem der Punkte werden, von denen aus ein neues, gesundes Amerika entsteht?

Am nächsten Tage war es mit meiner Freiheit zu Ende. Der Sekretär der Liga der Amerikanischen Schriftsteller hatte mir gesagt, ich müsste schnell nach Hollywood zu den Filmstars fliegen.

Damals befanden sich in den Vereinigten Staaten drei Propagandisten der Nazis und Faschisten: einer der Söhne Mussolinis, eine Prinzessin Hohenlohe und der bekanntere Graf Luckner, der im Weltkrieg eine Art Piratenschiff, den «Seeteufel», geführt hatte, mit dem er Schiffe auf den Weltmeeren versenkte.

Zuerst sollte ich den Sohn Mussolini bekämpfen. Er war nach Hollywood geflogen, um vor den Film-Schönen zu sprechen. Da musste ich mit dem Flugzeug hinterher, denn von New York am Atlantischen bis Los Angeles am Stillen Ozean dauerte es im Schnellzug vier Tage.

Am Morgen wurde ich am Hotel von einem Bus der Fluggesellschaft abgeholt und zum Flughafen gebracht, der weit ausserhalb der Stadt lag. Ich stieg in einen der grossen silbernen Vögel, die Main Liner hiessen, weil sie die Hauptlinie, die Main Line, quer über den Kontinent flogen.

Bald fingen die zwei mächtigen Propeller an zu surren, zuerst zur Probe. Dann rollte der grosse Vogel langsam los, schneller, wippte sich

noch ein paarmal leicht vom Boden ab, legte sich waagerecht und erhob sich in die Luft.

Die Stadt unten erschien immer flacher. Wir näherten uns den Wolken, wurden von ihnen umflossen und kamen oben in den Sonnenschein hinaus. Unter uns lagen die Wolken wie eine leichtgezupfte Watteschicht da. So brummten wir durch den Himmel.

Es war nichts mehr zu sehen, was mich von meiner Arbeit ablenken konnte, dem Schreiben der Rede für Hollywood. Ich wollte sie mit dem Gedanken beginnen: Ich war freiwillig in zwei Kriegen, das erstemal aus Tradition und Mangel an Überlegung, das zweitemal als Gegner der Kriege. Dort in Spanien, woher ich komme, wird der Krieg gegen die Kriegshetzer deshalb geführt, weil wir den Krieg auf Dauer abschaffen wollen.

Über Toledo am Eriesee gingen wir zum erstenmal herunter. Ich war noch nie geflogen und empfand einen ziehenden Schmerz in den Ohren. Seit über zwanzig Jahren hatte ich als Folge des Schiessens ständiges Ohrensausen. Das steigerte sich nun beim Niedergehen fast bis zur Unerträglichkeit und wurde bei jeder neuen Landung schlimmer, in Chicago, Omaha, Cheyenne und Salt Lake City. Dort verzweigt sich die Hauptlinie in den westlichen Ast nach San Francisco und den südwestlichen nach Los Angeles.

Von Salt Lake City flogen wir in die Abenddämmerung, über einen Gebirgszug weg, wo das Flugzeug schwankte wie ein Schiff bei Sturm, dann über unerkennbares Gelände ohne Licht oder ein Anzeichen von Leben bis Boulder Dam, wo nichts war als fester Wüstensand und an einem kümmerlichen Häuschen ein paar Kakteen in Blumentöpfen.

Nun stieg das Flugzeug wieder hoch. Ich stellte meine Uhr zum vierten Male an diesem Tage um eine Stunde zurück. Dadurch schien es noch vor Mitternacht zu sein. Nach New Yorker Zeit aber befanden wir uns lange in den Morgenstunden.

Noch nie an diesem langen Tage hatte ich einen so reissenden Ohrenschmerz gefühlt wie beim Niedergehen über der hellerleuchteten Riesenstadt Los Angeles. Beim Aussteigen schwankte ich wie ein Betrunkener. Es störte mich so, dass ich zunächst nicht bemerkte, welche weiche, warme Luft mich hier umfloss.

Ein schlanker Herr kam mir entgegen, Ogden Donald Stewart, Präsident der Liga der Amerikanischen Schriftsteller, und schüttelte mir herzlich die Hand. «Ich bringe Sie in Ihr Hotel.»

Als wir in seinen Wagen gestiegen waren, hielt mich meine Neugier nicht mehr: «Hat der Sohn von Mussolini schon gesprochen?» Da lachte er. Er lachte so bezwingend frei, dass es auch mich ansteckte, obwohl ich

es nicht verstand. Nach einer wedelnden Bewegung mit seiner Hand sagte er: «Nein, er hat nicht gesprochen. Wir hatten Flugblätter gedruckt mit einigen Phrasen aus dem – übrigens sehr schlechten – Buch dieses Mussolini. Da rühmt er sich in den brutalsten Ausdrücken seiner Bombardierung von Dörfern in Abessinien, und wie die Gliedmassen von Frauen und Kindern nur so herumflogen. Das hat gewirkt. Unsere Filmstars wurden hysterisch und haben geschrien: ‚Wenn dieser Lump sich erdreistet zu reden, verlassen wir sofort die Versammlung! – Ach, wenn doch unsere Filmprinzessinnen ihre hysterischen Anfälle immer so zur rechten Zeit bekämen. Nach meiner Erfahrung bekommen sie ihre Zustände sonst stets, wenn man sie nicht brauchen kann. – Übrigens scheint Sohn Mussolini ein Held geringeren Grades zu sein. Obwohl er es sonst versteht, Frauen umzubringen, fürchtet er sich doch vor den Filmhyänen in Hollywood. Er wagte es nicht mehr, sein Hotel zu verlassen und ist schreckensbleich abgeflogen, wie ein besiegter Lindwurm.»

Nachdem die Filmstars den Flieger Mussolini in die Flucht geschlagen hatten, war es für mich leicht. Denn sie kamen zu meinem Vortrag aus Protest gegen den Kindermörder. Um vor ihnen erscheinen zu können, hatte ich mir in New York einen Smoking kaufen müssen, mit Hemd, Schlips, Schuhen und Strümpfen. Denn die Filmstars können nur noch leben, wenn sie von besonders gekleideten Menschen umgeben sind, wie man ja auch gewisse Speisen mit Mayonnaise isst. Sie können Brutalitäten schlecht vertragen, aber auch nicht kultivierte Menschen, die ihnen nicht in der schwarzen Uniform der bürgerlichen Wohlanständigkeit serviert werden. Ich erschien in der richtigen Sosse und wurde daher gut aufgenommen.

Die Schriftstellerin Vicky Baum eröffnete die Versammlung. Nach ihr hielt Ernst Toller die Einführungsrede, und dann kam ich.

Für den nächsten Morgen hatte sich Upton Sinclair bei mir angemeldet. Auf die Minute pünktlich erschien er in meinem Hotel, in der Hand zwei seiner Bücher, die er mir schenkte.

«Das eine», sagte er, «handelt von Fliver King. So nennen die Arbeiter von Detroit den Autokönig Ford. Im anderen stelle ich den Spanischen Krieg dar. Darin kommen auch Sie vor.»

Wie mag er mich verzeichnet haben! dachte ich und fragte: «Sie betrachten die Sache der Spanischen Republik mit Sympathie?»

«Unbedingt. Aber ich stehe heute anders zur Kommunistischen Partei Deutschlands als noch vor einigen Jahren. Als die deutschen Kommunisten die Sozialdemokraten als Sozialfaschisten bezeichneten, hielt ich das

für falsch. Jetzt aber, wo sie ihren Fehler eingesehen haben, bin ich völlig mit ihnen einverstanden.»

«Darf ich diese Äusserung weitererzählen?»

«Ja, das dürfen Sie.»

Mich verwunderte diese politische Liebeserklärung, da mir manches an Upton Sinclair nicht so klar erschien.

Wenige Tage später flog ich mit meinem nur einmal getragenen Smoking im Koffer zurück nach New York, eine kurze Nacht lang. Sie war deshalb kurz, weil wir der Sonne entgegenflogen, so dass ich meine Uhr alle paar Stunden um eine Stunde vorstellen musste.

Mit starken Schmerzen in den Ohren kam ich in New York an. Wie würde mein Feldzug gegen die Prinzessin Hohenlohe und den Grafen Luckner aussehen?

Am folgenden Morgen traf ich bei der Liga der Amerikanischen Schriftsteller einen Journalisten, der die Verhältnisse näher kannte.

«Ach, die Prinzessin!» sagte er geringschätzig. «Früher in Wien hiess sie Putzi oder Mitzi und war vielleicht ein ganz wohlerzogenes junges Mädchen aus sogenannt gutem jüdischem Hause. Seitdem sie den Prinzen Hohenlohe geheiratet hat, verkehrt sie an Hitlers Hof. Wie durch ein Wunder ist sie über Nacht arisch geworden. Wie der alte gute Wiener Bürgermeister Lueger, sagt man ja auch über Hitler: ‚Wer a Jud is, dös bestimm ich!' Hier in den Vereinigten Staaten ist man vollends närrisch, wenn ein europäischer Aristokrat ankommt. Die Prinzessin wird in einer Weise gefeiert, die sie sich in ihrer Wiener Zeit nicht hätte träumen lassen. Aber sie erscheint nur in ganz exklusiven, äusserst reaktionären Kreisen, zu denen niemand von uns Zutritt hat. Dorthinein zu kommen, wird auch Ihnen, Herr Renn, nicht gelingen. Wir haben es mit den Massen zu tun. Niemand von uns wird es einfallen, die Kreise des Monopolkapitals für uns zu gewinnen.»

«Da bleibt also nur Luckner zu bekämpfen.»

«Auch der nicht. Ich bin als Beobachter zu einer seiner Versammlungen gegangen. Das Publikum bestand zum grossen Teil aus Studenten, und zwar nur denen wohlhabender Eltern, und anderen Leuten, die einen echten Grafen sehen wollten. Sie mögen hübsch erstaunt gewesen sein, als ein schlaksiger Kerl mit der Pfeife im Munde verlegen auf das Podium stieg. Er sah aus wie ein Schiffer, der nur in Hafenkneipen zu verkehren pflegt und plötzlich eine Vorlesung über Philosophie halten soll. Dieses Benehmen kommt daher, dass er ein ungebildeter Kerl ist. Als Kind ist er seinen Eltern ausgerissen und zur See gegangen. Dorther hat er seine

Umgangsformen und seine dürftigen Sprachkenntnisse. Dieser wunderbare Abgeordnete des Herrn Hitler stand also hinter dem Pult und stotterte in miserablem Englisch ganz unbedeutendes Zeug. Der Mensch hat keine Ahnung von Politik. Wie er gerade anfing, ein bisschen in Fahrt zu kommen, fand er ein Wort nicht und fragte auf Deutsch in das Publikum hinein: ‚Was heisst auf Englisch Heldentum?' – ‚Heroism', antwortete ihm jemand. Er verstand es nicht gleich und kam dadurch völlig aus dem Gleis. Im Laufe seines sogenannten Vortrags musste er sich noch oft einhelfen lassen. Auf die Dauer machte es den Studenten Spass, ihm einzuhelfen. Dadurch bekam die Versammlung ein bisschen Leben. – Nun ist die Frage, ob wir dort einen echten Baron wie Sie hinschicken sollen, der es auch versteht, sich wie ein Aristokrat zu benehmen. Ich bin der Meinung, dass es sich nicht lohnt, Sie einem solchen Dummkopf entgegenzustellen und ihm durch die Ankündigung zu helfen, seine Versammlung zu füllen. Leute, die sich von seinem ungewaschenen Gerede gewinnen lassen, müssen schon mit Vorurteilen hinkommen.»

Es wurde beschlossen, sich um Luckner nicht zu kümmern.

So leicht waren meine Siege über die Faschisten an allen Stellen. Nur an einem Abend trat mir jemand ernstlich entgegen. Da war ich von einem Geistlichen einer der liberalen Kirchen eingeführt worden und hatte viele Fragen beantwortet, unter anderem die: Können im republikanischen Spanien katholische Priester den sterbenden Soldaten die letzte Ölung geben?

Bis zu dieser Frage hatte ich darüber noch nicht nachgedacht und antwortete: «Weder in Spanien noch in der deutschen Armee des Weltkriegs, nie habe ich gehört, dass ein Soldat einen protestantischen Geistlichen oder einen katholischen Priester forderte. Hätte ich aber von einer solchen Forderung gehört, so würde ich mich bemüht haben, einen Priester herbeizuholen.»

Nach dieser Versammlung kam eine grosse Zahl meist jüngerer Männer auf das Podium, um ein Autogramm zu erhalten oder etwas Besonderes zu fragen. Mit ihnen erschien eine Frau in mittlerem Alter und fragte auf Spanisch: «Waren Sie wirklich in Spanien?»

Ich antwortete, ebenfalls auf Spanisch: «Ja, meine Dame, seit dem Herbst 1936.»

«Dann können Sie unmöglich so etwas behaupten!» Die anderen mischten sich ein und wollten wissen, was sie gesagt hatte. Ich übersetzte das, worauf sich eine Gruppe auf Englisch an sie wandte und fragte, was sie denn meine.

Da begann sie mit heftigem Temperament zu sprechen: «Franco ist der einzig rechtmässige Herr in Spanien!»

«Aber, liebe Frau», entgegnete einer, «gerade das hätten Sie nicht sagen sollen. Vom Rechtsstandpunkt aus ist Franco nichts als ein meineidiger Offizier und ein Rebell.»

Die Frau gab sich nicht geschlagen, aber sie überzeugte auch niemanden. Ausser fünf angetrunkenen Deutschen war sie der einzige Mensch, der mir in 80 Versammlungen als Faschist entgegentrat, in New York, Los Angeles, Washington, Philadelphia, Chicago, Milwaukee, Madison, Detroit, Cleveland, Canton, Mansfield, Pittsburg ebenso wie in den kanadischen Städten Toronto, Kitchener, Hamilton und Montreal.

Die Faschisten trauten sich nirgends heraus, weil sie meist primitive Leute sind, die über keine ernstzunehmenden Argumente verfügen.

Umso öfter traf ich auf Trotzkisten. Sie erschienen zu zweit oder zu dritt in der Versammlung, und ich erfuhr meist von anderen, dass sie die einzigen Trotzkisten in der Stadt wären und jede Vereinigung der Linken zu stören trachteten. Niemals waren sie Arbeiter, stets Intellektuelle von dem unangenehm rechthaberischen Ton, wie ihn Trotzki auch hatte. Sie konnten sprechen und hatten auch Argumente. Aber schon beim zweitenmal kannte ich sie. Sie begannen stets mit der Frage, ob mir bekannt wäre, dass unsere Regierung Andrés Nin ermordet hätte. Gerade damit konnten sie mich aber nicht verblüffen. Ich erzählte der Versammlung, was für ein Lump dieser Nin war, wie seine Partei, die POUM, einen Aufstand gegen unsere Regierung machte, wie sie den General Lukácz in eine faschistische Falle lockte. Gerade ich hatte ja mit den Untersuchungen in diesem Zusammenhang zu tun. Ein verkappter Nazi aus unserer Brigade hatte Nin aus dem Gewahrsam in Alcala de Henares zur Flucht verhülfen, womit bewiesen war, dass die Trotzkisten mit Hitler zusammenarbeiteten. Das genügte in den meisten Fällen, um die Trotzkisten zum Schweigen zu bringen. Wenn sie aber versuchten, weiterzusprechen, so pflegte das Publikum unruhig zu werden und wollte sie nicht anhören.

Auch sie machten mir keine ernstlichen Schwierigkeiten. Die kamen jedoch von der faschistenfreundlichen Presse in den Vereinigten Staaten, die überall fast ausschliesslich gelesen und von den Zeitungskönigen wie MacCormick diktatorisch geleitet wurde. Sie verbreiteten über Spanien fast nur Nachrichten, die den baldigen Sieg Francos wahrscheinlich machten. Dadurch erzeugten sie unter den Freunden unserer Republik einen schweren Pessimismus.

Gerade als ich in Hollywood war, im November 1937, wurde bekannt, dass die Faschisten Oviedo und Gijon genommen hatten, die wichtigsten

Städte Asturiens. Sie konnten dort nur siegen, weil England und Frankreich verhinderten, dass wir diese Gebiete mit Waffen versorgten, während sie erlaubten, dass die Nazis schwere Panzer, Flugzeuge und Artillerie aus Hamburg nach La Coruna brachten.

Mit den Siegern kamen die deutschen und italienischen Industriellen und erhielten Hunderte von Wirtschaftskonzessionen. Ihre Ingenieure und Spezialisten nisteten sich überall ein und liessen sich durch die Gestapo und die italienische Ovra schützen. Die Nordprovinzen waren kaum mehr ein spanisches Land zu nennen. Ein Teil der Bergarbeiter, die gekämpft hatten, zogen sich in die Berge zurück und setzten als Partisanen den Widerstand fort. In den Städten zog massloses Elend ein, selbst dort, wo sich die Gestapo nicht direkt rächte. Sie rächte sich, wie immer, ohne Hemmung vor allem an den Arbeitern und fragte nach keinem Recht. Sie erschoss auch 25 katholische Priester und sperrte Hunderte von ihnen in Konzentrationslager, wo sie jeder Art von Demütigung ausgesetzt waren. Der Papst in Rom bemühte sich nicht um sie. Er war ja stets mit den Bischöfen, den Grossgrundbesitzern und den Nazis im Bunde gewesen.

Franco hatte nun vier Armeekorps frei, über 100’000 Mann, mit sehr viel Artillerie und Flugzeugen. Das alles konnte er gegen unsere Front einsetzen, und er plante eine grosse Offensive an der Front von Guadalajara.

Aber unsere Truppen schlugen früher los, am 15. Dezember 1937. Die Bergstadt Teruel bildete das Ende eines faschistischen Keils, der tief in das Gebiet der Republik hineinragte. Jetzt im Winter waren die Höhen rings von Schnee bedeckt. Sie standen in abweisender Kälte da und schienen unübersteigbar, wenigstens für Massen von Truppen. Gerade diese Erhebungen überwanden aber Listers Division und andere grosse spanische Einheiten. Das Vorhaben gestaltete sich wegen des dichten Nebels und unablässiger Schneegestöber besonders schwierig. Aber genau das war es, was die Bewegungen unserer Truppen vor dem Gegner verbarg. Alle hielten sich diesmal genau an den Plan und kamen überall zur richtigen Zeit an. Als es hell geworden war und die Faschisten zum erstenmal etwas bemerkten, standen bereits grosse republikanische Einheiten in ihrem Rücken oder waren sogar schon im Angriff aus den für die Faschisten unwahrscheinlichsten Richtungen. So wurde die Stadt Teruel eingeschlossen und musste sich am 21. Dezember den republikanischen Truppen ergeben.

Schon vorher hatte Franco auf seinen Offensivplan verzichtet und seine Reserven nach Teruel geworfen. Nun setzte er seine gesamte deutsche und italienische Artillerie ein und trommelte mit ihr durch Wochen

hindurch auf die republikanischen Stellungen, die zum Teil auf den eisigen Bergkämmen lagen. Da unsere Truppen keine richtige Winterbekleidung besassen, gab es viel erfrorene Glieder.

Jetzt wurde den wenigen an der Wirklichkeit interessierten Generalen in den bürgerlichen Armeen klar, dass unsere Truppen nun zu kämpfen gelernt hatten.

Das breite Publikum in den Vereinigten Staaten erhielt die Nachrichten nicht, aus denen es die Wahrheit über uns erfahren konnte. So mussten die Gutwilligen niedergeschlagen sein. Ich versuchte ihnen in meinen Vorträgen zu beweisen, dass kein Grund zum Pessimismus vorlag.

Leider ist mir die Fähigkeit zur zündenden Reden nicht gegeben. Dazu kam, dass ich die Nachrichten aus Spanien vielfach nicht verstehen konnte, weil auch ich auf die verwirrende Berichterstattung der bürgerlichen Presse angewiesen war, die jeden Erfolg Francos in grossen Schlagzeilen meldete.

Erst am 21. Februar 1938 eroberte Franco die Stadt Teruel zurück. Man erfuhr jedoch nicht, dass er, verzweifelt über das Versagen seiner Truppen und die Unwirksamkeit seiner vielen Waffen gegenüber der Standfestigkeit unserer Truppen, von Hitler schliesslich noch einmal 50 neue Batterien erhalten hatte, dazu die neuesten Messerschmitt-Jagdflugzeuge und Heinkel-Bomber.

Trotz Sprechverbots in Havanna

4. Februar bis 8. März 1938

Vor meiner Abreise von Valencia hatte mir Alvarez del Vayo gesagt: «Versuchen Sie, nach Kuba einzudringen! Dort haben wir noch nie einen Redner gehabt. Der halb faschistische Diktator Batista hat ein Gesetz erlassen, wonach über Spanien nicht gesprochen werden darf. Dieses Gesetz richtet sich gegen unsere demokratische Republik, denn die Faschisten haben keinen einzigen guten Redner für solche Aufträge. Wenn wir dort auch nicht reden dürfen, so sollten wir doch versuchen, wenigstens in kleineren Kreisen zu sprechen.»

Die spanische Botschaft in Washington bemühte sich um ein Visum für mich und ebenso der kubanische Schriftsteller und Universitätsprofessor Juan Marinello, der mich vom Internationalen Schriftstellerkongress des vorigen Jahres her kannte.

Anfang Februar 1938 erhielt ich das Visum und die Fahrkarte für den Vergnügungsdampfer «Yucatan», der von New York über Havanna nach Vera Cruz fuhr.

Als ich mich bei meinen amerikanischen Freunden in New York verabschiedete, fragten sie mich lachend: «Haben Sie schon eine Lebensversicherung abgeschlossen?»

«Weshalb?»

«Das tut man, wenn man die Absicht hat, mit einem Dampfer der Ward-Line zu fahren. Diese Dampfer pflegten – wenigstens früher – nicht anzukommen.»

Ich besann mich, davon schon in Deutschland in den Zeitungen gelesen zu haben. Eins der Schiffe war auf See ausgebrannt, ein anderes in einem Sturm untergegangen. Auch mit einem dritten ging etwas schief. Die Schuld daran gab man der Reederei, weil sie um hoher Profite willen die Sicherheit ihrer Schiffe vernachlässigte.

Am 4. Februar fuhren wir nachmittags ab, zuerst zwischen den winterlich grauen, flachen Ufern der Meeresbucht von New York. Binnen vier Tagen sollten wir in den Tropen sein.

Das Schiff sah etwas anders aus, als ich mir einen Vergnügungsdampfer vorgestellt hatte. Es war nicht entfernt mit der gewaltigen ‚Ile de France' zu vergleichen. Auch diese Vergnügungsreisenden konnten mir nicht imponieren. Sie hatten weder Geist noch Eleganz und waren nur Kleinbürger.

Zum Abendessen ging ich in den Speisesaal und liess mir vom Obersteward einen Platz anweisen. Ich kam mit einem älteren Mann an einen Tisch, den ich auf Englisch begrüsste, der aber nicht antwortete.

Dann kam der Kellner und fragte nach unseren Wünschen. Es war ein ziemlich kleiner Mann mit lebhaften dunklen Augen. Ich blickte ihn nur einen Augenblick an und fragte auf Spanisch: «Sie sind Spanier?»

«Ja, mein Herr. Weshalb?»

«Ich habe die spanische Staatsangehörigkeit und bin Offizier in der Spanischen Republikanischen Armee. Sie erinnern mich an die tapferen Jungens dort an der Front.»

Er blickte mich voll an und öffnete vor Interesse den Mund: «Gehören Sie etwa zu den Internationalen Brigaden?»

«Ja, ich habe alle grossen Schlachten vor Madrid und bei Guadalajara mitgemacht.»

Da verbreitete sich ein Schein des Glücks über sein sachliches Gesicht, und er sagte leise: «Wir Spanier hier auf dem Schiff sind alle für die Republik. Wenn wir nur siegen!»

Nun musste er bedienen und fragte den Herrn an meiner Seite auf Englisch, was er essen wollte. Der blickte ihn verständnislos an. Darauf fragte der Kellner auf Spanisch. Auch das nützte nichts.

«Sie können wohl noch mehr Sprachen?» fragte er mich.

Ich versuchte es mit Französisch, Deutsch, Russisch. Aber auf nichts reagierte er. Darauf suchte ich meine paar Brocken Neugriechisch zusammen. Umsonst. Schliesslich sprach ich italienisch. Da bekam er einen vernünftigen Gesichtsausdruck. Das war seine Sprache. Ich aber hatte sie ziemlich vergessen. Immerhin stellte ich fest, dass dieser Mann seit dreissig Jahren in New York lebte, wo er nur mit Italienern verkehrte und kein Wort Englisch gelernt hatte. Unbegreiflich blieb mir auch, dass er nichts auf Spanisch verstand, obwohl das dem Italienischen sehr ähnlich ist. Dabei konnte dieser Mann nicht arm sein. Er verstand vielleicht etwas von Geschäften, denn er war gut angezogen und brauchte ja zu dieser Vergnügungsreise mehrere hundert Dollar.

Da er sich für nichts zu interessieren schien, gab ich es auf, mir Mühe zu geben und mit ihm zu sprechen. Ich hatte auch keine Lust, mich mit anderen bekannt zu machen, und füllte die Stunden zwischen den Mahlzeiten mit der Ausarbeitung meiner Reden in spanischer Sprache.

In der zweiten Nacht wachte ich von einem heftigen Schmerz im linken Handgelenk auf. Am Morgen hatte ich dann Mühe, mich anzuziehen, weil ich die linke Hand vor Schmerzen nicht gebrauchen konnte. In der folgenden Nacht sprang der Schmerz auf das rechte Handgelenk über und verschwand links. Nun konnte ich so gut wie nicht mehr schreiben und trieb mich gelangweilt an Deck herum. Das Wetter war ruhig, aber zu sehen war nichts als Meer und manchmal auf der rechten Seite etwas flaches Land.

Beim Abendessen lagen auf den Tischplätzen bunte Papiermützen. Die Amerikaner setzten sie sich auf und lachten dazu, was ihre Gesichter nicht klüger machte. Nach dem Essen erhob sich der Erste Offizier und hielt nach Art eines Conferenciers eine kleine Rede. Darauf kommandierte er ein amerikanisches Aufschreibe-Spiel, das ich nicht kannte.

Vor allem erlaubte es mir der Schmerz im Handgelenk nicht zu schreiben. So zog ich mich in meine Kabine zurück und versuchte zu lesen.

Nach etwa zwei Stunden begann es zu klopfen. Als das Klopfen immer stärker wurde, dachte ich: Hat sich vielleicht ein starker Wind erhoben? Aber dann müsste das Schiff schwanken. Oder feierten sie drüben im Mannschaftsraum ein Fest?

Da der Lärm noch weiter zunahm, zog ich mich leicht an – es war warm – und trat auf den Kabinengang hinaus. Ein Schwarzer kam gelaufen. Er gehörte sicher zur Schiffsbesatzung. Denn auf einem solchen amerikanischen Vergnügungsdampfer werden Schwarze als Passagiere nicht zugelassen. Er war ein langer Mensch in mittlerem Alter, der so in sich gekehrt war, dass er mich nicht zu bemerken schien.

«Was ist das für ein Lärm?» fragte ich ihn auf Englisch.

Erschrocken blickte er auf.

Mir tat es leid, ihn erschreckt zu haben, und ich nickte freundlich.

Da kam er dicht an mich heran und fragte leise auf Spanisch: «Darf ich Spanisch sprechen?»

Erstaunt antwortete ich: «Ja, bitte.»

Er bewegte seine eckigen Schultern sonderbar und blickte mich scheu an: «Wir wissen, dass Sie im Auftrag der spanischen Regierung hier sind. Daher rede ich offen. Bei Ihnen im republikanischen Spanien gibt es ja keine Verfolgung der Schwarzen. Ein Freund von mir kämpft drüben mit gegen Franco. – Sie fragen, was das für ein Lärm ist? Das sind die weissen Amerikaner, die Fahrgäste. Sie lärmen, weil sie betrunken sind. Unsereiner mag gar nicht an Deck gehen, so benehmen die sich!»

Wir hörten Schritte, und der Schwarze wollte schnell fort. Aber ich sagte ihm in unfreundlichem Ton laut auf Englisch: «Können Sie mir sagen, ob ein Arzt an Bord ist, und wo ich ihn treffe?»

Unterdessen war der Amerikaner nah herangekommen. Er schwankte leicht und stiess mich im Vorübergehen an. Darüber lachte er.

Der Schwarze beobachtete das mit dem starren Gesicht eines Dieners. Er hatte mich augenscheinlich verstanden und antwortete ebenso unpersönlich, wie ich gesprochen hatte, wo sich die Kabine des Arztes befand.

Als der Amerikaner um die Ecke verschwunden war, schob er seinen Kopf vor und sagte mit Wärme auf Spanisch: «Ich habe verstanden, wo Ihr Herz ist. Da ist auch meins. Wenn Sie in Spanien siegen, so werden wir auch in Amerika einen Schritt näher zur Freiheit sein!»

Als hätte er schon zuviel gesagt, lief er wie verfolgt davon.

Ich ging zurück in meine Kabine und legte mich wieder ins Bett. Der Lärm draussen störte mich nicht mehr, so benommen war ich von den Worten dieses Menschen. Mit dem Verstand wusste ich längst, was er gesagt hatte. Aber manchmal muss man das auch noch fühlen. Die Bewegung der Schwarzen gegen die Unwürde Amerikas ist das, wofür wir in Spanien kämpfen, und auch das, weshalb in Deutschland die Mutigsten ihr Leben in den Konzentrationslagern lassen.

Wieder nahm ich mein Buch vor, konnte aber nicht mehr lesen. Ich blickte die Wände der Kabine an. Meine Gedanken liefen immer wieder zu demselben Punkt: Ich gehöre jetzt dem Freiheitskampf Spaniens. Aber ich gehöre auch zu den Schwarzen, obwohl ich mit ihnen äusserlich nichts gemeinsam habe. Mein Leben hat mich so sonderbar geführt, dass ich sie liebe wie mein eigenes Volk, für sie bange und leide – und vielleicht einmal ihre Freiheit erleben werde.

Am Morgen des 8. Februar glitten wir langsam in den Hafen von Havanna. Das Schiff legte sich an den Kai. Die Behörden kamen an Bord und schrieben die Erlaubnisscheine zum Besuche der Stadt aus. Als ich drankam, blickte der Beamte nur flüchtig auf meinen spanischen Pass und sagte, ich sollte dort drüben warten. Also unerwünschter Ausländer!

Schliesslich waren alle Amerikaner von Bord gegangen, und noch immer stand ich da. Endlich kam ein Hauptmann mit noch einem Offizier und holte mich mit meinem wenigen Gepäck an Land. Wir gingen ein Stück am Kai entlang und blieben gerade dort stehen, wo nahe dem Ufer ein grosses weisses Schiff lag. Von ihm wehte eine schwarz-weiss-rote und eine Hakenkreuz-Fahne.

Was sollte ich hier?

«Wir müssen warten», sagte der Hauptmann knapp, «bis ein Motorboot kommt.»

Eine halbe Stunde verging und mehr.

Plötzlich trat der Hauptmann zu mir und fragte: «Sie sind von der Spanischen Republik?»

«Ja.»

«Gehören Sie zum Heer?»

«Ja.» Was wollte er mit seinen Fragen?

«Das heisst», fuhr er fort, «Sie gehören zur Spanischen Republikanischen Armee? Da sind Sie wohl Offizier?»

«Ja.»

«Bravo!» Er reichte mir lebhaft die Hand. Auch der andere Offizier blickte mich freundlich an.

Überrascht dachte ich: Das sind aber keine besonders gesinnungstreuen Beamten der faschistischen Diktatur!

Endlich kam das Motorboot. Wir fuhren an dem Nazidampfer vorbei zu einem Gebäude und traten in einen weiträumigen Saal, in dem viele Leute an Schreibmaschinen sassen.

Ich wurde zu einem Mann gebracht, der ein uninteressantes Protokoll über mich aufnahm. Plötzlich hob er den Kopf und fragte: «Wen können

Sie angeben, den man hier in Havanna über Sie befragen kann?»

Ekelhafte Frage! Soll ich Nicolas Guillén angeben, den grossen kubanischen Dichter? Aber er ist ein Schwarzer. Sonst kenne ich Juan Marinello, und der ist der bekannteste Antifaschist Kubas. Es ist schon ganz gleichgültig, wen ich nenne. Meine Freunde sind der Diktatur alle verhasst.

Ich sagte also: «Doktor Juan Marineljo kann über mich Auskunft geben.»

«Sie kennen ihn?» fragte der Beamte überrascht.

«Ja», erwiderte ich und fühlte mich nicht ganz wohl.

Der Beamte sprang auf und rannte zu einem älteren Herrn. Der blickte sofort auf und schob seine Lesebrille herunter, um mich besser betrachten zu können.

Jetzt habe ich aber eine Dummheit gemacht! Wenn auch niemand da ist, einen zu beraten! Der Herr kam mit besorgtem Gesichtsausdruck auf mich zu und fragte. «Sie kennen Doktor Juan Marinello?»

«Ja, von einem Schriftstellerkongress.»

Der Herr hob den Kopf noch höher und sagte mit Nachdruck: «Das ist ein grosser Mann!» Darauf schüttelte er mir herzlich die Hand.

Nun ging alles sehr rasch. Meine scheinbare Dummheit erwies sich als sehr nützlich. Ich unterschrieb das Protokoll etwas krakelig mit der linken Hand und war entlassen.

Kaum trat ich aus dem Einwanderungsgebäude, als jemand angestürzt kam und rief: «Luwirenn?» Schon packte er meine beiden Köfferchen und trug sie in sein Auto. «Ich soll Sie in Ihr Hotel bringen. Dann müssen wir gleich weiter zu den Redaktionen!»

Was war das wieder? Der Mann sauste durch die Strassen. Auch im Hotel ging alles im Laufschritt. Schon fuhren wir weiter zu den Redaktionen. Dort war ich angesagt. Eine Tasse starker Kaffee stand da. Man umringte mich und lachte mich von allen Seiten an.

In dieser freundlichen Weise wurde ich überall aufgenommen. Man versprach, meine Ankunft in Havanna mit allem Nachdruck zu melden. Nur zu einer einzigen Zeitung gingen wir nicht, dem «Diario de la Marina». Das war die alte Sklavenhalter-Zeitung, von jeher das reaktionärste Blatt und jetzt natürlich in den Händen der Amerikaner.

Mir erschien es unmöglich, dass in einer halbfaschistischen Diktatur alle anderen Zeitungen die Ankunft eines roten Hundes mit Freundschaft melden würden. Von der angeblichen Unzuverlässigkeit der Kubaner hatte man mir allerhand erzählt. Ich täuschte mich. Alle Zeitungen, die wir besucht hatten, hielten Wort.

Am folgenden Tage kam Juan Marinello zu mir ins Hotel, und wir assen zusammen.

«Nun müssen wir sehen», sagte er, «wo du zuerst sprichst. Da es dir verboten ist, über Spanien zu sprechen, schlage ich als Titel deines Vortrags vor: Einige Probleme des heutigen Romans. Du beginnst dann damit, dass du forderst, der Schriftsteller sollte nicht losgelöst vom Volke schaffen, sondern sich aktiv in das Weltgeschehen einfügen. Die Weltgeschichte aber wird heute in Spanien gemacht.» Er lächelte: «Nach diesen Worten sprichst du dann über den Krieg in Spanien.»

Nun kamen schöne Tage für mich. Am Vormittag pflegte ich zu der breiten Strasse El Prado zu gehen, die vom Zentralpark nach dem Hafen hinunterführt. In ihrer Mitte standen Marmorbänke unter Lorbeerbäumen. Bei dem warmen Frühlingswetter suchte ich mir eine Bank, legte meine Papiere neben mich auf den weissen Marmor und schrieb nun an dem neuen Anfang meiner Rede in spanischer Sprache. Mein rechtes Handgelenk war noch völlig unbrauchbar. So musste ich etwas mühsam mit der linken Hand kritzeln, was ich freilich schon durch zwei Verwundungen auf der rechten Seite ein wenig gelernt hatte.

Ein Schuhputzerjunge kam und fragte auf Englisch, ob er mir die Schuhe putzen könnte. Ich antwortete auf Spanisch: «Nein.» Darauf zog dieser spanisch aussehende Junge ein solch hasserfülltes Gesicht, dass ich erschrak. Galt der Hass dem vermeintlichen Amerikaner?

Kurze Zeit später kam ein anderer Schuhputzer. Das war ein hochgewachsener schwarzhäutiger Junge. Auch ihm sagte ich: «Nein.» Denn meine Schuhe waren ganz sauber.

Er zog seinen Mund breit und begann in der nettesten Weise zu lächeln. Dann stellte er sein Putzzeug auf den Boden und setzte sich neben mich auf die Bank. Während der ganzen Zeit blickte er mir freundlich ins Gesicht. «Wer sind Sie?» fragte er.

Ich war so beeindruckt von dem Unterschied zwischen dem weissen und diesem liebenswürdigen schwarzen Jungen, dass ich ihm alle Fragen beantwortete. Er lächelte, nickte freundlich und ging.

Kaum hatte ich wieder begonnen zu schreiben, als ein Erwachsener angestürmt kam und sich mit einem Ruck an meine Seite setzte: «Wir kennen uns ja von Ihrem Besuch bei unserer Redaktion. Eben will ich einen Artikel über Sie schreiben, und da ist mir eins eingefallen. Wissen Sie, was für uns Kubaner das Besondere an Ihrem Besuch ist? Wenn bisher eine europäische Persönlichkeit zu uns kam-, so war es meistens ein Spanier, was für uns nichts Neues ist. Oder es kamen ein Franzose oder ein Engländer, und sie sprachen in ihrer Sprache.

Wir wurden nie das Gefühl los, der Fremde blickte auf uns herab, er käme mit dem Gefühl der Überlegenheit seiner europäischen Kultur zu einem tropischen Urwaldvolk. Und sehen Sie, das ist es, was wir bei Ihnen nicht empfinden. Sie sprechen in unserer Sprache und kommen zu uns als Freund, der unter dem gleichen leidet wie wir. Das gefällt uns!»

Er blickte mich erregt durch seine graue Sonnenbrille an. Sein Gesicht war zu angespannt, um freundlich zu erscheinen. Aber es war ganz von einem Gedanken erfüllt: Freiheit!

Der Abend meines Vortrags kam heran. Juan Marinello, der Professor für spanische Literatur und grosser Stilist, hatte meine Manuskripte selbst auf guten Stil hin durchgearbeitet. Ein Auto holte mich ab und brachte mich vor das stattliche Gebäude der Universität mit ihrer grossartig erleuchteten Freitreppe.

Die Aula war ein hoher, hellfarbiger und festlicher Saal, gefüllt bis auf den letzten Platz. Ich sollte zu meiner Sicherheit keine öffentliche Rede halten, sondern eine Gastvorlesung, bei der mich der Rektor der Universität selbst einführte. Das tat er mit liebenswürdigen Worten. Dann trat ich vor und sprach vor einem lautlos horchenden Publikum.

Nach dem Ende und dem üblichen Beifall schloss sich ein Kreis von Professoren um mich, lebhafte, freundliche Leute, unter denen sich kein einziger Schwarzer befand, während auf der Strasse jeder dritte Mensch von schwarzer Hautfarbe war.

Ich wandte mich an einen der Professoren: «In allen Städten, die ich besuche, pflege ich zu den Künstlern zu gehen. In New York und Chicago fand ich Gruppen von zum Teil recht beachtlichen schwarzen Malern.»

«Auch hier auf Kuba», antwortete der Professor, «werden Sie sich an die Schwarzen halten müssen. Sie sind es in unserem Lande, die allein die Kultur machen.»

Andere nickten dazu. Ich war erstaunt, ein so freundliches Urteil von einem ganz weissen, spanisch aussehenden Mann zu hören. Als ich mich umblickte, wen ich etwa noch ansprechen sollte, bemerkte ich, dass dicht hinter den Professoren zwei Polizisten standen, einer rechts, einer links von mir, und sehr aufmerksam zuhörten.

Ich hatte ja gegen das Gesetz verstossen und sollte wohl verhaftet werden.

Zufällig entstand vor mir eine Lücke. Der eine Polizist trat sofort heran und stand dicht vor mir. Was kommt nun?

Er hob sehr stramm den Arm und grüsste mit einem solchen Ausdruck der Achtung, dass ich ihn fragte: «Wie gefiel es Ihnen?»

«Sehr gut!» erwiderte er etwas verwirrt und wurde rot. Was ist das doch für eine sonderbare Diktatur, dachte ich.

An einem der nächsten Tage kam Juan Marinello in den Speisesaal meines Hotels, einen Pack Zeitungen unter dem Arm.

«Das ist gut gegangen!» rief er. «Alle Blätter in Havanna haben genau über deine Rede berichtet, und alle zustimmend, – mit Ausnahme des ‚Diario de la Marina'. Dieses faschistische Blatt greift aber nicht dich an, sondern den Rektor, weil er einen Abgesandten der Spanischen Republik offiziell sprechen liess. Da das so geklappt hat, werden wir nunmehr den grössten Saal Havannas, das ‚Theater Auditorium', mieten, und dort wirst du ganz öffentlich sprechen. Es fasst dreitausend Personen und wird voll!»

Von nun an sprach ich öffentlich im Grossen wie in kleineren Kreisen, ohne vom Diktator belästigt zu werden. Überall strahlte mir die Sympathie für das republikanische Spanien warm entgegen. Man merkte, dass fast niemand vom ganzen kubanischen Volk hinter der Diktatur stand.

Einmal spielte sie uns doch einen Streich. An einem Abend fuhr ich mit Juan Marinello und einem Arzt hinaus nach Santiago de la Vega.

Es dämmerte schon, und wir wunderten uns über einen breiten Lichtschein unter dem Himmel. An einer Strassenbiegung bemerkten wir, dass der Lichtschein von einem Gebäude kam, das mit langen Ketten elektrischer Lämpchen illuminiert war. Dort wurden wir von einem aufgeregten Mann aufgehalten, der mit unglaublicher Geschwindigkeit im kubanischen Dialekt sprach, so dass ich nicht viel verstand. Es stellte sich heraus, dass Batista unsere Veranstaltung zwar verboten hatte, aber nicht, weil sie von Spanien handelte, sondern weil er am gleichen Ort den amerikanischen Filmschauspieler Tom Mix feiern wollte, der in seiner auf mich albern wirkenden Wildwestverkleidung nach Kuba gekommen war. Dem diente auch die Illuminierung.

An den freien Vormittagen besichtigte ich, was sich mir bot. So besuchte ich eine Kunstausstellung im Circulo de Bellas Artes. Fast alle Bilder waren herkömmlich gemalt und europäische Nachahmungen von vor 1900. Nur ein einziges Bild zeigte etwas Kubanisches und war auch gut. Es war das Porträt einer Frau von dem schönen Typ der Mischung zwischen Schwarzer und Spanierin. Die Frau war nicht in nordamerikanischer Weise dargestellt mit einem sinnlosen Lächeln, bei dem sie ihre

Zähne zu zeigen hat. Diese Frau hier blickte nachdenklich aus einem Halbdunkel heraus, in der man die Nähe heissen Sonnenscheins empfand.

Ein schwarzhäutiger Mann stellte sich neben mich und betrachtete ebenfalls das Bild. Ich fragte ihn auf Spanisch: «Haben hier viele Schwarze ausgestellt?»

Er trat einen Schritt zurück und musterte mich: «Ausser diesem Porträt sehen Sie hier nur von Weissen gemalte Bilder.» Er zögerte und sagte dann lächelnd: «Wir Negermaler sind progressiv.»

«Und diese Ausstellung finden Sie nicht progressiv? – Ich auch nicht. Wo kann man die Kunst der Schwarzen sehen?»

«In diesem Augenblick wird das kaum möglich sein. – Aber wir haben hier in Havanna einen sehr guten Bildhauer.»

«Ja, Teodor Ramos Blanco.»

«Sie wissen von ihm? Nordamerikaner pflegen ihn nicht zu kennen.»

«Ich bin kein Nordamerikaner.»

«Ach so! Wenn wir doch von der Welt etwas mehr beachtet würden!»

In diesen Tagen begann der Karneval. Ich ging zur Auffahrt der Wagen, sah aber wie in Deutschland fast nur Geschäftsreklame. In einem Räderschiff irgendeiner Firma sassen geschickt hergerichtete junge Mädchen und lächelten auf herkömmliche Weise. Sie waren einander möglichst gleichgemacht, was sie recht fad erscheinen liess. Dann kam auch ein gewaltiger Wagen der Partei des Diktators, dem niemand zujubelte, weil ja hinter ihm niemand stand ausser den verhassten Vereinigten Staaten oder eine private Geldmacht.

Wenige Tage später, ich stand im Fahrstuhl meines Hotels, trat der Bediener, ein Schwarzer, herein und sagte: «Heute ist Ihr Nachbar einmal ausgegangen.»

«Von was für einem Nachbar sprechen Sie?»

«Wissen Sie nicht, dass im Zimmer neben Ihnen der Prinz von Asturien wohnt?»

«Der älteste Sohn des spanischen Königs, sozusagen: der Erbe Spaniens?»

«Er wird wohl sein Erbe kaum antreten – besonders wenn in Spanien die Republik siegt, was wir alle hoffen.»

«Weshalb geht denn der Prinz von Asturien sonst nicht aus?»

«Ein armer Kerl ist das, immer krank! Er hat die Bluterkrankheit. Wir haben ihn alle gern, denn er ist nett. – Übrigens tanzen heute Abend die Neger auf der Strasse die Konga.»

«Ist das interessant?»

«Nein», antwortete er gleichgültig.

Als ich zu Abend gegessen hatte, wollte ich noch nicht schlafen gehen. Es war angenehm warm. So schlenderte ich hinaus und kam zum Zentralpark. Da war es auffallend still. Links in einer Strasse sah ich viele Menschen regungslos auf den Gehsteigen stehen. Das war umso merkwürdiger, als die breite, dunkle Fahrbahn völlig leer war. Trotz der elektrischen Beleuchtung konnte ich auf der ganzen Strassenlänge nichts sehen. Daher wartete ich wie die anderen.

Nach einiger Zelt erschienen rötliche Lichter, die sich in einer sonderbaren Weise hin und her bewegten. Ruckweise verschoben sie sich nach links oder rechts. Sehr langsam näherten sie sich. Ich ging ihnen entgegen. Man hörte eine Musik von Handtrommeln, Okarinas und Kürbisbällen. Das sind eine Art kubanische Rasseln. Auf einen Stock ist ein kleiner, trockener Kürbis gesteckt, in dem bei schlagartigen Bewegungen die Kerne leise rasseln.

Nun sah ich, dass sich auf der Fahrbahn ein langer Zug auf uns zu bewegte, aber nicht geradeaus, sondern ruckweise zwei Schritte nach links, zwei nach rechts.

Vorn schritten Schwarze mit Bannern, Kirchenfahnen nicht unähnlich. Auch die wurden nicht geradeaus getragen, sondern sie bewegten sich schwankend im Schritt der Konga nach links und rechts. Ihnen folgten kleine Jungen mit einem Stock in der Hand, an dessen Ende brannte ein einfaches Licht, durch eine Glasglocke vorm Verlöschen geschützt. Rasch bewegten sich die Kleinen im scharfen Takt nach links-links, rechts-rechts, links-links. Hinter ihnen kamen grosse, starke Männer mit schweren Stangen, auf denen ganze Familien von Windlichtern brannten. Schwer bewegten sich diese Männer mit ihrer Last im Takt. Dann folgten junge Männer, bekleidet mit kurzen, engen Jacken und langen, dunklen Hosen, oben eng und unten breit aufgeschlitzt. Aus den Schlitzen hing gelbes Futter. Alle bewegten sich in straffer Disziplin.

Am Schluss des Zuges ging die Musik, die sich ebenso wie alle anderen links-links, rechts-rechts bewegte. Dann war die Fahrbahn wie ausgestorben, und erst in der Ferne näherten sich weitere Lichter. Wieder kamen am Anfang Kirchenfahnen und dann Windlichter. Dahinter folgten Männer mit weitausladenden Bewegungen der Arme im Takt der Schritte links-links, rechts-rechts. Das konnte das Abhauen des Zuckerrohrs bei der Ernte bedeuten. Durch diese Rohrschneider hindurch liefen Leute mit weissen Masken und Bärten. Sie liessen ihre Peitschen über die Rücken knallen.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, dass mich jemand von links beobachtete. Ich blickte hin. Da fixierte mich wirklich ein sehr dunkelhäutiger Mann. Richtig zu sehen war nur das Weiss seiner Augäpfel. Nun erkannte ich ihn. Neulich hatte er mir allerhand Sehenswürdigkeiten gezeigt, und dabei stellte sich heraus, dass er nicht nur sehr gutmütig war, sondern in manchen Dingen auch eine recht entschiedene Meinung hatte. So bekannte er sich als Atheist, was mich in einem katholischen Land verwunderte. Nun stand er da und schien nicht herankommen zu wollen, um nicht zudringlich zu erscheinen. Aber ihn brauchte ich gerade und winkte ihm deshalb, herüberzukommen. Da näherte er sich mit freundlichem Lächeln, wobei er seine breite Zahnlücke zeigte. Wie bei vielen Kubanern fehlten ihm die beiden oberen Schneidezähne. Ein Gelehrter hatte mir gesagt, das Ausschlagen dieser beiden Zähne wäre vermutlich eine alte afrikanische Sitte, deren Sinn er noch nicht hätte feststellen können.

«Mann, Cecilio!» sagte ich. «Weshalb haben Sie mir nicht gesagt, dass in diesen Tagen die Konga getanzt wird!»

«Interessiert Sie denn das?» fragte er erstaunt.

«Aber das ist ja ein getanzter Protest gegen die Sklaverei!»

«Das war es wohl einmal. Wir tanzen sie aber nur noch zum Spass. Es gibt Gesellschaften, die Anzüge dafür verleihen. Ich habe auch so einen zu Hause.»

Ein neuer Zug näherte sich. Diesmal folgten den Windlichtern drei Reihen, in der Mitte Frauen, eine hinter der anderen, an den beiden Seiten Männer. Die Frauen bewegten sich in der den Männern entgegengesetzten Richtung. So kamen die Frauen mit zwei Ruckbewegungen auf die rechten Männer rasch zu, blickten einander einen Augenblick lang an. Dann wandten sie jäh die Köpfe und strebten auseinander, während sie sich nun rasch den linken Männern näherten, sie anblickten und sich abwandten. Welche Leidenschaft! dachte ich. Und sie ist vollkommen gebändigt.

Cecilio erzählte mir, dass die Konga aus der Sklavenzeit stammte. «Damals durften die Neger einmal im Jahre tanzen: am Tag der Heiligen Drei Könige, weil einer von ihnen ein Neger gewesen sein soll. Heute ist das etwas anders. Da wird die Konga zur Zeit des Karnevals an vier aufeinander folgenden Sonnabenden getanzt.»

Der Zug, der nun kam, bewegte sich sehr gemässigt. In zwei Reihen nebeneinander kamen Paare, die einander eingehängt hatten. Die Männer trugen Frack und ein Stöckchen unter dem Arm, die Frauen weitausladende Reifröcke aus meergrüner Seide mit einem weiten, hohen, um den Hals stehenden Kragen, wie sie von den Damen am Hofe Philipps des

Zweiten von Spanien getragen wurden. Die Frauen bewegten sich mit ganz kleinen Schritten, als ob sie zu fein wären, um grosse Schritte zu machen.

«Das kommt mir vor wie eine Verhöhnung des altspanischen Adels!» sagte ich zu Cecilio.

«Ja, wir nennen diese Gruppe: die Marquis.»

Ich wurde in den Rücken gestossen. Ein baumlanger Mensch unter den Zuschauern tanzte die Konga mit. Sein Gesicht war ernst und seiner Tätigkeit ganz hingegeben. Er merkte wohl nicht, dass er Leute anstiess, und dachte sich nichts Böses dabei.

Nun brach die Musik ab.

«Sie machen eine Pause», sagte Cecilio. «Was denken Sie, wie das anstrengt, besonders bei den Gruppen mit den starken Bewegungen!»

Wir gingen ein Stück zwischen den Zuschauern entlang. Vor einem Hotel sassen einige Amerikaner mit ihren Frauen. Einer blickte mich mit einem solchen Ausdruck der Langeweile an, dass ich zu Cecilio sagte: «Haben Sie ihn gesehen? So etwas von Verblödung! Er scheint nicht zu begreifen, dass diese Konga etwas bedeutet, und dass sich ihr Sinn heute gegen Nordamerika richtet!»

«Die Amerikaner haben uns nie verstanden», antwortete er. «Die Spanier waschen sich zwar nicht, aber sie verstehen uns ganz gut.»

«Früher», entgegnete ich, «als sie hier noch herrschten, haben sie euch auch nicht verstehen wollen. Da betrachteten sie euch als Menschen ohne Seele.»

«Mag sein. – Aber unsere Lage ist auch heute noch nicht sehr weit von der Sklaverei entfernt.»

Wieder näherte sich ein Zug. Hinter den Windlichtern kamen diesmal nur Frauen. Sie bewegten ihre Arme ein wenig so wie vorhin die Schnitter des Zuckerrohrs. Sie stellten wohl Spinnerinnen dar.

Nach diesem Zug der Frauen kam ein nächster nur mit Männern. Zwischen ihnen liefen andere Männer mit weissen Masken und Bärten herum und trieben sie an. Unter denen, die Sklaven darstellten, war auch ein ganz Weisser in mittleren Jahren. Er konnte ein Engländer sein – natürlich kein reicher. Sein Gesicht und seine Gestalt sahen nach körperlicher Arbeit aus. Vielleicht war es ein Seemann. Obwohl er die Konga genau wie die Neger scharf im Takte tanzte, sah es doch anders aus. Da war ein so fanatischer Schwung, dass ich mich fragte, ob er wohl ein Wahnsinniger war.

«Was denken Sie von dem?» fragte ich den Cecilio.

«Das kommt öfter vor», antwortete er. «Die Weissen, die mitmachen, tun das nicht zu ihrem Vergnügen.»

«Sie meinen, das ist ein Protest gegen irgendein Unrecht, das man ihm angetan hat?»

«Der wird wohl gegen das kapitalistische System tanzen.»

«Tut er das bewusst?»

«Vielleicht nicht. Das ist ein Mensch von starken Gefühlen.»

«Cecilio», sagte ich, «du sprichst wie ein Kommunist!»

«Ich weiss davon nicht viel, aber freilich wohne ich bei Kommunisten, netten Leuten, mit denen ich mich oft unterhalte. Was hat denn unsereiner auch sonst?» Diese Worte sprach er mit einer solchen Trauer, dass es mich stark bewegte.

Aber schon war er wieder vergnügt, als er das Ende des Zuges der arbeitenden Neger sah. Da zogen ein paar altspanische Soldaten kurze Kanonen hinter sich her, deren Rohre wohl aus Pappe waren. Die Geschütze mussten sich mit dem Konga-Schritt nach links-links, rechts-rechts bewegen, was beinah so aussah, als ob die Soldaten mit dem Kanonenrohr wedelten wie Hunde mit ihren Schwänzen.

Nach Schluss der Konga ging ich nach Hause. Als ich in mein Zimmer trat, war ich erregt. Die Darstellung der Sklaverei war selbst als Volksfest etwas so Gewaltiges, dass sie mich aufgewühlt hatte. Während ich mich auszog, versuchte ich vor dem Spiegel den Konga-Schritt. Er gelang mir sofort. Als ich aber die Armbewegungen der Schnitter des Zuckerrohrs dazu machte, wurde unwillkürlich die fanatische Art daraus, die ich an dem weissen Mann mitten unter den Negern beobachtet hatte.

An einem der nächsten Tage holte mich ein Arzt, ein lebhafter Mann ganz spanischen Typs, in seinem Auto ab, um mir eine Zuckerfabrik zu zeigen. Er überraschte mich dadurch, dass er zu meinen Eindrücken von der Konga sagte: «Wir Kubaner haben alle Negerblut, sicher auch ich. Sonst hätte ich keinen so fröhlichen Charakter. – Übrigens ist hier ein Stand mit Tamal. Wissen Sie, was das ist? Schweinefleisch und Maisschrot werden in Blättern gedünstet. Das müssen Sie kennenlernen! Ich werde zwar immer dicker, aber Tamal muss ich doch essen!»

Während uns eine alte Frau je einen Tamal aus ihrer Kochkiste langte, fasste mich der Doktor an den Arm: «Dort kommt ein guter Freund von mir, er könnte mein Vater sein. Er sammelt die Neger-Ausdrücke im kubanischen Volksdialekt und hat darüber ein Buch geschrieben.»

Der alte Herr trat auf uns zu und erhielt zunächst einen Tamal, den er lächelnd und mit Appetit verzehrte.

Ich fragte ihn nach seinen Studien. Er war nicht von der fröhlichen Leb-

haftigkeit des Arztes, sondern setzte bedächtig Wort auf Wort. «Wir haben auf Kuba sozusagen eine Renaissance der Schwarzen und ihrer Kultur. Es hat sich herausgestellt, dass alles Spanisch-Katholische nur Lack gewesen ist. Wenn die Schwarzen irgendeinen Heiligen verehrten, so war das in Wirklichkeit einer ihrer alten Götter aus Afrika, zum Beispiel Legba, der viele Züge des römischen Janus trägt. Es ist erstaunlich, wie fest das alte afrikanische Kulturgut sitzt! Die katholische Kirche ist hier im Rückgang, zum Teil natürlich durch den in einer modernen Welt unvermeidlichen Atheismus, zum Teil aber dadurch, dass scheinbare Katholiken zum Woduismus zurückkehren, der alten Götterlehre der westafrikanischen Reiche. Frankreich hat das Königtum von Dahome zwar zerstört, der Einfluss des afrikanischen Priestertums aber wirkt weiter, ohne dass die Kolonialherren, die immer nur ans Geldverdienen denken, etwas davon bemerkten. Und wenn sie es ahnten, was würden diese Menschenverächter mit einer Tatsache anfangen können, die sich einem erst erschliesst, wenn man das Volk liebt? Ich alter Mann gehe jetzt bei den Schwarzen, den Enkeln der verachteten Sklaven, in die Schule. Das ist keine Demütigung, denn ich bin glücklich dabei. Da habe ich festgestellt, dass von hier, von Kuba aus, ehemalige Sklaven nach Afrika hinüberreisen und dort studieren. Sie studieren aber nicht die Wissenschaften des weissen Mannes. Unsere Schwarzen von den Inseln Zentral-Amerikas studieren dort den Wodu-Kult. Sie gehen drüben sozusagen auf Priester-Seminare. Dann kehren sie als eine Art Missionare zurück und bekehren die Christen-Neger wieder zum Heidentum. Das ist ja nicht so schwer, denn unsere Schwarzen erhalten zusammen mit dem Christentum Segnungen wie die Sklaverei, die Knute und die Verachtung ihrer Rasse. Haben Sie von diesen Wodu-Missionaren schon einmal gehört?»

«Nein, ich wusste nicht, dass es ein zentralafrikanisches Göttersystem gibt. Was weiss man darüber? Oder sind das Geheimlehren?»

Er wiegte den Kopf: «Wir beginnen erst, uns ernstlich mit diesen bisher vernachlässigten Kulturerscheinungen zu befassen.»

«Unser Freund», sagte der Arzt lachend, «wird wohl eines Tages, wenn man ihn nach seiner Religion befragt, antworten: Woduist. Ich würde mich nicht wundern, wenn er schon die ersten Weihen hinter sich hätte.»

Der alte Herr lächelte: «Leider nicht. Was gäbe ich darum, in die Geheimnisse eingeführt zu werden, allerdings ohne die schweren Bedingungen, die daran geknüpft sind und für die ich wohl nicht mehr rüstig genug bin.»

Nach der Besichtigung der Zuckerfabrik ausserhalb Havannas fuhren wir in das «Theater Auditorium» zu einem Konzert des kubanischen Komponisten Lecuona.

Als der Vorhang hochging, sass auf der Bühne ein riesiges Orchester, nur schwarze Frauen. Lecuona selbst kam im Frack herein, ein eleganter, ganz europäisch weisser Mann. Der Arzt flüsterte mir zu: «Lecuona ist der Schöpfer der sogenannten afro-kubanischen Orchestermusik. Sie werden sofort hören, wie er Handtrommeln und andere Neger-Instrumente verwendet.»

Das Orchester-Stück war für mein Empfinden zu sehr europäisiert.

Dann hob sich der Vorhang wieder. Auf der Bühne standen acht grosse Konzertflügel, links vier hintereinander, rechts ebenfalls. Lecuona kam von links herein, setzte sich an den ersten Flügel und begann, etwas von Chopin zu spielen. Darauf kam von rechts ein sehr schwarzer Pianist, setzte sich Lecuona gegenüber und fiel in das Spiel ein. «Das ist Lecuonas Freund», flüsterte der Arzt. «Er ist unter dem Spitznamen Nieve Blanca, Schneewittchen, stadtbekannt, wohl weil er so gar nicht weiss ist.»

Abwechselnd von links und rechts kam ein Schwarzer nach dem anderen, bis alle acht Flügel Chopin spielten. Ich weiss nicht, ob das besser klang, als wenn Lecuona allein gespielt hätte. Aber wer begreift solche Vergnügungen eines bürgerlichen Publikums!

Nun betrat eine schwarze Sängerin die Bühne.

Ihr Gesang hatte einen hinreissenden Rhythmus. Mit ihren Bewegungen war sie äusserst sparsam. Sie verwendete keines von den hergebrachten Mitteln, das Heben der Arme, um innere Bewegung zu zeigen, oder das Spreizen der leicht gekrümmten Finger, um anmutig zu erscheinen. Weil sie aber so diszipliniert dastand, sah man die ganz kleinen unwillkürlichen Bewegungen ihres Kleides und ihrer Finger, und darin lag wirkliche Leidenschaft.

Nach der Pause sahen wir auf der Bühne eine tropische Landschaft. Ein Mädchen mit einem Fruchtkorb auf dem Kopfe trat herein.

«Das Mädchen bringt dem Wodu-Gott ein Fruchtopfer», flüsterte der Arzt. «Der Gott nimmt es an und fährt in sie hinein. Dadurch gerät sie in Verzückung und tanzt, bis sie tot hinstürzt.»

Nach ihr tanzte eine Gruppe die Konga. Die Schritte waren genau die gleichen, die ich auf der Strasse gesehen hatte. Das Revolutionäre der echten Konga, der Protest gegen die Sklaverei, fehlte jedoch. Der reine Tanz liess mich kühl, ebenso die Kostümierung. Die Kleider waren bühnenschön. Mich hatte aber gerade das bisweilen etwas Plumpe und deshalb Wahre der echten Konga mitgerissen.

Als wir gingen, fragte mich der Doktor, wie es mir gefallen habe. Da er mich eingeladen hatte, antwortete ich etwas zögernd: «Der Gesang gefiel mir sehr, aber die Verwandlung des Volkstümlichen ins Ästhetische liegt mir nicht. Es kommt mir ein wenig wie die Amerikanisierung der Negermusik in den Vereinigten Staaten vor. Dort ist sie zu einer Art absoluter Kunst geworden und hat ihren Urcharakter der tiefen Trauer verloren.»

Er blickte mich lachend an: «Sie haben völlig recht. In diesem Abgleiten vom Echten weg besteht bei Lecuona die Gefahr. Der Afro-Kubanismus ist zur Mode geworden. Die reichen Leute wollen sich damit amüsieren. Das ist der Befreiungsbewegung der Schwarzen nicht nützlich.»

Havanna hat viele Radiosender. Jemand sagte mir, es wären ein paar Dutzend. Wie überall auf dem amerikanischen Kontinent sind sie in Privatbesitz und leben davon, dass sie Geschäftspropaganda machen. Einige werden auch von politischen Parteien unterhalten.

Ich hatte in Havanna schon einmal über den Rundfunk gesprochen und sollte nun vorm Mikrofon interviewt werden. Der Sender befand sich in einer Wohnung mit Riesenapparaten in engen Räumen. Die Bespannungen der Sendekabinen waren zum Teil halb abgerissen, die Türen liessen sich nicht schliessen.

Zunächst musste ich auf einer Bank warten. Da sassen schon drei junge Männer. Sie sprachen mich an, da sie wussten, wer ich war. Ich erzählte ihnen von dem grossen Eindruck, den mir die Konga gemacht hatte. Schon zweimal hatte ich sie mir angesehen, und das zweite Mal war ich noch betroffener gewesen. «Aber», sagte ich, «jemand erzählte mir, sie tanzten den Protest gegen die Sklaverei nur noch zum Spass?»

Einer der jungen Männer spanischen Typs antwortete mir: «Das wollen wir ändern. Wir, die fortschrittliche Jugend Kubas, wollen vom nächsten Jahr an daran teilnehmen. Dadurch, dass wir Weissen mittanzen, soll die Konga zu einem eindeutigen Protest gegen den amerikanischen Imperialismus werden. Wir müssen untereinander überhaupt stärker zusammenarbeiten. Deshalb haben wir auch diesen schwarzen Genossen hier mitgebracht, damit auch einmal einer von ihnen über das Radio spricht.»

Da die Tür zur Sende-Zelle offenblieb, hörte ich alles. Die spanisch aussehenden Jungen sprachen mit kubanischem Schwung. Zögernd nur begann der junge Schwarze und hörte plötzlich auf. Er starrte auf sein Manuskript. Der Schweiss brach ihm aus. Dann sagte er wieder einen hal-

ben Satz und war zu Ende, ohne dass man den Sinn verstand. Die Hände begannen ihm vor Anstrengung und Scham zu zittern. Schliesslich sprach einer von den anderen Jugendlichen für ihn weiter. Der Schwarze wandte sich ab, augenscheinlich auf der Suche nach einem Ort, an dem er sich verbergen konnte. Und doch durfte er sich nicht verbergen, das wusste er.

Beim Fortgehen sagte mir einer der jungen Männer: «Er sollte der erste von ihnen sein, der über den Rundfunk sprach. Das ist über seine Nerven gegangen. Hier haben wir noch eine grosse Arbeit zu leisten. Sein Steckenbleiben ist nicht seine Schuld. Es ist die Sklavenzeit, die ihm trotz allem noch in den Gliedern steckt.»

Wieder fuhr der fröhliche Arzt bei mir vor. Diesmal begaben wir uns nach San Antonio de los Banos.

«Sehen Sie», sagte er, «wie hier alles grün ist! Und diese herrlichen Bäume! Wahrscheinlich denken Sie, das wäre ein Paradies für unsere Landschaftsmaler. Aber Grün in Grün zu malen, das ergibt wenig. – Diese Stelle hier allerdings ist farbig, etwas reicher durch das Wasser des Flusses und das freundlich gestrichene Haus. Gehen wir dort in den Schatten des Bootshauses und warten wir!»

Nach einiger Zeit kam ein Motorboot auf dem Flüsschen gefahren und legte bei uns an. Wir stiegen ein und fuhren auf dem stillen Wasser zwischen grünen Ufern in das Land hinein. «Die Bauern», sagte der Arzt, «brauchen dringend Land. Hier ist Land. Sehen Sie nur dieses grüne Dickicht am Ufer. Wissen Sie, weshalb es zu nichts verwendet wird? Weil die Grossgrundbesitzer auf diesem Lande sitzen. Früher waren das Spanier, heute sind es zum grossen Teil Nordamerikaner, die ihren Besitz hier vielleicht nie gesehen haben. Wie soll man von ihnen ein Mitgefühl für den kubanischen Bauern erwarten? Das ist so ähnlich wie mit dem englischen Ministerpräsidenten Neville Chamberlain. In Spanien gehört ihm ein grosser Teil der Werke von Rio Tinto. Aber ob er je in Spanien war? Ob er je mit einer spanischen Witwe gesprochen hat, deren Mann und deren Söhne in seinen Werken von den Faschisten umgebracht worden sind?»

Nach einiger Zeit kamen wir zu einer Stelle, wo ein Pfad das steile Ufer hinaufführte, an einem riesigen Baum vorbei. Von oben winkte uns ein untersetzter schwarzer Bauer zu. Als wir den Pfad hinaufstiegen, kamen noch mehr Bauern und begrüssten uns mit freundlichem Händedruck und Lächeln.

Die Tabak-Bauern führten uns in eine tiefgrüne Plantage, aus der von unten ein Sprühregen herausstäubte und die Luft frisch machte.

Der Sprühregen kam aus Röhren, die zwischen den Reihen der Pflanzen entlangliefen.

Rechts stand eine auffallend hohe, fensterlose Hütte aus Palmblättern. Wir traten ein. Im weiten Innenraum hingen Tabakblätter zum Trocknen. Die Hütte wurde elektrisch beleuchtet. Bis dahin hatte ich mir den Tabakanbau auf Kuba primitiv vorgestellt und war nun erstaunt über diese hochtechnisierte Art.

Wir gingen zum Ufer zurück. Unter dem riesigen Baum entzündete man ein Feuer und legte darüber ein Blech mit hochgebogenen Rändern. Darauf kam ein halbes Ferkel, das bald herrlich zu duften begann.

«Genossen», sagte einer, «das Braten wird eine Zeit dauern. Unterdessen könnte uns der Genosse etwas über Spanien erzählen.»

Noch nie hatte ich eine spanische Rede ganz ohne Vorbereitung gehalten. Aber hier, das war klar, musste ich. Es ging auch, weil die Bauern mit so offenen, guten Augen zu mir aufblickten. Sie sassen auf den Baumwurzeln im Schatten, umgeben von der grünen Natur.

Aber wie in Deutschland die Betrachtung der Frühlingsnatur nichts mit der Arbeitswirklichkeit zu tun hat, war das hier unter dem mächtigen Baum nicht der Alltag der Bauern, sondern ein seltenes Fest, vielleicht war es sogar etwas Einmaliges im Leben der Tabakbauern, dass ein europäischer Schriftsteller sie in Freundschaft besuchte.

Als das Ferkel fertig war, setzte ich mich und bekam auf einem Teller ein Stück Frischgeratenes, dazu Huhn und Reis. Man trank Bier und schwarzen Kaffee.

Es ist angenehm, mit Schwarzen zu essen, weil sie so sauber sind, dass sich unsere Europäer – und besonders unsere Gelehrten – ein Beispiel an ihnen nehmen könnten.

Besonders herzlich wurde der Abschied. Die Bauern baten mich in warmen Worten, die spanischen Kämpfer der Freiheit zu grüssen.

Wieder fuhren wir den Fluss entlang und dann im Auto nach der Stadt zurück.

An diesem Abend hatte ich nirgends zu sprechen und bummelte von meinem Hotel aus eine Strasse entlang. Da kam mir Cecilio entgegen. Nach der Begrüssung fragte ich ihn, wo das Regierungsgebäude sei.

«Es ist ganz nah. Wir können gleich hingehen.»

Als wir gerade die Strasse überquerten, wurde Cecilio plötzlich von zwei Polizisten gepackt, und ein Zivilist sagte, er sei ein Dieb! Ich war zu überrascht, um irgendetwas zu tun, als die Polizisten Cecilio abführten. Er verteidigte sich mit einer unglaublichen Geschwindigkeit in seinem Dialekt, den ich nur teilweise verstand.

Er ein Dieb? Natürlich, es kann sein, sagte mein Verstand. Aber das Gefühl entgegnete: Er ist ein ehrlicher Kerl.

Was sollte ich tun? Unentschlossen folgte ich der Gruppe. Plötzlich rannte Cecilio davon, und er konnte laufen! Die Polizisten rasten hinter ihm her, überquerten den Platz und verschwanden drüben in einer Passage. Ich folgte ihnen und sah Cecilio in der erleuchteten Glashalle heftig auf die Polizisten einreden.

«Dort ist er!» schrie er und deutete auf mich.

Da war der Fall für mich klar. Ich ging auf die Gruppe zu und wandte mich an einen Polizeihauptmann, der dazugetreten war: «Der Mann hier hat mich nicht bestohlen. Alles, was ich besitze, habe ich bei mir.»

«Dann», antwortete der Hauptmann etwas erstaunt, «ist der Fall erledigt. – Aber der Neger muss noch mit auf die Präfektur, damit wir ein Protokoll aufnehmen.»

Ich traute dieser Polizei nicht, die einen Menschen auf eine falsche Anschuldigung hin einfach festnimmt. Ich sagte deshalb entschieden: «Ich komme als Zeuge mit!»

«Bitte, das können Sie», antwortete der Hauptmann höflich.

Wir zogen die Strasse entlang. Auf einmal bemerkte ich, dass der an meine Seite kam, der vorhin behauptet hatte, Cecilio wäre ein Dieb.

Ich blickte ihn an. Da sagte er gehässig: «Ich weiss, dass er ein Dieb ist! Woher kennen Sie ihn denn?»

Darauf antwortete ich nicht, weil mir klar war, dass dieser Mann den schmutzigen Beruf ausübte, falsche Anzeigen zu machen, und dafür von der Polizei bezahlt wurde. Dass es genau diesen Beruf auch im kaiserlichen Deutschland gegeben hatte, wusste ich aus dem Unterricht eines Kriminalisten, als ich selbst im Polizeidienst ausgebildet worden war.

Er redete weiter auf mich ein und fragte dann in unverschämtem Ton: «Wer sind Sie?» Das war mir zu viel. Ich zog meine Brieftasche heraus und sagte scharf: «Hier sind meine Papiere. Aber Sie erfahren erst dann, wer ich bin, wenn Sie mir zuvor gesagt haben, wer Sie sind! Denn ich war einmal Polizeioffizier und weiss daher sehr gut, welches Handwerk Sie betreiben! Also, wer sind Sie?» Sofort verschwand er von meiner Seite.

In der Präfektur wurde das Protokoll aufgenommen. Der Hauptmann sprach dabei von mir in achtungsvollem Ton als «der Amerikaner hier». Halb lächelnd dachte ich: Wie günstig für den armen Cecilio, dass man mich für einen Gringo hält, für einen der wahren Beherrscher Kubas!

Nachher verliess ich zusammen mit Cecilio die Präfektur. Im Eingang sassen auf einer Bank ein Polizist und neben ihm der Angeber von vorhin. Dieser Lump war also vermutlich ein richtiger Angestellter der Polizei.

Als ich im Hotel ankam, war ich mir nicht mehr ganz sicher, ob ich richtig gehandelt hatte. Ich befand mich ja auf Kuba nicht als Privatperson, sondern im Auftrag meiner Regierung. Da durfte ich mich nicht für einen Menschen einsetzen, der vielleicht doch unehrlich sein konnte. Aber da fiel mir wieder der gutmütige, gerade Blick Cecilios ein. Trotzdem war ich nicht ganz ruhig.

Am folgenden Mittag kam ich vom Besuch bei einer Zeitung in mein Hotel zurück. Die Bediener des Aufzugs pflegten im Speisesaal auf einem Bänkchen zu sitzen. Diesmal sass ein junger Mann von sehr blasser Gesichtsfarbe bei ihnen. Er sah auffallend unkubanisch aus.

Kaum hatte ich mich gesetzt und las die Speisekarte, als sich der blasse Mann erhob und auf mich zukam. Er machte eine leichte Verbeugung und sagte auf Spanisch: «Sie kennen mich nicht, aber ich kenne Sie. Es hat ja genügend über Sie in den Zeitungen gestanden. Hier ist mein Ausweis von der Kommunistischen Partei.»

Ich war erstaunt darüber, dass er sich mir als Kommunist auswies, und bat ihn, sich zu setzen. Aber er lehnte das etwas linkisch ab und sagte: «Sie haben gestern Abend einem Schwarzen geholfen, der von der Polizei als Dieb verhaftet wurde.»

«Habe ich da etwa etwas Falsches getan?»

«Im Gegenteil. Er ist ein Sympathisierender unserer Partei und ein sehr anständiger Mensch. Leider wird er von der Herrschaft, bei der er als Koch und Diener arbeitet, sehr ausgebeutet. Ich möchte Ihnen danken, dass Sie sich seiner angenommen haben. Ohne Ihr Eingreifen hätte es ihm schlecht ergehen können. Die Polizei ist hier sehr übel.»

Meine Tage auf Kuba gingen zu Ende. Bevor ich das Land verliess, wollte ich noch den Bildhauer Teodor Ramos Blanco besuchen. In der Bibliothek von Harlem hatte ich Plastiken von ihm gesehen, die mich sehr beeindruckt hatten.

Eine Autodroschke brachte mich in ein Viertel mit ärmlichen einstöckigen Häusern. Von der Strasse führte ein Gang an einer Küche vorbei, aus der eine mächtige alte Frau trat und mich betrachtete.

«Ich möchte den Bildhauer Teodor Ramos Blanco besuchen», sagte ich auf Spanisch.

Da lachte sie: «Mein Mann ist dort im nächsten Raum.» Sie musterte mich noch einmal und schien zufrieden.

In der nächsten Tür zeigte sich ein kleiner, sehr magerer Mann von tiefschwarzer Farbe. Er war ungewöhnlich hässlich.

Ich sagte ihm, dass ich Major der spanischen Armee wäre und grosses Interesse für die Kunst der Schwarzen hätte.

Er nickte mit dem Kopf: «Mich kennt man kaum in der Welt. Ich war auch ursprünglich kein Bildhauer, sondern Polizist. Dann habe ich angefangen, in Ton zu kneten. Meine Anfänge sehen Sie auf dem Brett da oben. So ging es eben los.»

Überrascht sagte ich: «Das sieht ja aus wie von dem Dresdner Bildhauer Rietschel um das Jahr 1850!»

«Ja, von diesen alten Bildhauern kommt es auch her. Ich kannte damals noch nichts anderes. Aber dann bekam ich zufällig Plastiken des Franzosen Auguste Rodin zu sehen, und da habe ich ihn nachgeahmt. Bald darauf sah ich deutsche Expressionisten, und erst nach dieser Nachahmerei fand ich meinen Stil. Sie sehen das hier.» Auf einem Modellierbock stand ein langer, gerader Hals mit einem Kopf und einem Strohhut in der steifen, europäischen Form, die man Kreissäge nennt.

«Sehen Sie, hier ahme ich nicht mehr nach. Früher haben die Neger-Künstler immer weisse Leute dargestellt. Das hier aber ist unser Volk, ein junger Mensch, ein bisschen eitel und oberflächlich, aber sonst ein guter Kerl. Dort steht eine Holzplastik, noch in Arbeit. Man könnte sie ‚Familienglück' nennen. Auch das sind keine weissen Leute mehr, und das ist auch keine Jungfrau Maria mit Joseph und dem Kinde, sondern es sind Neger, heutige Neger. Der Mann blickt in die Ferne. Wenn er für seine Familie sorgen will, muss er ja aus der Familie hinaus, um etwas zu verdienen. Das bedeutet dieser sachliche Blick. Die Mutter aber sieht auf das schlafende Kind. Obwohl Mann und Frau einander nicht anschauen, versuche ich doch, in deren engem Zusammensein das Gefühl zu zeigen, das sie zusammenhält und glücklich macht.»

Ich blickte mich weiter um und suchte nach Worten, weil es mir hier besonders wichtig schien, zu sagen, wie tief mich seine Kunst beeindruckte. Ich war jedoch nicht daran gewöhnt, feinere Empfindungen auf Spanisch auszudrücken und tat es sicher recht ungeschickt. Er hörte mir schweigend zu, scheinbar uninteressiert.

Als ich aber fortging, kam er lebhaft mit, rief eine Auto-Droschke heran und liess es sich nicht nehmen, mich nach Hause zu bringen. Es war deutlich, weshalb er das tat: Sicher kam nie ein Ausländer in das kleine Zimmer, das ihm als Atelier diente.

Es bekümmerte mich, dass ich für diesen begabten Mann und die anderen schwarzen Künstler so wenig tun konnte. Die nordamerikanische

Presse zeigte sich kühl bei jedem Versuch, auf die Kunst der Afroamerikaner aufmerksam zu machen.

Ich sprach darüber auch mit Juan Marinello.

«Auf Kuba», sagte er, «ist die Sache etwas anders als in den USA. Hier sind nicht die Schwarzen die Verachteten, sondern die Chinesen. Sie sind die jüngste Einwanderungsgruppe und können vielfach noch nicht Spanisch. Wir werden daher in diesen Tagen eine kleine Demonstration veranstalten. Du wirst sehen. Mehr verrate ich nicht.»

Gegen Abend des genannten Tages fuhren mehrere Autos bei meinem Hotel vor. Darin sassen Gewerkschaftsführer und andere Personen des öffentlichen Lebens, alle höchst munter.

Wir fuhren ein Stück und traten in ein chinesisches Restaurant. Dort fand ich zwei Tafeln gedeckt. Es war der Geburtstag eines der Gewerkschaftsführer.

Während des Essens hielt man eine Reihe schwungvoller Reden, in denen betont wurde, dass wir gerade bei den Chinesen feierten, um unsere Sympathie für dieses auf Kuba so unterdrückte Volk zu zeigen.

Ein Chinese mit runden Augen – es war wohl der Inhaber des Restaurants – blickte erstaunt und unentwegt auf uns. Man bat ihn, seine Landsleute herbeizurufen.

Sie kamen, traten aber nicht richtig ins Zimmer, sondern blickten etwas ängstlich aus der Küchentür heraus. Da erhob sich Marinello. Mit dem ganzen Feuer eines Kubaners feierte er das republikanische China und seinen Befreiungskampf gegen die japanischen Eindringlinge.

Die Chinesen blickten starr. Keiner lächelte. Ihnen kam nach den Erniedrigungen, die sie auf dem amerikanischen Kontinent zu erleiden hatten, eine solche Ehrung wohl zu unerwartet. Bald darauf zogen sie sich lautlos zurück.

Nachdem ich so einige Wochen Gast der Kubaner gewesen war und der Rheumatismus in meinem rechten Handgelenk etwas nachgelassen hatte, gaben mir Juan Marinello und seine Freunde ein Abschiedsessen und begleiteten mich zu meinem Schiff, der «Oriente».

Ich verabschiedete mich mit grossen Umarmungen von ihnen und ging in meine Kabine. Da klopfte es leise an meine Tür. Es war Cecilio. Mit Tränen in seinen guten Augen drückte er mir wieder und wieder die Hand.

Nun musste er rasch von Bord. Vom Kai aus winkte er, bis der Dampfer friedlich aus dem Hafen hinausgeglitten war.

Die Rückfahrt nach New York verlief ohne Aufregung. Das Meer war still. Nach meiner Ankunft suchte ich einen Freund auf, Professor der deutschen Sprache an der New Yorker Universität. Er und seine Frau betrachteten mich bei meinem Eintritt erstaunt: «Schon wieder in Ordnung?»

Die Frage erschien mir sonderbar. Woher wussten sie von meinem Gelenkrheumatismus? Ich antwortete: «Zum Essen brauche ich noch Hilfe. Fleisch kann ich nicht selber schneiden.»

«Was ist los?» fragte der Professor mit verwundertem Blick. «Hat man Sie so geschlagen?»

«Wer soll mich geschlagen haben?»

«Sie waren doch verhaftet?»

«Nein, wie kommen Sie darauf?»

«Die hiesigen Zeitungen haben gemeldet, dass in Havanna zweitausend Leute verhaftet wurden, darunter auch Sie und Juan Marinello. Einige sollen tot sein.»

In den wenigen Tagen, die ich noch in den Vereinigten Staaten war, erfuhr ich eine abenteuerliche Geschichte. Die Zeitungen meldeten aus Havanna, ich wäre in geheimer Mission auf Kuba gewesen. Mit Marinello sollte ich mich in einer Höhle getroffen und ihm da Dokumente übergeben haben.

Ich las das mit Staunen. Denn mit Marinello war ich fast täglich zusammengewesen, hatte ihn auch in seinem Hause besucht, und da gab es gewiss einen Raum, in dem ich ihm Dokumente übergeben konnte. Wenn wir eine Höhle dazu aufgesucht hätten, so wäre das eine beträchtliche Erschwernis gewesen. Ausserdem: Was für Geheimnisse sollte ich ihm mitteilen? – Die Nachricht war für die Wirrköpfe unter den «normalen» Zeitungslesern erfunden worden, die eine Sache umso eher glauben, je phantastischer und dümmer sie ist. Aber es war nicht nur komisch: die Polizei sollte dabei sechs Menschen umgebracht haben.

Noch heute spricht man in Havanna mit Hohn von der «Höhlen-Verschwörung». Diese Polizei-Erfindung, die wahrscheinlich in den Vereinigten Staaten ausgedacht worden ist, hat übrigens später den Diktator Batista nicht daran gehindert, den angeblichen Empfänger jener Geheimdokumente in der Höhle, Juan Marinello, zu einem seiner Minister zu machen. Das war, als Batista es eine kurze Zeit lang für angebracht hielt, statt auf Bajonetten zu sitzen, einen Schwenk zur Demokratie hin zu unternehmen.

Die faschistische Aragon-Offensive

März 1938

Meine Gelenkschmerzen gingen allmählich vorüber. Dafür aber juckte es mich am ganzen Körper, am schlimmsten in den Nächten. Sobald mich die Wärme des Bettes umgab, begann es. Ich hatte ein Ekzem über beinah den ganzen Körper verteilt. Daher konnte ich fast nicht schlafen.

Überdies waren die Nachrichten aus Europa sehr ernst. Am 10. März meldete Franco bedeutende Erfolge einer Offensive in Aragon. Da die bürgerlichen Zeitungen mehr verwirren als aufklären, konnte ich nicht erkennen, ob es sich um einen örtlichen Sieg Francos handelte oder um eine grosse Offensive.

Am Tage darauf, dem 11. März 1938, besetzte Hitler Österreich. Ich dachte an meine jüdischen Freunde in Wien. Was für ein Unheil senkte sich über sie! Wieder drei Tage später, am 14. März, wurde es klar, dass die Faschisten in Spanien zu einer Offensive grossen Stils angesetzt hatten. Sie stiessen vom Aragon aus nach Osten gegen das Meer. Franco hatte von Hitler viele schwere Waffen und von Mussolini weitere italienische Truppen erhalten.

Mit schweren Gedanken wälzte ich mich in den Nächten. England und Frankreich halfen den Faschisten in Österreich und Spanien. Das musste Hitler ermuntern. Was konnte man als einzelner Mensch dagegen tun?

Am 16. März fuhr ich mit dem amerikanischen Dampfer «President Harding» von New York ab. Ein Schwarzer brachte mich zum Schiff, verabschiedete sich und stand am Kai, unbewegt und stumm. Er war ebenso bedrückt wie ich, vielleicht noch stärker. Jeder Schritt auf der Welt in Richtung Faschismus bedeutete für ihn, grössere Schwierigkeiten zu haben bei der Suche nach Arbeit. Er bedeutete Beleidigungen durch die Weissen in Nordamerika, denen meistens nicht klar ist, dass sie längst halbe Faschisten sind, und dass sie den bewussten Faschisten helfen. So haben die US-Amerikaner bei den Nazis mitgemacht und wollen ihre Mitschuld nicht sehen.

Die «President Harding» war weder ein Luxus-Dampfer wie die «Ile de France», mit der ich herübergekommen war, noch war es eins von den grössten und schnellsten Schiffen, wie die «Normandie», «Bremen», «Europa» oder die «Queen Mary», die zur Überfahrt nur fünf Tage brauchen. Unser Dampfer überquerte den Ozean bis Le Havre in neun Tagen.

An Bord befanden sich solide Kaufleute und andere meist stille und zurückhaltende Personen. Die Radionachrichten wurden täglich in Maschinenschrift neben der Schiffskasse an die Wand geheftet. Gleich nach der Abfahrt erfuhren wir, dass Franco mit einer gewaltigen Überlegenheit an Material und Menschen angriff, darunter mit mehreren Armeekorps Italienern.

Bedrückt ging ich zur ersten Mahlzeit. Der Obersteward nannte mir meinen Tisch, und ich sah da einen dicklichen Herrn in mittlerem Alter sitzen. Mir fiel auf, dass nur zwei Gedecke aufgelegt waren, also allein für ihn und mich, zu wenig für die Grösse des Tisches.

Als ich herantrat, erhob sich der Herr leicht und nannte einen Namen, den ich nicht verstand. Ich setzte mich.

«Fahren Sie nach England oder Frankreich?» fragte ich auf Englisch.

«Nach Deutschland, nach Hamburg.»

«Sie sind kein Amerikaner?»

«Nein, Deutscher.» Ärgerlich dachte ich: Da hat man mich mit einem Nazi an einen Tisch gesetzt!

«Wir können Deutsch sprechen», sagte ich, und mir fiel auf, wie unangenehm meine Stimme klang. «Aber», fügte ich deutlich hinzu, «ich bin Antinazi!»

Er blickte mich ängstlich an: «Ich bin Jude.»

Ich vergass die Suppe weiterzulöffeln. «Um Gottes willen!» flüsterte ich. «Da will ich mich an einen anderen Tisch setzen lassen. Denn ich bin als Nazifeind sehr bekannt und möchte Ihnen natürlich nicht schaden.»

«Nein, nein!» antwortete er mit bittender Stimme. «Bleiben Sie an diesem Tisch!» Dann erzählte er mir, dass er ein reicher Bankier in Breslau gewesen sei und eben von einem Besuch bei seinem Sohn in Chicago zurückkam.

«Und weshalb sind Sie nicht dort geblieben?»

«Ich empfinde mich doch als Deutscher! – Ich sehe auch gar nicht jüdisch aus. Die Verfolgungen unserer Rasse können doch so nicht weitergehen.»

Darauf konnte ich nicht antworten. Er beging den Wahnsinn, nach Deutschland zurückzukehren. Sollte ich ihm da die Illusion nehmen und ihn noch tiefer in die Angst hineintreiben? Ich vermied politische Gespräche. Man konnte nicht wissen, wer uns belauschte. Mir konnte das nichts schaden, aber ihm.

Er war nicht der einzige Jude an Bord. Am folgenden Tage stellte er mich einer sehr jüdisch aussehenden Dame vor.

Sie blickte sich rasch um, bevor sie mir die Hand gab: «Verzeihen Sie diesen Blick! Wir wurden an dieses schlechte Benehmen gewöhnt.»

Als ich an diesem Abend in meiner Kabine war, klopfte es. Jemand trat ein und sagte auf Deutsch: «Ich bin der Kabinensteward. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie etwas frage. Sie fahren doch als Spanier im offiziellen Auftrag der spanischen republikanischen Regierung, – so sagt man wenigstens. Aber Ihr Name ist ganz deutsch.»

Der Mann hatte ein ruhiges Gesicht. Ich hatte auch keinen Anlass, etwas zu verbergen. So erzählte ich ihm, wie das gekommen war.

Er antwortete: «Bevor ich die amerikanische Staatsangehörigkeit annahm, war ich Sozialdemokrat in Deutschland. Mein Sohn war es auch, und er arbeitet noch in Bremen. Um seinetwillen muss ich vorsichtig sein, denn wir pendeln ja zwischen New York und Hamburg. Es ist uns zwar bisher noch kein Fall bekannt, in dem etwas Böses geschehen wäre, aber wer traut den Nazis! Ich möchte Ihnen sagen, dass ich Ihren Kampf in Spanien mit grosser Sympathie betrachte.»

Der Steward kam nun öfter in meine Kabine und bat, ihm mehr von Spanien zu erzählen.

Die Radionachrichten waren weiter sehr ungünstig. Wo befand sich die Elfte Brigade? Und wo waren die anderen Internationalen?

Wir liefen Cobh in Irland an, dann Portsmouth in England und fuhren schliesslich hinüber nach Le Havre. Da es mir mit meinen schmerzenden Handgelenken noch immer schwer wurde, etwas zu tragen, brachte mir der Kabinensteward meine zwei Köfferchen auf den Kai. Ich wollte ihm ein paar Dollars geben. Sie waren das letzte, was ich überhaupt besass. Aber es sagte: «Von einem Genossen nehme ich nichts. Siegen Sie in Spanien! Das ist wichtiger als das bisschen Geld.»

Spätabends kam ich wieder in Paris an und ging in das kleine Hotel, in dem der Dichter Nicolas Guillén und die anderen Kubaner wohnten.

Am nächsten Morgen suchte ich vor allem den spanischen Nachrichtendienst auf, der seine Geschäftszimmer in der Nähe der Madeleine hatte. Als ich dort im Vorzimmer wartete, kam ein mir bekannter Spanier herein.

«Wie steht es drüben?» fragte er mit unzufriedenem Blick.

«Beim Volk gibt es grosse Sympathie für unseren Kampf.»

«Ja, natürlich. Aber schicken die Amerikaner Waffen?»

«Ich hatte nicht den Auftrag, in den USA über Waffenlieferungen zu verhandeln», entgegnete ich verwundert.

Er blickte sich zerfahren im Zimmer um: «Uns interessiert heute nur die Waffenfrage!» Als er mich alleingelassen hatte, durchdachte ich die-

ses Gespräch: Er musste jeden Glauben an die Möglichkeit unseres Sieges verloren haben.

Zu meinem Schrecken stellte ich bald fest, dass man unsere Sache in den Pariser linken Kreisen im Allgemeinen für verloren hielt. Nur wenige, wie zum Beispiel Walter Ulbricht, hielten den Kopf hoch.

Ich sträubte mich gegen die Untergangsstimmung. Sie widersprach meinen Kriegserfahrungen. Wenn wir uns in der Schlacht von Las Rozas oder zu Beginn der Schlacht bei Guadalajara auch so hätten gehen lassen, wäre auch damals alles verloren gewesen.

Als ich die zweite Nacht in Paris vor unerträglichem Jucken fast nicht geschlafen hatte, ging ich zu einem Hautarzt, der mich unter strenge Diät setzte, ganz ohne Fleisch. Er riet mir auch, mit der Rückkehr nach Spanien etwas zu warten, bis mein Zustand besser geworden wäre.

Am 4. April fand im Theater der Renaissance eine Kundgebung der antifaschistischen Intellektuellen statt. Auf der Bühne nahm eine Reihe bekannter Schriftsteller Platz, in der Mitte der schon weisshaarige Heinrich Mann, der auch zuerst sprach. Nach ihm kam Joseph Roth. Er war klein und sah ungesund aus. Er war vom Judentum zur katholischen Kirche übergetreten und gehörte zu denen, die zwischen Antifaschismus und einer Vergötterung des Habsburger Kaiserhauses hin und her schwankten. Dazu war Joseph Roth im Alkohol geradezu versunken. Seine Rede war erregt und ohne inneren Zusammenhang. Ich betrachtete ihn immer wieder von der Seite. Sollte man solch einen ruinierten Menschen öffentlich vorführen?

Nach ihm erhob sich Louis Aragon, leicht und straff. Als Sohn eines ziemlich berüchtigten Pariser Polizeipräfekten hatte er surrealistische Werke geschrieben und sich dann entschieden dem Marxismus zugewandt. Seine Frau war die Schwägerin des grossen sowjetischen Dichters Majakowski. Er begann seine Rede mit einem gewinnenden Lächeln. Bei ihm war nichts von dem rätselhaften Sturm der Gefühle zu spüren wie bei Joseph Roth. In einem klingenden Französisch setzte er klar Satz hinter Satz und erfüllte Parkett und Ränge mit Schwung.

Dann erklärte ich im Namen der deutschen Emigranten: «Im Falle eines Angriffs der Nazis auf Frankreich sind wir antifaschistischen Deutschen bereit, Frankreich gegen die Nazis mitzuverteidigen.» Selbstverständlich war diese Erklärung in der Leitung der deutschen Emigration vorbesprochen worden.

Am nächsten Tag, dem 5. April, meldeten die Zeitungen, die Faschisten hätten in ihrer Offensive aus Aragon herunter bei Tortosa das Meer

erreicht. Dadurch schien mir die Lage für die Republik günstiger geworden zu sein. Vielleicht gelang es nun, die faschistischen Truppen am Ebro und in der katalanischen Niederung nördlich von Valencia aufzuhalten.

Aber fast alle, mit denen ich sprach, hielten alles für verloren und rieten mir ab, nach Spanien zurückzukehren.

Trotz aller Warnungen fuhr ich am 15. April 1938 mit dem Nachtschnellzug von Paris nach der spanischen Grenze und war am folgenden Tag in Barcelona. Im Hotel «Majestic» erfuhr ich, dass Hans Kahle mit seiner 45. Division nicht weit bei der Mündung des Ebro läge, und schrieb ihm einen Brief. Nach wenigen Tagen kam er. Sein Anblick erschreckte mich. Trotz der Lebhaftigkeit, mit der er mir und sich selbst zum Geburtstag Glück wünschte, hatte sein Gesicht nicht mehr die sonst gewohnte Heiterkeit und war stark abgemagert.

«Lade nur gleich deine Sachen in meinen Wagen!» sagte er. «Ich könnte dich bei meiner Division gut gebrauchen.»

Während der Fahrt, zuerst am Meeresufer entlang, dann etwas weiter ins Land hinein, erzählte er mir, was inzwischen geschehen war.

«Als die Faschisten im März ihre Offensive ansetzten, haben sie selbstverständlich nicht unsere gut organisierten Truppen angegriffen, sondern die Rasselbande, die seit Caballeros Zeit im Aragon sass. Die Anarchisten hielten dort noch immer nur eine einzige Linie flacher Kuhlen und halb zusammengebrochener Maschinengewehrstände besetzt. Das war Folge dessen, dass Indalecio Prieto, Negrins Verteidigungsminister, eine unpolitische Armee wünschte. Natürlich kann man die Anarchisten nicht im eigentlichen Sinne unpolitisch nennen, aber ausser ein paar Phrasen wissen sie nur wenig von den Zusammenhängen. Nach der Absetzung Largo Caballeros vor acht Monaten waren die böswilligen höheren Befehlshaber der trotzkistischen POUM und der radikal-anarchistischen FAI beiseite gestellt und durch meist aktive Offiziere ersetzt worden, Büro-Offiziere, die nichts für die Ausbildung ihrer Untergebenen taten. Wie diese Leute ausserdem in Wirklichkeit zu unserer Regierung stehen, weiss niemand.

Franco liess überraschend gegen diese Linie der Anarchisten einen Höllensturm von Trommelfeuer niedergehen.

Das konnten die Soldaten nicht aushalten und die Offiziere packten ihre Koffer und rissen noch vor ihren Soldaten aus. Schon am ersten Tage von Francos Offensive gaben die Anarchisten an den meisten Stellen die Front auf, ohne auch nur einen Schuss zurückzufeuern. Sie liessen ihre Maschinengewehre stehen, und nach ein paar Tagen war das gesamte dort stationierte Armeekorps einfach verschwunden.

Wir wurden in grösster Eile an die Front gebracht. Niemand konnte uns sagen, ob es Nachbartruppen gab, und wo sie standen. Es war grauenhaft. Meine Division hatte auch zwei Internationale Brigaden, die Dreizehnte und die Vierzehnte, die französische, die sich besonders gut schlugen. Neben mir versuchte General Walter mit seiner Division die Faschisten aufzuhalten. Er hatte drei Internationale Brigaden, darunter unsere alte Elfte. Mehrmals riss die Verbindung zwischen unseren Truppen ab. Wenn wir abends zum Befehlsempfang zum Armeekorps fuhren, wussten wir oft nicht, wo unsere vorderen Linien waren. Zum Glück hatte ich diesen Wagen hier von den Italienern erbeutet. Er hat einen eingebauten Empfänger. Während der Fahrt stellte ich ihn auf den faschistischen Sender ein und erfuhr dadurch, welche Orte Franco als erobert meldete. Nur so konnten wir häufig erraten, wo unsere vordersten Truppen standen.

Ich wundere mich noch immer, dass wir nicht ganz abgeschnitten und vernichtet worden sind. – Jetzt sind die Faschisten auf ziemlicher Breite bis ans Meer gekommen und haben Katalonien dadurch von dem viel grösseren Gebiet um Madrid und Valencia abgeschnitten. Für uns hier am Ebro ist Ruhe eingetreten, die wir auch dringend brauchen. Die Faschisten rücken jedoch weiter auf Valencia zu. Aber auch sie scheinen sehr erschöpft zu sein und kommen nicht recht vorwärts.»

Hans hatte sich während seines Berichts sehr erregt und Ringe um die Augen bekommen. Ich war so müde, dass ich froh war, als wir bei seinem Stab ankamen. An der Ecke eines Hauses stand ein Schwarzhäutiger als Posten. Daneben war ein grosses Zelt aufgeschlagen, in dem gerade zum Mittagessen gedeckt wurde.

Nach dem Essen ging ich abseits in ein Gebüsch, um etwas zu schlafen. Dabei stiess ich wieder auf den Schwarzen, der sich lauste. Zuerst sprach ich ihn auf Englisch an. Das verstand er nicht. Dann stellte sich heraus, er war ein Schneider aus Havanna mit dem Namen Pedro Espinola. Als ich ihm sagte, dass ich gerade aus Kuba käme und mit Juan Marinello zusammen gewesen sei, geriet er in Begeisterung und erzählte mit der Geschwindigkeit der Kubaner von seiner Zeit an der Front, und wie er den Oberstleunant Hans schätzte.

Nach diesem Gespräch legte ich mich zwischen die Büsche und schlief ziemlich lange, da ich in der letzten Nacht wieder fast gar nicht geschlafen hatte.

Hans hatte erst nach dem Abendessen wieder Zeit für mich.

Beide hatten wir keine Lust, unseren Geburtstag so vergnügt zu feiern wie im vorigen Jahr nach der siegreichen Schlacht bei Guadalajara.

Wir sassen etwas einsilbig in einem kahlen Zimmer, das in den Fensterhöhlen keine Scheiben hatte, so dass die kühle Nachtluft hereinkam.

Ich sagte: «Wie es scheint, trägt Indalecio Prieto einen grossen Teil Schuld an unserer Niederlage im Aragon. In Paris gab es vor meiner Abreise Gerüchte über ein Zerwürfnis zwischen Negrin und ihm.»

«Zerwürfnis ist gar kein Ausdruck!» antwortete Hans. «Der Schuft Prieto wollte mit Franco einen Waffenstillstand schliessen. Hinter ihm steht auch Staatspräsident Azana. Beide können es offensichtlich nicht erwarten, uns Hitler zum Frass vorzuwerfen, wie es soeben mit Österreich geschehen ist. Ministerpräsident Negrin hat auf die Versuche, zum Waffenstillstand zu kommen und halb Spanien kampflos den Faschisten auszuliefern, sehr heftig reagiert. Man sagt, dass er mit Azana nur noch spricht, wenn er es offiziell tun muss. Sofort nach Bekanntwerden dieser Pläne hat er sich an die Volksfront gewendet und Prieto aus dem Amt geworfen. Als der frech zu werden versuchte, berichtete Negrin von einem Gespräch mit dem französischen Botschafter, den er gefragt hatte, wann Frankreich endlich seine Grenzen öffnen werde, um die von der rechtmässigen Regierung Spaniens gekauften Waffen hereinzulassen. Darauf entgegnete der Botschafter, der spanische Kriegsminister Prieto habe ihm erklärt, die Republik gebe den Krieg bereits als verloren. Negrin fügte hinzu, Prieto hatte diese Erklärung abgegeben, ohne sich mit ihm, dem Ministerpräsidenten, abzustimmen oder ihn auch nur zu unterrichten. Wenn er das mit einem strafrechtlichen Ausdruck belegen solle, so könne er es nur als Landesverrat bezeichnen!»

«Wer ist jetzt Kriegsminister?» fragte ich.

«Negrin selbst. Als Unterstaatssekretär hat er sich den Oberst Cordon geholt. Das ist endlich ein zuverlässiger Mann.»

«Wie beurteilst du nun die Lage?»

Hans brannte sich eine neue Zigarette an und trank einen Schluck Wein: «Die Besetzung Österreichs durch Hitler hat, wie es scheint, endlich die demokratische Welt aufmerken lassen. Das hat Aussenminister Alvarez del Vayo ausgenutzt, um erneut die Öffnung der französischen Grenze zu fordern. Es scheint ihm auch gelungen zu sein. Man behauptet wenigstens, dass jetzt eine Menge Waffen angekommen sind. – Du musst jetzt aber ins Bett! Ich sehe es dir an. Morgen kommt der Arzt.»

Am folgenden Vormittag fuhren wir zu Sagnier, dem Führer der französischen Brigade. Er empfing uns mit zusammengezogenen Augenbrauen, wie es seine Art war. Aber sein Ton war freundschaftlich.

Nach diesem Besuch sagte mir Hans: «Sagnier hat sich zum besten Chef der Internationalen Brigaden entwickelt. Wenn alle den Kopf verloren haben, klemmte er sich hinter ein Maschinengewehr und schoss selbst. Mit eiserner Energie erzwingt er Gehorsam, wenn er ein Weichwerden sieht. Er vereinigt politische Klugheit mit militärischem Können und einer fast grausamen Tatkraft. Das brauchten alle Chefs, aber wer hat es?»

Von der französischen Brigade fuhren wir hinüber zur 35. Division, der anderen internationalen. Kaum waren wir angemeldet, als General Walter aus der Tür trat, um uns zu begrüssen. Sein Gesicht war knochig geworden. Seine grauen Augen blickten müde.

Er führte uns ins Haus. Wir setzten uns, aber selbst Hans brachte kein Gespräch zustande. Der General war durch die Anstrengungen des Rückzugs noch so erschöpft und über das Versagen eines Teils seiner Truppen so enttäuscht, dass er immer daran denken musste, aber nicht davon sprechen wollte.

Wir blieben nicht lange bei ihm und fuhren nun zu Modesto, dem die Agrupacion Autonima del Ebro, die Armee-Gruppe des Ebro unterstand. Er führte zwei Armeekorps. Wir wurden zuerst zu seinem Stabschef hineingelassen, der in einem Saal vor dem Kartentisch stand. Während wir mit ihm sprachen, stand plötzlich Modesto hinter uns. Lebhaft begrüsste er uns. Er schien der einzige zu sein, der sich durch die schwere Niederlage nicht hatte niederdrücken lassen. Hans fragte ihn, ob er mich in seine Division einreihen könnte.

«Von mir aus keine Bedenken», erwiderte Modesto. «Aber natürlich unterstehen wir dem Kriegsministerium, und deine Einstellung bei uns muss beantragt werden. Geh aber nicht zu den Bürokraten, sondern gleich zu Gômez. Der erledigt das sofort. – Wir wollen gerade zu Mittag essen. Ich lade euch ein.»

Lebhaft ging er voraus in sein Arbeitszimmer, in dem für uns vier gedeckt wurde. Es gab Garbanzos mit ein wenig Fleisch darin, das gewöhnliche Volksgericht.

Danach fuhren wir zum Stab von Hans zurück, und am Nachmittag erschien der Divisionsarzt Doktor Kriegel und untersuchte mich.

«Aber welch ein Wahnsinn!» rief er, «was hat mein Kollege in Paris mit dir gemacht! Er hat dich unter Diät gesetzt, und nun bist du halb verhungert! Jetzt müssen wir dich vor allem wieder aufpäppeln.» An Hans gewendet, sagte er: «Ludwig kann in diesem Zustand keinen Dienst tun. Ich möchte ihn in das Lazarett von Catllar bringen. Zunächst gehört er ins Bett.»

Erst nach drei Wochen Behandlung war ich so weit wiederhergestellt, dass ich einigermassen normal schlafen konnte.

Um mich zu beschäftigen, schrieb ich ein kleines Theaterstück, «Mein Maultier, meine Frau und meine Ziege». Es handelte von dem spanischen Bauern Pelaqueso, der es liebt, in allen Einzelheiten, auch den unwesentlichsten, über Dorferlebnisse zu sprechen. Ohne es zu merken, kommt er bei all seinem Geschwätz zu der Meinung, Spanien müsse gegen den Faschismus kämpfen. An seiner Seite steht ein zweiter Mann, der gerade das Gegenteil von ihm ist, klar, wortkarg und nüchtern.

Ich hatte das zunächst auf Deutsch geschrieben. Da mich alle aufforderten, es ins Spanische zu übersetzen, um es aufzuführen, setzte ich mich mehrere Tage lang mit einem sehr intelligenten Katalanen hin, und wir brachten es in ein gutes Spanisch. Er schlug mir vor, den Freund des geschwätzigen Bauern Juan Razon zu nennen, das heisst: Hans Verstand.

Dann, eines Abends, wurde das Stück im Kino von Montroig aufgeführt. Ich sass zusammen mit Hans vorn in der Mitte. Der Saal war überfüllt. Viele Bauern waren gekommen. Den geschwätzigen Pelaqueso spielte ein kleiner, hässlicher Kerl mit dickem Kopf, der seine Rolle vorzüglich erfasst hatte. Wenn er wieder einmal ansetzte, einen nüchternen Gedanken des Hans Verstand mit einer weit ausholenden Dorfgeschichte zu beleuchten, so lachten die Bauern schon.

Dieser Erfolg auf einem spanischen Dorf hat mich mehr gefreut als alle literarischen Erfolge, die ich sonst gehabt hatte.

Die Feldwebelschule von Cambrils

Anfang Juni bis Ende September 1938

Schon bevor ich wieder ganz hergestellt war, besuchte mich Hans im Lazarett. Gegen Ende Mai war Modesto auf Urlaub, und Hans vertrat ihn als Kommandierender der Armeegruppe des Ebro. Da holte er mich eines Tages von Montroig ab und zeigte mir das Land.

Bei sonnigem Wetter fuhren wir hoch hinauf in das Bergland nördlich des Ebro und auf einer Kammstrasse entlang. Uns umgaben kahle Gebirgszüge und tiefe Täler, in denen hier und da etwas Landwirtschaft möglich ist und zwischen kümmerlichen Steinhäusern eine altersgraue

Dorfkirche steht. Links im Grunde schlängelte sich der Ebro entlang, teils tief in Felsen eingeschnitten, meist aber in einer Niederung.

Beim Stab der Armeegruppe traf ich Willi Bredel, den Schriftsteller, der als Politkommissar in Spanien war. Wir assen vergnügt im Freien.

Am Abend wollte Hans nicht den weiten Umweg über die Berge machen und bestellte sich ein Panzerauto.

«Wenn ich allein bin», sagte er, «klettere ich selbst in den Panzerwagen hinein, wenn ich im Ebro-Tal entlangfahre. Aber zwei passen nicht hinein.»

Als wir abfuhren, war es schon dunkel. Unserem Personenwagen folgte das schwere Panzerauto. Nach einiger Zeit liess Hans halten.

«Von der Biegung ab», sagte er, «kommen wir in Sicht der Schützen vom anderen Ufer. Daher werden die beiden Wagen nebeneinander fahren, rechts das Panzerauto, wir links in seinem Schutz.» Wir fuhren nun mit verminderter Geschwindigkeit auf der Strasse am stillen Ebro entlang. Ab und zu sah ich im unsicheren Licht der Nacht die Schützenlöcher rechts der Strasse. Kein Schuss fiel.

Anfang Juni 1938 wurde ich aus dem Lazarett entlassen, und Hans holte mich wieder selbst von Montroig ab.

«Ich habe einen Plan», sagte er. «Die Regierung hat aus ihrer schweren Niederlage im Aragon gelernt, dass unserer Armee doch noch einiges fehlt. Sie beschloss, die Offiziere und Unteroffiziere in Kursen zu schulen. Du musst dir das nicht so vorstellen, wie es noch im Jahre 1936 war, als die Internationalen Brigaden den spanischen überlegen waren, sowohl in der Führung wie in der Kampfleistung des einzelnen Soldaten. Die Spanier stehen jetzt gleichwertig neben unseren Internationalen. Es hat auch Fälle gegeben, wo spanische Einheiten besser kämpften als wir. Du weisst ja selbst, wie schlecht unsere früher so berühmte Elfte Brigade seit dem Herbst des vorigen Jahres geführt war. Wir als Deutsche müssen das offen anerkennen. Die französische Brigade unter Sagnier war innerhalb der Internationalen in dieser Zeit wahrscheinlich die beste. Als Ganzes haben die Internationalen nicht mehr die Bedeutung wie früher, und der Nachdruck liegt auf der Weiterbildung der spanischen Truppen. Ich möchte dir die Überwachung der gesamten Schulung unserer Division übergeben und dich gleichzeitig zum Leiter einer Feldwebelschule machen, die noch nicht besteht. Diese Feldwebelschule entspricht einer Feldkriegsschule der alten deutschen Armee. Deine Schüler würden Sargentos und junge Leutnants sein, die als Zugführer an der Front gewesen sind. Willst du das übernehmen?»

«Weisst du, dass ich schon 1916, während des Weltkriegs, Lehrer an einer Feldkriegsschule war? Ich nehme dein Angebot gern an.»

«Gut. Ich lasse ein Haus für deine Schule suchen. Bis es eingerichtet ist, kannst du im Schloss von Cambrils wohnen, in dem einige Verwaltungsstellen der Division liegen.»

Das Schloss von Cambrils war ein schmuckloser Bau in Obstgärten nahe dem Meeresufer. Am nächsten Morgen ging ich nach dem Frühstück durch den Hain von Apfelsinenbäumen zum Strande. Hinter einer Düne lag blau und still das Meer. Am Strand lagen Männer, andere badeten. Sie waren für Spanier zu gross, zum Teil auch blond.

Auch ich zog mich aus und ging ins Wasser. Als ich wieder herauskam, redete mich jemand auf Deutsch mit meinem Namen an. Das war ein Slowene, der an der Technischen Hochschule in Dresden studiert hatte. Er war Politkommissar der internationalen Batterie, die hier am Meeresstrand in Ruhe lag. Ein langer, schlanker Mann mit schwarzem Haar gesellte sich zu uns. Es war der Batterieführer, ein Ungar. «Genosse Renn», sagte er, «die meisten von uns sprechen Jiddisch oder Deutsch, so dass sie dich verstehen können, wenn du ihnen einen Vortrag hältst. Wir möchten von dir gern einen Kursus über die Infanterietaktik haben. Denn davon verstehen wir zu wenig.» Ich war einverstanden und begann an diesem Nachmittag.

Die Freiwilligen der Batterie sassen nackt an einem Dünenhang im Sonnenschein. Als ich zur Vernichtung der Ritterheere durch die Schweizer im ausgehenden Mittelalter kam, holte ich mir eine Anzahl meiner Zuhörer und gab ihnen Schilfrohr in die Hand, das ich dazu vorher gebrochen hatte. So liess ich sie den Angriff von Spiesser-Haufen vorführen, wie er bis zum Dreissigjährigen Krieg üblich war.

Dann zeigte ich, wie die Artillerie, die immer stärker und beweglicher wurde, die Infanterie zwang, ihre Taktik zu ändern.

Diese Änderung der Taktik geschah während der Zeit des Absolutismus langsam, während die Massenaushebung der Französischen Revolution eine sprunghafte Veränderung zur Folge hatte, wie das Friedrich Engels zum ersten Male beschrieben hatte.

Nach dem Vortrag liefen wir über den Strand ins Meer. Es hatte in diesen stillen Sommertagen nur ganz kleine Wellen und war am Ufer warm. Erst weiter draussen, wo man schwimmen musste, wurde es frischer.

So vergingen meine Tage im Schloss Cambrils mit Vorträgen, Baden und Spaziergängen mit den Artilleristen, die nette Leute waren, gut vom Charakter und voller Interesse.

Nach einer Woche erfuhr ich, dass meine Feldwebelschule nicht weit vom Schloss in einem Hause eingerichtet werden sollte, das zum Hafenviertel von Cambrils gehörte. Es lag aber nicht im Ort, der sich um den Hafen drängte, sondern etwas abseits, ein nettes Haus in einem grossen Garten. Eukalyptus-Bäume streckten ihre gedrehten Stämme hoch in den tiefblauen Himmel. Zum vorderen Tor hinaus kam man unmittelbar an den Strand mit seinem weisslichen Sand.

Bald nach mir traf das Personal der Schule ein: vier Mann Wache für das Haupttor, das französische Küchenpersonal, der Sanitäter, ein fröhlicher Arbeiter aus Paris, der spanische Schreiber, der Fahrer mit einem kleinen Auto und vor allem der Politkommissar Antonio Sanchez Barbudo. Ihn kannte ich schon aus der Alianza de los Intelectuales Antifascistas in Madrid. Ausserhalb seines Berufes als Ingenieur schrieb er Novellen. Lebhaft und jugendlich kam er an und setzte sofort alle in Bewegung. Gleich kümmerte er sich um die Verpflegung. Dann berieten wir die Unterbringung unserer Schüler. Im Hause war nur für die Lehrer Platz. Da blieb nichts anderes übrig, als Zelte aufzuschlagen, und die mussten wir sofort beantragen.

Nun kam ein junger Hauptmann. Er sollte den angehenden Zugführern das Kommandieren beibringen. Ferner erschien der Lehrer für Feldkunde, ein langer Italiener.

Schliesslich tauchte ein ältlicher Mann mit Brille auf, der aussah wie ein in Gewissenhaftigkeit ergrauter deutscher Beamter. Er meldete sich bei mir in einem recht mässigen Spanisch als Waffenlehrer und trug einen russischen Namen. Wir wunderten uns über ihn. Denn ausser einigen sowjetischen Beratern gab es in der spanischen Armee keine Sowjetrussen.

Ausserdem hatten wir vom Aussehen der Russen eine andere Vorstellung. Sie waren meist kräftige Leute mit geradem Blick und ganz unbürokratisch. Als ich ihn auf Russisch ein wenig ausfragte, erfuhr ich die Geschichte eines Menschen, der im Leben immer schief gelegen hatte. Seine grösste Dummheit war, dass er sich während des russischen Bürgerkriegs überreden liess, ins Ausland zu gehen.

«Ich liebe aber mein Heimatland», sagte er schlicht. «Wie soll ich zurück? Ich muss etwas tun, dass man sieht, wie ich es meine. Deshalb bin ich nach Spanien gekommen, um mit der Waffe in der Hand zu beweisen, dass ich ein wirklicher Antifaschist bin.»

Aber auch dieser Versuch drohte ihm zu misslingen. Die Spanische Republikanische Armee bestand aus recht jungen Soldaten. Für ihn, den Ältlichen, der so wenig Spanisch sprach, hatte man kaum Verständnis.

Den haben sie hierher abgeschoben, dachte ich. Vermutlich versteht er gar nichts von den Waffen. Ich werde ihn prüfen.

Die einzige Waffe, die ich zur Hand hatte, war eine Pistole. Die gab ich ihm in die Hand, und da ging in diesem gedrückten Menschen eine plötzliche Veränderung vor. Seine Augen begannen zu leuchten. Seine Hände zerlegten geschickt die Waffe, und geradezu mit Begeisterung begann er mir die Teile zu erklären. Da ich sofort sah, wie er die Technik beherrschte, hörte ich nur mit halbem Ohr hin und beobachtete seine unwillkürlichen Bewegungen. Da ging mir auf, was in diesem Menschen steckte: ein freundliches Gemüt, wenn auch menschlich sehr ungeschickt. Er würde meinen Schülern in seinem schlechten Spanisch nicht viel erklären können, für das Lehren der Handgriffe konnte ich keinen besseren haben.

Obwohl ich später öfters Beschwerden über ihn hörte, weil seine Erklärungen auf Spanisch nicht zu verstehen waren, hatte ich auf die Dauer mit ihm doch weniger Schwierigkeiten als mit meinem Feldkundelehrer. Auch ihn prüfte ich. Er konnte sprechen und beherrschte die Feldvermessung. Mit Schrecken aber sah ich, dass sein Wissen für unsere Verhältnisse unbrauchbar war. Um eine Entfernung festzustellen, wollte er erst eine Basis vermessen, um von ihr aus das Ziel anzupeilen.

«Aber Freund!» sagte ich ihm. «Der Soldat kann doch nicht während des Gefechts im Gelände herumlaufen und eine mathematische Aufgabe lösen, die selbst mir Schwierigkeiten machen würde, obwohl ich eine mathematische Begabung habe!»

Er versuchte mir einzureden, so würde das in allen Armeen gelehrt.

«Nein», erwiderte ich. «Und selbst wenn es so wäre, müsste man für unsere Spanier mit ihrer geringen Schulbildung etwas anderes, viel Einfacheres erfinden. Wie in anderen Ländern, so stehen auch hier die Telefonmasten 50 Meter auseinander. Man muss dem Soldaten dieses Mass einprägen. Er soll daran gewöhnt werden, sich nach Telefonmasten umzusehen und die gesuchte Entfernung mit einer entsprechenden Strecke der Telefonleitung zu vergleichen. Dann zählt er die Masten dieser Strecke und erhält die Entfernung. Dieses Verfahren unterscheidet sich vom herkömmlichen Entfernungsschätzen dadurch, dass es ein objektives, technisches Element enthält, was im Gefecht wichtig ist. Wenn der Soldat im Feuer liegt und ihn die Geschosse umschwirren, unterschätzt er leicht die Entfernung zum Gegner, wenn er überhaupt noch kühl denken kann. Ist er aber geschult, sich vorzustellen, wieviel Telefonmasten er bis zum Gegner setzen müsste, so kann er das auch in der Gefahr noch einigermassen richtig tun. Ausserdem lenkt ihn diese Frage von der Ge-

fahr ab und macht ihn kühl. Diese Methode des Zählens der Telefonmasten muss aber nicht nur einmal behandelt, sondern immer wiederholt werden, damit sich der Soldat daran gewöhnt zu rechnen: zwei Masten 100 Meter, drei Masten 150 Meter usw. Die Antwort muss gleich da sein. Der Soldat darf sich nicht mehr vor der Rechenaufgabe fürchten. Analphabeten können fast nie gut rechnen, sie haben aber ein gutes Gedächtnis.»

Er blickte zu Boden. Sicher hatte er noch nie daran gedacht, dass seine Lehren in der Gefahr brauchbar sein müssten.

«Ausserdem», fuhr ich fort, «gibt es für das Pistolenschiessen die einfache Regel, mit der Pistole nie auf einen Menschen zu schiessen, dessen Augen man nicht erkennen kann. Ähnliche Regeln müssen wir für das Schiessen mit dem Gewehr finden.

Es gibt eine Entfernung, die für den Infanteristen sehr wichtig ist: 400 Meter. Auf diese Entfernung trifft er vielleicht noch etwas. Daher muss man ihm immer wieder zeigen, wie stehende oder liegende Menschen in dieser Entfernung aussehen. Das muss man ihm ohne Gewehr zeigen, aber auch im Zielen, damit er lernt, wie gross der Mensch im Vergleich zu Kimme und Korn auf gerade diese Entfernung aussieht.»

Ich sah ihm an, wie er sich dagegen sträubte, Feldkunde in dieser praktischen Weise zu lehren. Da nützte ihm sein bisheriges Wissen nichts, und er musste selbst erst lernen.

Brauchbarer waren seine Kenntnisse in der Beurteilung eines Geländes für Angriff und Verteidigung. Aber auch da wollte er bei unseren armen Spaniern zu viel theoretisch abhandeln.

«Einmal», sagte ich ihm, «kaufte ich in Madrid ein Buch über das Schiessverfahren der Artillerie, natürlich, um zu erfahren, in welcher Weise eine Batterie in Spanien schiesst.

Das Buch begann mit einem langen Kapitel über die chemische Zusammensetzung des Pulvers. Das ist aber selbst für den Offizier gleichgültig, da er ja das Pulver nicht mehr aus Schwefel, Kohle und Salpeter zusammenmischt, sondern die fertigen Kartuschen aus der Fabrik erhält. Dann wurde im Buch die Flugbahn des Geschosses im luftleeren Raum eingehend erläutert. Dann kam das Schiessen im wirklichen, lufterfüllten Raum.

Nun erwartete ich, etwas über das wirkliche Schiessen zu erfahren. Aber hier endete das Buch. Ich bitte dich, keinen solchen Unterricht zu geben wie dieses Buch.»

Die Zelte kamen an, und die Wache, die noch nichts zu tun hatte, schlug sie auf. Alles war zum Empfang der Schüler bereit, als in der Nacht zum

12. Juni ein heftiges Gewitter losbrach. Ich blickte vorn aus dem Hause auf das Meer hinaus. Blitze zuckten und zeigten Augenblicke lang graue Wolkenballen über- und hintereinander. Der Sturm brauste und bog die hohen Bäume des Parks. Wie aus Kannen schüttete der Regen.

Am Morgen glänzte die Sonne auf alle diese Feuchtigkeit. Der Gefreite der Wache kam angerannt: «Vier von den Zelten sind zusammengebrochen! Der Sturm hat die Stöcke geknickt.» Während alle Hand anlegten, um die Zelte wieder aufzurichten, kam ein Lastauto, auf dem meine Schüler standen, ein paar Leutnants, die übrigen waren im Rang von Sargentos, Feldwebeln.

Sanchez Barbudo empfing sie in seiner feurigen Art und rief: «Wie seid ihr denn angezogen? Das geht ja nicht! Künftige Offiziere der Volksarmee können nicht in solchen zerrissenen Schuhen herumlaufen. Und diese Mützen! Das erste, was ich besorgen werde, sind Mützen und Schuhe!»

Er wandte sich an mich: «Genosse Luwirenn! Stellst du mir morgen dein Auto und einen oder zwei von den Schülern zur Verfügung? Dann fahren wir nach Barcelona und sehen, was wir kaufen können. Ich muss auch für die Verpflegung noch einiges besorgen. – Jetzt, Kameraden, zu euren Zelten! Dann werden wir uns waschen. Major Renn, ebenso wie ich, legen grossen Wert auf Sauberkeit! Später werde ich euch einiges über die Einrichtung der Schule erzählen. Also legt euer Gepäck ab und wascht euch!»

Nun zog der Posten am Wagentor auf. Das französische Küchenpersonal deckte den Tisch im Park mit weissen Tüchern und nettem Geschirr, so dass es wie ein Fest aussah.

Dann kamen meine Schüler, rasiert und mit gekämmtem Haar, und besahen lächelnd die gedeckte Tafel. Sanchez Barbudo hatte in aller Eile kleine Fische im Hafen gekauft und sie braten lassen. Es schmeckte vorzüglich.

Am Nachmittag begann er mit einer Prüfung, um den Bildungsgrad unserer Schüler festzustellen. Dazu setzte er sie an Tische im Schatten der Bäume und liess sie ihre Lebensläufe schreiben. Als ich später diese Schriftstücke las, schrieb ich mir gleich für eine Statistik heraus, wieviele Arbeiter, Bauern, Handwerker und andere Berufe da waren. Die meisten gehörten der Kommunistischen Partei an, da ' sich ihre Brigaden vor nunmehr fast zwei Jahren überwiegend aus kommunistischen Kreisen gebildet hatten.

Später gingen wir baden. Wer nicht schwimmen konnte, sollte es lernen. Das waren zwei Drittel, fast alle Kastilier, die im trocknen Innern

Spaniens leben, und keine Möglichkeit haben, es zu lernen. Daher beauftragte ich die guten Schwimmer unter den Katalanen, je zwei oder drei Kastiliern das Schwimmen beizubringen.

Am folgenden Tage setzte der Politkommissar seine Prüfungen fort. Vor allem handelte es sich um das Rechnen. Als ich hinzutrat, schüttelte er den Kopf: «Die Hälfte kann nur zusammenzählen. Einige verstehen abzuziehen, aber nicht zu multiplizieren. Nur ganz wenige haben das Teilen gelernt.

Ich will den Schülern mit den besten Fähigkeiten je drei bis fünf Schwächere zuteilen, so dass sich die Schüler gegenseitig unterrichten. Denn allein kann ich das nicht. Auch im Schreiben brauchen viele Nachhilfeunterricht, wobei ich gar nicht beachte, dass niemand die Rechtschreibung beherrscht. Allgemein haben die Katalanen die besten Schulkenntnisse. Katalonien war eben der wirtschaftlich fortgeschrittenste und am meisten industrialisierte Teil Spaniens. Die Kastilier können viel weniger, mit Ausnahme der Madrider. Am schwächsten sind die Andalusier. Dort unten haben Grossgrundbesitzer und Kirche die Bauern und Landarbeiter in einer besonderen Abhängigkeit und Unbildung gehalten. Es tut einem in der Seele weh, wenn man das sieht. Denn Andalusien war im frühen Mittelalter unter der mohammedanischen Herrschaft das entwickeltste Land Europas, mit einer glänzenden Medizin, feiner Pflege der Philosophie und Dichtkunst. Von dieser hohen Kultur ist infolge der Misswirtschaft der Könige und der Kirche nichts übriggeblieben!»

Am folgenden Morgen begann ich mit dem militärischen Dienst. Um 7 Uhr blies der Wachthabende Wecken. Dann kamen wir auf einem sandigen Fleck im Park zusammen, in Badehose oder Unterhose. Schon schien die Sonne.

Ich machte den Schülern Gymnastikübungen vor und liess sie das nachmachen. Niemand von ihnen hatte je einen solchen Unterricht gehabt, da es in den spanischen Schulen kein Turnen gibt und es auch unbekannt ist, dass jemand freiwillig körperliche Übungen macht. Diese Gymnastik dauerte nur eine Viertelstunde und gefiel den jungen Spaniern sehr. Sie fühlten sich wohl und frisch danach und liefen zu dem grossen Eisenbehälter hinten im Park, um sich zu waschen. Ich wusch mich da mit ihnen, weil ich wusste, dass die alte kirchliche Erziehung im ganzen Volk eine falsche Scham erzeugt hatte, die auch noch bei denen festsass, die schon Kommunisten waren. Sie sollten sehen, dass mir das Waschen des ganzen Körpers selbstverständlich war.

Danach frühstückten wir an unserer stets festlich gedeckten Tafel. Anschliessend liess ich die Schüler durch den Feldwebel vom Dienst ordentlich hinausführen. Gleich ausserhalb des Parks lag das breite Sandbett eines ausgetrockneten Flusses, in dem wir schanzen konnten, ohne Flurschaden anzurichten.

Obwohl diese jungen Leute schon über ein Jahr Gruppen und Züge an der Front führten, hatten sie noch nie ein modernes Verteidigungsfeld gesehen, wie sich herausstellte. Das stimmte mich sehr bedenklich. Dass aber keiner von ihnen imstande war, einen zusammenhängenden Befehl zu geben, verwunderte mich nicht, da das die jungen Fähnriche auch in der deutschen Armee nicht konnten.

Am Nachmittag gab es Waffenkunde bei unserm gutmütigen und eifrigen Russen und dann sogenannte Kultur beim Politkommissar. Sie bestand zunächst in Schreiben und Rechnen.

Nach dem Abendessen rief ich einen der jungen Leutnants und ging mit ihm am Strand spazieren. So wollte ich täglich mit mindestens einem persönlich sprechen und ihn kennenlernen. Der junge Mann gab sich etwas scheu und beantwortete gerade mal meine Fragen. Er war Bergarbeiter aus dem Norden, aus Asturien, und Kommunist. Seine Scheu kam daher, dass er noch nie mit einer Persönlichkeit wie mir gesprochen hatte. Ich merkte trotz seiner Zurückhaltung, dass er einen hellen Verstand besass und seine politischen Gedanken sogar recht klar ausdrücken konnte.

Unterdessen wurde es finster. Rechts zog sich ein Gebüsch von Rohr entlang. Links lag regungslos das Meer und verlor langsam die Farbe.

Plötzlich rechts hinter uns eine Explosion, eine zweite und noch zwei. Zwischen dem Krachen hörten wir das Surren eines Flugzeugmotors und sahen über uns einen Schatten nach dem Meer hinaus verschwinden. Da war ein Flugzeug mit abgestelltem Motor leise herangekommen, hatte irgendwo in der Nähe Bomben geworfen und flog nun wieder zurück nach den Balearen, auf denen die Faschisten sassen.

Wir kehrten sofort um und liefen auf unseren Park zu. Fern schrie jemand. War das ein Mann oder eine Frau?

Nun bogen wir in den Weg, der an unserm Park entlangführte. Da löste sich rasch eine Gestalt aus den Büschen und rief erregt: «Man hat die Haltestelle der Eisenbahn bombardiert! Ein alter Mann ist schwerverletzt, vielleicht tödlich! Auch mit einem Kind soll etwas sein.» Jetzt erkannte ich in der Dunkelheit einen unserer Schüler.

Zu dritt gingen wir zur Haltestelle. Links in den Büschen lief man umher und schrie aufgeregt. Ich blieb einen Augenblick lang stehen und er-

kannte, dass wir uns vor dem Garten befanden, in dem eine Schule für angehende Politkommissare untergebracht war.

Die Haltestelle lag zwischen Obstgärten wie im Walde. Sie hatte zwei Schuppen und einen kleinen Wasserturm, dessen Umrisse man gegen den Sternhimmel sah. Niemand war mehr zu hören und zu sehen.

Wir gingen zurück in unseren Park. Aus dem Hause hörte ich lautes Sprechen. Sanchez Barbudo sagte bei meinem Eintreten heftig: «Darüber wird jetzt nicht diskutiert! Ich werde eine Versammlung ansetzen. Auf der behandeln wir nur diese Frage!»

Er bemerkte mich und zog mich am Ärmel hinaus in die Dunkelheit: «Heute abend sind die Schüler ausgegangen, meist in das Hafenviertel, um etwas Wein zu trinken. Dabei hat sich ein Streit entwickelt: Die Katalanen fühlen sich ja den Kastiliern gegenüber kulturell überlegen. Fast alle unsere Lehrer im Schreiben, Rechnen und sogar Schwimmen sind Katalanen. Das lässt sich auch nicht ändern. Beim Wein – obwohl sie sicher sehr wenig getrunken haben – rühmte ein Katalane etwas taktlos ihre bessere Bildung. Da legten aber die Kastilier los: ‚Ihr mögt ja bessere Schulen haben, aber kämpfen könnt ihr nicht! Als Madrid im Herbst 1936 in tödlicher Gefahr war, ist aus Katalonien fast niemand zu Hilfe gekommen – Durutti mit seinen Anarchisten allerdings. Aber die rissen aus!»

«Ja», sagte ich. «Ich war selbst dabei, als General Kléber persönlich die Anarchisten aufhielt, die zurückgingen, ohne dass sie auch nur angegriffen wurden oder dass es schoss.»

«Das stimmt natürlich!» entgegnete er. «Aber wir dürfen es nicht in dieser Form sagen. Du kennst bestimmt das Lied von den vier noblen Generalen. Das hatte früher eine spöttische Strophe über die ausreissenden Anarchisten. Aber dann hat es das Politkommissariat von Madrid den Kommunisten verboten, das zu singen, weil es geeignet war, das Verhältnis zwischen den Volksfrontparteien zu stören. Heute Abend wurde die Sache noch schärfer dadurch, dass die Kastilier den Katalanen vorwarfen, sie wären Schuld an der Niederlage im Aragon. Dabei fielen solche Worte: ‚Eure Truppen haben nur dadurch nichts gelernt, weil ihr sie nie zu unserer Hilfe nach Madrid geschickt habt! Aber als eure verschlampten Katalanen die Front einfach aufgegeben hatten, da durften wir kommen, um euch zu retten!' Du kannst dir denken, dass der Streit recht erbittert war. Als sie zu mir kamen – und es ist gut, dass sie das taten –, habe ich ihnen erklärt, wie ein solcher Streit von Mensch zu Mensch nur dazu führen kann, sich gegenseitig die Köpfe einzuschlagen. Aber ausweichen

dürfen wir der Diskussion nicht. Ich bitte um dein Einverständnis, dass wir den Streit sachlich mit der ganzen Schülerschaft behandeln und dann einen Beschluss fassen, wie wir uns zu dem Problem stellen wollen. Auf jeden Fall darf für die falsche Kriegspolitik Kataloniens nicht der einzelne Katalane verantwortlich gemacht werden, sondern die katalanische Regierung. Dabei dürfen wir wiederum Companys als den noch amtierenden Präsidenten Kataloniens nicht nennen, obwohl er Mitschuld trägt. Glücklicherweise sind die meisten Schüler Kommunisten. Da wird es uns gelingen, die Gemüter zu besänftigen.»

Obwohl Sanchez Barbudo diese Sache sehr geschickt angriff, blieb dennoch zwischen den Kastiliern und den Katalanen eine gewisse Spannung bestehen, die aber dadurch gemildert wurde, dass bald persönliche Freundschaften zwischen beiden Nationen entstanden. Die meisten waren überdies recht gutherzige Burschen.

Nach wenigen Tagen Ausbildung in der Nähe des Hauses marschierten wir eines Morgens am Meeresufer entlang nach dem Cap de Salou, einem ins Meer vorspringenden, hügligen Gelände mit Wald. Dort liess ich einen modernen Angriff ausführen und zog dazu einen der Schüler nach dem anderen heraus, um ihn die Befehle geben zu lassen. Am Schluss dieses Übungsangriffs stiessen wir auf die Gräben der Küstenbefestigung, die gegen Landungsversuche der Faschisten angelegt waren. Ich zeigte sie ihnen und fragte: «Sind diese Gräben nach eurer Meinung zweckmässig gebaut?» Sie blickten hin und schwiegen.

Da liess ich sie in den Graben steigen. Er lag über einem Steilhang, unter dem sich eine stille, blaue Meeresbucht befand, ein ausgezeichneter Landungsplatz für Boote. «Denkt euch einmal», sagte ich, «ihr solltet auf die Boote schiessen, die, dicht besetzt mit Faschisten, dort unten heranschwimmen.»

«Das geht nicht», sagte einer. «Der Graben ist zu tief.»

«Das ist der erste Fehler. Ich sehe mehr.» Wieder kam niemand darauf.

«Erinnert euch doch», half ich ihnen ein, «dass wir bei unserem Angriff genau in die Flanke dieses Grabens kamen und ihn entlangschiessen konnten.» An den Gesichtern meiner Schüler sah ich, dass diese Erörterungen sie nicht interessierten. Sie begriffen die Wichtigkeit noch nicht. Da liess ich sie sich an eine Stelle setzen, wo man über eine gelbliche Düne weg das Meer in seiner ganzen Bläue liegen sah. Dort erzählte ich ihnen von der Schlacht bei Las Rozas im Januar 1937, wo das Schicksal Madrids erneut auf dem Spiele stand. Wir hatten im Wald von El Pardo die Bataillone Edgar André und Commune de Paris vor uns und rechts

das Bataillon Thälmann, das sich in einen genau wie hier gebauten Graben zurückzog und dort von zwei faschistischen Panzern zusammengeschossen wurde.

Das malte ich ihnen mit dem ganzen Grauen des Erlebten aus und rief: «Wer hat einen Gedanken, wie man das besser machen könnte?» Da wurde einer lebhaft, von dem ich es nicht erwartet hatte. Es war ein etwas tölpelhafter Mensch mit lustigen Augen. Seine Kameraden nannten ihn Gallego, weil er aus Galicien stammte, einer grossen Provinz in Nordwestspanien, die als besonders rückständig galt. Dieser Gallego bildete bei allen Gelegenheiten den Mittelpunkt kleiner Versammlungen, weil jeder die komischen Sprüche hören wollte, die er in treuherzigem Ton von sich gab. Man wusste nie, ob das kleine Eulenspiegeleien waren, oder ob sie aus einer heftig gefühlten Überzeugung stammten und nur falsch ausgedrückt waren.

Dieser Gallego also zeigte, wie er den Graben führen würde. Ich war verblüfft über diese schiefe Anlage, und die ganze Schülerschaft brach in Lachen aus. Aber ich fand, dass sein Gedanke einen sehr vernünftigen Kern hatte. Es fehlte nur an einer Stelle ein Knick.

«Wer hat etwas einzuwenden?» fragte ich.

Auf einmal wollten alle sprechen. Ich dachte mir: Jetzt werde ich euch aber hineinlegen! und liess sie reden. Vor allem freute ich mich, dass sie endlich wagten, etwas zu sagen.

Der Gallego stand indessen da und liess den Hohn seiner Kameraden über sich ergehen. Schliesslich fragte ich ihn: «Bestehst du noch auf deinem Graben?»

Er bewegte den Kopf und seine schelmischen Augen, war aber verlegen und sagte: «Wenn alle denken, es ist dumm ...»

«Alle?» sagte ich. «Nein, nicht alle. Ich bin für deinen Plan.»

Der Gallego wandte sich ganz zu mir und guckte, ob auch ich mich über ihn lustig machen wollte. Aber ich erklärte ihnen nun, dass der Plan wirklich gut war, wenn man ihn ein wenig veränderte. «Vor allem», sagte ich mit Nachdruck, «merkt euch: Jeder Graben ist gut, ausser den stumpfsinnigen Linien, wie sie immer wieder gebaut werden!» Nun waren wir von dem langen Herumlaufen im prallen Sonnenschein müde, rückten in den Schatten eines nahen Wäldchens und assen die kalte Verpflegung, die mein Auto herausgebracht hatte.

Am Nachmittag besichtigten wir noch weitere Abschnitte der so gedankenlos angelegten Küstenbefestigung und gingen dann ins Meer baden.

In der Bucht neben der Punta de Salou erstreckte sich ein besonders breiter Strand. Das Meer war in der seichten Bucht warm wie in einem

Wannenbad. Erst wenn man Hunderte von Metern hineinwatete, wurde es kühler, und man verlor den Grund unter den Füssen. Für das Schwimmenlernen war dieser Fleck sehr geeignet.

Erst spät am Nachmittag marschierten wir zurück nach Cambrils.

An diesem Abend begann Sanchez Barbudo mit seinem Unterricht über die Geschichte Spaniens. Davon wussten die Schüler nichts. Man sollte annehmen, dass die erst vor wenigen Jahren verjagte Dynastie wenigstens dafür gesorgt hätte, dass der Spanier die Namen der Könige und ihre Taten kennenlernte. Selbst das tat sie nicht. Ich wusste über die spanische Geschichte mehr als meine Schüler, hörte mir aber die Geschichtsvorträge mit an. Sanchez Barbudo sprudelte die Worte vor Begeisterung heraus und belebte alles mit Anekdoten. Dabei war dieser Politkommissar kein einzigartiger Mensch, sondern er verkörperte den typischen fortschrittlichen Intellektuellen Spaniens, parteilos, aber von der Notwendigkeit des Neuen aufs Tiefste überzeugt.

Ausser dieser Schule hatte Hans mir noch die Unteroffiziersschulen unterstellt, bei jeder Brigade gab es eine. Gelegentlich musste ich zu ihnen fahren. Eines Morgens, als ich keinen Taktikunterricht zu geben hatte, setzte ich mich in meinen kleinen Wagen und fuhr los. Da meine Feldwebelschule weit hinter der Front lag, die Brigadeschulen sich aber ziemlich weit vorn befanden, hatten wir einen beträchtlichen Weg. Nach einiger Zeit kamen wir in wildzerrissenes Gelände. Schliesslich lief die schmale Strasse zwischen senkrechten Felsen und an jähen Abgründen entlang.

«Wenn uns nur kein Wagen begegnet!» sagte mein Fahrer. «Hier zu wenden, ist unmöglich, und Ausweichstellen, zu denen man rückwärts fahren könnte, gibt es auch nicht.» Glücklicherweise trafen wir nur einen Bauern mit seinem Esel. Aber auch der machte uns Schwierigkeiten und hielt uns ziemlich lange auf. Ich überlegte mir unterdessen, wo die Schule ihre Gelände-Übungen abhielt. Hier gab es ja kein Stück ebenes Land.

Schliesslich kamen wir vor ein ziemlich grosses Haus. Ich trat in einen Flur. Kein Laut war zu hören. Ich klopfte an eine Tür und an eine andere. Das Haus schien verhext zu sein. Schliesslich trat ein Leutnant aus einer Tür. Im Zimmer hinter ihm sah ich gebeugt die Unteroffiziersschüler sitzen und krakeln.

«Wir sind gerade bei den schriftlichen Prüfungen», sagte der Leutnant. Seine Art war die eines Lehrers. Wie mochte er das machen bei seinen Schülern, die sicher noch weniger Schulbildung hatten als die meinigen?

«Hast du ihnen schriftliche Fragen gegeben?»

«Ja», antwortete er, «hier sind sie.» Er reichte mir ein Blatt. Als erste Frage stand: Wieviel Arten der Verteidigung gibt es?

O weh! Ich hätte diese Frage nicht beantworten können! Es gibt so viele Arten der Verteidigung, wie derjenige, der ein Taktikbuch geschrieben hat, voneinander zu unterscheiden für notwendig hält. Diese Frage konnte man nur beantworten, wenn man das Buch auswendig gelernt hatte. Das ist leider derselbe Unsinn, der den Soldaten in Deutschland vor dem Weltkrieg eingepaukt wurde.

«Das ist Theorie», sagte ich. «Wo machst du die Bewegungen im Gelände?»

«Hier gibt es keine Möglichkeit dazu», antwortete er.

«Wie bringst du den Unteroffizieren dann aber die praktischen Regeln des Gefechts bei, die Zwischenräume einzuhalten, das Entfernungsschätzen, die gegenseitige Feuerunterstützung, das Verhalten auf Patrouille?»

«Wir können nur in der Klasse lernen», antwortete er. «Da nehmen wir ein Buch durch.»

«Das habe ich schon verstanden. Aber das Buch ist nur eine nebensächliche Hilfe im Taktik-Unterricht, sozusagen die Schale, in der die Nuss, die brauchbaren Kenntnisse drinstecken.» Er redete weiter von seinem Buch, das in der Armee eingeführt wäre, und blickte mich dabei feindselig an. Da wurde mir klar, dass er vom praktischen Gefecht nichts verstand.

Vielleicht hatte man ihn deshalb als Leiter zu dieser Schule gesandt, weil man dachte, ein Lehrer müsse doch Unterricht geben können! Und dabei war nun dieses schematische Lernen herausgekommen. Ich konnte ihm nichts erwidern, denn sein Versagen war vermutlich nicht seine Schuld.

Bei den anderen Unteroffiziersschulen fand ich denselben wertlosen Paukbetrieb. Als Hans in diesen Tagen zu mir kam, berichtete ich ihm darüber. Auch er wusste keinen Rat. «Ich kann doch die Offiziere mit den praktischen Kenntnissen nicht aus der Front herausziehen, zumal sie vielleicht als Lehrer versagen!»

Eines Tages erschien ein spanischer Oberstleutnant, dem alle Schulen des Armeekorps unterstanden. Ich zeigte ihm meine Tageseinteilung. Erstaunt fragte er: «Sind das nicht zu wenige Dienststunden, die Sie angesetzt haben?»

«Wenn man nur schematisch auswendig lernen lässt, zum Beispiel die Zahl der Angriffs- und Verteidigungsarten, wie sie in einem Lehrbuch

zu finden sind, so kann und muss man allerdings viel mehr Stunden ansetzen. Aber mir scheint das nicht die Aufgabe einer solchen Schule zu sein, sondern sie besteht vor allem darin, das Führen einer Truppe und die Befehlstechnik zu lehren. In jeden Tag neuen Formen muss man das im Gelände üben. Das macht unsere ungeschulten Schüler sehr müde, und diese vielen kleinen Erfahrungen müssen sich im Geist unserer Schüler setzen. Wenn ich nun ausser diesem Unterricht viele Stunden schematischer Theorie ansetzte, so würden die Schüler von der Verarbeitung erlebter Vorgänge auf reines Wortwissen hin abgelenkt. Wenn dann ein solcher Schüler geprüft würde, wären wir zufrieden, wenn er bewiese, dass er ein gutes Gedächtnis hat. Aber an der Front erwartet man, dass der junge Mensch mit besseren Führerfähigkeiten von der Schule zurückkommt.»

Sanchez Barbudo war dazugetreten. Er nickte sehr entschieden und setzte dem Oberstleutnant in seiner lebhaften Weise auseinander, dass mein System besser wäre als das traditionelle spanische.

Der Oberstleutnant war ein älterer, freundlicher Herr. Er war durch unsere energischen Ansichten so eingeschüchtert, dass er mit ängstlichem Gruss in seinen Wagen stieg und abfuhr. Kaum war er verschwunden, als Sanchez Barbudo offen zu lachen begann. «Das sind unsere altmodischen Pädagogen!» rief er.

«Aber Antonio», sagte ich, «du bist im Irrtum, wenn du annimmst, das wäre nur in Spanien so. Bei uns in Deutschland habe ich Unterricht über das Linnésche System der Pflanzen gehabt. Da wurde mit unheimlicher Zeitverschwendung gepaukt, welche Pflanzen wieviel Staubgefässe in der Blüte haben. Aber die Pflanzen selbst habe ich nicht kennengelernt. Das ist dasselbe wie hier auf den Kriegsschulen. Gemessen am Formalismus und Stumpfsinn des Unterrichts damals in den deutschen Kasernen, dagegen ist Spanien noch Gold.»

Vielleicht hatte der in die Flucht geschlagene Oberstleutnant einen sowjetischen Militärberater gegen mich mobil gemacht. Jedenfalls kam der kurze Zeit darauf angefahren und wollte mich überreden, jeden Tag acht bis zehn Stunden Unterricht anzusetzten.

«Aber Genosse», erwiderte ich, «junge Menschen, die nie eine richtige Schule besucht haben, können dem Unterricht nur eine kurze Zeit folgen. Man erzielt mit einem Übermass an Stunden nur Papageien, keine militärischen Führer.»

Zwar wollte dieser ziemlich junge Berater das nicht wahrhaben, ich gab jedoch nicht nach und liess meinen Unterricht so, wie er gewesen war. Aber der Berater wollte auch nicht nachgeben und kam eines Tages ins Gelände, als ich gerade den Angriff auf einen Hügel ausführen liess

und dann den Schülern die Verteidigungsstellung zeigte, um ihnen klarzumachen, wie schwer eine geschickt mit Flankierungen und Überschiessen aufgebaute Stellung einzunehmen ist.

Der Berater stand stumm da und liess sich durch seinen Begleiter jedes Wort aus dem Spanischen ins Russische übersetzen.

Als wir eine Pause machten, kam er heran: «Die Stellung, die Sie analysiert haben, war meisterhaft ausgesucht und eingeteilt.» Seitdem redete er mir nicht mehr herein, sondern schien einen höhergestellten Berater auf uns aufmerksam gemacht zu haben. Das war ein festgebauter Oberst mit rein Moskauer Aussprache des Russischen. Er kam mitten in den Schiessdienst hinein.

Ich musste erst aus dem Geschäftszimmer geholt werden. Als ich aus dem Park trat, sah ich, wie er einem unserer Feldwebel etwas zeigte. Dabei rannte er herum, warf sich in den Sand und redete dazu eifrig.
Das war ein Mann nach meinem Geschmack!

Dann führte ich ihm meine Methode des Führungsunterrichts vor. Das gefiel ihm. Er lächelte und ass dann mit uns zu Mittag. Ich hatte mich durchgesetzt.
Sanchez Barbudo fuhr öfters nach Barcelona zu seiner Frau, einer Deutschen. Eines Abends kam er mit einem Grammophon und Schallplatten zurück. Unterdessen waren einige unserer Schüler vom Abendbummel gekommen und in die Halle des Hauses getreten. Unter ihnen befand sich der Gallego, der noch nie ein Grammophon gesehen hatte und es interessiert betrachtete. «Nun spiel mal was auf deiner Pfeife!» sagte er dem Politkommissar.

«Aber Mann, das ist doch keine Pfeife, sondern ein Grammophon!»
«Also, dann spiel mal was auf deinem Grammophon!» Unterdessen suchte ich Platten aus. Was mochte zu diesem Naturburschen von Gallego und den anderen sprechen? Da waren Lieder von Richard Strauss. Diese spätbürgerlich-ästhetische Musik war sicher nichts für sie. Vielleicht das hier: die Ouvertüre zu «Lohengrin» von Richard Wagner.

Ich legte die Platte auf. Die Schüler setzten sich vor das Grammophon und horchten. Der Gallego hatte sich vorgeneigt und lauschte begierig, ohne sich zu regen.

Es kamen die endlosen Wiederholungen der Motive. Da wandte er sich plötzlich zu mir um und sagte enttäuscht: «Wann geht denn da endlich was los?» Sanchez Barbudo brach in Lachen aus. Er konnte sich gar nicht wieder fassen: «Mit welcher Sicherheit der Gallego herausgefunden hat, dass Wagner nichts ist als leerer Prunk!»

Ich suchte weiter nach etwas Vernünftigerem, hatte aber das Gefühl, dass diese ganze bürgerliche Musik nicht zu diesen Offiziers-Anwärtern

sprach. Da erinnerte ich mich, dass in meinem Zimmer eine Platte lag, die Ernst Busch mit dem Chor des Thälmann-Bataillons aufgenommen hatte. Es waren die «Moorsoldaten», das Lied aus dem Konzentrations-Lager Esterwegen. Ich rannte hinauf und holte die Platte.

Wieder beugten sich die jungen Leute vor und lauschten. Da ging es auf Deutsch los:

> Wohin auch das Auge blicket, Moor und Heide nur ringsum. Vogelsang uns nicht erquicket, Eichen stehen kahl und krumm. Wir sind die Moorsoldaten Und ziehen mit dem Spaten Ins Moor.

Sie begannen sich im Rhythmus zu bewegen. Ihre Augen wurden lebhaft. Der Gallego nickte und sagte befriedigt: «Das ist ernst und schön!» Worauf Sanchez Barbudo meinte, unsere halben Analphabeten hätten ein sichereres Urteil als mancher Kunsthistoriker.

Nach zwei Monaten hielten wir die Abschluss-Prüfungen ab. Zwei Tage später, am 11. Juli, kamen die Schüler des nächsten Kurses. Unter ihnen waren einige besonders auffallende Leute. Da war ein Friseur aus Barcelona, der seine Kunden in jeder gewünschten Form aufmachen konnte.

«Wenn jemand kommt», erzählte er, «und will wie Clark Gable aussehen, so mach ich ihn zu Clark Gable. Andere ziehen Douglas Fairbanks vor.»

«Sind es denn immer nur amerikanische Filmschauspieler, denen die Leute gleichen möchten?»

«Das ist so», antwortete er. «Der typische Dummkopf oder Angeber, der am Sonntag wie ein richtiger Herr aussehen will, glaubt, dass der amerikanische Filmschauspieler wie ein wirklicher Herr aussähe. Wenn aber einer etwas in sich trägt, Charakter, der will nur das Haar gut geschnitten haben. An den Dummköpfen habe ich gut verdient, die anderen sind mir lieber.»

Das war ein gescheiter Beobachter seiner Umwelt. Er hatte übrigens ausser einer gewissen Gepflegtheit nichts von einem Friseur an sich, war freimütig und energisch. Neben diesem schlanken Mann wirkte ein anderer im Stehen als erstaunlich kurz geraten, der Kunsttischler Riba. Er hatte ein Gesicht, das einen durch seine freundliche Klugheit anzog. Dieser

Mensch tat gar nichts, um sich in Szene zu setzen, war aber binnen weniger Stunden der König unter den anderen, was er nicht zu bemerken schien und sicher nicht beabsichtigte.

Mir fiel ein anderer schlanker, bräunlicher Mensch mit ungemein schmalen, schönen Händen auf. Sein Gesicht war lang und ebenmässig. Sanchez Barbudo bezeichnete ihn einfach als Araber, obwohl er einen rein spanischen Namen trug. «Er ist ein Andalusier», sagte er. «Dort hat die stärkste Vermischung mit den Arabern stattgefunden.» Dieser zart aussehende Mensch war ein Bauer und stammte aus besonders dürftigen Verhältnissen. Als ich ihn befragte, erfuhr ich, dass er schon ziemlich lange ein sehr entschiedenes Mitglied der Kommunistischen Partei war.

Beim Lernen machte er uns mehr Schwierigkeiten als irgendein anderer, denn nur in der Gymnastik konnte er etwas.

Sanchez Barbudo brachte mir seinen Lebenslauf. «Sieh dir das an! Dieser Araber kann so gut wie nicht schreiben. Drei Zeilen hat er sich abgequält, und die sind voller Fehler. Ich werde ihn zu Riba geben. Das ist der Schüler mit der bei Weitem besten Bildung und auch einer Lehrbegabung. Ich frage mich nur, ob es ein Irrtum der Truppe gewesen ist, diesen Araber auf unsere Schule zu schicken. Oder steckt etwas anderes in ihm?»

Riba war ein Mensch mit Geduld. Er sass stundenlang mit dem Araber zusammen, vor allem, um ihm auch nur etwas Rechnen beizubringen. Da kam fast nichts heraus, obwohl sich der Araber grosse Mühe zu geben schien.

So begann unser zweiter Kursus.

Eines Abends hörte ich im Park einen Wagen vorfahren. Als ich zum Fenster hinausblickte, sah ich zuerst einen blonden Soldaten und einen Schwarzen aussteigen. Der Blonde war der andalusische Fahrer von Hans, der Schwarze war Pedro Espinola, der Schneider aus Havanna. Und da kam auch Hans schon die Treppe herauf und rief lachend: «Zuerst möchte ich einmal baden! Dann muss ich dir etwas mitteilen.» Ich holte ihm eine Badehose.

Schon ging die Sonne unter. Die Luft war warm und still. Hans schwamm mit grossen Zügen hinaus. Ich hatte an diesem Tage schon zweimal gebadet und wartete am Ufer, gespannt, was er mir sagen wollte. Munter stieg er ans Land, rieb sich ab, und wir gingen durch den Park zurück.

«Pedro!» rief er, «bring doch mal den Wein hinauf!» Wir setzten uns oben ans offene Fenster mit dem Blick über die schattenhaften Bäume

aufs dunkle Meer, über dem der Mond aufstieg, zuerst rot, dann immer heller.

«Wir hatten in diesen Tagen», sagte Hans, «grosse Besprechungen im Stab der Armeegruppe von Modesto. Nachdem die Faschisten bei ihrer grossen Offensive im Anfang April das Meer erreicht hatten, begnügten sie sich unserer Armee gegenüber mit der Linie des Ebro, während sie das Meeresufer entlang weiter nach Süden vorstiessen, um Valencia einzunehmen. Am 15. Juni ist Castellon, etwa achtzig Kilometer nördlich Valencia, gefallen. Als sie aber weiter vorgehen wollten, stiessen sie auf unsere unterdessen ausgebauten Stellungen in den Obstgärten der Niederung. Dort hatte man zum erstenmal eine moderne Verteidigungszone eingerichtet, wie wir sie schon vor zwei Jahren in der Schlacht bei Las Rozas propagierten. Aber du weisst, dass Largo Caballero damals unbelehrbar an der veralteten Verteidigung in einer einzigen durchlaufenden Linie festhielt. Die Verteidigungszone vor Valencia wurde nach französischen Lehren angelegt. Davor holten sich die Faschisten blutige Köpfe. Aber Franco – oder richtiger gesagt, Hitlers Generalstab – wollte Valencia unbedingt nehmen. Seit dem 8. Juli greifen sie die Verteidigungszone mit starken Kräften an. Bisher sind sie nicht vorwärtsgekommen. Trotzdem müssen wir hier an der katalanischen Front etwas tun, um Zentralspanien zu helfen. Dazu ist ein kühner Plan ausgearbeitet worden. Die Armeegruppe von Modesto will den Übergang über den Ebro erzwingen.»

«Aber der Fluss ist mächtig breit und tief, und wir besitzen keine Schwimmpanzer!»

«Das ist natürlich eine grosse Schwierigkeit. Wir müssen sie eben mit den Mitteln überwinden, die wir haben. An einigen Stellen ist sogar der Übergang nicht schwer. Es gibt Niederungen mit Rohr und Gebüsch, in denen die Faschisten nicht unmittelbar am Ufer liegen, weil es da zu sumpfig ist. Dort sind wir mit Patrouillen schon öfters drüben gewesen.»

«Da soll ich wohl den Kurs beenden und die Schüler an die Front schikken?»

«Im Gegenteil. Die Schulen dienen uns als Führer-Reserven. Bilde ruhig weiter aus. Wenn uns dieser Vorstoss am Ebro gelingt, so müsste die Welt anerkennen, dass wir eine erstklassige Armee sind. Es gibt sowieso Anzeichen dafür, dass unsere Infanterie besser ist als die Francos. Da zeigt sich der Unterschied zwischen einem Kampf für fremde Ziele und dem für nationale und soziale Befreiung. Leider arbeiten die französische und englische Regierung noch immer an unserem Untergang. Unsere Er-

nährungslage wird schwierig.» Der Mond war hinter einer dunklen Baumkrone verschwunden. Ein ganz leichter Seewind strich zum Fenster herein, nur angenehm, nicht kühl.

«Also», sagte er und erhob sich, «das werden grosse Tage! Ich befürchte nur schwere Verluste.»

Am nächsten Morgen machte ich eine taktische Übung gleich ausserhalb des Parks. Da war ja ein breites, ausgetrocknetes Flussbett.

«Denkt euch», sagte ich, «dieser Fluss wäre voll Wasser! Nun wollen wir uns einmal überlegen, wie wir ihn überqueren können. Der Angriff über einen grossen Fluss ist eine recht schwierige Angelegenheit. Welche Vorbereitungen müssen wir treffen, um hinüberzukommen?» Wir besprachen, wie man Boote heranbrächte, und wo man sie bis zum Angriff verbergen könnte.

«Aber», fragte ich, «vielleicht haben wir keine Boote. Was dann?»

«Da muss man hinüberschwimmen.»

«Kannst du so gut schwimmen, dass du mit dem Gewehr hinüberkommst?»

«Nein.»

«Also seien wir genauer: Wie können ohne Boote auch die hinüberkommen, die nicht gut schwimmen?»

«Man muss ein Tau hinüberziehen», sagte der sonst so schweigsame Araber.

«Wozu?»

«Daran greift man sich hinüber.»

«Guter Gedanke! Aber wie bekommst du das Tau hinüber?

Ein Tau, an das sich viele anhängen, muss ziemlich stark sein.»

«Da muss ein guter Schwimmer mit einem festen, aber dünnen Strick hinüber. An dem zieht er dann das Tau nach.»

Riba starrte den Araber an, der ihm im Schreiben und Rechnen sonst solche Schwierigkeiten machte. Der Araber verblüffte ihn und imponierte ihm wohl auch. Er begann zu lächeln und blickte zu Boden.

Auch mich beeindruckte der Araber, wie er plötzlich, gerade bei den schwierigsten Dingen, aufzuwachen schien und für alles einen praktischen Rat wusste. Nun begriff ich, weshalb seine Truppe diesen feingliedrigen, etwas rätselhaften Menschen zu uns gesandt hatte. Während seine Kameraden es meist verstanden, um die Probleme herumzureden, konnte das der Araber überhaupt nicht. Aber dieser den leeren Worten unzugängliche Mensch hatte einen grossartigen praktischen Verstand. Er war vermutlich auch ein guter Führer.

Nach dieser Übung sprach ich Riba an: «Was sagst du nun zu unserem Araber?»

«Der kann mehr als ich!» erwiderte er. «Das, was er versteht, ist in seinem Leben wichtiger als das bisschen Bildung, das ich ihm bieten kann. Ich freue mich immer, wenn einer mir ehrlich überlegen ist.»

Am Abend des 22. Juli kamen einige Schüler aufgeregt vom Abendbummel ins Haus und erzählten, sie hätten auf der Bahnstation zwei Züge mit neuen Kanonen nach der Front durchfahren sehen. Auch mein Fahrer berichtete nach einer Fahrt zur Intendantur, eine Menge neue Panzer führen nach vorn. Ich schwieg dazu, und meine Schüler merkten noch immer nichts. Zwei Tage später brachte man uns mit der Post ein gedrucktes Flugblatt:

An die Kämpfer der 45. Division

Kameraden! Das Angriffssignal ist ertönt. Unser Volksheer beendet seine Periode des heldenhaften Widerstands, um zur Wieder-Eroberung unseres Bodens anzutreten. Denkt daran, dass vom Schicksal Spaniens der Frieden und das Wohlergehen aller Länder der Welt abhängen.
Es lebe die Unabhängigkeit Spaniens!

Der Kommissar der 45. Division: J. Sevil
Der Oberstleutnant und Kommandeur der 45. Division: Hans

An diesem Tage hielten wir unsern Unterricht in der gewohnten Weise ab. Kurz vor dem Abendessen kam der Schreiber in einer Aufregung, die er sonst nicht zeigte. Er hielt auf jugendliche Eleganz und konnte sich daher nicht so rasch bewegen. «Man sagt uns, unsere Armee ist dabei, den Ebro zu überschreiten. Bei unserer Division soll es nur zum Teil gelungen sein.»
Ich wandte mich an Sanchez Barbudo: «Das beruhigt mich sehr. Wenn es auch nur zum Teil gelungen ist, so bewundere ich diese Leistung.»

«Dort kommt einer vom Stab des Armeekorps! Du kennst ihn wohl? Es ist einer unserer jungen Schriftsteller.»

«Willkommen!» rief ich ihm entgegen. «Kommst du mit guten Nachrichten?»

«Mit sehr guten! Die beiden Korps unserer Armeegruppe, das XV. und das V, sind über den Ebro. Auf der ganzen Front ziehen sich die Faschisten zurück. Sie sind völlig überrascht worden!»

«Ach!» rief Sanchez Barbudo, «da kommen gerade unsere Schüler zur Abendmahlzeit. Erzähl ihnen, was du uns gesagt hast! Kriegst auch etwas zu essen!» Die Schüler waren schon in Erregung. Kaum hatte unser Gast seine Nachricht mit lauter Stimme verkündet, als die Stimmen zu schwirren begannen.

Mich interessierte, ob der Übergang ungefähr so ausgeführt worden war, wie wir es besprochen hatten, und fragte unseren Gast danach.

«Wir hatten am Fluss nicht genügend Boote», antwortete er. «Da transportierten wir vom Meeresufer Fischerboote zum Fluss und haben sie unter Bäumen und im Gebüsch verborgen. Zum Teil hatten wir auch richtige Pontons. Seile und Draht lagen bereit. Sie sind von Schwimmertrupps hinübergespannt worden. Das taten sie so leise, dass die Faschisten an vielen Stellen nichts bemerkt haben. Jetzt sind unsere Truppen im Vorgehen gegen die Höhen des jenseitigen Ufers. Die Faschisten haben aber schon ihre Flugzeuge geschickt und bombardieren die Übergangsstellen. Wir bauen schwimmende Laufstege und auch Brücken, damit unsere Panzer hinüberkommen.»

«Hast du das gehört?» rief ich dem Araber zu. «Deine Vorschläge von neulich haben sich bewährt!»

«Ich habe es gehört», sagte der Araber mit seiner tiefen, klingenden Stimme.

«Aber ist es überall mit dem Schwimmen so glatt gegangen?»

«Leider», antwortete unser Gast, «sind einige junge Offiziere ertrunken. Sie konnten nicht schwimmen. Um ein gutes Beispiel zu geben, sind sie trotzdem voraus ins Wasser. Sie sind untergegangen.»

Die vorher so lauten Stimmen waren plötzlich nicht mehr zu hören. Alle blickten auf ihre Teller. Das Schweigen war bedrückend. Manche dachten wohl: Wer weiss, wie es mit mir stünde, wenn ich dabeigewesen wäre?

Unsere Armeegruppe hatte beim Übergang 5'000 Gefangene gemacht sowie 17 Geschütze und 150 Maschinengewehre erbeutet.

Gerade unsere Division war allerdings am schlechtesten vorwärtsgekommen. Die französische Vierzehnte Brigade sollte den Ebro an der Mündung bei Tortosa überschreiten. Es gelang ihr auch. Aber jenseits stiess sie auf eine ganze faschistische Division. Major Sagnier konnte eine solche Überlegenheit des Gegners natürlich nicht gleich erkennen und versuchte, seine Brigade trotz des heftigen Widerstandes vorwärtszubringen. Er musste aber zurück. Dieser Misserfolg auf dem linken Flügel der Front hemmte die Offensive beträchtlich. Nun setzten die Faschisten ihre gesamte Fliegerei gegen die Flussübergänge ein und warfen in den nächsten Wochen jeden Tag zehntausend Bomben darauf. Nur selten haben sie die Brücken selbst getroffen.

Viel mehr Schaden richtete es an, als sie die Schleusen bei Camarasa öffneten und durch dieses künstliche Hochwasser einige von den Schiffsbrücken wegrissen. Aber die Armeegruppe Modesto blieb weiterhin im

Vorgehen. Die Verluste an Offizieren waren ziemlich niedrig, so dass ich meinen Kurs in Ruhe fortführen konnte. Das Flugzeug, das schon die Bahnstation von Cambrils bombardiert hatte, kam nun jede Nacht. Es traf nur einmal die Gleisanlagen und richtete wenig Schaden an. Die Bomben fielen in die Obstgärten und jagten der Bevölkerung Schrecken ein.

In einer dieser Nächte kam der Leiter der Schule der Politkommissare in grosser Erregung zu mir. «Ihr habt es hier gut!» rief er. «Eure Schule liegt ein paar hundert Meter weiter von der Station entfernt. Bei uns macht das allnächtliche Bombardieren die jungen Leute ganz nervös. Heute haben sie sich besonders erschreckt. In einem der Obstgärten stand ein Häuschen, in dem eine Witwe mit ihrer Tochter wohnte. Als die Bomben fielen, glaubte einer meiner Schüler einen Schrei zu hören. Kaum war der Flieger fort, als einige auf die Suche gingen. Sie fanden das Häuschen zerstört und in seinen Trümmern die beiden Frauen tot. Das hat wahrscheinlich jetzt in der Nacht besonders gräulich ausgesehen. Die jungen Männer kehrten ganz verstört zurück. Einige haben erklärt, sie könnten diese Nacht nicht schlafen, und wollten in ein Haus, wo Licht ist. Ihr habt doch ein Grammophon. Können wir zu euch herüberkommen?»

«Natürlich. Ihr seid uns willkommen.»

Nach einer Viertelstunde hörte ich sie draussen trappeln und führte sie in die Halle, wo Sanchez Barbudo gleich eine Platte auflegte. Er spielte zwei Stücke und rief dann: «Jetzt werde ich euch Geschichten erzählen, Anekdoten vom Hof des letzten Königs!» Er konnte so geistreich erzählen, dass alle barsten vor Lachen, so dass die jungen Leute spät und beruhigt in ihre eigne Schule zurückzogen.

In der zweiten Woche des August brachten die Zeitungen bedenkliche Nachrichten aus dem Fernen Osten. Dort sah es so aus, als ob ein grosser Krieg bevorstünde. Hitler mischte sich in Europa offen in den Spanischen Krieg ein, ohne dass ihn England und Frankreich im Geringsten daran hinderten. Da glaubte anscheinend Japan, auch dreist sein zu können und griff von Korea aus den Zipfel des sowjetischen Landes südlich Wladiwostok an. Das tat Japan mit grossen Einheiten seiner Armee und ohne Kriegserklärung.

Nach einigen Tagen kamen sehr verschwommene Nachrichten über schwere Kämpfe dort. Wie sich erst später herausstellte, setzte die Rote Armee schon nach recht kurzer Zeit zu einem Gegenstoss an und schlug die Japaner so gründlich zurück, dass sie diesen unerklärten Krieg sofort aufgaben und so taten, als wäre nichts geschehen.

Mir erschien das von grosser Bedeutung auch für uns in Spanien. Endlich war da eine Macht, die den Faschisten die Faust zeigte. Merkwürdigerweise schienen aber die meisten unserer Freunde die Bedeutung der sowjetischen Abwehr eines japanischen Überfalls nicht wirklich zu verstehen und nicht wichtig genug zu nehmen.

Mitte August hatten wir die Abschlussprüfungen des zweiten Kurses. Die Schüler verliessen uns auf einem Lastauto und winkten uns Lehrern fröhlich zu.

Hans liess mir sagen, er wüsste noch nicht, ob ein weiterer Kurs stattfinden würde.

Ich lebte in den nächsten Tagen friedlich, badete, las und schrieb. So hatte ich auch am 25. August mit den unbeschäftigten Lehrern zu Abend gegessen und war dann schlafen gegangen.

Mitten in der Nacht wurde ich geweckt. Der Gefreite der Wache meldete, dass ein Lastauto mit zwanzig Offizieren angekommen wäre.

Ich zog mich eilig an. Die Nacht war warm und hell.

Die Offiziere waren schon vom Wagen gestiegen und standen im Park. Sanchez Barbudo war zu uns getreten und fragte: «Seid ihr auch sicher, dass ihr hierher kommen sollt? Wir haben keine Nachricht über euer Kommen. Ihr seid ja wohl auch gar nicht so jung wie unsere bisherigen Schüler.»

«Wir kommen zum Kompanieführer-Kurs nach Cambrils», sagte ein Hauptmann.

Kompanieführer-Kursus? Das klang noch unwahrscheinlicher. Aber die zwanzig Offiziere waren da und mussten für die Nacht untergebracht werden. Wir schlugen eilig die Zelte auf, die zu einer gründlichen Reinigung abgebaut worden waren.

Am Morgen wurde es mit dem Frühstück etwas knapp.

Frei zu kaufen gab es fast nichts mehr, und wo sollten wir auf einmal Lebensmittel für zwanzig Mann herbekommen?

Zu Mittag klärte sich alles auf. Da kam zuerst ein Lastwagen der Intendantur mit allem, was wir brauchten. Kurz darauf erhielten wir den Befehl, einen Schnellkurs für Kompanieführer abzuhalten.

Das war nun eine Aufgabe, die mir lag. Endlich konnte ich alle meine Kenntnisse nach jahrelanger Kompanieführung im Kriege anbringen.

Die Offiziere, die ich nun unterrichtete, waren fast durchweg älter als meine bisherigen Feldwebel. Der älteste war ein Hauptmann Mitte Dreissig, ein grosser, sehniger Mann, von Beruf Arbeiter. Seine Bildung war gering, aber er hatte Verstand und Feuer. Sanchez Barbudo sagte mir:

«Er muss Nachhilfe-Unterricht haben. Es widersteht mir, ihm einen Leutnant als Schüler zu übergeben. Daher werde ich ihm selbst unterrichten. Seine Rechtschreibung ist grauenhaft.»

Das vollkommene Gegenteil zu diesem Hauptmann war ein Student von erst neunzehn Jahren von schönen Körperformen mit einem glatten, heiteren Gesicht.

Gegen so schöne junge Offiziere hatte ich ein Vorurteil. Im Weltkrieg lernte ich solche hübschen Leutnants zur Genüge kennen. Sie brüllten ihre älteren und viel verständigeren Untergebenen oft wegen Nichtigkeiten an. Bisweilen fand ich keinerlei ausgebildetes Verantwortungsgefühl bei ihnen. Ausserdem hatte ich festgestellt, dass Leute unter einundzwanzig Jahren auch bei gutem Willen das Gefecht nicht zu verstehen pflegen, während ältere es ohne Anstrengung begreifen.

Da war ich erstaunt, als dieser junge Mensch bei der ersten Gefechtsübung allen anderen an taktischem Verständnis überlegen war. Trotzdem behielt ich mein Misstrauen. Denn manchmal sind sehr intelligente Menschen vom Charakter her schwach und wankelmütig.

Sanchez Barbudo dachte darüber anders. Wie er im vorhergehenden Kurs den freundlichen Kunsttischler Riba als seinen Hauptgehilfen herangezogen hatte, so nun diesen Studenten. Sanchez Barbudo pflegte bei seinem Privat-Unterricht für den Hauptmann neben dem Studenten mit dessen Nachhilfeschülern zu sitzen. Dabei bemerkte er, dass der junge Mensch an seiner Seite ein so geschickter und angenehmer Lehrer war, dass der Hauptmann immer hinüberhörte.

Bei einem Abend-Spaziergang sagte mir Sanchez Barbudo:

«Dieser Student ist ein ganz ungewöhnlicher Mensch! Er hat einen solchen Takt beim Unterricht gegenüber den doch durchweg Älteren, dass der Hauptmann ihn immer nach allem Möglichen fragt. Daraus hat sich eine richtige Freundschaft zwischen den beiden entwickelt, die doch so grundverschieden sind. Siehst du», fuhr er nachdenklich fort, «deshalb liebe ich das spanische Volk. Dieser ehrliche Anstand hat es mir angetan, der gar nicht nach Geltung und Reichtum fragt. Natürlich gibt es diese Gesinnung nicht bei unseren Granden, dieser verkommenen Aristokratie, und nicht bei dem Bürgertum, das wohl bei uns genau so ist wie euer deutsches. Sage mir mal: Gibt es eine so schöne Kameradschaft wie die zwischen dem älteren Arbeiter und dem Studenten auch bei euch in Deutschland? Meine Frau sagt, sie zweifelt daran.»

«Mich haben ganz ähnliche Empfindungen, eine grosse Achtung vor den arbeitenden Schichten des Volkes, in das Lager gebracht, in dem ich heute stehe. Aber allerdings empfinde ich das Gute – oder wenn du es so

nennen willst: Edle – beim spanischen Volk doch stärker als beim deutschen. Bei uns ist der Arbeiter durch die Brocken, die ihm das Bürgertum aus seinen Überprofiten zugeworfen hat, mehr zersetzt worden. Es gibt in unserem Proletariat viel Kleinbürgerliches. Das spanische Bürgertum erzielte keine solch übermässigen Profite, um die Arbeiterschaft zu bestechen. Sie ist rein geblieben, und das empfinden wir als etwas sehr Schönes. Wir Spanier haben dafür die Plage des Anarchismus. Largo Caballero, der ja zu den Anarchisten neigte, war nichts als ein stehengebliebener, utopischer Sozialist, der mit Phrasen die Tatsache verdeckte, dass er die wirklichen Hintergründe unseres Elends und dieses Krieges nicht erkannt hatte. Er hat auch nicht dafür gesorgt, dass unsere Bauern, zum Beispiel hier in Katalonien, verstehen, weshalb wir kämpfen müssen. Manchmal habe ich grosse Furcht, dass die reaktionären Regierungen des Auslands über die Gruppe Largo Caballeros, Prietos, der Unbelehrbaren unter den Anarchisten, auf unsere unaufgeklärten Bauern und Kleinbürger einwirken und unseren Widerstand von innen her aushöhlen. Grosse Furcht habe ich!»

Unter den dunklen Bäumen vor uns bewegte sich etwas. Es waren der Hauptmann und der Student, die von einem Bummel zurückkamen. «Genosse Barbudo», sagte der Hauptmann, «du sollst ein Grammophon haben. Kannst du uns nicht etwas spielen?»

Ich war froh, dass sie unser schweres Gespräch störten.

Am letzten Tag des Monats August fanden wir auf unserer Frühstückstafel im Park nichts zu trinken und auf den Tellern trocknes Brot und Haselnüsse.

Der französische Koch stand verlegen da und sagte: «Jetzt haben wir zum zweitenmal keinen Kaffee bekommen. Wer Durst hat, muss Wasser trinken. Das ist hier gut. Auch zu essen gibt es nicht genug. Da habe ich Haselnüsse besorgt. Die gibt es ja in Katalonien in Massen. Sie sind zum Teil nicht abgeerntet worden, sondern fallen herunter und verkommen am Boden.»

«Wir haben nicht mehr genug Lebensmittel», sagte Sanchez Barbudo. «Und die französische und die englische Regierung scheinen es gern zu sehen, wenn wir den Krieg vor Hunger aufgeben. Wie leicht wäre es, vom Überfluss in gewissen Ländern etwas hierherzubringen! Aber dazu gehörte natürlich eine Spur von Wohlwollen für unser Volk.»

Die jungen Offiziere an der Tafel versuchten ihre Zähne an den Haselnüssen. Dann holten sich einige von ihnen Steine und schlugen die Nüsse

damit auf, so dass dieses Frühstück sehr merkwürdig klang. Was wir dabei angerichtet hatten, zeigte sich erst am Nachmittag, als sich die Schüler zum Schreiben und Rechnen setzten. Mehrere Tische waren vom Aufschlagen wacklig geworden. Bei anderen hatten die gut gehobelten Platten Beulen bekommen.

Unsere täglichen Rationen nahmen rasch ab. Ich ging öfters durch Cambrils zu den Haselsträuchern, die jenseits dichtes Gestrüpp bildeten. Unter ihnen lagen die Nüsse, eine neben der anderen. Viele waren freilich schon alt, vielleicht vom vorigen Jahre, und enthielten nichts Essbares mehr. So war meine Ausbeute nicht gross, und ich wurde auch nicht richtig satt.

Alle Hausfrauen, die man in Läden oder im Hafen von Cambrils traf, klagten über Hunger.

Eines Abends kam Hans unerwartet. «Sieh mal», rief er, «wen ich da bringe!»

Pedro half einem Herrn aus dem Wagen, den ich in der Dämmerung nicht gleich erkannte. Es war Ernst Toller. Zum letztenmal hatte ich ihn vor einem Jahr in Hollywood gesehen.

«Ich habe etwas zu essen mitgebracht», sagte Hans. «Es kann in eurer Küche bereitet werden, während wir im Meere baden.»

«Ist das denn hier möglich?» fragte Toller. Ich hatte den Eindruck, dass er in diesem Jahre sehr gealtert war. Er war ängstlich und feierlich. Später, bei gebratenem Fisch und Wein, erzählte er, dass er nach London gehen wolle, um Geld für die Spanische Republik aufzubringen. Er sprach von mehreren Millionen Pfund Sterling. Ich blickte Hans erschrocken an. Wie wollte er aus einem Lande, dessen Regierung gegen uns war, so riesige Summen herausholen?

Auch Hans schien Tollers Plan für verstiegen zu halten. Er wendete das Gespräch darauf, dass er neulich zwei andere Schriftsteller zu Besuch gehabt hatte. Die beiden schrieben darauf in Pariser Zeitungen, sie hätten auf seinem Schreibtisch ein Buch liegen sehen, und, so hiess es wörtlich weiter, er liest nämlich auch Bücher.

«Ich muss schon gestehen», rief Hans lachend, «das ist ein starkes Stück! Natürlich hat Hindenburg kein Buch gelesen, wie er selbst mit sonderbarem Bekennermut erzählt hat, aber bei uns rühmt man sich nicht, ungebildet zu sein und es bleiben zu wollen!»

Ich blickte Toller an. Er bewegte sich wie unter Schmerzen. Zwar lächelte er, aber nicht befreiend, sondern wohl nur aus Höflichkeit. Er schien von einem schweren Druck nicht loszukommen. Schon aus früheren Gesprächen mit ihm wusste ich, dass er in Hoffnungslosigkeit verfal-

len war. Er zählte sich nicht mehr zu den Anarchisten, sondern war Kommunist geworden. Er hatte es jedoch verpasst, in die Partei einzutreten. Seit Jahren erschien von ihm kein Buch mehr. Seine junge Frau, die in Hollywood noch bei ihm gewesen war, hatte ihn verlassen. Nun stand er ohne den Halt da, den ihm die Kommunistische Partei mit ihrer Brüderlichkeit gegeben hätte.

Wir sassen in dieser lauen Nacht zu dritt beim Wein. Hans war ein gewandter Unterhalter. Durch das schwarze Tuch von Tollers Hoffnungslosigkeit kam aber auch er nicht hindurch.

Nicht lange darauf ging die Nachricht durch die Presse, Ernst Toller habe sich in New York das Leben genommen.

Vielleicht hatte er seine letzte Lebenshoffnung verloren, als er bemerkte, wie wenige englische Pfunde er für Spanien erhielt. Vielleicht hat er diesen Misserfolg als persönliche Unfähigkeit ausgelegt.

Wenige Tage nach Tollers Besuch brachte der Verpflegswagen Nachrichten darüber, wie schwer die faschistischen Flugzeuge die Übergänge über den Ebro bombardierten, und dass die Fahrer der Munitions- und Verpflegskolonnen beim Hinüberfahren jedesmal Todesängste ausstanden. Seit dem 6. September hatte Franco mit einer Offensive begonnen, um uns wieder vom südlichen Ebro-Ufer zu vertreiben.

Wir rückten indessen täglich ins Freie. Mit noch viel mehr Nachdruck als früher bei meinen Feldwebeln prägte ich diesen angehenden Kompanieführern ein, was ein kluger Befehl alles enthalten muss. Das bereitete ihnen grosse Mühe.

Am 12. September kam Sanchez Barbudo in mein Zimmer gestürzt und rief: «Ich habe drüben bei mir das Radio angestellt. Da spricht jemand sehr laut, wie es scheint, deutsch. Das muss etwas Wichtiges sein!» Wir rannten in sein Zimmer. Wirklich schrie da einer ekelhaft auf Deutsch. Es war Hitler auf dem Nürnberger Parteitag.

Zuerst lobte er seine wundervollen Werke, seine militärische Aufrüstung. Danach ging er zur Hetze gegen die Tschechoslowakei über und drohte ihr.

Ich übersetzte Sanchez Barbudo diese Rede.

Nach Schluss sassen wir stumm beisammen. Ich schämte mich vor meinem Politkommissar, dass es ein Deutscher war, der diese wüste Schimpfkanonade vor der ganzen Welt losgelassen hatte.

Er sprang auf: «Das muss ich vor den Schülern behandeln! Noch heute! – Darf ich den Schreib- und Rechenunterricht ausfallen lassen? Ich bin der Meinung, dass man das behandeln muss, bevor unsere leise sprechen-

den Zeitungen diese Dinge zu Brei zertreten! Das muss so brutal besprochen werden, wie es uns ins Gesicht geworfen worden ist!»

Wie immer bei solchen Versammlungen sassen wir auf Stühlen im Schatten der Bäume, während sich der Politkommissar auf die Stufen des Hauses in die pralle Sonne gestellt hatte.

Er wollte brutal sprechen. Aber brutal wurde es nicht. Eindringlich und mit starren Augen, die um Verständnis flehten, begann er davon zu sprechen, was sich um die Tschechoslowakei abspielte: «Der Hitler-Agent Henlein hat einen Putsch gegen die tschechische Regierung versucht. Der ist sofort unterdrückt worden, obwohl Hitler seine Truppen drohend an der tschechischen Grenze aufgestellt hatte. Daraufhin ist Chamberlain zu Hitler nach Berchtesgaden geflogen und hat erklärt, England wäre bereit, materielle Opfer zu bringen. Was hat er aber für Opfer gemeint? Das tschechische Volk soll seine Freiheit opfern! Über diese Freiheit eines fremden Volkes will Chamberlain verfügen! Und damit sind auch wir gemeint! Wir Spanier! Unsere gerechte Sache soll geopfert werden für die Pläne Chamberlains und des englischen Kapitals! Churchill, etwas klüger als Chamberlain, hat sich an dessen Seite gestellt, und Hitler hat höhnisch erklärt: ‚Die Regierungen Englands und Frankreichs hatten zwischen Schande oder Krieg zu wählen. Sie haben die Schande gewählt und werden den Krieg haben!’ Dadurch, dass man ihm Fleisch hinwirft, macht man den Löwen nur stärker und gefährlicher. Nach Österreich und der Tschechoslowakei wollen sie nun uns dem Raubtier Hitler opfern. Aber sie werden das nicht können, so lange wir einig bleiben und zusammen kämpfen!» Er brach ab und wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiss von der Stirn. – «Jetzt zum Rechnen!»

Einen Augenblick herrschte Ruhe. Dann verzogen sich die Münder zum Lächeln und offenen Lachen. Sanchez Barbudo blickte sich überrascht um und begriff auf einmal, dass sein Übergang von der Weltpolitik zum Rechnen doch etwas zu jäh gewesen war.

Er lachte mit und rief: «Da wir den Franzosen mit dem Regenschirm nicht erschiessen können und wollen, erkämpfen wir unseren Sieg mit anderen Mitteln. Die sind weniger grossartig. Wir müssen alles lernen, was uns noch fehlt, auch das Einmaleins.»

In diesen Tagen erhielt ich einen Brief von Hans. Er war auf Deutsch und mit der Hand geschrieben: «Ich muss Dir vertraulich etwas mitteilen. Die Lage hier an der Front gestaltet sich ernst. Die Nazis haben eine ungeheure Artillerie hergebracht und eine bedeutende Luftflotte. Wir können den schnellen Messerschmitt-Flugzeugen keine genügende Anzahl von

Jagdflugzeugen entgegensetzen. Auch die deutschen Heinkel-Bomber machen uns schwer zu schaffen. Hitler scheint jetzt in Spanien den sichtbaren Erfolg zu suchen.

Unsere Truppen sind natürlich nicht mehr die locker gefügten Milizen, die in plötzlicher Panik davonliefen, weil ihre Offiziere nichts verstanden. Man kann heute mit Stolz sagen: Die Republikanische Armee steht! Aber die Verluste sind schwer, eigentlich zu schwer. Wir haben schon nicht nur unter den Zug- und Kompanieführern viele Verwundete und Tote, sondern auch unter den Bataillonsführern. Deshalb bitte ich Dich, die Offiziere, die sich in Deiner Schule befinden, nicht nur als Kompanieführer auszubilden, sondern die besten auch als Bataillonsführer. Wir brauchen ausserdem Generalstabsoffiziere. Einer der Hauptinhalte der Schulung muss die Technik des Befehlens sein. Bitte, sprich nur mit Sanchez Barbudo über den Grund dieser Anweisung! Wie schwer unsere jetzigen Kämpfe sind, soll nicht allgemein bekannt werden. Salud. Dein Hans.»

Sofort besprach ich mit Sanchez Barbudo, wen von den Schülern wir in dieser Art fördern wollten. Drei Namen hatten wir gleich, den Hauptmann, den Studenten und einen für sein Alter merkwürdig ernsten Leutnant. Er hatte sich dem Paar zugesellt.

Die Ausgesuchten bekamen in Sonderstunden bei mir Unterricht, vor allem in der schriftlichen Abfassung von Befehlen. Mir war klar, dass ein Bataillonsführer in unserer Armee fast nie einen solchen schriftlichen Befehl gab. Aber man muss jeden militärischen Führer auch für die nächsthöhere Stufe schulen. Ausserdem muss ein Generalstabsoffizier so etwas können. An diesen Sonderstunden hatte ich viel Freude, weil die Offiziere nach anfangs beträchtlicher Qual jeden Tag mehr verstanden und leichter arbeiteten.

Am 20. September liess Hans mich bitten, recht bald zu ihm auf den Gefechtsstand zu kommen. Am nächsten Morgen fuhr ich los. Schon bis zum Ebro war es ein weiter Weg. Je mehr wir uns ihm näherten, desto deutlicher hörte ich selbst im geschlossenen Wagen das Brausen und scharfe Dröhnen von Flugzeugen in Luftkämpfen.

Als wir den Fluss erblickten, stiegen überall aus dem Wasser jähe Fontänen auf und zerfielen zu Wasserstaub. Sie kamen von den Bomben, die neben die Schiffsbrücke gefallen waren, beträchtlich daneben. Gerade kam von drüben eine Kolonne von Lastwagen über die Planken gefahren. Auf unserer Seite stauten sich die Wagen und mussten warten, bis wir im Schub hinübergelassen wurden. Wir blickten ab und zu in die Höhe, sahen aber gerade keine Bomben fallen.

Der Verkehrsposten gab das Zeichen für uns. Nun fuhr unser Wagen hinter schweren Lastautos über die Bohlen, die aneinander klapperten. Schon kamen neue Flugzeuge. Sie liessen aber ihre Bomben vor uns auf ein Ziel fallen, das jenseits der Uferhügel lag.

Drüben ging es auf einer schmalen, neugebauten Strasse an dem steilen Hang hoch und dann in ein Hügelland hinein. Schon bald kamen wir zu einer Strassengabelung. Da stieg ich aus, um festzustellen, ob wir nach rechts oder nach links fahren müssten.

Im Wagen hatte ich das Artilleriefeuer nicht gehört. Nun aber vernahm ich das Rumpeln mit einzelnen schweren Schlägen dazwischen. Das klang nicht anders als in den grossen Materialschlachten des Weltkriegs. Es erregte mich, obwohl ich nicht in die unmittelbare Gefahr hineinmusste.

Wir fuhren auf ebener Strasse weiter, dann steile Strassen aufwärts und in eine düstere Schlucht hinein, in der uns ein Posten aufhielt.

Ich beugte mich hinaus: «Zum Stab der 45. Division?»

«Das geht den Fussweg hinauf. Der Wagen muss unten bleiben.»

Der Weg war sehr steil. An einer Biegung sah ich im Gestrüpp ein grosses Zelt. Als ich zu ihm kam, sah ich den Stabschef stehen und zusammen mit drei anderen Offizieren an Karten arbeiten.

Man benachrichtigte Hans. Er kam aus einem kleineren Zelt heraus und sagte: «Hast du das Artilleriefeuer gehört? Die Faschisten trommeln auf unsere vorderen Linien, vor allem auf die Nachbardivision. Wir gehen mal hinauf zum Beobachtungsstand!»

Wir kletterten einen noch steileren Pfad hinauf und kamen zu einer von Gebüsch gut verdeckten Beobachtungsstelle. Vor uns lag jenseits eines unregelmässigen, düsteren Tales ein Berggrat, auf dem weisse Wolken entstanden, manchmal auch dunklere.

«Das ist aber ein sehr dichtes Feuer!» sagte ich.

«Ja, das schwerste, das wir bisher erlebt haben. Aber die Truppe hält stand. Die Überlegenheit der Faschisten beruht hier nur auf ihrem Material. Wie du weisst, gilt im Allgemeinen die Regel, dass der Angreifer eine zwei- bis dreifache Überlegenheit an Truppen haben soll. Das ist hier kaum der Fall. Nach unserer Kenntnis hat Franco nur drei frische Divisionen eingesetzt. Wir haben die gleiche Zahl. Wenn nur diese entsetzliche Artillerie nicht wäre! Sonst steht es nicht so schlecht. Die neuen winzigen Jagdflieger sind ausgezeichnet. Neulich schossen unsere an einem Tage achtzehn faschistische Flieger ab, ohne selbst ein einziges Flugzeug zu verlieren.»

Unterdessen beobachtete ich das Feuer nicht nur auf dem Berggrat vor uns, sondern auch auf den bewaldeten Höhen zu beiden Seiten.

«Hier können wir ohne Zeugen sprechen», sagte Hans. «Ich habe dich hergerufen, um dir zu sagen, dass du deinen Kurs abbrechen musst. Halte noch Prüfungen ab und schick mir dann die Offiziere vor! Wir brauchen sie dringend. Unsere Verluste sind bei diesem Feuer sehr hoch.»

Wir stiegen wieder hinunter zum Stab und setzten uns zum Mittagessen unter das Zelt. Kaum hatten wir geendet, als eine Triller-Pfeife schrillte. Hans sprang auf und zog mich am Ärmel hinab in eine Höhle. Schon begannen die Bomben in den engen Grund zu donnern.

Als wir wieder hinausblickten, sahen wir die Sprengwolken durch das Gebüsch abziehen.

«Das ist öfters so am Tage!» sagte Hans lachend.

«Was mag mit meinem Fahrer und Wagen unten sein?»

«Wenn etwas geschehen ist, werden wir es hier erfahren. Ich möchte nicht, dass du jetzt fährst. Gegen Abend wird es ruhiger.»

Hans arbeitete mit seinem Stabschef im Zelt. Eine Stunde später flaute das Feuer ab. Von den Truppen kamen die Meldungen. Die Faschisten hatten nicht angegriffen. Ich stieg zu meinem Wagen hinunter. Wir fuhren zurück zum Ebro. Dort an der unangenehmsten Stelle gab es mitten in der Wagenkolonne wieder einen längeren Halt. Wir überquerten den breiten Fluss und hatten nun freie Bahn. Je weiter wir uns vom Ebro entfernten, desto friedlicher wurde es. In den Dörfern ging man seinen Beschäftigungen nach.

Als ich in die Schule zurückkam, umringte man mich: «Was für Nachrichten gibt es?»

«Morgen beginnen wir mit den Abschluss-Prüfungen.»
Weiter sagte ich nichts.

In dieser Prüfung verlangte ich natürlich sehr viel mehr als bei den anderen Kursen. Manches befriedigte mich nicht. Aber der Student lieferte wieder eine vorzügliche Arbeit, und auch der Hauptmann hatte erstaunlich viel gelernt.

Dann kam die Trennung. Diesmal fiel sie mir besonders schwer, weil die Offiziere in eine Schlacht gingen, aus der mancher nicht zurückkommen würde. Auch sie waren bewegt und reichten mir und Sanchez Barbudo vom Lastauto herunter alle die Hand. Als der Wagen abfuhr, winkten sie, bis sie an einer Krümmung des Weges verschwanden.

Ich ging zum Strand, um zu baden. Ohne Freude tat ich das. Was kommt nun? Es ist, als ob wieder eine grosse Veränderung einträte. Jetzt kommt rasch der Herbst. Da wird es in den Zelten zu kühl für die Schüler. – Was kommt?

Die Internationalen werden zurückgezogen

Ende September bis Ende Dezember 1938

Ich schwamm hinüber zu einem Schiff, das hier auf Grund gelaufen war, nachdem es die Faschisten beschossen hatten.

Es lag draussen in den Wellen, rührte sich nicht und rostete.

Beim Zurückschwimmen sah ich Sanchez Barbudo mit seinem Freund vom Stab unseres Armeekorps am Ufer stehen. Sie warteten auf mich.

«Hör dir mal an», sagte Sanchez, «was er eben für eine Nachricht mitbringt!»

«Du weisst ja», sagte der Schriftsteller, «dass der Ministerpräsident Negrin selbst zu den Verhandlungen des Völkerbundes nach Genf geflogen ist. Dort hat er erklärt, dass die internationalen Freiwilligen aus Spanien zurückgezogen werden. Das geschah unter dem Druck der sogenannten westlichen Demokratien, die behaupteten, sie könnten Hitler und Mussolini nicht veranlassen, ihre Interventionstruppen abzuberufen, solange sich die Internationalen im republikanischen Spanien befänden.»

«Weisst du», fragte Sanchez seinen Freund, «um wie viele es sich handelt?»

«Wir haben beim Korps darüber gesprochen. Es sind nie mehr als 32’000 Internationale aus 52 Ländern in Spanien gewesen. Heute sind es noch etwa 12’000. Die Zahl der faschistischen Interventionstruppen ist unvergleichlich höher.

So waren vor einiger Zeit allein 25’000 Nazideutsche und 120’000 Mussolini-Italiener im Lande. Die Frage ist, ob die Faschisten, die noch nie eine ehrliche Politik betrieben haben, ihre Truppen – etwa die zehnfache Zahl unserer Internationalen – ebenfalls zurückziehen werden. Die letzte Reise von Chamberlain spricht allerdings dafür, dass England und Frankreich den Faschisten bei dem ungleichen Handel weiterhin helfen werden.»

«Was für eine Reise?» fragte Sanchez Barbudo.

«Er ist dieser Tage zum zweitenmal zu Hitler geflogen, um den Verkauf der Tschechoslowakei an ihn gegen leere Versprechungen vorzubereiten. – Das sind Politiker!» fügte er verzweifelt hinzu.

Eine Woche später, am 30. September, lieferten Chamberlain und Daladier in München die Tschechoslowakei tatsächlich an Hitler aus und liessen deren Zerstückelung zu. Gleichzeitig weigerte sich Polen, Sowjet-

truppen durchzulassen, falls sie der Tschechoslowakei zu Hilfe kommen wollten. Auch das gehörte zum Plan der Faschistenfreunde in London und Paris: der Tschechoslowakei sollte nicht geholfen werden!

Am 1. Oktober zogen die Nazitruppen ins Sudetengebiet ein. Ich war traurig, denn als in Dresden Aufgewachsener liebte ich die böhmischen Grenzgebiete wie meine Heimat. Auch dort wurden nun alle diejenigen in Konzentrationslager gesperrt, die Charakter hatten und über ihre Nasenspitze hinausblickten.

Sanchez Barbudo fuhr zu seiner Frau nach Barcelona. Auch die anderen Lehrer gingen auf Urlaub. Ich blieb allein in meinem schönen Park am Meer, ging spazieren, schwamm und las ohne Interesse.

In meiner Einsamkeit besuchte mich manchmal ein deutscher Arzt. Er hatte eine Zeitlang in Palästina Land urbar gemacht, aber eingesehen, dass er auch dort nur ausgebeutet wurde. Wir gingen spazieren, meist hinüber zu den Haselbüschen, um das Gefühl des Hungers etwas zu betäuben.

Eines Abends sagte er: «Ich habe jetzt erfahren, dass wir Internationalen zwar von der Front zurückgezogen werden, aber nicht aus Spanien fortdürfen, weil uns die französische Regierung nicht in ihr Land hineinlässt. Nicht einmal die französischen Freiwilligen lässt sie nach Frankreich zurück!» «Und vor einem Jahr», entgegnete ich, «bekam sogar jeder Nichtfranzose französische Papiere, wenn er sich bereiterklärte, fahnenflüchtig zu werden!»

Am 12. Oktober kam Hans vormittags in den Park gefahren, um mich zu seiner Abschiedsfeier von der 45. Division abzuholen, die er über ein Jahr geführt hatte.

Als wir im Auto sassen, vor uns der Schwarze und der hellblonde spanische Fahrer, sagte Hans mit starrem Blick zum Fenster hinaus: «Du hattest einem deiner letzten Schüler, einem noch recht jungen Studenten, eine sehr gute Beurteilung gegeben. Ich habe ihn daraufhin als Generalstabsoffizier in meinen Stab genommen. Aber ...»

«Hat er sich nicht bewährt?»

«Ich war sehr zufrieden mit ihm. Die faschistische Offensive ist abgeflaut, ohne Franco etwas eingebracht zu haben. Gerade noch vorher ist der junge Mensch gefallen. Auf deinen Rat hatte ich einem von dir ausgebildeten Hauptmann ein Bataillon gegeben. Auch er ist tot. Von deinem letzten Kurs lebt manch einer nicht mehr.»

Da waren also die beiden Freunde schon tot. Diese Nachricht verdüsterte mir die Feier in Ametlla und das anschliessende Essen der Offiziere und Politkommissare in Perello.

Ich kannte nicht mehr viele von denen, die ich dort traf. Bei der Zwölften Interbrigade Garibaldi überhaupt niemanden. Der ehemalige Führer der Brigade, Pacciardi, war schon seit längerer Zeit fortgegangen. Zwar war er militärisch tüchtig gewesen, auf die Dauer zeigte sich aber seine politische Lauheit. Schliesslich hatte man sogar den Eindruck, dass er sich in einen Feind unserer Sache zu verwandeln begann, und er war untragbar geworden.

Auch bei den Franzosen traf ich ausser Sagnier kaum ein bekanntes Gesicht. Beide Internationalen Brigaden waren längst spanisch geworden, so dass es für die Kampfkraft nicht mehr entscheidend war, dass die Internationalen herausgezogen wurden.

Abends fuhren wir zu meiner Schulvilla, am folgenden Tage nach Barcelona. Wir wollten wie immer ins Hotel Majestic gehen, fanden aber kein Zimmer frei und mussten hinüber ins Hotel Ritz. Dort war ein Publikum von Schiebern. Man schien die Niederlage unserer Republik für sicher zu halten und richtete sich darauf ein. Barcelona, die Hauptstadt des Anarchismus in der Welt, hatte sich nie durch Kampfgeist ausgezeichnet.

Unsere 45. Division war schon aus der Front gezogen worden, um die Internationalen durch andere Soldaten zu ersetzen. Diese Neuen waren Drückeberger oder erst kürzlich amnestierte politische Häftlinge. Gleich gestern, in der ersten Nacht, als die Division wieder eingesetzt worden war, liefen die neuen Soldaten in Massen zu Franco über. Dem entsprach das Publikum im Hotel Ritz, das mit dem standhaften Geist von Madrid und Valencia nichts zu tun hatte.

Drei Tage später fuhren wir nach Falset zur 35. Division. Dort stellten wir uns zusammen mit einigen hohen militärischen Führern der Ebro-Armee auf einen Hügel. André Marti sass etwas abseits im Gras und machte sich Notizen für seine Rede. Er trat erst zu uns, als sich eine Marschkolonne näherte. Das waren die Internationalen der Elften Deutsch-Österreichisch-Skandinavischen Brigade, der Dreizehnten Slawischen und der Fünfzehnten Englisch-Amerikanischen.

Nach diesem Vorbeimarsch hielt Marti seine Rede.

Dann begaben wir uns in den Ort, wo auf einem schattigen Hof viele Tafeln gedeckt waren. Alle Offiziere und viele andere sollten gemeinsam essen. Hier traf ich zum erstenmal seit über einem Jahr die Offiziere der Elften Brigade wieder. Freilich fehlten viele, nicht nur von den Deutschen und Österreichern. Ich fragte nach dem jungen Leutnant Bravo, der zu einem aktiven Offizier und einem so begeisterten Kommunisten geworden war.

«Er ist schon lange gefallen.»

«Und sein Freund?»

«Seit Bravos Tod schien es mit ihm aus zu sein. Ein paar Monate später ist auch er gefallen.»

«Wo ist Antonio Poveda, den man uns als Küchenjungen geschenkt hatte, der zum Führer aller Verbindungsleute der Brigade wurde und den ich auf einen politischen Lehrgang schickte?»

«Wir haben nichts mehr von ihm gehört.»

Während des Essens hielt André Marti eine zweite schwungvolle Rede und trank auf die grossen revolutionären Traditionen von Paris.

Nach ihm erhob sich ein anarchistischer Divisionskommandeur, der geistreich, aber etwas zu lange sprach. Während seiner Ausführungen über das echte Spanien und den echten Volksgeist beobachtete ich, wie Pedro Espinola, der schwarze Kubaner, mit den Armen herumfuchtelte. Er schien von etwas begeistert und hatte wohl schon ein wenig zuviel getrunken. Als der elegante Divisionskommandeur zu einem Hoch ansetzte, vermutlich auf die Internationalen oder auf die internationale Solidarität, rief Pedro dazwischen: «Es lebe der Oberstleutnant Hans!»

Hans hielt sich den Ärmel vor den Mund, um nicht laut herauszulachen. Der Redner lächelte leicht und steigerte seine schöne Rede zum höchsten Glanz der Stimme: «Es lebe der echte Geist, der unser kämpfendes Volk beseelt und den uns die internationalen Freiwilligen in einer neuen Form herbrachten, dass wir ihn wie unseren eigenen lieben!»

Als man nun trank, drängte sich Pedro zwischen den Offizieren hindurch und stürzte sich mit erhobenen Armen auf Hans, den er umarmte, wobei er einen Schwall freundlicher Sätze im rasenden Tempo der Kubaner auf ihn losliess.

Alle ringsum betrachteten das Schauspiel. Man lachte nicht, weil Pedros Begeisterung etwas so Wahres hatte, dass die Achtung davor das Komische in dieser kleinen Szene überdeckte.

Nachdem die beiden Divisionen, in denen sich die Internationalen Brigaden befanden, ihre ausländischen Kameraden verabschiedet hatten, gab Modesto als Führer der Ebro-Armee ein Abschiedsfest in Pöblet. Dazu erschien der Ministerpräsident Negrin selbst.

Wir erwarteten ihn auf einer mit grünen Zweigen geschmückten Holztribüne. Da standen Modesto, Marti und die Führer der Armeekorps der Ebro-Armee, darunter der ellenlange, noch sehr junge Tagúena. Er war eigentlich Professor der Mathematik, hatte aber erstaunliche militärische

Fähigkeiten entwickelt. Ferner befanden sich die Divisionsführer und die hohen Politkommissare auf der Tribüne.

Negrin kam aufrecht die Treppe herauf. Wir grüssten ihn mit der erhobenen Faust. Er stellte sich an den vorderen Rand der Tribüne und sprach ruhig und deutlich. Danach wandte er sich um, begrüsste die höchsten Offiziere und Politiker und blickte sich um. Da sah er mich, reichte mir die Hand und stieg die Treppe wieder hinunter.

Wie geschickt! dachte ich. Er versteht zu repräsentieren. Sicher weiss er nicht, wer ich bin, aber er hat sich gesagt: Der sieht so typisch unspanisch aus, den will ich für alle Internationalen begrüssen.

Nach dem Festessen fuhren wir zurück nach Cambrils. Ich übernachtete zum letztenmal in unserem Hause im Park am Meer.

Am folgenden Tage fuhren wir nach Barcelona, wo uns das Kriegsministerium ein Bankett gab. Da sämtliche Offiziere der Internationalen eingeladen waren, hatte man den riesigen Saal im Palacio Nacional auf einem Berge über der Stadt genommen. Eine Bombardierung hatte das Dach beschädigt, so dass es hereinregnete. Dadurch war das Parkett gequollen, und die Fussböden waren wellig.

Unter den Gästen befand sich der Politkommissar der Elften Brigade. Ich fragte ihn, was nun aus mir werden sollte: «Soll ich mich persönlich um Papiere für Frankreich bemühen?»

«Das kannst du versuchen, aber wirst kaum Erfolg haben. Jedenfalls musst du vorläufig mit den Freiwilligen der Elften Brigade nach Bisaura am Ter kommen.»

Wir zogen vom Bankett mit unserm Gepäck zum Bahnhof und fuhren die Nacht hindurch im Tal des Ter nach den Pyrenäen.

Gegen Morgen kamen wir nach San Quirico, das jetzt mit einem vermutlich älteren Namen Bisaura hiess. Ich frühstückte beim Stab. Dabei besprachen wir die neue Organisationsform der Brigade. Während des Krieges waren viele Freiwillige zu Offizieren geworden und hatten zum Teil auch bei anderen Truppen Dienst getan, zum Beispiel bei den Panzern. Alle für die Mannschaftskompanien überflüssigen Offiziere wurden daher in einer Offizierskompanie zusammengefasst. Das waren sieben Majore, vierzig Hauptleute, Dutzende von Leutnants und einige Politkommissare. Ich bekam die Führung dieser merkwürdigen Kompanie, die nur einen einzigen gewöhnlichen Soldaten besass, meinen Läufer, den Wiener Karl Hunek.

Mit dieser Kompanie musste ich nun gleich wieder auf die Eisenbahn und zurück nach Barcelona fahren, wo wir um 14 Uhr eintrafen. In einer Kaserne gab es Essen. Dann fuhren wir auf Lastautos dichtgedrängt stehend zur Parade vor der Regierung. Das grosse Barcelona sah festlich aus.

Mädchen gingen in Gruppen auf den Strassen und winkten uns zu. Wir winkten zurück.

Auf der breiten Strasse Diagonal stellten wir uns zum Vorbeimarsch bereit. Es sollten die Freiwilligen der Interbrigaden in der Reihenfolge Elf, Zwölf, Dreizehn, Vierzehn, Fünfzehn, 129 einander folgen, jede Brigade in Kompanien in Linie hintereinander. Da innerhalb unserer Brigade die Offizierskompanie vorn marschieren sollte, befand ich mich als rechter Flügelmann an der Spitze der gesamten Aufstellung. Vor mir stellten sich nur André Martis Stab auf und hinter ihm Hans als einziger Divisionskommandeur, den wir noch besassen. Die Generale Kléber, Walter, Gomez und Gal hatten Spanien schon verlassen.

Nun kam langsam ein Auto an uns vorbei, ohne dass wir rechtzeitig erkannten, dass die Parade schon begonnen hatte.

Im Wagen sass der Staatspräsident Azana, müde und fast teilnahmslos, neben ihm Negrin, straff in Haltung und Blick.

Wir liessen etwas zu spät stillstehen, waren aber ziemlich gut ausgerichtet, wie ich bei einem raschen Blick in die Linie sah.

Die Staatsoberhäupter entfernten sich, und wir setzten uns in Bewegung. Rechts hinter einer Absperrung standen die Menschen, die hier nur eine dünne Linie bildeten.

Je näher wir den Tribünen kamen, desto dichter standen die Menschen und schrien so, dass ich etwas wie eine Beklemmung fühlte. So viel Sympathie in der unzuverlässigen Stadt Barcelona hatte wohl niemand erwartet. Freilich war es das Proletariat, das uns hier begrüsste.

Schon sahen wir links auf der ersten Tribüne die Regierung stehen, noch ohne die einzelnen Minister erkennen zu können.

Da gab es rechts eine starke Bewegung. Die Volksmasse drängte nach vorn. Die Kette der Absperrenden versuchte, sie zurückzudrängen, aber es gelang nicht. Die Menge brach durch und kam auf uns losgerannt. Es waren vor allem Frauen.

Eine warf mir einen Blumenstrauss an die Brust, den ich auffing. Da kam schon die nächste. Binnen Sekunden hatte ich im linken Arm einen Riesenbusch Blumen, ohne auch nur mit dem Kopf danken zu können. Über die ganze Front meiner Kompanie verteilten sich rennend die Katalaninnen, so dass gerade in dem Augenblick, als wir an der Regierung vorbeikamen, unsere Front vor Frauen und Blumen fast nicht zu sehen war.

Auch hinter mir hörte ich Frauenrufe. Denn auch zu den anderen Kompanien stürzten sich Frauen und Kinder.

Auf einer zweiten Tribüne standen viele gut angezogene Leute, das diplomatische Korps zusammen mit Offizieren in fremden Uniformen, die

Militärkommission des Völkerbundes, die unser Zurückziehen überwachen sollte.

Von rechts kam ein Junge im Schlosseranzug gerannt, vielleicht ein Lehrling. Er war noch ziemlich klein, sprang an mir langem Kerl wie ein Gummiball in die Höhe und versetzte mir einen Kuss. Ich wollte ihm irgendwie danken, aber schon war er weg.

Nun erst fiel mein Blick auf die Häuser, aus deren Fenstern die Leute sahen. Teppiche hingen aus den vornehmeren Häusern, aus den ärmeren rote Inletts. Flugblätter schaukelten herunter.

Wir waren nun an den Tribünen vorbei, und ich konnte mich umblikken. Da bemerkte ich, dass unsere Offizierskompanie als vorderste die bei Weitem meisten Blumen bekommen hatte.

«Gebt einen Teil der Blumen hinter!» rief ich. Die Offiziere taten das sofort.

Noch ein Stück marschierten wir die breite Strasse entlang und zogen uns dann zur Seite, um die schweren Waffen durchzulassen, die hinter uns kamen. Das waren ganz neue, kriegsmässig mit Flecken bemalte Kanonen, Scheinwerfer auf Lastwagen und schliesslich so kleine Jagdflugzeuge, dass jedes auf einem mässig grossen Lastauto Platz hatte.

Die Flügel waren abgenommen und lagen neben dem Rumpf.

Als wir später durch die Stadt zurückfuhren, nahm der Abschied durch die Bevölkerung noch immer kein Ende. Es war ein Winken hin und zurück, bis wir, schon im Dunkeln, in den Eisenbahnzug stiegen, um wieder nach Bisaura hinaufzufahren.

Man erzählte, die Pasionaria sei beim Vorbeimarsch der Internationalen vor Bewegung in Tränen ausgebrochen.

Im Städtchen Bisaura war es kalt. Zwar lag es noch lange nicht nahe dem Kamm der Pyrenäen, aber doch schon hoch genug, dass die Temperatur im Oktober fast den Gefrierpunkt erreichte. Das war ein recht grosser Unterschied gegenüber Cambrils am Meer.

Nach zwei Nächten auf der Eisenbahn musste ich den ganzen Tag herumlaufen. Ich hatte Besprechungen mit meinem Politkommissar und mit dem Kompanie-Adjutanten, einem österreichischen Hauptmann. Für die weit über hundert Offiziere brauchten wir eine Art Kasino, in dem auch die täglichen Besprechungen abgehalten werden sollten. Der Adjutant sagte mir, bei ihnen, den Österreichern, sei eine heftige Diskussion ausgebrochen. Hitler hatte sich ja Österreich seit einiger Zeit einverleibt. Obwohl unsere Österreicher Hitlers Gewaltmethoden selbstverständlich ablehnten, war die Frage, ob der sogenannte Anschluss sonst zu begrüssen sei. Und wer ihn als Österreicher begrüsste, musste der Meinung sein,

Österreich solle auch nach dem Sturz Hitlers möglichst bei Deutschland bleiben. Waren aber Deutschland und Österreich als eine einzige Nation anzusprechen? Der Sprache und dem Territorium nach sicher. Aber wie stand es mit der Wirtschaft und den Traditionen? Gerade unsere Österreicher waren zum Teil hartnäckig für den dauerhaften Anschluss. Die gründliche Diskussion darüber musste alle überzeugen: Österreich war ein Land für sich.

Schon an diesem Tage assen wir gemeinsam in einem Saal, den wir ganz für uns nahmen. Am folgenden Tage erschien eine Wandzeitung.

Ich hatte mein Quartier in einem hochragenden Hause neben der Kirche. Man ging eine steile Treppe hinauf und kam in einen Raum mit einem kleinen, runden Eisenherd in einer düsteren Ecke. Dort sass bei der jetzt herrschenden Kälte die ganze Familie, hauptsächlich Frauen. Sie boten mir freundlich an, auch ich könnte dort zusammen mit Hunek sitzen. Nebenan stand für uns beide ein ungeheuer breites Ehebett in einem kahlen Raum. Der war so kalt, dass man sich vorm Ausziehen fürchtete. Das ziemlich kleine Fenster hatte keine Scheiben und stand am Tage offen, damit man etwas sehen konnte. Nachts wurde ein Holzladen davorgeklappt.

Eine Woche nach unserem Einzug in Bisaura erschien die Militärkommission des Völkerbundes, um uns in Listen aufzunehmen. Als Raum für diese Art Musterung diente unser Kasino. Die fremden Offiziere betraten es in ihren verschiedenen Uniformen, ein vierschrötiger englischer General der indischen Armee, ein persischer Hauptmann, ein schwedischer Oberstleutnant und andere. Jedem von ihnen stellten wir einen Tisch hin. Darauf trat einer von uns nach dem anderen an die Tische heran. Die fremden Offiziere konnten fast alle Deutsch. Ihre Fragen waren nach den Namen, ob man einen Pass hätte und in welches Land man zu gehen wünschte, wenn wir Spanien verliessen.

Ich ging nicht gleich zu einem Tisch, um mich registrieren zu lassen, sondern beobachtete zunächst, ob alles klappte. Dabei bemerkte ich, wie einer der fremden Offiziere in einer mir unbekannten Uniform an einem unserer Leutnants herunterblickte bis zu den an den Knien weit ausgebauchten Hosen und den zerrissenen Tuchschuhen.

«Sind Sie Offizier?» fragte er mit verächtlich zusammengekniffenen Augen.

Der Leutnant, ein einfacher Mensch, war durch diese Frage sicher peinlich berührt. Er antwortete aber klar und ohne sich aufzuregen: «Ja, ich bin Leutnant.»

«Wie sind Sie denn dazu gekommen?»

«An der Front. Ich habe mich in der Schlacht bei Belchite ausgezeichnet.»

Der Fremde notierte etwas und nickte so gnädig, der Leutnant könnte gehen, dass mir die Wut hochkam. Der Leutnant neigte den Kopf leicht und entfernte sich mit etwas verlegenen Bewegungen.

Den nächsten Leutnant fragte derselbe Offizier: «Haben Sie denn als Offizier nichts Besseres anzuziehen?»

«Nein, die Armee der freigewählten», er betonte dieses Wort, «spanischen Regierung versucht zu siegen. Auf gute Kleidung kann sie zur Zeit keinen Wert legen, zumal die demokratischen Regierungen des Auslands ihr nicht helfen und ihr keine Wolle verkaufen!»

Voller Schadenfreude blickte ich auf den Fremden. Hier hatte er einen getroffen, der nicht auf den Mund gefallen war. Diesem Leutnant wagte er keine Pflaume mehr zu sagen.

Wie mochten die anderen sein? Ich näherte mich dem Tisch des indischen Generals, weil ich in ihm einen besonders hochmütigen Sklaventreiber vermutete. Er war aber sachlich, und auch nicht unfreundlich. Wieder ein anderer der fremden Offiziere blickte unsere Leutnants in ihren Fetzen offen an und schien an ihnen interessiert.

Als die Kommission des Völkerbundes gegangen war, versuchte ich festzustellen, wie ihr Benehmen auf die Kameraden gewirkt hatte.

«Der Mann, der mich registriert hat», antwortete einer, «war ganz nett, nicht so unverschämt wie einige andere. Aber ich bin der Meinung, dass auch diese Leute nicht unsere Freunde sind. Und selbst wenn sie es wären, was nützte das? Die Mehrheit des Völkerbundes ist gegen uns und denkt nicht daran, Hitler und Mussolini zu zwingen, auch drüben bei Franco die sogenannten Freiwilligen zurückzuziehen.»

Das war die allgemeine Stimmung. Mich freute es, dass unsere Freiwilligen die persönlichen Beleidigungen der fremden Offiziere nicht sehr ernst nahmen, sondern sachlich nach den Folgen der Registrierung fragten.

Am folgenden Tage war ich zu einer Besprechung beim Brigadestab, als Hunek angestürzt kam: «Ein schwedischer Oberstleutnant möchte dich sprechen. Er wartet in unserm Kasino.»

Ich ging hinüber. Auf dem Wege konnte ich ein Gefühl der Abneigung nicht loswerden. Mir war das unverschämte Betrachten unserer Uniformen noch im Gedächtnis.

Im Saal stand ein hochgewachsener Offizier vor unserer Wandzeitung. Er wandte sich rasch um und rief auf Deutsch: «Ich hatte gestern gar nicht gewusst, dass Sie hier sind! Sonst hätte ich Sie natürlich begrüsst. Ich ha-

be Ihr Buch ‚Krieg' stets für das beste der Kriegsbücher gehalten und es bei meinen Kursen an den Kriegsakademien von Stockholm und Helsinki als Lehrbuch über die Wirklichkeit des Krieges verwendet. Ganze Stellen Ihres Buches kann ich auswendig!» Er blickte zu Boden und sagte dann einen Absatz meines Buches auf Deutsch her. «Sehen Sie», fuhr er fort, «in Ihrem Buche steckt ein echt demokratisches Gefühl, wie wir es in Schweden empfinden. Ich bringe das in Zusammenhang mit meinen Erlebnissen hier in Spanien. Neulich bei der Parade der Internationalen vor der Regierung befand sich unsere ganze Völkerbundskommission auf der Tribüne. Die meisten von uns hatten eine Vorstellung von den Internationalen, die – mindestens – nicht freundlich war. Als wir aber sahen, wie sich die Bevölkerung von Ihnen verabschiedete, haben wir uns gesagt: Diese Internationalen können keine Abenteurer sein. Hier ist etwas anderes los! Und nun sehe ich dort an der Wandzeitung eine Reihe von Artikeln, die mich sehr beeindrucken. Wer hat das geschrieben?»

«Wer sich dazu getrieben fühlt, kann da seine Meinung sagen.»

«Das ist ausgezeichnet. Wie gut ist einiges formuliert! Ich möchte Sie darum bitten, mir den einen kurzen Artikel abschreiben zu dürfen. Der ist vorzüglich!»

«Selbstverständlich dürfen Sie das. Aber wir werden es Ihnen auch gern mit Schreibmaschine schreiben.»

«Das nehme ich mit Freuden an. Es war für mich eine grosse Befriedigung, Sie persönlich zu sehen, nachdem ich Sie so eifrig gelesen habe. Ich werde das, was ich hier gesehen und gehört habe, in meinen Kreisen weitererzählen. Denn, wie ich Ihnen schon sagte, ich war besonders tief beeindruckt von dem Abschied, den die spanische Bevölkerung Ihren Freiwilligen gab.»

Da uns die französische Regierung nicht aus Spanien hinausliess, richteten wir uns auf einen längeren Aufenthalt in den Pyrenäen ein. Es wurden politische und militärische Kurse abgehalten. Wir gründeten auch eine Sparte der Naturfreunde, der ich beitrat. Die Beteiligung an den Wanderungen war aber nicht gross. Wir alle fühlten Hunger. Dazu besassen einige keine festen Schuhe. Sogar ihre Tuchschuhe waren zerrissen. Zu kaufen gab es nichts, nicht einmal in Barcelona. Als es Mitte Dezember fast täglich regnete, wurden selbst mir die Füsse kaum mehr trocken, obwohl ich zwei Paar gute Halbschuhe besass.

Im Städtchen Bisaura brach der Typhus aus. Den Grund dafür fanden die Ärzte im Wasser. Auch in meinem Haus starb eine Frau. Daher musste

ich umziehen und kam in das Wohngebäude einer Fabrik. Dort, im oberen Stock, hauste ich ganz allein zusammen mit dem gutmütigen Hunek.

Ich hatte Holz erhalten und lud mir am Abend öfters Kameraden zum Sitzen an meinem Kamin ein. Wir sassen dann dicht vor dem Feuer in zwei seitlichen Ausbuchtungen des grossen Kamins, während gegen den kalten Vorraum hin ein teppichähnlicher Vorhang schützte. Dort sangen wir deutsche, russische und spanische Lieder. Oder jemand erzählte von den Partisanen, wie sie manchmal wochenlang drüben weit im Hinterland Francos Brücken gesprengt oder Militärtransporte beschossen hatten.

Als die Winterkälte zunahm, gefroren die Teiche. Selbst der reissende Bergfluss Ter bekam an seinen Rändern Eisschichten. Wo er über Steine stürzte, bildeten sich in der Sonne schimmernde Eiswülste.

Eines Abends zogen wir bei feuchtkaltem Wetter auf der Strasse im engen Tal des Flusses aufwärts zu einem Kino im nächsten Ort. Dort feierten wir mit der Arbeiterschaft einer Wollspinnerei ein Fest der Freundschaft. Sie und wir brachten abwechselnd eine Nummer. Sie tanzten den Nationaltanz, die Serdana, im Kreise angefasst, abwechselnd Frauen und Männer. Dann kamen unsere Tiroler mit einem Schuhplattler voll Schwung. Nun trugen die Katalanen ihre mittelalterliche Nationalhymne vor: «Els Segadors – Die Schnitter». Darauf traten zwei Riesen-Kerle in Alpentracht auf die Bühne, Brüder und berühmte Jodler, die schon in vielen Ländern aufgetreten waren. In Spanien waren sie Leutnants geworden. Der eine von ihnen konnte fast vom Bass bis zum Sopran hinauf singen, ohne dass man den Übergang von der Brust- zur Kopfstimme hörte. Etwas später erschien ein noch viel grösserer Mensch auf der Bühne. Er war zwei Meter gross. Wir fielen vor Lachen fast von den Sitzen, als er als indische Tempeltänzerin mit nacktem Bauch auftrat. Zuerst liess er einen Schleier um sich wehen. Plötzlich wandte er sich zur Seite und liess seinen Bauch sich in Wellen von oben nach unten bewegen. Dieser Mann von ungeheuren Körperkräften war zugleich einer unserer politisch gescheitesten Leute.

Der Zusammenbruch Kataloniens

Ende Dezember 1938 bis Anfang Februar 1939

Gegen Weihnachten setzte eine heftige Kälte ein. Wenn wir auf die nächsten Hügel stiegen, konnten wir im Norden die Hänge der Pyrenäen ganz im Schnee sehen.

Von der Front kamen sehr ernste Nachrichten. Franco hatte am 23. Dezember mit einer grossen Offensive gegen Katalonien begonnen. Wir hatten dort zwei Armeen mit zusammen fünf Armeekorps. Dagegen schien Franco seine ganze Reserve-Armee eingesetzt zu haben, die bisherigen Stellungstruppen nicht eingerechnet. Diese Reserve-Armee musste etwa sechs Armeekorps umfassen. Vor anderthalb Monaten hatten wir unsere Front vom Südufer des Ebro auf das Nordufer zurückgenommen. Diese starke Stellung wagten die Faschisten kaum anzugreifen. Daher konzentrierten sie alle Kräfte auf die nördlich stehenden Truppen der Armee Pereas, desselben Perea, der am Ende der Schlacht bei Guadalajara unser Armeekorps geführt hatte. Pereas Stellungen lagen im Wesentlichen am Segre, der von den Pyrenäen herunterkommt und in den Ebro fliesst. An ihm befand sich das wichtige Elektrizitätswerk von Tremp, von dessen Strom der grösste Teil der katalanischen Industrie abhing. Wenn es verlorenging, war unsere Kriegsproduktion in Frage gestellt. Wie aber sollte Perea gegen die gewaltige Überlegenheit standhalten?

Sowieso neigte unsere Stimmung durch den dauernden Hunger, den wir litten, zur Gedrücktheit, obwohl unsere Verpflegung noch immer besser war als die der Zivilbevölkerung.

Am 30. Dezember verliess ich Bisaura, um nach Calella an der Mittelmeerküste zu gehen, wo sich alle die sammelten, die eine gewisse Aussicht hatten, bald aus Spanien herausgelassen zu werden.

Auf dem Bahnhof in Barcelona sagte man mir, dass heute kein Zug mehr nach Calella führe. Daher ging ich ins Hotel Majestic.

Als ich zum Abendessen in die grosse Halle hinunterkam, sprach mich ein schlanker Herr in Zivil auf Französisch an: «Ich bin ein Pariser Rechtsanwalt und bemühe mich darum, Sie und andere endlich nach Frankreich hineinzubringen. Mit Hans Kahle ist es mir geglückt. Er befindet sich in Paris. Schwieriger ist Ihr Fall. Mal sehen, was sich tun lässt.»

Am folgenden Tage fuhr ich mit dem Postauto nach Calella. Es lag flach am Meere. Eine schüchterne Wintersonne wärmte die Luft etwas, die mir nach dem herben Bisaura schlaff erschien.

Auf der Kommandantur bekam ich die Anweisung auf ein Quartier. Dahin trug ich meine beiden Köfferchen und fand sehr freundliche Leute und ein nettes Zimmer mit einem schneeweiss bezogenen Bett. Als ich mein Gepäck niedersetzte, hörte ich ein Geräusch hinter mir. Das war Erich Weinert, mein alter Freund. Auf spanische Art umarmte er mich stürmisch.

Hinterher musste ich ihm sagen: «Aber meine Knochen sind mir auch ganz lieb!»

«Weisst du, dass hier noch ein Freund wohnt? Da ist er ja schon!» Es war Artur Dorf, der ehemalige Politkommissar der Elften Brigade.

Wir drei gingen zusammen zum Mittagessen, in der Hand allerhand Gefässe. Denn man konnte nicht wissen, was es gab.

Das Essen wurde in einer elenden Scheune ausgegeben, in der man sich nicht setzen konnte. Wir erhielten ausser der Suppe und dem Brot unsere Ration Wein und Zigaretten.

Artur fragte: «Du rauchst doch nicht. Gibst du mir deine Zigaretten, so bekommst du von mir eine Schöpfkelle Suppe.»

«Und wenn du mir deinen Wein gibst», fügte Weinert hinzu, «so bekommst du von mir noch eine Schöpfkelle!»

«Grossartig! Das nehme ich an.»

Wir trugen das Essen in unser Quartier. Artur deckte mit einer Feierlichkeit, die wohl nur darauf zurückzuführen war, dass er vor Langeweile eine Beschäftigung suchte.

Ebenso unnötig feierlich setzten wir uns. Das Essen passte nicht ganz zu dieser Zeremonialität. Selbst mit den zwei Zusatzlöffeln wurde ich nicht satt. Den Nachmittag brachten wir irgendwie hin und setzten uns am Abend an den Tisch, um Silvester zu feiern. Artur hatte ein dünnes, warmes Getränk zusammengebraut.

«Was mag heute in der Sowjetunion gesagt werden?» fragte Weinert. «Da gibt es ja immer eine Einschätzung der Aussichten im neuen Jahr.»

Wir bemühten uns vergeblich, etwas Erfreuliches zu finden. Zwar hatten England und Frankreich die Unverletzlichkeit des Restes der Tschechoslowakei garantiert, aber würden sie gegebenenfalls nicht auch diesen Rest an Hitler verkaufen wie vorher in München seine Randgebiete und seine Festungen? Auch in Spanien sah es trüb aus.

Wir konnten nicht heiter werden und gingen früh schlafen.

An einem der nächsten Tage fuhr ich zum französischen Generalkonsulat nach Barcelona. Man empfing mich nicht unhöflich, aber ich merkte gleich, dass sie mir kein Visum geben wollten, obwohl ich es nur für vier

Wochen beantragte, die Zeit, in der ich mir ein Visum für ein anderes Land beschaffen konnte. Das hatte mir der Pariser Rechtsanwalt geraten. Unverrichteterdinge musste ich wieder abziehen und im Hotel Majestic Quartier beziehen.

Am Abend sassen unten in der Halle die Berichterstatter der grossen Zeitungen der Welt, die ich fast alle von ihren Frontbesuchen her kannte. Sie pflegten sich Lebensmittel aus dem Ausland schicken zu lassen und luden mich zum Abendessen ein. Es gab Spaghetti mit Schinken, hinterher Tafelschokolade und Kaffee. Seit Wochen wurde ich zum erstenmal wieder satt.

Am folgenden Tage traf ich den Rechtsanwalt. Er riet mir, zur französischen Botschaft zu gehen. Der neue Botschafter hätte grosse Sympathien für uns, im Gegensatz zu den Faschisten auf dem Generalkonsulat.

Erst am nächsten Tage konnte ich dorthin gehen. Kaum war ich in den Vorsaal getreten, als ein junger Mann von angenehmem Äusseren auf mich zukam und sagte: «Monsieur Renn? Ich erkenne Sie nach den Photos. Ihr Freund Hans Kahle war erst vor zwei Wochen hier. Leider ist der Botschafter gerade nicht da. Sonst würde er sich sehr freuen, Sie kennenzulernen.»

Ich trug ihm meinen Fall vor.

«Wir wissen», entgegnete er, «dass man auf dem Konsulat Schwierigkeiten macht. Der Botschafter ist damit nicht einverstanden. Sagen Sie bitte dem Konsul, dass der Botschafter wünscht, dass Sie ein Visum erhalten!»

An diesem Tage war es zu spät, zum Konsulat zu gehen. Am Tage darauf richtete ich aus, was mir der Sekretär der Botschaft gesagt hatte.

«Ich würde dem Wunsch des Botschafters gern entgegenkommen», antwortete der Konsul mit listigem Blick, «aber wir haben hier unmittelbare Anweisungen von Paris, Visen nur dann zu geben, wenn die schriftliche Erklärung einer anderen Macht vorliegt, dass der Antragsteller dorthin ausreisen kann.»

«Herr Konsul, Sie wissen, dass ich hier eine solche Erklärung nicht beschaffen kann, weil England und die Vereinigten Staaten uns darauf verweisen, wir könnten uns Visen für ihre Länder erst in Paris beschaffen.»

«Das ist nicht meine Verantwortung», erwiderte der Konsul.

Ich konnte nichts dagegen sagen. Es war eine Verschwörung Frankreichs, Englands und der Vereinigten Staaten, uns Internationale nicht aus Spanien hinauszulassen, nachdem man uns in dem Moment von der Front

zurückgezogen hatte, als die Interventionstruppen Mussolinis und Hitlers gerade ihre gewaltige Offensive gegen Katalonien entfalteten. Um uns gegen alle Versprechungen hier festzuhalten, stellte man uns nun Bedingungen, die wir nicht erfüllen konnten.

Als ich ins Hotel zurückkam, war der Rechtsanwalt wieder nach Paris abgereist. Ich ging in mein Zimmer und zählte mein Geld. Die Preise waren in letzter Zeit so gestiegen, dass mich ein einziger Tag in Barcelona ein Viertel meines Monatsgehalts als Major kostete. Wie ich vermutet hatte, besass ich nur noch so wenig, dass ich gerade nach Calella zurückfahren konnte. Der Schuft von Konsul hatte gesiegt.

Um die Zeit herumzubringen, wollte ich Spazierengehen, wie ich es im rauhen Bisaura getan hatte. Hier aber fand ich kaum noch jemanden, der mitging. Erich Weinert wäre gern mit mir gegangen, aber sein einziges Paar Schuhe hatte so zerrissene Sohlen, dass er ebenso gut barfuss gehen konnte. Zusätzlich besass er nur Hausschuhe. In seiner Bescheidenheit hatte er nicht rechtzeitig für sich gesorgt und war nun als ehemaliger Politkommissar schlechter dran als die meisten ehemaligen Soldaten. So ging ich allein in die Wälder der Kork-Eichen, um den Hunger etwas zu vergessen.

Mitte Januar wurde die faschistische Offensive immer mächtiger. «Welch unsinnige Politik treibt die französische Regierung!» rief Weinert. «Schon hat sie unsere Grenze wieder gesperrt, so dass wir von auswärts keine Waffen bekommen! Sie hilft Franco, der doch nur eine Filiale von Hitlers Reich ist! Die Faschisten wollen Frankreich einkreisen, im Nordosten Deutschland, im Südosten Italien, im Südwesten Franco-Spanien. Seit Jahrhunderten ist die französische Politik bemüht, eine solche Einkreisung wie zur Zeit Kaiser Karls des Fünften zu verhindern. Jetzt hilft die französische Regierung selbst, diese Einkreisung des eigenen Landes zu vollenden!»

Am 18. Januar früh kam ein Bote der Kommandantur: «Macht euch sofort fertig! Wir fahren zur französischen Grenze, um geschlossen hinüberzugehen.» In Minuten hatten wir gepackt und gingen auf den Bahnhof. Der Zug stand schon da. Bald fuhren wir nach dem Norden ab. Durch die Fenster konnte man bei dem trüben Licht dieses Tages nicht weit sehen. Es war windig. Zu Mittag fing es an zu regnen.

Am Nachmittag kamen wir nach Port Bou, der Grenzstation am Meer. Wir stiegen aus und trugen unser Gepäck vor den Bahnhof. Der Platz davor lag voll Schutt zerstörter Häuser von den vielen Bombardierungen dieser wichtigen Durchgangsstelle für unsere Waffen.

Jemand brachte die Nachricht, wir sollten zum Essen zu einer Kantine gehen. Mit unserem Gepäck zogen wir durch den Regen und fanden auf dem Weg in einer Unterführung unter den Eisenbahngleisen Notwohnungen aus Holz, Blech und Teilen von Zelten, die eng an die eine Steinwand gedrängt waren. Die feuchte Luft zog scharf durch diesen Tunnel, in dem Eisenbahnarbeiter und andere Zivilisten hausten.

Am Nachmittag stand ich mit Erich Weinert unter einem Vordach. Wir betrachteten das Wasser, das in Traufen vor uns auf den schwarzen Boden spritzte, und warteten auf Anweisungen.

Gegen Abend kam ein Deutscher gerannt und rief: «Kommt mit! Wir bleiben die Nacht über hier. Ich habe ein Quartier für euch beide. Es wäre doch eine Schande, wenn das nicht zu finden wäre!» Er lachte gutmütig.

«Und ihr anderen?»

«Wir schlafen in einem Saal.»

Er führte uns zu einem schmalen Haus. Eine ältere, müde Frau öffnete und führte uns eine steile Treppe hinauf zu einer schmalen Kammer. Darin standen ein Bett und zwei Stühle.

«Ich habe nichts Besseres», sagte sie mit einem Versuch zu lächeln. Wir waren sehr zufrieden, so etwas bekommen zu haben.

So feuchtkalt der vergangene Tag gewesen war, so freundlich blickte uns der 19. Januar an. Ich ging zum Hafen und legte mich an eine Felswand dicht am Wasser in den Sonnenschein. Es war wohlig in der milden Wärme mit dem Blick auf das stille, blaue Wasser.

Am Nachmittag kam die Elfte Brigade von Bisaura an, aber vermehrt durch eine ziemliche Anzahl von Offizieren, die noch bis jetzt Dienst bei ihren Truppenteilen geleistet hatten, zum Teil unter spanischen Namen.

Dazu kam ein Trupp von Deutschen, die in Barcelona eingesperrt gewesen waren, Elemente, die als Agenten ausländischer Mächte entlarvt wurden oder die etwas anderes ausgefressen hatten.

In dieser Nacht hörten wir auf der nahen Eisenbahnstrecke Züge durchkommen. Am Morgen erzählten die Eisenbahner, die französische Regierung habe endlich die Grenze geöffnet. Jetzt käme Zug auf Zug mit schweren Lasten durch den Grenztunnel herein.

Schon an diesem Tag hörte das freilich auch wieder auf. Der französische Aussenminister hatte die Grenze schnell wieder geschlossen. Er war als Faschistenfreund bekannt.

Plötzlich alarmierte man uns: «Gleich auf den Bahnhof! Wir fahren von der Grenze wieder fort!»

Man rätselte herum, was die merkwürdige Fahrtrichtung bedeutete.

«Wenn es wahr ist», sagte Weinert, «dass der französische Aussenminister die Grenze wieder gesperrt hat, so kommen wir wohl nicht sobald hinüber. Dann aber können wir nicht in dem halbzerstörten, engen Port Bou bleiben. Denkt auch daran, dass die Faschisten die Stadt wieder bombardieren können!»

Der Zug hielt. Zuerst beachteten wir das nicht. Als aber der Aufenthalt immer länger dauerte, stiegen einige aus und gingen in den Ort, um etwas zu kaufen.

Wir sassen im Abteil, als wir draussen einen heftigen Streit hörten. Einige hatten sich im Dorf betrunken, dann auf der Strasse ihre Hosen aufgemacht und den Mädchen auf Deutsch zugerufen: «Wenn ihr was wollt, kommt nur her!»

«Das sollen unsere Freiwilligen getan haben?» fragte jemand entrüstet.

«Doch nicht unsere Genossen! Das waren die ehemals Inhaftierten! Ein paar von unseren Offizieren sind hin und haben sie zur Rede gestellt. Da haben die geantwortet: ‚Ach, ihr Scheissoffiziere! Wartet nur, wenn wir an die Grenze kommen! Da werden wir euch die Abzeichen schon herunterreissen!'»

Im Zug herrschte Empörung über das Verhalten der Verräter und Kriminellen. «Wenn wir Internationalen uns auch nur einmal so benommen hätten», rief einer, «dann würde uns Barcelona nicht so einen Abschied bereitet haben! Die gehen herum und erzählen überall, sie wären unschuldig eingesperrt gewesen. Aber Kerlen, die sich so benehmen, glaube ich nicht! Sie werden wohl mit Recht eingesperrt gewesen sein!»

Es wurde dunkel, und die Nacht kam. Da ich keine Decke besass, schlug einer seine mit um mich, und so schliefen wir leidlich.

Am folgenden Tage sollte gerade eine Verhandlung wegen der Niederträchtigkeiten stattfinden, als der Zug pfiff. Wir fuhren bis zu einer Station, von der aus eine Kleinbahn uns nach der Stadt La Bisbal bringen sollte. Da die kleinen Züge nicht genügend Platz hatten, fuhren wir im Pendel-Verkehr dorthin. Erst in der Nacht kamen wir an.

Am übernächsten Tage, dem 23. Januar, hatten wir eine Besprechung beim Brigadestab. Nun waren wir auf 1360 Deutsche, Österreicher und Skandinavier angewachsen, aber sehr verschiedener Art. Abgesehen von den Kriminellen, die wir politisch nicht als zu uns gehörig betrachteten, gab es da einen alten lahmen Apotheker und andere Körperbehinderte.

Die Zahl der überzähligen Offiziere war auf 260 gestiegen. Die sollten zu einem Bataillon unter meiner Führung zusammengezogen werden, mit einer deutschen und einer österreichischen Kompanie.

Gegen Abend rief man uns zu einer Versammlung in ein grosses Café. Es war für über tausend Mann viel zu eng. Nur wenige hatten einen Sitzplatz. Auf einem kleinen Podium, auf dem wohl sonst einige Musikanten spielten, sassen der Österreicher Adolf Reiner als Brigadeführer und neben ihm der Politkommissar.

Reiner erhob sich: «Kameraden! Wir haben euch zu einer Besprechung zusammengerufen, bei der die Mitarbeit aller erforderlich ist und bei der wir die Meinung von euch allen hören müssen. – Wie ihr wisst, war die Grenze für eine kurze Zeit offen. In dieser Zeit sind neue Waffen angekommen. Die Lage an der Front ist sehr ernst. Schon ist die Stadt Barcelona bedroht. Zu ihrem Schutz sind ungewöhnliche Massnahmen erforderlich. Ihr kennt die Gründe, weshalb der Ministerpräsident Negrin im Völkerbund zugestimmt hat, dass die internationalen Freiwilligen zurückgezogen werden.

Er wollte damit entweder erzwingen, dass Hitler und Mussolini ihre Interventionstruppen zurückzögen, oder wenigstens der Öffentlichkeit der Welt zeigen, wo Recht herrscht und internationale Verträge gehalten werden. Ihr wisst weiter, dass zwar wir Freiwilligen zurückgezogen wurden, Hitler und Mussolini aber nicht daran dachten, ihre Söldner zurückzuziehen. Ihr wisst schliesslich, wie die französische Regierung zwar sehr einverstanden war, dass man uns zurückzog, weil das unsere Sache schwächte, dass sie uns aber dann nicht aus Spanien hinausliess. Diese Betrüger haben das Recht verwirkt, dass wir uns weiter um sie kümmern. Darum werden wir Internationalen wieder mobilisiert. Aber nicht alle, die sich hier befinden, können zum Dienst an der Front gezwungen werden. Wir haben Alte, Kranke und Verwundete unter uns. Es soll überhaupt niemand gezwungen werden. Daher frage ich euch: Wollt ihr freiwillig wieder an die Front gehen? Sprecht euch aus.»

Der Politkommissar erhob sich und sagte noch einiges. Als er geendet hatte, sah ich, wie jemand links auf irgendetwas kletterte. Von dort begann er mit etwas rauher Stimme zu sprechen: «Kameraden! Was soll hier eine Diskussion? Sind wir nach Spanien gekommen, um im Hinterland herumzulungern? Nein, wir sind gekommen, um zu kämpfen! Daher, wenn man uns zum Kampfe ruft, gehen wir zum Kampf!»

«Bravo!» schrien viele Stimmen. Darauf begann ein solcher Lärm von Zurufen, dass man nur wenige verstehen konnte.

«Wir gehen alle wieder an die Front!»

«Gebt uns Listen, damit wir uns eintragen.»

«Listen sind an allen Eingängen ausgelegt!» rief der Politkommissar.

Mitten in all dem Lärm begann jemand zu singen. Alle erhoben sich. Wir sangen die Internationale. Vielen standen Tränen in den Augen, vielen dieser gar nicht mehr jungen Männer, die zum Teil jahrelang gekämpft und vorher schwer gearbeitet hatten und die in Gefängnissen und Konzentrationslagern gewesen waren.

Ich aber freute mich nicht und war nicht begeistert. War es denn richtig, die Internationalen wieder einzusetzen? Ob es politisch richtig war, das konnten wir bei unserem Mangel an Nachrichten nicht übersehen. Vor allem aber: War der Wiedereinsatz militärisch zu vertreten? Doch nur, wenn Katalonien noch zu retten gewesen wäre. Davon aber konnte keine Rede sein. Die besten proletarischen Kämpfer so vieler Länder sollten sich also für eine aussichtslose Sache opfern? Obwohl ich das Unternehmen ablehnte, meldete ich mich doch dazu und schrieb mich ein. Ich vermutete aber, dass man mich nicht nehmen würde. Denn die sofort einsatzfähigen Truppen hatten schon ihre Führer, und mein Offiziersbataillon bestand meist aus Spezialisten, die man kaum brauchte.

Beim Hinausgehen traf ich einen Major meines Bataillons, der sich seit zwei Jahren als Bataillonsführer an der Front besonders bewährt hatte. «Ist dir etwas aufgefallen?» fragte er und fuhr gleich fort: «Der Ministerpräsident Negrin ist nicht erwähnt worden. Nur er kann doch den Wiedereinsatz der Internationalen befehlen, weil das politische Folgen haben kann, die er verantworten muss. Vor allem ist es militärischer Unsinn! Wir haben in Barcelona bei der Parade den Teil des Volkes gesehen, der zu uns steht, die Arbeiterschaft. Aber was ist mit dem Kleinbürgertum, den Schiebern, den Politikern, die nie aufgegeben haben, Katalonien ganz von Spanien abzutrennen! Von diesem Geschmeiss ist ja die Stadt durch und durch zerfressen! Das ist nicht Madrid, das sich im Herbst 1936 erhob, kämpfte und heute noch steht! Barcelona wird nicht kämpfen!»

«Lieber Freund», sagte ich leise zu ihm, «wir zwei sind uns im Klaren, dass dieser Wiedereinsatz militärisch nicht zu rechtfertigen ist. Aber er ist befohlen. Wir müssen schweigen, um die Kameraden nicht irrezumachen, die in die Schlacht gehen, und glauben, dass es einen Sinn hätte. Gehst du nicht auch an die Front, wenn man dich hinlässt?»

«Natürlich gehe ich!» rief er lachend.

Ich nickte ihm zu. «Komm, lass uns zum Stab gehen, um zu erfahren, wie viele sich eingetragen haben und ob wir mit sollen.»

Beim Stab sagte man uns, vom Offiziersbataillon hätten sich fast alle gemeldet. Die Brigade hatte 1 360 Mann. Von ihnen hatten sich 902 eingetragen. Nicht gemeldet hatten sich ausser den Kranken und Verwundeten vor allem die Kriminellen.

«Da werden wir etwas gegen diese Lumpen tun müssen», sagte der Brigadeführer. «Nicht alle guten Elemente dürfen an die Front, so dass wir die Etappe in der Hand von Verbrechern lassen. Jetzt setzen wir uns hin und arbeiten die Listen genau durch. Morgen erfahrt ihr, wer an die Front geht und wer hierbleibt.»

Am anderen Tag sagte man uns, von den Mannschaftsbataillonen gingen alle an die Front, die sich gemeldet hatten. Dagegen würde das Offiziersbataillon nicht eingesetzt, ausser einzelnen Offizieren, die man für besondere Zwecke brauchte. Die Mannschaftsbataillone aller Interbrigaden würden eine Kampfbrigade bilden, die André Marti selbst führen wollte. Da er aber von der Truppenführung nichts verstand, hatte man ihm mich als Stabschef vorgeschlagen. Er hatte mich aber abgelehnt und gesagt: «Renn soll ins Ausland gehen und Propaganda für Spanien machen!»

Das war keine sachliche Ablehnung, wusste er doch genau, dass ich gar nicht ins Ausland konnte. Wenn er aber für seine Ablehnung einen anderen Grund hatte, so war das seine Sache.

Nachmittags rückten die Frontbataillone ab.

Der 25. Januar brachte eine Schreckensnachricht über die Front nach der anderen. Zeitungen erschienen nicht mehr. Da verwunderte es uns, als wir am Abend erfuhren, die Regierung hätte uns einen Film geschickt, der im Kino laufen sollte. Wir gingen alle hin, und es war der Sowjetfilm «Zirkus», der sich gegen die Verachtung gegenüber den Schwarzen in den Vereinigten Staaten richtete.

Am 26. Januar kam ein aufs andere Mal die Meldung, die Faschisten hätten Barcelona kampflos besetzt. Wir wussten aber nichts Genaues.

Plötzlich begann ein mächtiges Gedröhn. Es schien von allen Seiten zu kommen. Die Faschisten bombardierten La Bisbal, ohne viel Schaden anzurichten.

Am Nachmittag erschienen eine Menge Truppen von merkwürdig unspanischem Aussehen, darunter Schwarze. Das waren die Kubaner und Südamerikaner, die letzten Franzosen, die sich noch auf spanischem Boden befanden, und Italiener. Sie alle sollten untergebracht werden. Da wurde es reichlich eng.

Am 27. Januar erhielten wir den Befehl, nach Palafrugell zu marschieren. Das war elf Kilometer entfernt. Einige von uns hatten zuviel Gepäck, um es so weit zu tragen. Andere waren überhaupt marschunfähig. So mussten wir erst Lastwagen beschaffen. Dann marschierten wir die gute Strasse bei leicht sonnigem Wetter entlang nach dem freundlichen Ort. Ich trug nur ein Köfferchen mit dem Rasierzeug und dem sonst Nötigsten. Selbst das wurde mir aber auf die Dauer schwer, zumal ich mit einigen besonders langsam gehen musste, denen ein solcher Marsch bei ihrem Alter oder ihren Herzbeschwerden zuviel war.

Ich bezog mit Erich Weinert und einigen anderen ein recht gut eingerichtetes Haus und schlief in dieser Nacht mit angenehmen Träumen. Als ich mich am Morgen rasierte, dachte ich etwas belustigt: Weshalb habe ich gerade in unserer wenig rosigen Lage so freundliche Träume?

Harry Domela, den ich wiedergetroffen hatte und mit dem ich jetzt zusammen war, kam herein und erzählte in seiner merkwürdigen, halb trauernden, halb lachenden Art: «Die Intendanturoffiziere sind heute früh abgehauen, nach Norden, zur Grenze. Der Bürgermeister ist schon seit Tagen fort. Es gibt hier keine Behörden mehr.»

Ausser uns Deutschen lagen noch Polen im Ort. Während wir genügend zuverlässige Interbrigadisten dagelassen hatten, waren bei den Polen alle guten Soldaten an die Front gegangen, und nur das Lumpengesindel war dageblieben. Die französische Regierung und andere, die seit dem Beginn des Krieges an unserem Untergang arbeiteten, hatten ihre Agenten wie zu allen nationalen Gruppen, so auch zu den Polen geschickt. Im Allgemeinen waren die Gekauften bald entlarvt und eingesperrt worden. Nun aber waren sie wieder frei, und so plünderten die unbeaufsichtigten polnischen Kriminellen die Vorräte der Kinderhilfe. Am Morgen fand man das Mehl auf den Boden geschüttet und die Schokolade geraubt.

Um solche Vorfälle künftig zu verhindern, bildeten wir eine Art Polizeitruppe und bewaffneten uns selber auch. Das konnten wir leicht, denn viele katalanische Truppen hatten, den alten anarchistischen Traditionen folgend, ihre Waffen liegengelassen und sich davongemacht. Schon besassen wir zehn Feldkanonen und eine Menge anderer Waffen. Die Kriminellen hätten sich leicht gegen uns bewaffnen können. Aber sie hatten es auf Raub, das Stiften von Unordnung und nicht auf militärische Taten abgesehen.

In der Nacht vom 28. zum 29. Januar wurden wir alarmiert.

Als ich auf die Strasse kam, war es stockfinster und goss in Strömen. Beim Stab sagte man mir: «Die Faschisten sollen bei Palamos Truppen

gelandet haben.» Und diese Stadt lag weniger als zehn Kilometer von uns entfernt.

«Für die Nacht», sagte ich, «besteht keine Gefahr. Denn es ist sehr schwer, in solcher Dunkelheit Truppen in einem unbekannten Gelände zu bewegen.»

Sobald es hell wurde, sandte ich eine Patrouille auf Palamos. Ausserdem nahm ich die Kompanie- und Zugführer auf eine Höhe vor, um ihnen das Gelände zu zeigen und sie auf die Gefahren-Punkte aufmerksam zu machen.

Der völlige Mangel militärischer Nachrichten sowohl von den wiedereingesetzten Internationalen als auch von den katalanischen Truppen, die wohl nicht weit vor uns standen, befremdete mich. Da wir in Kämpfe verwickelt werden konnten, hätten wir orientiert werden müssen, wie es stand.

Ich ging deshalb zum Brigadeführer Reiner, den man auch nicht an die Front gelassen hatte, und fragte ihn.

«Ich weiss von gar nichts», antwortete er.

Am Tage darauf wurde behauptet, unsere Front wäre zum Stillstand gekommen. Aber wo? Zugleich flüsterte man, der Politkommissar unserer Brigade sei in die Hände der Faschisten gefallen und tot.

Am 31. Januar meldete das faschistische Radio Salamanca den Wiedereinsatz der Internationalen Brigaden und begründete damit die Standfestigkeit der katalanischen Front. Ich dachte darüber wesentlich kühler. Aus den wenigen Nachrichten unserer neueingesetzten Bataillone war klar: Die Internationalen operierten ohne Zusammenhang mit den grossen spanischen Einheiten. Am besten hätten sie sich in die Ebro-Armee eingegliedert. Dann wären sie wenigstens sachlich geführt worden. Weshalb man das nicht getan hatte, blieb unverständlich.

An mangelnder Verbindung lag es auch, dass der Politkommissar unserer Brigade wirklich in die Hand der Faschisten fiel. Er war mit Gustav Szinda, dem früheren Führer des Bataillons Edgar André und jetzigem politischem Vertreter aller Deutschen in Spanien, im Auto vorgefahren, ohne zu wissen, wo die spanischen Nachbartruppen standen. Sie waren schon zurückgegangen, ohne die Internationalen zu benachrichtigen, weil auch die nicht mitgeteilt hatten, wo sie standen. An einer Wegebiegung tauchte vor dem Auto ein Panzer auf und eröffnete sofort das Feuer. Gustav Szinda konnte sich, mehrfach verwundet, in Sicherheit bringen, während der Politkommissar der Brigade sofort tot war oder kurz darauf starb.

Ich bekam für mein Bataillon vier schwere und sechs leichte Maschinengewehre sowie fünfzig Gewehre, alle neu und sowjetischer Fabrikation. Erst jetzt, wo es zu spät war, hatte die verräterische französische Regierung sie über die Grenze gelassen.

Am 3. Februar vormittags kam die Wirtin unseres Hauses zu mir herauf. Sie war gut gekleidet und beherrschte die gesellschaftlichen Formen, aber, wie mir schien, auch die Verstellung.

«Mein Herr», sagte sie, «ich fühle mich verpflichtet, Sie auf etwas aufmerksam zu machen.» Sie blickte sich um und fuhr fort: «Man betrügt Sie!»

«Wovon sprechen Sie?»

«Man sagt Ihnen nicht, wie weit die Faschisten schon vorwärtsgekommen sind, und Sie befinden sich in der Gefahr, hier abgeschnitten zu werden. Rücken Sie lieber ab! Ich meine es gut mit Ihnen!»

Vielleicht hatte sie recht, dass wir tatsächlich in der Gefahr waren, abgeschnitten zu werden. Aber dass sie es mit uns nur gut meinte, bezweifelte ich. Der Grund, uns zum Abrücken zu überreden, bestand wohl eher in ihrer Furcht, die Faschisten könnten Internationale in ihrem Hause treffen. Das konnte ihr bei der Brutalität der Faschisten sehr schlecht bekommen. Und darin hatte sie mein Mitgefühl. Aber ich konnte ihr doch nicht versprechen, abzurücken und sagte deshalb: «Wir sind nicht ohne militärische Erfahrung und werden das tun, was nötig ist. Dass wir Ihr Haus besetzen, Senora, und gegen die anrückenden Faschisten verteidigen, kommt schon deshalb nicht in Frage, weil sich dieses Haus dazu nicht eignet. Wir werden vermutlich abrücken, bevor es Ihnen gefährlich werden kann.»

An diesem Nachmittag erfuhren wir, dass unsere Truppen nach den paar Tagen Stillstand erneut zurückgingen. Daher schickte man die Kinder, die sich noch hier befanden, auf die französische Grenze zu. Wir setzten einige im Ort stehengebliebene Lastautos in Gang und transportierten auch unsere Marschunfähigen ab.

In der Nacht alarmierte man uns zum Abmarsch. Ich bekam Befehl, mit meinen Offizieren die Nachhut zu bilden, liess den anderen einen halben Kilometer Vorsprung und folgte dann in guter Marschkolonne. In einigem Abstand folgte uns noch eine Nachspitze.

Der volle Mond stand am wolkenlosen Himmel. Die Nacht war sehr still, als könnte sie keine Gefahr bergen. Es lief sich leicht.

Als wir eine Zeitlang marschiert waren und einen Halt machten, gesellte sich ein Offizier des Brigadestabs zu mir. «Du weisst sicher noch nichts von den dramatischen Vorgängen dieser Nacht in unserem Stab. Ihr marschiert nicht ohne Grund als Nachhut. Wenn wir nur noch einen

Tag geblieben wären, so hätten wir leicht abgeschnitten werden können. Das Politkommissariat hatte den Brigadeführer zum Abrücken aufgefordert. Er sagte aber, er habe dazu keinen Befehl. Man drang in ihn: Wichtige Genossen kämen in die Gefahr, ohne Sinne gefangengenommen zu werden. Er blieb bei seiner Weigerung. Da gab ihm das Politkommissariat den Parteibefehl abzurücken.»

Die Morgendämmerung kam. Blitzend ging die Sonne auf. Wir waren schon weit ins Hinterland gekommen und rückten noch bis San Pedro Pescador. Das letzte Stück brauchte ich nicht zu Fuss zu gehen. Ein Lastwagen überholte uns und hielt an.

«Du läufst?» rief einer herunter. «Und wir fahren! Für dich ist noch Platz. Komm nur herauf!» In San Pedro lagen wir bei dem warmen Wetter auf der Wiese und assen etwas. Nachmittags marschierten wir weiter.

«Wie weit?» fragte ich den Ordonnanzoffizier, der den Befehl überbrachte. «Wir haben heute schon eine grosse Wegstrecke hinter uns!» Da beugte er sich zu meinem Ohr: «Es muss sein. Wir sind zu lange in Palafrugell geblieben, so dass wir uns noch immer in Gefahr befinden.»

«Das heisst», erwiderte ich ebenfalls leise, «dass unsere katalanische Front hemmungslos zurückgeht?»

«Ja, sie scheint an mehreren Stellen zerrissen zu sein.»

Ich gab meine Befehle und ging dann zu Erich Weinert. Er hatte seine karierten Filzschuhe an den Füssen.

«Wie geht es?» fragte ich

«Es geht noch», antwortete er und nickte freundlich.

Wieder marschierten wir. Der Nachmittag verging. Die Abenddämmerung kam. Als der letzte helle Schein am Himmel verschwunden war, wurde es für kurze Zeit sehr dunkel. Dann ging wieder der Mond auf, zuerst rötlich, dann silberweiss und hell.

Es war ein leiser Marsch. Die Kameraden hatten keine benagelten Schuhe wie die alten deutschen Truppen. Viele liefen auf Alpargatas, Tuchschuhen, fast lautlos. Gesprochen wurde nicht mehr.

Beim zweiten Halt kamen einige zu mir: «Wie weit ist es noch?»

Ich wusste es selbst nicht und fragte dagegen: «Habt ihr Blasen? Wird es euch schwer?»

«Schwer natürlich, aber es geht noch. Nur Erich Weinert ist nicht mehr so jung. Und seine Filzpantoffeln! Er ist doch ein grossartig disziplinierter Genosse! Kein Wort verliert er darüber, dass er mit uns zu Fuss laufen muss. Wie weit können wir denn schon marschiert sein?»

«Nach meiner Rechnung seit voriger Nacht über 50 Kilometer. Aber jetzt kann ich im Mondschein die Karte nicht mehr so genau sehen.»

Wieder ging es weiter.

Schliesslich näherten wir uns dem Ort Garriguella, in dessen Strassen Kanonen und Wagen standen. Auch wir sollten noch hinein. Aber alle guten Zimmer waren belegt. So ging ich mit einem Teil meiner Offiziere in einen grossen Werkraum, in dem Drähte, Eisenstangen und Bleche herumlagen. Am Boden war ein wenig Stroh. Wir packten alles Metallische beiseite und legten uns, immer zu zweien in Decken eingerollt, auf den kalten Zementfussboden. Viel wurde aus dem Schlafen nicht.

Am nächsten Morgen, dem 5. Februar, ging der Marsch weiter. Nach der gestrigen Anstrengung wurde mir das Gehen schwer. Die Füsse schmerzten mich heftig. Ich zählte nach der Karte die gestrigen Kilometer zusammen und fand 65, die grösste Marschleistung, die ich je erlebt hatte.

Erich Weinert stapfte in seinen Filzpantoffeln zwischen zwei Leutnants. Sein Gesicht war freundlich, fast lächelte er. Diese Unverdrossenheit beeindruckte die Kameraden sehr. Er wollte nichts Besonderes sein, dieser grosse proletarische Dichter und Vortragskünstler. Wenn ich ihn nicht schon so gern gemocht hätte, hier hätte ich ihn lieben müssen.

Alle in meinem Offiziersbataillon nahmen sich zusammen. Ihre Ordnung war selbst in den letzten Stunden der Märsche einwandfrei, ohne dass jemand etwas zu sagen brauchte.

Jenseits Capmany kamen wir auf die grosse Chaussee. Dort standen zur Sicherung zehn schwere Strassenpanzer und daneben mehrere hohe Offiziere der Carabineros. Wir wendeten uns rechts um und marschierten die grosse Strasse nach La Jonquera, hinter dessen nördlichem Ausgang sich die französischen Schlagbäume befanden. Im Ort und um ihn herum lag alles voller Truppen mit Lastwagen und Sanitäts-Autos. Aber da waren auch Massen von Bauernfamilien mit ihrer kläglichen Habe auf zweirädrigen Karren.

Wir blieben auf einem Felde.

Je später es wurde, desto mehr Menschen stauten sich vor der Grenze. Die Franzosen liessen jetzt niemanden hinüber.

Erst gegen Abend wurden die Schlagbäume geöffnet. Ein ununterbrochener Strom vor allem von Zivilisten flutete nach Frankreich.

Die Bataillone unserer Brigade, die erneut an der Front eingesetzt worden waren, kamen anmarschiert. Wir grüssten sie mit Zurufen.

Mir fiel auf, dass sie nicht die gute Ordnung hielten wie wir. Deshalb fragte ich einen Hauptmann, ob sie auch einen so weiten Fussmarsch hinter sich hätten wie wir.

«Vielleicht nicht ganz so weit. Aber du musst wissen, dass die Unordnung bei uns Folge einer grossen Unzufriedenheit ist. Wir wurden eingesetzt, ohne dass die spanischen Truppen, die in der Nähe standen, auch nur benachrichtigt wurden. Wir waren sehr schlecht geführt...»

Ein Major, der uns zuhörte, unterbrach ihn scharf: «Wir haben einen Privatkrieg geführt, mit einem uns Internationalen unwürdigen Hochmut. Es herrschte der wildeste militärische Dilettantismus. Schliesslich nahm sich die 35. Division unserer an. Da bekamen wir endlich vernünftige Befehle und erfuhren, wo die Nachbartruppen standen.»

«Wir haben seit Tagen nur Gerüchte gehört. Wird den Faschisten noch ernsthaft Widerstand geleistet?» fragte ich den Major.

«Nein, soweit wir wissen, ist es überall zu Ende. Wir können nur noch nach Frankreich hinüber und uns entwaffnen lassen. Der Grund für den Zusammenbruch Kataloniens ist, dass dieses Land niemals von den Schädlingen, Schiebern, Faschisten ernstlich gereinigt worden ist. Man hat auch die katalanische Regierung viel zu lange unbehelligt gelassen!» Es war dunkel geworden. Am Dorfrand brannten Wagen, deren Grenzüberquerung die Beamten verhindert hatten.

Eine Gruppe Offiziere kam zu mir und fragte: «Dürfen wir ins Dorf? Die Vorräte, die dort lagern, sind eben von der Regierung zum allgemeinen Gebrauch freigegeben worden. Da können wir uns vielleicht einmal satt essen.»

«Geht, und bringt mir auch etwas mit, irgendeine Kleinigkeit!»

Kurz darauf hörte ich Domelas Stimme nach mir rufen.

«Da bist du ja! Ich habe eine Matratze für uns beide und auch Decken. Komm da hinüber! Ausserdem gibt es zu essen.»

Wir assen Weissbrot und Schokolade. Die Offiziere, die ins Dorf gegangen waren, brachten auch noch etwas. Darauf wickelten wir uns in die Decken. Denn schon begann alles ringsum feucht zu werden.

Als ich später aufwachte, war der Mond aufgegangen. Der Tau stand in Tropfen auf unserer Decke. Die meisten hatten sich nicht gelegt, sondern standen oder sassen um kleine Feuer, an denen sie mit den Vorräten des Ortes etwas kochten oder brieten. Die ganze Ebene war mit solchen Feuerchen bedeckt. Das war gefährlich. Die Faschisten konnten uns so besonders leicht bombardieren, wie sie es schon an einem anderen Übergang nach Frankreich getan hatten. Freilich mussten sie dabei vorsichtig sein, um nicht französischen Boden zu treffen. Aber was machen sich Faschisten schon aus solchen Kleinigkeiten – zumal die französische Regierung mit ihnen liebäugelte!

Auch am nächsten Tage schob sich der Strom der Flüchtlinge ununterbrochen über die Grenze.

Ins französische Konzentrationslager

Noch auf der spanischen Seite fühlte ich mich gegen Abend plötzlich schlecht und begann zu frieren. Da auch unser Lazarettpersonal bei uns war, kamen gleich drei Ärzte. Sie standen um mich herum, während ich das Thermometer in der Achselhöhle hatte und mit den Zähnen klapperte. Ich hatte Fieber.

«Wahrscheinlich eine Erkältung», sagte einer. «Er muss diese Nacht in einem festen Haus schlafen. Wir werden ihn zu Major Drenkler legen, der Rippenfellentzündung hat.»

So verbrachte ich die Nacht zum 7. Februar verhältnismässig gut, hatte aber am Morgen noch immer Fieber. Nachmittags trug man mich in ein Lazarett. Dabei querten wir den Strom der Flüchtlinge.

In der Nähe hörte ich lebhaftes Infanteriefeuer. Die Frauen und Kinder fingen an zu weinen und drängten vorwärts.

«Die Knall-Maxe», sagte ein Sanitäter, «sind gerade jene Feiglinge, die sich jahrelang in Barcelona herumgedrückt haben. Jetzt knallen sie ihre Patronen in die Luft und erzeugen Panik bei den Zivilisten, die das Schiessen für ernst halten!»

Gegen Abend lud man mich zusammen mit Kranken und Verwundeten in ein Sanitäts-Auto und wollte uns in ein französisches Krankenhaus bringen. Nur sehr langsam ging es zur Grenze. Ich konnte durch einen Schlitz in der Bespannung sehen, dass wir an Trümmern von Bauernwagen vorbeikamen und an einem brennenden Autobus.

Bei den Schlagbäumen stritt sich der Sanitäter auf Französisch mit den Grenzern herum. Dann ging es langsam ein Stück vorwärts. Wieder mussten wir halten, und wieder hörte ich einen Streit mit den Franzosen. Schliesslich fuhr das Sanitäts-Auto rasch eine Landstrasse entlang.

Da wurden wir noch einmal aufgehalten.

«Nein!» erklärte eine harte Stimme: «Hier dürfen Sie nicht weiter, Sie müssen nach Le Boulou!» Er liess sich nicht erweichen.

Das Sanitäts-Auto wendete und fuhr eine andere Landstrasse weiter. Nach einiger Zeit hielten wir. Draussen gab es einen Streit, der sich dann entfernte. Ich fühlte mich schlecht. Einer der Kranken stöhnte. Den Major Drenkler hörte ich kurz und wie in Angst atmen.

Die Tür des Sanitäts-Autos wurde aufgerissen. Jemand schrie auf Französisch: «Alle raus!»

«Wir sind krank», sagte jemand leise.

«Das hilft nichts. Raus!» schnauzte der Franzose.

Es war für uns gar nicht so leicht, von den Tragbahren hinunterzuklettern. Draussen blickte ich mich um. Neben der Strasse lagerte eine unübersehbare Menge von Menschen, wie es schien meist Frauen und Kinder.

Der schnauzende Franzose war in Uniform und gehörte wohl zur berüchtigten Mobilgarde. Er zeigte auf das Feld: «Dorthin!»

«Wir sollen ins Lazarett!» sagte jemand beschwörend. «Der Major hier hat Rippenfellentzündung, und einige haben hohes Fieber.»

«Ich sage Ihnen, Sie sollen auf das Feld gehen!» Wir setzten uns in den Strassengraben. Schon kam die Dämmerung. Hier würde es starken Tau geben und recht kalt werden.

«Da liegt ein Holzklotz», sagte Drenkler. «Aber wie sollen wir ihn in Brand setzen?»

«Bleib du hier!» sagte ich. «Ich suche nach trockenem Holz.» Mit mir ging ein anderer, der mit aufgerissenen Augen vor sich hinblickte. Das Feld, auf das man uns gewiesen hatte, war mit Weinstöcken bepflanzt. Zwischen ihnen sassen in Gruppen spanische Zivilisten, stille, magere Kinder und grauhäutige Mütter. In dieser Gegend Frankreichs sprach man katalanisch wie diese Spanier auch. Alle hatten sie wohl mit einem freundlicheren Empfang gerechnet. Freilich, die Familien, die hier lagerten, waren Gegner des Faschismus und der französischen Regierung verhasst.

Wir fanden etwas trockenes Holz. Als wir zu Drenkler zurückkamen, hatten andere schon ein kleines Feuer gemacht.

Je dunkler es wurde, desto mehr beleuchtete uns das Feuer von unten her. Drenklers Augenringe sahen beängstigend aus. Aber er klagte mit keinem Worte.

Nun fiel mir erst ein, dass ich von La Jonquera keine Decke mitgebracht hatte, weil ich erwartete, in ein Krankenhaus zu kommen. Zu essen hatte niemand von uns. Keiner legte sich hin. Wir sassen um das Feuer herum und hingen düsteren Gedanken nach.

Der Mann mit den aufgerissenen Augen brach das Schweigen zuerst und sagte zu mir: «Kommst du mit, noch mehr trockenes Holz suchen? Der Klotz ist nicht richtig angebrannt!»

Wir gingen zusammen. Unterwegs begann er mir zu erzählen, dass er die Basedowsche Krankheit hätte und ausserdem Malta-Fieber. Er sprach verzweifelt. Während aber das Klagen der meisten Menschen unangenehm ist, war das, was er erzählte, interessant. Da zeigte sich ein warmherziger Charakter ohne Selbstsucht.

Nachdem wir Holz gebracht hatten, erzählte er am Feuer noch lange weiter. So wachten wir den Tag heran. Mein Fieber ging augenscheinlich

zurück, so dass ich mich am Morgen ziemlich frisch fühlte. Was würde heute geschehen?

Plötzlich kamen Leute der Mobilgarde mit Gewehren und schrien: «Auf die Strasse!»

«Wir sollen in ein Hospital!» sagte der mit den aufgerissenen Augen.

«Auf die Strasse! Allez hopp!» Sie drohten mit den Gewehrkolben.

Die ganze Schar Frauen und Kinder wurde in dieser Weise auf die Strasse gejagt und da entlanggetrieben – irgendwohin.

Der Tag war freundlich. Ich konnte trotz der durchwachten Nacht gut gehen. Der lange Major Drenkler hing vornüber. Ich sah, wie schwer es ihm fiel, sich vorwärtszuschleppen.

Vermutlich hatte er hohes Fieber. Der mit den aufgerissenen Augen setzte sich an meine Seite. Auch er klagte nicht. Als aber der Marsch drei, vier und noch mehr Stunden dauerte, fing er an zu weinen. Er weinte nicht wie ein Kind, ganz dem Schmerz hingegeben, sondern das Wasser lief ihm aus den Augen, ohne dass er seinen freundlichen Gesichtsausdruck verlor.

Die Kinder konnten nicht mehr. So mussten die Mütter sie zusätzlich zu ihrem Gepäck tragen. Immer noch ging es weiter.

Da in Frankreich überall an den Wege-Gabelungen Wegweiser mit genauen Kilometerangaben stehen, rechnete ich mir die Entfernung aus. Der letzte Weiser zeigte auf Saint Cyprien. Bis dahin wären es im ganzen 37,5 Kilometer Marsch.

Über dem flachen Gelände erschien etwas Bläuliches, das Mittelmeer. Im Näherkommen sah ich die Wasserfläche deutlicher. Sie war tiefblau und ging nach unten in lichtes Grün über.

Nun bewegten wir uns auf einen Sandstrand zu. Da standen spitze, runde Zelte, wie sie die französische Armee schon im Weltkrieg benutzt hatte.

Ich zeigte sie dem Major Drenkler: «Dort wirst du diese Nacht einmal ruhig und warm liegen können.»

Er nickte, aber sein Gesicht sah gequält aus.

«Nein!» sagte der mit den aufgerissenen Augen plötzlich. «Die Zelte sind nicht für uns!»

«Für wen sonst?»

«Sieh nur!» antwortete er. «Dort liegen Kolonialtruppen!»

Nun sah ich es auch. Das Dämmerlicht hatte die dunkelroten Mäntel verschluckt, in denen die Araber einherwandelten. Ihre Pferde standen angekoppelt in der Nähe. Ihr Zeltlager war mit Stacheldraht eingezäunt.

Wir marschierten daran vorbei, aber wohin? Nun befand sich nur noch eine flache Düne zwischen dem Meer und einem tiefliegenden, verdächtig grünen Streifen, wohl einem Sumpf. Auf der Düne hielten wir an. Das war unser Nachtquartier. Dort wurden wir überwacht.

Zu essen gab es nichts. Seit gestern Mittag hatten wir nichts mehr gehabt.

Wir setzten uns an den Strand. Es wurde dunkel und kühl.

Der mit den aufgerissenen Augen bewegte sich unruhig.

«Bitte», sagte er, «leg dich neben mich! Ich friere so.» Er zitterte. An seiner Seite konnte ich die Nacht über ohne Decke und hungrig nur wenig schlafen. Er schlief wohl auch nicht. Wir hörten auch ab und zu etwas. Begleitet von Flüchen der Mobilgarde kamen immer mehr Menschen auf der Düne an, zum Teil auch Truppen der Spanischen Armee.

Als es am Morgen hell wurde, bewegten sich um unser Grüppchen kranker Internationaler eine Menge spanischer Soldaten, meist sehr junge Leute. Viele suchten nach Holz, um sich etwas zu wärmen. Es war nichts da.

Unsere Kranken sahen sehr schlecht aus, während ich wieder ganz gesund war. Wo sollte ich einen Arzt für sie finden? Ich ging durch die lagernden Gruppen, fand aber kein bekanntes Gesicht. Die Spanier zu fragen, wäre sinnlos gewesen: Bei ihnen war alles durcheinandergekommen.

Auf einem Lastauto kamen eiserne Wasserpumpen an und wurden in den Boden gelassen. So bekamen wir wenigstens Trinkwasser, so dass ich den fiebernden Kranken etwas bringen konnte. Am Nachmittag hatte ich mich gewaschen und sogar rasiert, wobei ich einen ganz kleinen Metallspiegel benutzte, den ich in der Tasche trug.

Da bemerkte ich unter den Spaniern eine Bewegung. Sie blickten alle in eine Richtung, nach dem Eingang des entstehenden Lagers hin. Von draussen kam eine lange Schlange Menschen an, eine richtige Marschkolonne, auf beiden Seiten von Mobilgarde begleitet. Alle strömten diesen Ankömmlingen neugierig entgegen. Schon begannen die Spanier zu winken und zu rufen.

An der Spitze gingen vier deutsche Majore. Es war unsere Brigade. Aber wie kam sie an! Die Marschglieder waren ausgerichtet, jeder Mann aufrecht, als ob es zu einer Parade ginge.

Als sie an die Düne kamen, blieben die Mobilgarden am Stacheldrahtzaun zurück. Noch wenige Schritte gingen die Internationalen weiter, dann verloren sie ihre Haltung. Die Kolonne löste sich auf. Einige sanken in den Sand. Alle sahen plötzlich sehr abgespannt aus.

«Gibt es hier etwas zu trinken?» rief mir der Major Hugo Wittmann zu. «Wir sind ja am Verdursten!»

«Dort drüben ist ein Brunnen. Aber komm hierher, Hugo! Bei dem Andrang wirst du an der Pumpe nichts bekommen. Wir haben einen Becher voll für dich. – Erkläre mir nur, weshalb ihr in dieser Parade-Ordnung hereinmarschiert seid?»

Er begrüsste Drenkler, der sich halb aufgerichtet hatte, aber nach hohem Fieber aussah. Als er getrunken hatte, sagte er: «Mensch, solche Schweine! Diese Mobilgarde, diese Faschisten! Aus ganz Frankreich haben sie das übelste Pack zusammengeholt. An der Grenze nahmen sie allen Truppen ihre Offiziere weg, weil sie vor unserer Armee einen mächtigen Schiss haben. Bei den Spaniern hörte danach jede Ordnung auf. Hier sind ja viele von den schlechten katalanischen Truppen, diesen Halb- und Ganz-Anarchisten. Auch uns wollte die Mobilgarde die Offiziere wegnehmen. Aber unser Offiziersbataillon marschierte vorn. Da nahmen sie die erste Linie Majore weg. Dahinter standen lauter Hauptleute, ein Glied hinter dem anderen. Die haben geguckt! Sie konnten einfach nichts gegen unsere Ordnung machen. Wir halten zusammen wie Pech und Schwefel! Dafür haben sie sich gerächt. Man muss auf einem so langen Marsch doch gelegentlich halten lassen. Diese Lumpen liessen aber nicht. Die Blase hatten wir voll und mussten im Marschieren versuchen, Wasser zu lassen! Die französischen Bauern standen vor ihren Häusern und nickten uns zu. Die wissen, wofür wir gekämpft haben! In vielen Orten hatten sie auch Wasser und Wein bereit. Aber glaubst du, das Faschistenpack von Mobilgarde hätte uns herangelassen? Da setzten wir auch unseren Dickkopf auf, richteten uns hoch und sind stolz zwischen diesen Lumpen marschiert, als ob es sie nicht gäbe!»

Ich sagte: «Wir müssen uns hier sofort eine feste Ordnung schaffen. Wo ist der Brigadeführer Adolf Reiner?»

«Du musst ihn suchen.»

Ich fand ihn nirgends und erfuhr schliesslich, dass er mit den Offizieren seines Stabes bei den Wagen mit dem Gepäck der Brigade ausserhalb des Lagers geblieben war, um es vor der Plünderung durch die Mobilgarde oder die Kriminellen zu schützen. Aber wir mussten hier, im entstehenden Konzentrationslager, sofort einen Führer haben. Die Politkommissare kamen zusammen und beschlossen, der Leiter der Deutschen müsste die Persönlichkeit mit der grössten Autorität sein. Sie bestimmten mich dazu.

Das Wichtigste war die Regelung der Verpflegung. Während die Mobilgarde unsere Internationalen auf dem Marsch am schlechtesten behan-

delt hatte, so nun am besten. Das lag an ihrer Faulheit. Als Kochkessel ankamen, wurde ich sofort benachrichtigt und war gleich darauf bei dem Lastauto.

«Wie viele sind Sie?» fragte der Franzose uninteressiert. Ich nannte ihm die genaue Zahl. Darauf bekamen wir sofort die entsprechende Anzahl Kessel, kurze Zeit später Feuerholz, Suppenmehl und Brot. Die Spanier aber, die angeblich auf 100'000 allein in diesem Lager von Saint Cyprien angewachsen waren, hatten keine Offiziere mehr, keine Untergliederung und daher keine Möglichkeit zur Zählung und gleichmässigen Verteilung. Die Mobilgarde verlangte von ihnen genaue Verpflegungszahlen. Da sie die nicht brachten, gab die französische Lagerverwaltung den Spaniern nichts zu essen.

Wir setzten uns zusammen und diskutierten, wie wir den Spaniern helfen könnten, fanden aber keine Möglichkeit dazu, ohne uns taktlos in ihre inneren Angelegenheiten einzumischen.

Unsere sofort arbeitenden Köche lieferten noch kurz vor Dunkelwerden eine Suppe, Kaffee und Brot. Es war eigentlich zu wenig. Aber nach dem langen Hunger in Spanien und in den letzten Tagen wäre uns eine ausreichende Mahlzeit sicher nicht bekommen.

Nun machten wir uns für die Nacht fertig. Ich lag mit dem Politkommissar der Brigade und einigen anderen zusammen, die den deutschen Lagerteil leiteten. Der Sand unter uns war feucht, und der Nachtwind zog durch die Decken. Es wurde ungemütlich. Trotzdem schlief ich zeitweise. Es war noch dunkel, als jemand kam.

«Was möchtest du?» fragte ich.

«Mich schickt der Major Reiner. In dieser Nacht ist ein Teil unserer Koffer auf den Lastautos geplündert worden. Er bittet darum, dass die Kameraden noch vor Tagesanbruch ihr Gepäck ins Lager schaffen.»

Ich bezweifelte, ob man uns so ohne weiteres aus dem Lager hinauslassen würde. Aber es ging. Wahrscheinlich dachten die Wachen, dass vor Morgengrauen eine ganze Abteilung nur auf Befehl der Franzosen aus dem Lager gehen würde.

Meine beiden Koffer kamen unversehrt an. Aus unserem Gepäck bauten wir so etwas wie eine kleine Stube, auf deren Wänden man am Tage sitzen konnte.

Eben begann es zu dämmern, als ein Ungar erschien: «Der Gulasch ist fertig. Wir warten auf dich.» Ich hatte vergessen, dass die Ungarn mich gestern für heute früh zu echt ungarischem Gulasch mit Nockerln eingeladen hatten. Sie besassen noch etwas Fleisch und Mehl.

Es war ein feuchter, unfreundlicher Morgen. Da schmeckte der heisse Gulasch besonders gut.

Die Ungarn erzählten, dass Lister die Offiziere seines Stabes beauftragt hatte, Juwelen des spanischen Staats-Schatzes nach Frankreich zu bringen. An der Grenze wurden sie aber von den Franzosen als Diebe verhaftet und die Juwelen beschlagnahmt, trotz aller Proteste.

Man rief mich von diesem netten Gulasch-Essen fort zu einem Hauptmann der Mobilgarde: «Ich bin mit der Führung des Lagers der Internationalen beauftragt. Sie, Herr Renn, erhalten das Kommando über den einen Teil, den anderen bekommt Oberstleutnant Morandi.»

Nun begab ich mich zu Morandi, einem Italiener, den ich erst hier kennengelernt hatte. Er war mittelgross und etwas rundlich, ein sehr umgänglicher Mann. Wir einigten uns darauf, dass ich die Freiwilligen der ehemaligen Elften und Dreizehnten Brigade übernahm, das heisst, die Deutschen, Polen und einige kleinere nationale Gruppen. Er sollte alles übrige haben, die Brigaden Zwölf, Vierzehn, Fünfzehn und 129. In Saint Cyprien befanden sich 3244 Internationale, die meisten anderen wohl im Lager von Argelès sur Mer. Die Teilung zwischen Morandi und mir erschien den meisten unverständlich, weil Morandi viel mehr Internationale hatte als ich. Aber bei ihm befanden sich alle die, von denen wir annahmen, dass sie bald aus dem Lager entlassen würden, die Franzosen, Engländer und Amerikaner.

Der 10. Februar war der letzte Tag des freien Katalonien. Nur noch Reste republikanischer Truppen kamen über die Grenze. Der Ministerpräsident Negrin flog mit seinem ganzen Kabinett nach Zentralspanien, entschlossen, weiterzukämpfen. Der Staatspräsident Azana aber blieb in Frankreich, was ihn um den Rest seines Ansehens in Spanien brachte.

Unterdessen zog die Mobilgarde zwischen uns und den Spaniern einen Stacheldrahtzaun. Holz in bestimmten Massen kam an, aus dem wir uns nach dem sonderbaren Modell irgendeines Mannes selbst Baracken bauen sollten. Immer wenn eine neue Fuhre vor das Lager kam, forderte man Arbeitskräfte von uns. Sie gingen dann an einem kleinen Lager vorbei, in dem Frauen und Kinder hinter Stacheldraht hockten. Die Unglücklichen hatten kein Zelt und nichts zum Schutz gegen die Witterung. Unsere Kameraden waren aufs Tiefste empört. Alles vertrugen sie, aber nicht diese Behandlung der spanischen Frauen und Kinder. Jeder wiederholte in Gesprächen, was er dort gesehen hatte, vor allem, dass dieses Frauenlager so winzig gemacht worden war und die Kinder keinen Raum zum Spielen hatten.

Unsere Wut auf die Mobilgarde wurde noch durch andere Vorkommnisse gesteigert: So hatte man dem Jugoslawen Teo Balk das Manuskript

eines fast fertigen Romans weggenommen. Ich forderte bei dem Hauptmann der Mobilgarde die Rückgabe. Er aber verbarg sich hinter Ausreden, wobei er mich frech anlachte. Andere Kameraden beschuldigten ihn einer Reihe von Diebstählen am Eigentum der Internationalen. Wer konnte das aber bei unserer völligen Rechtlosigkeit nachweisen?

Das Verhalten der Araber gegen uns war unterschiedlich. Einige trieben uns auf den Wegen ausserhalb des Lagers brutal vorwärts. Andere wieder waren freundlich. Wir beschlossen, ihnen gegenüber höflich zu sein und mit ihnen möglichst ins Gespräch zu kommen, um sie darauf zu lenken, dass sie in Nordafrika von den französischen Kolonialherren ebenso unterdrückt wurden wie wir, die in Spanien für die Freiheit aller Nationen gekämpft hatten. Einige hörten das gern an, aber viele verstanden wohl nicht genug Französisch.

Die ersten Baracken wurden bei den Italienern gebaut, weil das erste Holz zufällig zu ihnen gekommen war. Wir gingen hin, um sie uns anzusehen, und schüttelten die Köpfe. Die Häuschen waren bestenfalls als Strandläden für den Sommer geeignet. Zum Meer hin standen sie offen und hatten eine ungenügende Tiefe. Unwillkürlich blickten wir hinüber zu den Spaniern. Da lagerten noch immer alle in unregelmässigen Gruppen. Nicht ein Brett war zu ihnen gebracht worden. Wie es um ihre Küchen stand, wusste ich nicht. Man erzählte, dass bei ihnen immer sechzig Mann ein Brot erhielten und alle Proteste des spanischen Obersten nichts nützten.

Major Drenkler und die anderen Kranken lagen nun endlich nicht mehr einfach im Freien, sondern in einer offenen Sanitätsbaracke. Man behandelte unsere Kranken und Verwundeten dort mit ausgesprochener Missachtung. Unsere Ärzte berichteten darüber: «Die Mobilgarde hat einen französischen Arzt eingesetzt, der wohl ein Faschist ist. Als Gehilfen gaben sie ihm den ehemaligen Dentisten unserer Brigade.»

«Ist das der Kerl», fragte ich, «der immerzu von Farbbehandlung schwätzte wie in der altchinesischen Medizin?»

«Das sieht ihm ähnlich. Er ist ein gewöhnlicher Kurpfuscher und Quacksalber.»

«Ich habe auch politisch gegen ihn die schwersten Bedenken», sagte ein anderer Arzt. «Seine Reden klingen verflucht nazistisch. Jetzt stellt sich heraus, dass er einmal in der Fremdenlegion war. Deshalb haben ihn die Franzosen wohl auch eingesetzt, wenn er nicht immer ein französischer Agent in unseren Reihen war.»

«Könntet ihr Ärzte trotzdem in der Revier-Stube dort etwas helfen?» fragte der Politkommissar.

«Natürlich können wir helfen.»

«Dann müsst ihr dort Weiterarbeiten, wenn es auch manchmal erniedrigend für euch ist.»

Man rief mich eilig fort: «Da hält ein deutscher Hauptmann eine Rede und wirbt für die Fremdenlegion! Früher hat er einmal dazugehört.» Ich kannte diesen Menschen von meinem Offiziersbataillon. Er galt zwar als tapfer, aber auch als roh und politisch nicht ganz durchsichtig.

Wir gingen zu dem Kreis, in dem er sprach. Als ich dazutrat, blickte er mich einen Augenblick misstrauisch an und sprach dann weiter. Was er sagte, war nicht erschütternd. Ich überlegte, ob ich verhindern konnte, dass in einem französischen Lager für die französische Fremdenlegion geworben wurde. Immerhin bestand die Möglichkeit, dass unsere Politkommissare die Kameraden darauf aufmerksam machten, was es bedeutete, wenn sie sich der Fremdenlegion verkauften.

Der Hauptmann beendete seine Rede mit der Aufforderung, sich bei ihm zur Fremdenlegion zu melden.

Ich teilte dem Politkommissar mit, was geschehen war. Schon nach ganz kurzer Zeit wusste er, wer sich gemeldet hatte. Das waren ein paar, die schon in der Legion gewesen waren, und noch einige andere, niemand von Bedeutung. Unsere Freiwilligen lehnten es rundweg ab, sich durch diesen Selbstverkauf aus dem Konzentrationslager zu befreien.

Am 12. Februar erhob sich ein heftiger Wind und trieb uns den Sand in die Augen. Einige Kameraden kannten das hiesige Klima und sagten: «Dieser eisige Nordwest dauert drei Tage.» Mir wehte es bei meinen vielen Gängen immer wieder die Mütze vom Kopf.

Auch in der Nacht hielt der Sturm an. Aus unseren Koffern bauten wir eine Schutzwand. Das nützte aber wenig. Hinter ihr rieselte der Sand auf uns herab und durchdrang alles. Im Munde knirschte es. Wir krochen ganz eng zusammen und versuchten, so zu schlafen.

Am zweiten Tage des Sturms suchten alle nach Schutzmaterial. Von den Baustellen der Baracken wurden Bretter fortgeschleppt. Vor allem brauchten wir Stricke, um uns so etwas wie Zelte zu bauen. Da wir keine Stricke fanden, verschwand ein Stück Stacheldraht nach dem anderen vom Zaun zwischen den Spaniern und uns. Zu Mittag war er verschwunden. Beide Lager vereinigten sich und wogten freundschaftlich durcheinander, soweit das bei dem Sandsturm möglich war.

Ich sass gerade mit dem Politkommissar und meinem alten Freund, dem früheren Brigadeschreiber Hauptmann Münster, hinter der Koffer-

wand, und wir berieten etwas. Da blieben zwei vermummte Gestalten vor uns stehen. Wie alle hatten sie sich die Decken über den Kopf gezogen, so dass sie nicht zu erkennen waren. Ich bemerkte nur, dass sie lachten.

«Kennst du uns nicht mehr?» schrie der eine in den Sturm. Da erkannte ich ihn an der Stimme als meinen Politkommissar von der Feldwebel-Schule in Cambrils, Antonio Sanchez Barbudo. Nun lüftete der andere seine Decke, und da war es der gescheite Kunsttischler Riba aus Barcelona.

«Wo sind eure Frauen?» schrie ich.

«Drüben sitzen sie zusammen.» Schnell verhüllte er wieder sein Gesicht.

Man musste sich ja die Augen schützen. Mir waren sie schon nach einem Tage Sturm am Morgen verklebt gewesen, und am nächsten Tage konnte ich sie erst öffnen, nachdem ich vom Lid-Spalt die Tränen-Kristalle abgelöst hatte. Nun blickte ich mit Staunen auf meine Hände. Sie waren dick geschwollen, jedoch ohne zu schmerzen.

In dieser Nacht waren zwei Majore verschwunden, die hofften, dass bei diesem Unwetter niemand aufpasste und sie bis Paris durchkämen. Wir hatten natürlich gewusst, dass sie diese Flucht aus dem Lager versuchen wollten.

An diesem Tage spannten wir ein dünnes Tuch über unsere enge Kofferburg. Das war gut. Denn in der nächsten Nacht fing es an zu regnen. Später hörte es wieder auf. Dafür setzte der Sturm mit erneuter Kraft ein. Halb nass fror ich sehr unter dem niedrigen Tuchdach, unter dem der Wind hindurchblies.

Am folgenden Morgen war der Wind schneidend. Ich brauchte längere Zeit, um meine verklebten Augen öffnen zu können.

Am Vormittag brachte die Mobilgarde die beiden geflohenen Majore zurück. Endlich wurden nun auch bei uns Baracken gebaut. Dazu mussten wir die Bretter wieder einsammeln, die rings in die Nothütten eingebaut worden waren. Die Kameraden wollten sie nicht herausgeben aus Furcht vor der nächsten Nacht, in der viele von ihnen noch nicht in einer Baracke schlafen würden.

Immer noch stürmte es, und jeder Tag wurde kälter. Besonders schlimm war die Nacht zum 15. Februar. Der Wind zerrte an unserem dünnen Dach. Zwar hatten wir alle Decken und Tücher über die Gesichter gezogen, aber auch dahinein drangen die Sandkörnchen und sammelten sich um Augen, Mund und Nase.

Am Morgen war mein linkes Auge völlig verklebt und geschwollen. Der Wind aber hatte nachgelassen.

Von früh ab war ich wegen des Barackenbaus unterwegs. Da gab es viel Aufregungen wegen der Bretter, Nägel oder der Anforderung von Arbeitskräften durch die Franzosen. Gerade sass ich bei Oberstleutnant Morandi, als jemand kam und sagte: «Ein Franzose ist da und will dich sprechen. Er sagt, er kommt deinetwegen von Paris.»

Ich bog um die halbfertigen Baracken und sah einen sehr gepflegten Herrn stehen, mit blondem Bärtchen.

«Ah, Herr Renn!» sagte er auf Deutsch. «Ich habe den Auftrag von Louis Aragon und den französischen Schriftstellern, Sie aus dem Lager zu holen. Ich heisse Bernard Maupoil und bin Richter in den französischen Kolonien in Afrika. Die Erlaubnis für Sie, das Lager zu verlassen, habe ich hier. Die Autodroschke wartet draussen.» Ich lief zum Politkommissar und fragte ihn, ob ich fortdürfte, oder ob es meine Pflicht wäre, hierzubleiben.

«Aber Mensch!» rief er. «Hau ab! Wir sind über jeden froh, der hier heraus kann!» Ich öffnete meine Koffer und tauschte meine Uniform gegen Zivil. Da lag auch mein Spiegel. Ich blickte hinein und erschrak über dieses gelbblasse Gesicht mit dem verschwollenen Auge. Nein, so sehen die Menschen sonst nur auf expressionistischen Bildern aus, wenn der Maler einen Zuhälter oder einen Verbrecher recht übertrieben darstellen möchte. Kann man denn so vor Menschen treten, die in Betten schlafen?

Bald sass ich neben Maupoil in der Autodroschke, und wir waren auf dem Wege nach Perpignan.

In der Stadt winkte Maupoil plötzlich einer Dame, einer schönen und sehr schicken Frau. Sie trat lebhaft auf mich zu. Warm drückte sie mir die Hand. Darauf wandte sie sich an Maupoil: «Wir gehen mit Herrn Renn gleich zum Präfekten!» Der Präfekt war der höchste Beamte des Departements.

«Aber wie sehe ich aus!» sagte ich.

«Entschuldigen Sie, wenn ich gerade das lobe. Mag der Präfekt selbst sehen, wie die Opfer seiner sinnlosen Massnahmen hergerichtet sind! Ausserdem sollen Sie ihm selbst erzählen, wie es im Lager aussieht!»

«Aber wird mich der Präfekt empfangen?»

«Er wird!» entgegnete sie. «Mich empfängt er, und ich bringe Sie mit hinein.» Während wir zur Präfektur gingen, fand Maupoil die Gelegenheit, mir zuzuflüstern: «Madame ist die Vertreterin einer katholischen Zeitschrift, eine sehr wichtige Frau – und dabei sehr gut!»

Wirklich empfing der Präfekt uns sehr bald. Er stand hinter seinem Schreibtisch und bat uns, auf einem Sofa und Polsterstühlen Platz zu neh-

men. Nun begann die Journalistin mit viel Temperament zu sprechen und mich aufzufordern, Einzelheiten anzugeben. Der Präfekt hörte sich alles höflich an und sagte: «Was Sie erzählen, Madame, stimmt alles. Aber was soll ich tun, wenn man mir keine Zelte sendet? Wir wurden durch den ungeheuren Zustrom an spanischen Truppen überrascht.»

Die Journalistin liess sich damit nicht abspeisen, sondern hielt dem Präfekten immer wieder vor, dass diese Konzentrationslager und ihre Bedingungen eine Schande für Frankreich wären.

Nach diesem Besuch, von dessen Wirkung ich mir wenig versprach, sagte Maupoil: «Monsieur Renn, ich habe rasch etwas zu erledigen. Können Sie mich hier erwarten?»

Ich blickte mir das lebhafte Treiben auf der Strasse an. Da trat ein mir unbekannter spanischer General aus einem Hause. Nach ihm kam einer der hohen spanischen Politkommissare, den ich kannte, in Zivil. Plötzlich standen zwei englische Journalisten vor mir. Sie hatten uns in allen grossen Schlachten aufgesucht. Geradezu stürmisch begannen sie, mich über die Konzentrationslager auszufragen und machten sich Notizen. Dazwischen blickten sie mich an. Ihre Blicke gingen mit Bedauern immer wieder auf mein verschwollenes Auge. Als ich ihnen aber immer mehr Einzelheiten mitteilte – als ehemaliger Lagerleiter kannte ich ja die Zahlen genau –, vergassen sie mein Aussehen und blickten mich mit entsetztem Interesse an. Als sie gegangen waren, um die Nachrichten nach London zu kabeln, kam der eine zurück. Er war verlegen und reichte mir etwas mit der linken Hand: «Damit Sie wenigstens eine Tasse Kaffee trinken können!» Dann rannte er dem anderen nach. Erst durch die Geldscheine, die ich in meiner Hand hielt, bemerkte ich, dass ich nicht einen Franc besass.

Maupoil kam zurück und schob mir etwas in die Rocktasche.

«Ich darf es doch ansehen?» fragte ich. Es waren tausend Franc.

Dann brachte mich Maupoil zu einem Freund aus den Kolonien, der mich eingeladen hatte, bei ihm zu wohnen, solange ich mich in Perpignan aufhielt. In seinem schönen Hause traf ich seine würdige Mutter, die mich zusammen mit anderen Frauen herzlich begrüsste. Sie sprachen untereinander katalanisch.

Ich bemühte mich, höflich zu sein, musste mich aber bald entschuldigen, weil mich eine unüberwindliche Müdigkeit packte. Man führte mich in ein helles Gastzimmer, in dem ein weiss bezogenes, daunenweiches Bett stand.

Am Abend lud mich der katalanische Herr in ein besonders gutes Lokal zum Essen ein. Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass ein Mensch nach

so vielen Monaten Hunger nicht plötzlich gut essen kann. Er verstand das als Bescheidenheit und liess einen Leckerbissen nach dem anderen und gute Weine kommen.

Bald wurde ich so müde, dass ich trotz des Versuchs, mich zusammenzunehmen, unfähig war, etwas zum Gespräch beizutragen. Ich fühlte Erleichterung, als er endlich aufbrach und ich ins Bett konnte.

Die Nacht durch phantasierte ich und stand den ganzen nächsten Tag nicht auf.

Unterdessen war Maupoil wieder im Lager von Saint Cyprien und holte die Schriftsteller Erich Weinert, Peter Kast und Teo Balk heraus.

Am folgenden Tage versuchte ich aufzustehen, aber es ging nicht gut. Weshalb musste ich auch herumlaufen? Stattdessen schrieb ich für die Leitung der deutschen Emigration in Paris einen Bericht über die Zustände im Lager. Maupoil holte nun die Bulgaren Velew und Maronow und den Polen Vyka aus dem Lager.

Abends wollten wir mit dem Schnellzug nach Paris. Wir trafen uns rechtzeitig auf dem Bahnhof, nur Erich Weinert fehlte. Schliesslich mussten wir ohne ihn abfahren. Später erfuhr ich, dass auch er mehrere Tage gebraucht hatte, um sich wieder an normales Essen zu gewöhnen. Vor Erschöpfung lag er im Bett und konnte nicht mit uns fahren.

Der Verrat besiegt Spanien

März 1939

Maupoil brachte mich in Paris zu seiner Grossmutter, einer wunderbar lebendigen und freimütigen Dame in hohem Alter. Mir imponierte Maupoils Tatkraft. Noch mehr verbanden uns rasch gleiche Interessen. Seine Stellung als Richter in Dakar in Westafrika verwendete er, soweit es ihm möglich war, zum Wohl der Schwarzen. Eines Tages trat auf der Strasse ein uralter Mann auf ihn zu, der einen reichgeschmückten Hut trug. Da nur ganz hohe Herren einen Hut tragen dürfen, musste das eine wichtige Persönlichkeit sein. Durch seinen Übersetzer liess er Maupoil sagen, dass er gut zu seinen Leuten sei. «Wolle er mich besuchen!» Maupoil wusste nicht, mit wem er es zu tun hatte. Bei seinem ersten Besuch wurde ihm nicht klar, dass dieser uralte Mann der Hohepriester des letzten Königs von Dahome gewesen war. Nun ging Maupoil oft zu ihm, und sie be-

freundeten sich. Der Alte sprach mit Geringschätzigkeit von den christlichen Missionaren: «Diese Leute verstehen alles falsch. Die Mythologie unserer Wodu-Religion bedeutet etwas ganz anderes, als sie sich einbilden. Sie sehen nur das Sexuelle an den Göttergeschichten, als ob es uns darauf ankäme!» Nun erzählte er seinem jungen französischen Freund in vielen, langen Stunden vom Sinn der afrikanischen Göttergeschichten. Maupoil schrieb das alles auf.

Jetzt befand sich Maupoil in Paris, weil er die Malaria bekommen hatte. Wenn er am Nachmittag im Bett lag und seine Augen fiebrig glänzten, erzählte er mir oft von diesen Dingen. «Weisst du», sagte er, «die Erklärungen dieses weisen alten Mannes heben den ganzen Unsinn aus den Angeln, der sich in unserer Religionsphilosophie und in der Völkerkunde angesammelt hat. Es gibt erstaunliche Ähnlichkeiten zwischen der babylonischen und woduistischen Astrologie. Man muss untersuchen, woher das kommt und ob uns nicht das Wissen des Hohenpriesters den Ursprung unserer eigenen Religionen miterklärt.»

Maupoil verspann sich nicht in diesen alten Dingen, sondern er war stärker noch an der praktischen Befreiungsbewegung der Afrikaner interessiert und arbeitete an der einzigen sozialistischen Zeitung Afrikas mit. Die schwarze Bevölkerung hatte solches Vertrauen zu ihm, dass sie ihn in eine ihrer Geheimgesellschaften aufnahm. Darauf war er besonders stolz.

Wenn er sich besser fühlte, schrieb er an einer umfangreichen Doktorarbeit über die westafrikanische Wodu-Religion, mit der ich ja schon auf Kuba in Berührung gekommen war.

Auch ich schrieb an einem Buch über die Kriegskunst, in dem ich das zusammentrug, was ich mir im Weltkrieg, dann als Stabschef in Spanien und als Leiter der Feldwebelschule an praktischen und theoretischen Kenntnissen erworben hatte.

Da ich keinen Mantel besass, schenkte mir Maupoil einen langen, eleganten von sich. Denn wir hatten dieselbe Figur. In diesem Mantel erschien ich nicht wie ein deutscher Flüchtling ohne Geld und ohne gültige Personalpapiere, sondern wie ein Engländer mit viel Geld. Auf der Strasse und im Café sprachen mich die Franzosen auf Englisch an. Daher war ich auch der einzige deutsche Internationale, der von der Polizei nie belästigt wurde.

Die Nachrichten aus den Konzentrationslagern in Südfrankreich waren beunruhigend. Ein deutscher Arzt, der in Spanien gekämpft hatte, kam nach Paris. Er berichtete, dass in Saint Cyprien der Typhus ausgebrochen war. Auch unser ehemaliger Divisionsarzt, Doktor Kriegel, war daran er-

krankt. Es waren mehrere hundert Fälle, von denen die französische Regierung nur 30 zugab.

Der englische Journalist Buckley hatte eine Reihe von Artikeln über die Missstände in den Lagern geschrieben, aber sie wurden in ganz England nicht gedruckt. Im Besondern wollte niemand davon hören, dass spanische Frauen und Kinder in französischen Konzentrationslagern eingesperrt waren, und unter welchen Bedingungen!

Nach seinem Sieg in Katalonien verhielt sich Franco ruhig. Vielleicht bereitete er eine Offensive gegen Zentralspanien vor. Dort hatten wir noch mindestens 500'000 Mann unter Waffen, darunter sehr gute Truppen. Die besten militärischen Führer der bisherigen katalanischen Front waren nach Madrid geflogen. Modesto und Lister waren nach ihren glänzenden Siegen zuerst zu Oberstleutnants und dann mit Ach und Krach zu Obersten befördert worden. Endlich wurden sie nun Generale.

Am 5. März gegen Abend gab es verwirrende Gerüchte aus Madrid. Oberst Casado sollte eine neue Regierung gebildet haben, die kommunistische Offiziere erschiessen liess. Am nächsten Tage wurden die Nachrichten klarer: Julian Besteiro, ein rechter Sozialdemokrat von üblem Ruf, hatte schon lange Verhandlungen mit England und Frankreich angeknüpft, um eine bedingungslose Übergabe der Spanischen Republik zu erreichen. Zusammen mit dem Sozialisten Wenceslao Carrillo, dem Oberst Casado, General Miaja und dem Anarchisten Cipriano Mera hatte er ein «Komitee der Nationalen Verteidigung» gebildet. Oberst Casado war der Kommandeur aller Truppen der Zentralen Zone und ein Agent Englands. General Miaja, politisch nie stark, hat später zugegeben, dass er nicht verstand, was er tat. Der Übelste war Mera, Führer der Madrider Anarchisten und derselbe, der damals in Torija gegen die angebliche Bürgerlichkeit Hans Kahles protestierte, indem er und sein Stab unrasiert zum Abendessen erschienen. Zur Zeit des Casado-Putsches führte er das IV. Armeekorps vor Guadalajara. Er zog Truppen von der Front ab, die Tausende von kommunistischen Offizieren und Politikern misshandelten, in die Gefängnisse sperrten oder erschossen.

Aber noch immer war die Lage für die rechtmässige Regierung nicht verloren. Das zeigte sich einige Tage später, als sich Casado und seine Mitverschworenen vor den treugebliebenen Truppen verstecken mussten. Es wäre nötig gewesen, die unzuverlässigen und meist auch unfähigen Offiziere endlich abzusetzen. Negrin versagte in dieser Lage, tat nichts und flog bald darauf nach Frankreich. Dadurch steigerte er die

Verwirrung und nahm der Republik im entscheidenden Augenblick die Spitze.

Am 26. März war die Auflösung der republikanischen Armee so weit fortgeschritten, dass Franco fordern konnte, Madrid solle sich ergeben. Oberst Casado hatte versprochen, keiner vom «Komitee der Nationalen Verteidigung» würde Spaniens Boden verlassen, bevor man bei Franco nicht günstige Bedingungen für das Land erwirkt hätte. Nun floh er heimlich auf ein englisches Kriegsschiff, das seinen Agenten in Sicherheit brachte.

In diesen Tagen fuhr Bernard Maupoil wieder nach dem Süden, um etwas zur Hilfe für die spanischen Antifaschisten zu tun. Damals sammelten sich Tausende von Flüchtlingen in Alicante und hofften, ein Schiff zu bekommen. Maupoil fuhr mit einigen anderen dorthin, nahm die Gefährdetsten auf ein Schiff und brachte sie nach Frankreich. Die anderen – und das waren fast alle – mussten ohne Hoffnung zurückgelassen werden.

Am 29. März war alles zu Ende. Die Faschisten rückten in Madrid, Valencia und Alicante ein und begannen mit dem Blutbad.

Nachdem der Krieg um die rechtmässige spanische Republik vorbei war, hätte die französische Regierung die Konzentrationslager für die Angehörigen der ehemaligen republikanischen Armee öffnen müssen. Aber sie tat das nicht.

Am 4. April 1938 hatte ich auf der Kundgebung im Theater der Renaissance in Paris der französischen Regierung im Namen der antifaschistischen Deutschen das Angebot gemacht, dass wir bereit wären, Frankreich mitzuverteidigen, falls es von Hitler angegriffen würde. Nun wusste man endgültig, dass die französische Regierung dieses Angebot nicht annehmen wollte.

Lieber wollte man von Hitler geschlagen werden, als mit den Antifaschisten zusammen zu kämpfen. Später hat die offen faschistische Regierung Pétain die Insassen der südfranzösischen Konzentrationslager an die Nazis ausgeliefert. Viele ehemalige Internationale wurden nach Deutschland gebracht und dort ermordet, so der Führer der Centuria Thälmann, Hermann Geisen, und der gute Kaderkommissar der Elften Brigade, Albert Denz.

Von manchem fehlt noch heute jede Nachricht.

Mir gelang es, über England und die Vereinigten Staaten nach Mexiko zu gelangen. Bernard Maupoil begab sich nach Dakar zu seinen Schwarzen.

Als aber Hitler Frankreich besetzte, kehrte er zurück und kämpfte im Maquis, der französischen Widerstandsbewegung, gegen die Nazis. Er wurde gefangengenommen und in einem deutschen Konzentrationslager ermordet. Er war einer der besten, klügsten und feinsten Menschen, die mir begegnet sind.

Und Spanien? Sein schlimmstes Problem im Kriege war nicht der Mangel an militärischer Erfahrung. Der herrschte ähnlich auch bei den Franco-Truppen. Den grössten Schaden richtete der Wirrwarr der Parteien an. Die Gruppen und einzelnen Personen, die so grauenhaft versagten, waren alle auf dem Wege zu einer ernsthaften sozialistischen Auffassung irgendwo stehengeblieben: die linksbürgerlichen Intellektuellen Azana und Companys, die Anarchisten, die katalanischen und baskischen Nationalisten, die Sozialisten um Largo Caballero. Aber auch Sozialisten, die Gutes geleistet haben, wie Negrin und Alvarez del Vayo, wurden in den entscheidenden Stunden schwach.

Der Verfall dieser Parteien setzte sich bei denen fort, die ins Ausland entkommen konnten. Die radikalanarchistische FAI gibt es noch heute. Als sie 1950 aufgefordert wurde, den Friedensbeschlüssen von Stockholm zuzustimmen, weigerte sie sich.

Indalecio Prieto, der landesverräterische Kriegsminister des ersten Kabinetts Negrin, rettete einen Teil des spanischen Staatsschatzes auf einer Jacht nach Mexiko. Als man die Rechnungslegung von ihm verlangte, behauptete er, das Ladungsverzeichnis des Schiffes wäre verlorengegangen. Das glaubte natürlich niemand. In der Presse klagte man ihn der Unterschlagung an und berichtete über den Luxus, den er mit dem Erlös seines Raubes trieb. Das rührte den ausgekochten Gauner nicht.

Heute, im Jahre 1950, steht fest, dass auch er ein Agent Nordamerikas ist. Wohl deshalb durfte er die Schätze auf der Jacht ungestraft unterschlagen. Wird das spanische Volk, wenn es sich befreit, so jemanden als seine Regierung wählen?

Einige Jahre nach dem Kriege lebte der Partisanenkampf in Spanien wieder auf. Das geschah vor allem in der gebirgigen Gegend um Teruel. Wer führt diesen Kampf? Die Linksbürgerlichen? – Sie haben noch nie als Partisanen gekämpft. Die Anarchisten? – Könnte sich ein Verräter vom Schlage des Cipriano Mera bei den Kämpfern in den Bergen zeigen? Oder einer, der gegen Friedensbeschlüsse ist? Die Sozialisten? – Selbst der tapfere Negrin wäre als Partisan unbrauchbar.

Wer führt diese todesmutigen Partisanen? Sie lieben die Pasionaria, die mütterliche Frau, die zugleich die starke Führerin der Kommunistischen Partei Spaniens ist. Unter den Partisanen erzählt man sich auch von den Heerführern Modesto und Lister, die gekämpft haben, bis sie nicht mehr konnten. Diese grossen Soldaten haben sich in den Jahren des Zweiten Weltkriegs und danach weitergebildet – aber nicht nur militärisch. Das ist es gerade, was sie mit den Partisanen und den anderen Kämpfern in Spanien verbindet: Sie sind zwar bereit, mit der Waffe zu kämpfen, aber im Grunde hassen sie den Krieg. Was sie erstreben, ist der Frieden.

Ich habe erzählt, was ich im Spanischen Kriege erlebte. Oft hat mich beim Schreiben der Schmerz überwältigt. In den Nächten lag ich wach und quälte mich damit, mir vorzustellen, wie wir es besser hätten machen sollen. Dieses Wieder-Erleben liess mich nicht los, obwohl es eigentlich Unsinn war.

Der Kampf des spanischen Volkes um seine endgültige Freiheit wird wohl anders aussehen als der vergangene Krieg, weniger militärisch. Dabei wird er schneller zum Sieg führen.

Spanisches Volk, du wirst Brot haben. Du wirst arbeiten und wieder singen und tanzen.

ISBN-10: 3-360-01287-9
ISBN-13: 978-3-360-01287-6

Neue Grünstrasse 18, 10179 Berlin
Umschlaggestaltung: ansichtssache – Büro für Gestaltung
unter Verwendung eines Fotos aus dem Jahr 1936
(links Ludwig Renn, ganz rechts Hans Kahle; die Identität
des Offiziers im Mittelpunkt des Bildes war nicht zu ermitteln)

Druck und Bindung: Salzland Druck, Stassfurt

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin erscheinen
in der Eulenspiegel Verlagsgruppe

www.das-neue-berlin.de